This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

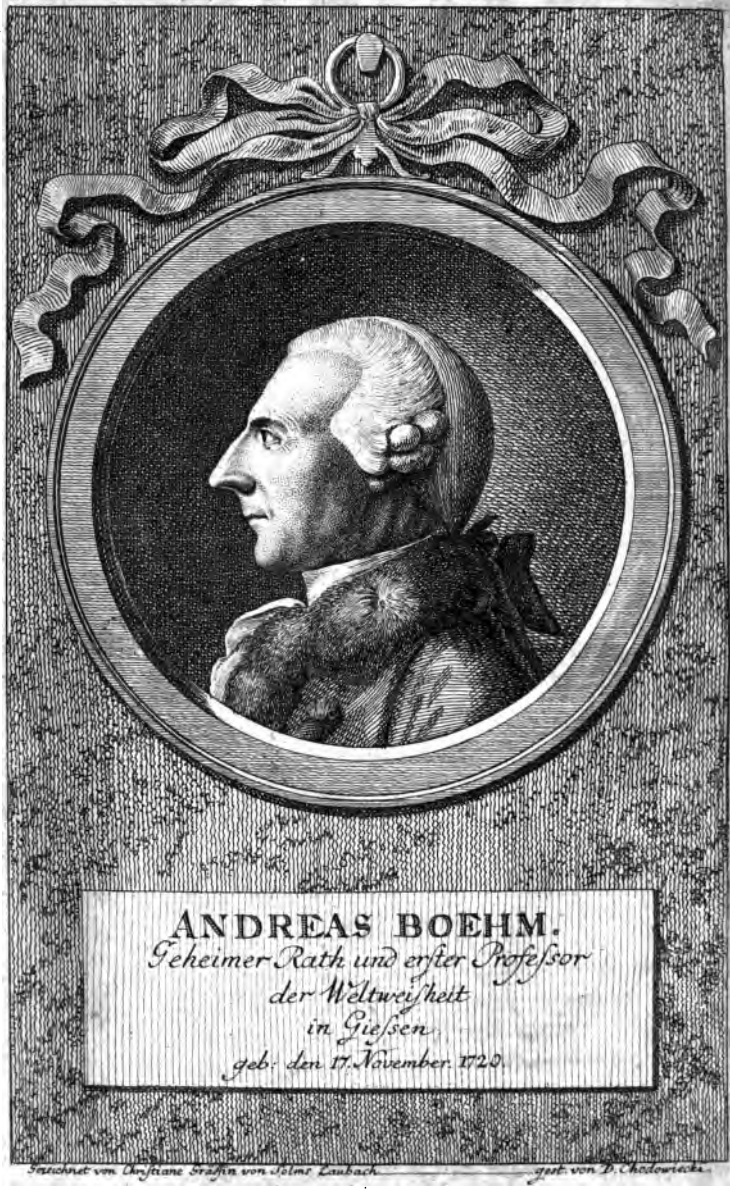
A 946,830

Litt. I.
7

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BUILDING
USE ONLY

BUILDING
USE ONLY.

4
1007
.A39



ANDREAS BOEHM.
Geheimer Rath und erster Professor
der Weltweisheit
in Giessen
geb: den 17. November 1720.

Gezeichnet von Christiane Gräfin von Solms Laubach. gest. von D. Chodowiecki.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

P.H.

Des sieben und sechzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1786.

Faculty Research Prof.
De Gruyter
2-27-31
23643

Verzeichniß

der im erſten Stücke des ſieben und ſechzigſten Bandes recenſirten Bücher.

I. A. F. v. Irwing Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen, 4ter Band, 3
II. Geſchichte von Baiern für die Jugend und das Volk, 1ſter Band, 15
III. D. A. Royko Geſchichte der großen allgemeinen Kirchenverſammlung zu Koſtnitz, 4ter Theil, 23

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

1. Jonathas Pr. auf die vornehmſten Feſttage des Herrn.
2. Ignaz von Loiola, als ein Muſter eines tugendhaften Lebens vorgeſtellet.
3. J. Hahns Reden auf die marianiſchen Feſttage des Jahrs, 5ter Band.
4. F. A. Kienle Lexicon der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre, 2 Bände.
5. J. Mahontani katechet. Unterricht für Chriſten wider den Unglauben unſerer Zeiten.
6. A. Godeau allgem. Kirchengeſchichte aus dem Ital. 21ſter, 22ſter Theil.
7. A. Kollenetz Pr. über alle Feſttage, die gegenwärtig noch allgemein in der kathol. Kirche gefeiert werden.
8. Mangin kurze Unterweiſungen auf die Feſttage des Jahrs, aus dem Franz. von P. V. Mösl.
9. J. Muzners Faſtenpredigten, 2ter Band.

Faculty Research Prof.
De Gruyter
2-27-31
23643

Verzeichniß

der im ersten Stücke des sieben und sechzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. A. F. v. Irwing Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen, 4ter Band, 3
II. Geschichte von Baiern für die Jugend und das Volk, 1ster Band, 15
III. D. A. Royko Geschichte der großen allgemeinen Kirchenversammlung zu Kostnitz, 4ter Theil, 23

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

1. Jonathas Pr. auf die vornehmsten Festtage des Herrn.
2. Ignaz von Lojola, als ein Muster eines tugendhaften Lebens vorgestellet.
3. J. Zahns Reden auf die marianischen Festtage des Jahrs, 5ter Band.
4. F. A. Kienle Lexicon der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, 2 Bände.
5. J. Mahontani katechet. Unterricht für Christen wider den Unglauben unserer Zeiten.
6. A. Godeau allgem. Kirchengeschichte aus dem Ital. 21ster, 22ster Theil.
7. A. Kollenetz Pr. über alle Festtage, die gegenwärtig noch allgemein in der kathol. Kirche gefeiert werden.
8. Mangin kurze Unterweisungen auf die Festtage des Jahrs, aus dem Franz. von P. V. Mösl.
9. J. Muzners Fastenpredigten, 2ter Band.

10. F. Reichsiegels Pr. auf die meisten Festtage des Jahrs, 2 Bände,
11. Des Horus Anmerkungen über die Propheten, Jesum und seine Jünger widerlegt in Briefen von A. Sandbüchler.
12. A. Merz Frage, ob jene, welche die Untrüglichkeit der allezeit sichtbaren und allgemeinen Kirche bestreiten nicht alle Grundsätze des Christenthums vollkommen untergraben?
13. A. Heims geistliche Reden, 3ter Band, 44
Dialogen, zur Erläuterung der Bibel, für gebildete Laven, 65
J. C. Schmidt, sollte die Religion wohl weiter nichts als Zaum für den Pöbel seyn? 72
M. F. Roos selecta capita doctrinae de ecclesia, 76

2. Rechtsgelahrheit.

G. M. G. Grellmanns kurze Geschichte der Stolgebühren, 81
D. A. F. Schott institutiones iuris Saxon. elector. privati, 84
D. P. J. Heislers juristische Abhandlungen, 2te, 3te Samml. 84
I. L. E. Rüttmannus, de utilitate actionum humanarum fine ac regula, 85
D. J. F. Reitemeier Encyclopädie und Geschichte der Rechte in Deutschland, 86
J. G. Schlossers Wudbianer, 91
C. W. Dohm, über den deutschen Fürstenbund, 95

3. Arzneygelahrheit.

J. H. Jänisch Abhandlung von dem Krebs und der besten Heilart desselben, 101
E. G. Baldingeri pharmacopoea Edinburgensis, edit. II. 102
Pharmacopoea Svecica, edit. II. 104
D. M. J. Matz Geschichte der Eichein, nebst Erfahrung

rung über den diätetiſchen und mediciniſchen Gebrauch derſelben, 105
J. C. Fr. Scherfs Archiv der mediciniſchen Polizey und der gemeinnützigen Arzneykunde, 4ter Band, 1ſte Abtheilung, 106
A. Balthaſars chirurg. Krankheitslehre, aus dem Holländiſchen von W. Seele, 107
W. A. neuer Unterricht für Wundärzte, 108
G. F. C. Fuchs Skizze einer populären Geſundheitslehre für Juriſten und Theologen, 109

4. Schöne Wiſſenſchaften.

J. B. Alxingers ſämmtliche poetiſche Schriften, 110
F. G. *Klopſtock* Meſſias, uit het Hoogduitſch vertaald door *C. Groeneveld*, 2 Th. 115
Die Mutterſchule, aus dem Engl. von Lambrecht.
Der alte Junggeſelle, aus dem Franzöſiſchen, von ebendemſelben, 119
Der flatterhafte Ehemann, ein Luſtſpiel von Bock, ebend.
Ethelwolf, oder der König kein König, ein Schauſpiel, 120
H. W. Brömel Beyträge zur deutſchen Bühne, 122
L. H. von Nicolai vermiſchte Gedichte, 7r, 8r Th. 123
L. H. C. Hölty Gedichte, 124
J. F. Ratſchky und A. Blumenauer Wieneriſcher Muſenalmanach, 1785, 125

5. Weltweisheit.

Fauſtin, 3te Ausgabe, 126
D. M. Sailers Vernunftlehre für Menſchen, wie ſie ſind, nach den Bedürfniſſen unſerer Zeiten, 2 Th. 127
J. G. Steeb, über den Menſchen nach den hauptſächlichen Anlagen in ſeiner Natur, 3 Bd. 135
E. *Salchli* poeme philoſoph. ſur les cauſes finales et la direction du mal, 144

6. Naturlehre und Naturgeſchichte.

D. I. W. Baumer fundamenta chemiae, 149
C. Cavallo Geſchichte und Praxis der Aeroſtatik, aus dem Engl. 150
D. L. Crells chemiſche Annalen, 2 Bände, 156
S. Kimmanns Verſ. einer Geſchichte des Eiſens, mit Anwendung für Gewerbe und Handwerker, aus dem Schwediſchen von J. G. Georgi, 172

7. Luftkugeln.

F. de Saint-Fond Beſchreibung der Verſuche mit der Luftkugel, aus dem Franzöſiſchen, von A. Uebelacker, 183
Ebendaſſelbe, 2 Theil, 192
Kurze Nachrichten von den aeroſtatiſchen Verſuchen, 204
F. L. Erdmanns Montgolfier'ſche Luftkörper, ebend.
C. G. v. Murr Auszug aus der franzöſiſchen Beſchreibung des Herrn Faujas de Saint-Fond, 206
C. F. d'Inarze umſtändliche Beſchreibung der aeroſtatiſchen Maſchinen, 206
Geſchichte der Aeroſtatik, hiſtoriſch, phyſiſch, und mathematiſch ausgeführt, 2 Theile, 207
P. Lohmeieri diſſ. de artificio navigandi per aerem, ex edit. *D. N. Barrey*, et *P. F. Lanae* cogitata de arte aeronautica.
Ebendaſſelbe deutſch.
Ph. Lohmeieri diſſ. de artificio navigandi per aerem, 220
Beſchreibung einer geſchwinden Reiſe auf dem Luftſchiffe nach der obern Welt, 221
J. B. Bayen Verſuche über die neuerfundene Luftmaſchine des Herrn v. M. ebend.
C. F. Meerwein Kunſt zu fliegen nach Art der Vögel, 222
Gedanken eines Cosmopoliten bey Gelegenheit der aeroſtatiſchen Maſchine, ebend.

8. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

C. C. L. Hirſchfeld neue Briefe über die Schweiz, 1ſtes Heft, 223
Patriotiſches Archiv für Deutſchland, 2ter, 3ter Band, 227
L. Meiſters helvetiſche Scenen der neuern Schwärmerey und Intoleranz, 228
Beſchreibung einer Reiſe aus Deutſchland durch einen Theil von Frankreich, England und Holland, 1ſter Theil, 230
G. G. *Zapf* monumenta anecdota hiſtoriam Germaniae illuſtrantia Vol. I. 235
Kurze Erzählung der Streitigkeiten über die alten Urkunden, 246
Skizen aus dem Leben und Charakter großer und ſeltener Männer unſerer und älterer Zeiten, 260
Tableau von Leipzig im Jahr 1783. 261

9. Gelehrtengeſchichte.

D. A. F. Büſching Beytrag zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen, inſonderheit gelehrter Männer, 3 Theile, 264
S. Hirzels Denkmal Iſak Iſelins, 268
J. de Luca Journal der Litteratur und Statiſtik, 269
Biographie des Doktors M. A. Weikard, 270
Leipziger gelehrtes Tagebuch, auf das Jahr, 1784. 1785 271
G. E. v. Hallers Bibliothek der Schweizergeſchichte, 2ter Theil, 276

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

I. I. G. Schelleri praecepta ſtili bene latini, edit. II. 277
T. Livii operum omnium Vol. III. cura *F. A. Stroth*, 278

11. Erziehungsſchriften.

A. C. und K. Borheks Verſuch eines Briefwechſels über

über das öffentliche Schul- und Erziehungsweſen, 278
C. H. Wolke Buch für Anfänger im Leſen und Denken, 279
Nachricht von einigen berühmten Schulanſtalten in Deutſchland, 1ſtes Stück, 283
J. A. E. Göze Harzgegend, oder eine kleine Reiſe von drey Tagen, 286

12. Haushaltungswiſſenſchaft.

D. J. Gottl. Gleditſch ökonomiſche Betrachtung über den Heideboden in der Mark Brandenb, deſſen Erzeugung, Zerſtörung und Entblößung des darunter ſtehenden Flugſandes ꝛc. 287
Journal für die Gartenkunſt. 4tes, 5tes Stück, 290

13. Vermiſchte Nachrichten.

Ein Heftlein an den großen Heftmacher der Staatsanzeigen, Hrn. Prof. Schlözer. 291
Gloſſen zu den Schlözeriſchen Staatsanzeigen, 293
Briefe nach Eichſtädt. Zur Vertheidigung der Publicität überhaupt und der Schlözeriſchen Staatsanzeigen insbeſondere, ebend.
Anrede an die Helvet. Geſellſchaft in Olten von Füßli und Mönch, 296
Karl von Eckartshauſen, über Religion, Freydenkerey und Aufklärung, 294

Nachrichten. 330

Beförderungen, 307
Todesfälle, 308
Druckfehler, 309

I.

Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen von Karl Franz von Irwing, Oberconſiſtorialrath, wie auch Rath bey den Directorien des Joachimsthalſchen Gymnaſiums und der Domkirche. Vierter und letzter Band. Berlin, im Verlage der Realſchule, 1785. 8. 323 Seiten.

Herr von Irwing beſchließt hiemit ſein lehrreiches und ſcharfſinniges Werk über die geiſtige Natur des Menſchen. Zwar hätte daſſelbe, wie er in der Vorrede anführt, nach ſeinem erſten Plan eine noch größere Vollſtändigkeit und Ausdehnung erhalten ſollen; allein Krankheiten und andere Störungen haben es ihm nicht erlaubt, alles, was ſich in ſeinen erſten Entwurf noch gepaßt hätte, auszuführen. Daher giebt er uns hier nur noch, was ihm von der Sprache und deren philoſophiſchen Betrachtung zurückgeblieben war, und ſeine Theorie von den Begriffen; doch erklärt er, daß er nicht alles, was von den verſchiedenen Gattungen der Ideen zu ſagen iſt, ſondern nur das Vornehmſte und Wichtigſte zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen gewählt habe. Ueberhaupt ſcheint es, als wenn der Verfaſſer ſich faſt nur beym Allgemeinen aufhalte, und zum Ende geeilt habe, und dies mußte natürlicher Weiſe die Abhandlung etwas trocken, und minder intereſſant,

minder reichhaltig an neuen und eigenen Bemerkungen machen, als in den erſten Theilen dieſes Werks vorkommen, und als der Verf. auch gewiß in dieſem würde angebracht haben, wenn er ſich über ſeine wichtige Materie in ein genaueres Detail einzulaſſen für gut gefunden hätte. Indeſſen fehlt es an ſolchen ſich auszeichnenden Zügen des philoſophiſchen Beobachtungsgeiſtes auch in dieſem Bande nicht: ich rechne dahin inſonderheit die Abhandlung über die abſtracte Erkenntniß, die Warnungen gegen den Mißbrauch derſelben und die Bemerkungen über das Verfahren einer gewiſſen Schule deutſcher Philoſophen, die freylich bey der ehemaligen Gewohnheit ganze Wiſſenſchaften aus oft ſehr willkürlichen Definitionen herauszudemonſtriren, an einem ſolchen Mißbrauche nicht ganz unſchuldig bleiben konnte. Allein wenn der Verf. darin Recht hat, daß es eine Zeit gab, da man ein zu großes Vertrauen in die Wunderkraft der Beweiſe aus abſtracten Begriffen ſetzte, ſo ſollte dann auch billig das entgegengeſetzte Extrem unſerer Zeiten gleichfalls bemerkt, und der Mißbrauch der ſinnlichen und concreten Erkenntniß, gerügt werden, deſſen ſich ſo manche unſerer neuen Philoſophen ſchuldig machen, denen alles Abſtracte und Speculative ankelt, und die mit völliger Vernachläßigung allgemeiner Grundſätze und Begriffe, blos aus ſinnlichen Erfahrungen und Beobachtungen Theorien zuſammenſetzen und Syſteme erbauen wollen.

Der Verfaſſer ſetzt einen dreyfachen Unterſchied der Begriffe feſt, 1) in Anſehung der Art und Weiſe, wie ſie zu allernächſt, ohne auf ihren abſoluten Urſprung zu ſehen, erzeugt werden; 2) in Anſehung ihres Inhalts, und 3) in Abſicht auf die Art und Weiſe, wie ſie dieſen Inhalt vorſtellig machen. Auf

eines oder das andere dieſer drey Verhältniſſe, läßt ſich, ſeiner Meynung nach, alles zurückbringen, was nur immer verſchiedenes an den Ideen bemerkt wird.

„Was die erſte Unterſcheidungsquelle anbetrifft, ſo ſind die Ideen, wenn man auf die nächſten Urſachen ihres Urſprungs, und auf ihre natürliche Erzeugung ſieht, entweder erſtlich Empfindungen und Gefühle, wenn nämlich die nähern Urſachen, welche ſie hervorgebracht haben, zugleich den Veränderungen zugeſchrieben werden müſſen, welche die körperlichen ſinnlichen Werkzeuge erlitten haben — oder zweytens ſie ſind bloſſe Gedächtnißideen, wenn keine ſich darauf beziehende Veränderung in den gröbern ſinnlichen Werkzeugen mit vorgegangen iſt; und zwar ſind ſolche entweder willkürlich, oder unwillkürlich erzeugt worden, je nachdem entweder die natürliche und unfreywillige Ideenaſſociation oder das vorſetzliche Beſinnen und die Erinnerungskraft dabey geſchäftig geweſen. Oder aber drittens, ſie ſind ſonſt und ihren Verhältniſſen nach, ganz und gar willkürliche Ideen, welche mit einer gewiſſen Abſicht, und zunächſt durch eine Aufmerkſamkeit auf die Empfindungs- und Gedächtnißideen, oder mit einer Anwendung des Nachdenkens und der Ueberlegung gebildet und erzeugt werden.“ Als eine etwanige und zum praktiſchen Behuf hinlängliche Abtheilung und Beſchreibung kann man dies gelten laſſen, allein genau und ſchulgerecht ſcheint es mir nicht zu ſeyn, noch eine ſtrenge Prüfung auszuhalten. Nur etwas anzumerken, ſo ſind wohl Empfindungen, Gefühle, Gedächtnißvorſtellungen, (wie ich ſie lieber, als Gedächtnißideen nennen möchte, indem die letztere Benennung, nach dem Sprachgebrauch der ältern und der genaueſten neuern Philoſophen, nur den Verſtandes- und Vernunftbegriffen zukömmt) wohin

minder reichhaltig an neuen und eigenen Bemerkungen machen, als in den ersten Theilen dieses Werks vorkommen, und als der Verf. auch gewiß in diesem würde angebracht haben, wenn er sich über seine wichtige Materie in ein genaueres Detail einzulassen für gut gefunden hätte. Indessen fehlt es an solchen sich auszeichnenden Zügen des philosophischen Beobachtungsgeistes auch in diesem Bande nicht: ich rechne dahin insonderheit die Abhandlung über die abstracte Erkenntniß, die Warnungen gegen den Mißbrauch derselben und die Bemerkungen über das Verfahren einer gewissen Schule deutscher Philosophen, die freylich bey der ehemaligen Gewohnheit ganze Wissenschaften aus oft sehr willkürlichen Definitionen herauszudemonstriren, an einem solchen Mißbrauche nicht ganz unschuldig bleiben konnte. Allein wenn der Verf. darin Recht hat, daß es eine Zeit gab, da man ein zu großes Vertrauen in die Wunderkraft der Beweise aus abstracten Begriffen setzte, so sollte dann auch billig das entgegengesetzte Extrem unserer Zeiten gleichfalls bemerkt, und der Mißbrauch der sinnlichen und concreten Erkenntniß, gerügt werden, dessen sich so manche unserer neuen Philosophen schuldig machen, denen alles Abstracte und Speculative anekelt, und die mit völliger Vernachläßigung allgemeiner Grundsätze und Begriffe, blos aus sinnlichen Erfahrungen und Beobachtungen Theorien zusammensetzen und Systeme erbauen wollen.

Der Verfasser setzt einen dreyfachen Unterschied der Begriffe fest, 1) in Ansehung der Art und Weise, wie sie zu allernächst, ohne auf ihren absoluten Ursprung zu sehen, erzeugt werden; 2) in Ansehung ihres Inhalts, und 3) in Absicht auf die Art und Weise, wie sie diesen Inhalt vorstellig machen. Auf

eines

eines oder das andere dieſer drey Verhältniſſe, läßt ſich, ſeiner Meynung nach, alles zurückbringen, was nur immer verſchiedenes an den Ideen bemerkt wird.

„Was die erſte Unterſcheidungsquelle anbetrifft, ſo ſind die Ideen, wenn man auf die nächſten Urſachen ihres Urſprungs, und auf ihre natürliche Erzeugung ſieht, entweder erſtlich Empfindungen und Gefühle, wenn nämlich die nähern Urſachen, welche ſie hervorgebracht haben, zugleich den Veränderungen zugeſchrieben werden müſſen, welche die körperlichen ſinnlichen Werkzeuge erlitten haben — oder zweytens ſie ſind bloſſe Gedächtnißideen, wenn keine ſich darauf beziehende Veränderung in den gröbern ſinnlichen Werkzeugen mit vorgegangen iſt; und zwar ſind ſolche entweder willkürlich, oder unwillkürlich erzeugt worden, je nachdem entweder die natürliche und unfreywillige Ideenaſſociation oder das vorſetzliche Beſinnen und die Erinnerungskraft dabey geſchäftig geweſen. Oder aber drittens, ſie ſind ſonſt und ihren Verhältniſſen nach, ganz und gar willkürliche Ideen, welche mit einer gewiſſen Abſicht, und zunächſt durch eine Aufmerkſamkeit auf die Empfindungs- und Gedächtnißideen, oder mit einer Anwendung des Nachdenkens und der Ueberlegung gebildet und erzeugt werden.“ Als eine etwanige und zum praktiſchen Behuf hinlängliche Abtheilung und Beſchreibung kann man dies gelten laſſen, allein genau und ſchulgerecht ſcheint es mir nicht zu ſeyn, noch eine ſtrenge Prüfung auszuhalten. Nur etwas anzumerken, ſo ſind wohl Empfindungen, Gefühle, Gedächtnißvorſtellungen, (wie ich ſie lieber, als Gedächtnißideen nennen möchte, indem die letztere Benennung, nach dem Sprachgebrauch der ältern und der genaueſten neuern Philoſophen, nur den Verſtandes- und Vernunftbegriffen zukömmt) wohin

auch alle Vorſtellungen der Einbildungskraft gehören, machen zuſammen nur Eine Hauptabtheilung und Klaſſe der Begriffe aus, und ob ſie gleich unter ſich weiter unterſchieden werden müſſen, ſo kann man doch nicht wohl ſich Empfindungen und Gefühle von der einen, und Gedächtniß- und Phantaſienvorſtellungen von der andern Seite als Hauptabtheilungen entgegenſetzen. Sie haben beyderſeits dieſen gemeinſchaftlichen Charakter, daß bey ihrer Hervorbringung wo nicht gleiche doch ähnliche Veränderungen in den ſinnlichen Werkzeugen vorgehen müſſen, und dieſer Umſtand berechtigt uns, meiner Einſicht nach, beyde unter eine Hauptabtheilung zu bringen. Denn wenn auch der Unterſchied des verſchiedenen Grades der Stärke dieſer beyden gemeinſchaftlichen Veränderungen in den ſinnlichen Werkzeugen einen zuverläßigern und beſtändigern Unterſcheidungsgrund zwiſchen bloſſen Gedächtniß- und Phantaſievorſtellungen, und zwiſchen urſprünglichen ächten Empfindungen abgäbe, als er wirklich thut, ſo verſetzt ſie doch der obige gemeinſchaftliche Charakter in die Eine Hauptklaſſe der ſinnlichen Vorſtellungen, und will man ſie nun weiter unter einander unterſcheiden, ſo bleibt, meines Bedünkens, kein anderes ſicheres Unterſcheidungsmerkmal übrig, als daß die ächten Empfindungen äußere Eindrücke auf die Sinnenwerkzeuge, Gedächtniß- und Phantaſievorſtellungen aber andere Vorſtellungen von innen zur unmittelbaren Urſache und zur nächſten Veranlaſſung haben. Daß hingegen das vom Verf. angegebene Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen beyden, daß nämlich die näheren Urſachen, welche die Empfindungen hervorgebracht haben, zugleich den Veränderungen, welche die körperlichen Werkzeuge erlitten haben, zugeſchrieben werden müſſen,

ſen, daß hingegen bey bloſſen Gedächtnißvorſtellungen keine ſich darauf beziehende Veränderung in den gröbern ſinnlichen Werkzeugen mit vorgegangen iſt; daß, ſage ich, dies Merkmal nicht ſicher und beſtändig, wenigſtens nicht beſtimmt genug ausgedrückt iſt, erhellet daraus, daß wir in allen den Fällen, wenn ſich die Vorſtellungen der Phantaſie, z. B. bey Verzückten, bey Nachtwandlern u. ſ. w. zur Stärke und Lebhaftigkeit ächter Empfindungen erheben, wenn ſie wahre Geſtalten zu ſehen, wahre Stimmen zu hören glauben, annehmen müſſen, daß auch ihre gröbern Seh- und Hörwerkzeuge von innen aus gerade eben ſo und ſo ſtark afficirt und modificirt werden, als wenn ſie durch einen äußern Eindruck in Bewegung geſetzt worden. Folglich iſt in dieſen Fällen das, was der Verfaſſer den ächten Empfindungen als eigenthümlich zuſchreibt, auch bey den Phantaſievorſtellungen anzutreffen.

„Die zweyte allgemeine Unterſcheidungsquelle unſerer Ideen liegt in der Verſchiedenheit des Inhalts derſelben. Dieſer aber kann von verſchiedenen Seiten betrachtet werden. Er iſt zuvörderſt entweder einfach oder zuſammengeſetzt. Jenes, wenn die Idee an ſich ſelbſt betrachtet, keine Verſchiedenheit an ſich bemerken läßt, welche abgeſondert, und als beſondere Ideen aufgefaßt werden: dieſes aber, wenn das Gegentheil wahrgenommen wird.“ Die Verſchiedenheit des Ideeninhalts leitet unſern Verſtand ferner auf die Begriffe von allgemeinen und beſondern und verſchiedenen andern Ideengattungen u. ſ. w.

„Betrachten wir nun noch unſere Ideen nach dem dritten Verhältniß, oder mit der Abſicht, um zu erkennen, wie und auf welche Art ſie uns das, was ihren Inhalt ausmacht, vorſtellig machen, ſo eröffnet

ſich ein dritter Unterſcheidungsgrund derſelben. Die Verſchiedenheiten, welche der Inhalt einer Idee in ſeinem Ausdruck oder in ſeiner Darſtellung haben kann, ſind der Grund, warum wir unſere Ideen in vernehmliche, in klare und deutliche, oder in verworrene und unbeſtimmte, in wahre und falſche, in richtige und unrichtige u. ſ. w. abtheilen. Unter den Reflexionen, die der Verf. über dieſen Unterſcheidungsgrund der Ideen vorträgt, ſcheinen mir ſeine Gedanken über die Natur der dunkeln Vorſtellungen etwas Eigenthümliches zu haben, und einer etwanigen Prüfung werth zu ſeyn. Er ſetzt dabey zum Grunde, es ſey nicht unmöglich, daß die in dem gröbern oder feinern Organismus unſers Nervenſyſtems vorgehende Veränderungen, die entweder von äußern Dingen herrühren, oder allein durch die Seele und die Denkkraft, oder von beyderley Urſachen zugleich hervorgebracht werden, bisweilen ſo gering und ſchwach ſeyn können, oder daß der Lauf ihrer mittheilenden Kraft, ehe er bis zur Wahrnehmung der Seele gelangt, ſo geſchwächt und gehemmt werde, daß mit aller Aufmerkſamkeit ſie doch nichts davon vernimmt. In dieſem Falle, behauptet er, könne ganz und gar nicht geſagt werden, daß eine Vorſtellung davon, auch nur eine dunkle in der Seele exiſtire, wenigſtens würde eine ſolche Veränderung, die durch kein Verhältniß für uns ſichtbar würde, und keine Spuren von ſich zurück ließe, ſo zu betrachten ſeyn, als wenn gar nichts vorgegangen wäre, und alſo auch ſolche blos muthmaßliche Veränderung der Seele zu den Vorſtellungen nicht zu rechnen ſeyn. Hier kann es nun freylich willkürlich ſcheinen, ob man ſolche muthmaßliche Veränderungen mit zu den dunkeln Vorſtellungen rechnen will, oder nicht; indeſſen kömmt es mir als

unleug-

unleugbar vor, daß allen und jeden in den gröbern oder feinern körperlichen Werkzeugen der Seele vorgehenden Veränderungen, ſie mögen ſo ſchwach ſeyn, als man immer will, proportionirte Veränderungen oder Modificationen in der Seele ſelbſt entſprechen müſſen. Dies erfordert die durchgängige Harmonie zwiſchen der Seele und ihren Veränderungen, und zwiſchen den Denkorganen und ihren Veränderungen, und das Geſetz der Stätigkeit. Soll nämlich dieſe Harmonie in den ſtärkern und merklichern Veränderungen ſtatt finden, ſo muß ſie auch in den ſchwächern und unmerklichen angenommen werden, wenn nichts durch einen Sprung geſchehen ſoll, und keine ſcharfe Grenze ſich hier ziehen läßt. Da wir nun für die Veränderungen der Seele keine andere allgemeine Benennung haben, als die der Vorſtellungen, ſo müſſen wir dieſe auch wohl jenen ſchwachen und unmerklichen Modificationen der Seele beylegen, ob es gleich, wenn wir auf die Etymologie und die eigentliche Bedeutung der Benennung ſehen, unſchicklich, ja ſelbſt widerſinnig ſcheinet, der Seele Vorſtellungen zuzuſchreiben, von denen ſie kein klares Bewußtſeyn hat. Indeſſen wie es auch immer mit dem Namen benannt ſeyn mag, ſo hat doch die Sache ſelbſt ihre Richtigkeit, daß die Seele Modificationen hat, ohne es ſelbſt zu wiſſen, daß ſie ſie hat, und dieſe verdienen dann inſonderheit und mehr als diejenigen, die der Verfaſſer dunkle Ideen nennt, die Benennung dunkler Begriffe, von denen man ſo, wie von den klaren, unendlich verſchiedene Grade annehmen kann. Was ſind aber nun nach unſerm Verfaſſer dunkle Vorſtellungen? Ihm ſind dunkle Ideen nur diejenigen Vorſtellungen, von deren wirklichem Daſeyn, als einer in uns befindlichen Idee unſere

Seele ein Bewußtseyn hat, oder doch haben kann, ohne daß sie dieses nach ihrer Beschaffenheit und ihrem Inhalt kennt. Seiner Meynung nach läßt sich eine doppelte Art des Bewußtseyns deutlich unterscheiden; „denn das Bewußtseyn, daß in uns wirklich eine gewisse Idee existire, ist," wie er behauptet, „noch nicht das Bewußtseyn des Inhalts dieser Idee, oder man ist sich dabey noch nicht immer bewußt, aus was für Merkmalen sie selbst bestehet" (dies findet ja bey allen einfachen Begriffen statt, ohne daß sie desfalls dunkel seyn dürften). „Der Fall ist gar nicht selten, da man gewahr wird, daß wir uns zwar der Existenz einer gewissen Veränderung unserer Seele, oder überhaupt einer Gewahrnehmung in uns bewußt sind, aber dabey noch gar keine Gewahrnehmung haben von der Existenz der einzelnen Theile und Merkmale derselben, oder dessen, was in ihr unterschieden werden kann." Wie aber, wenn sie nun von der Art ist, daß unsere Seele, wenn sie dieselbe auch im klarsten Lichte erblickt, nichts darin unterscheiden kann, so muß sie doch wohl, um eine Sensation ihres Daseyns zu haben, sie im Ganzen, obgleich bey sehr geschwächtem Lichte erblicken; es wird also die Idee nicht mehr das seyn, was man eine dunkle, sondern eigentlich eine verworrene Idee nennt, oder eine solche Idee, die der unterschiedene Totaleindruck eines Gegenstandes hervorbringt. „Vor allen Dingen," fährt der Verfasser fort, „gehört zu einer dunkeln Vorstellung, daß sie eine Vorstellung oder Gewahrnehmung überhaupt sey. Man muß erst durch Erfahrung und unwidersprechliche Beweise überzeugt seyn, daß unsere Gewahrnehmungskraft wirklich von Etwas betroffen werde, und insofern man von diesem Etwas, außer seiner Wirklichkeit nichts erkennt, insofern

fern ist die Gewahrnehmung desselben dunkel. Deren giebt es nur von zweyerley Art, erstlich dunkele Gefühle, die bey unsern Gemüthsbewegungen zum Grunde liegen, und eine zweyte Art dunkeler Vorstellungen, die allen unsern, auch den klärsten und deutlichsten Begriffen beygemischt ist, die man dunkle Ideen nennen kann." Es folgt aus dieser Erklärung des Verfassers, daß er diejenigen Vorstellungen, von denen man glaubt, daß sie im Gedächtniß aufbewahrt werden, an die man eben nicht denkt, oder deren Gegenwart sich die Seele nicht bewußt ist, nicht für dunkle in der Seele befindliche Vorstellungen kann gelten lassen. Er macht vielmehr einen Unterschied zwischen abwesenden, oder solchen Vorstellungen, die uns jetzo nicht beywohnen, und zwischen solchen, die uns zwar dunkel, aber doch unwidersprechlich gegenwärtig sind. Von den erstern behauptet er, daß sie während ihrer Abwesenheit, (d. h. wenn sich die Seele ihrer gerade nicht bewußt ist) gar keine Vorstellungen in uns sind, die letztern aber, über deren Gegenwart kein Zweifel ist, sind, insofern ihr Inhalt unvernehmlich ist, dunkel. „Wenn ich itzt," setzt er zur Erläuterung hinzu, „den großen Mogul nenne, „so war das gewiß für die meisten meiner Leser eine „oft gehabte, aber itzt abwesende Idee. Sie war „nicht dunkel, denn sie war gar nicht da. Sobald „aber in Jemanden ein inneres Gefühl oder eine Leidenschaft entsteht, so wird zugleich eine Menge „Vorstellungen erweckt, deren Gegenwart man sie„het, fühlet, von deren Inhalt man eigentlich nichts „vernimmt, und diese gehören zu den dunkeln." Es kann zwar, wie gesagt, gleichgültig und willkürlich scheinen, was einjeder dunkle Vorstellungen nennen, und was er dahin rechnen will; wenn indessen der Ver-

Verfasser behauptet, daß nur solchen Vorstellungen oder Modificationen der Seele, deren Anwesenheit sich durch unleugbare Beweise äußert oder erkennen läßt, die Benennung, und folglich auch die Wirkung dunkler Vorstellungen zukomme, so scheint er mir nicht nur von dem Sprachgebrauch anderer Philosophen abzugehen, sondern auch bey dem eingeschränkten Sinn, den er mit dem Ausdruck dunkel verbindet, auch manche Phänomene in der menschlichen Seele, die sich füglich durch dunkele Vorstellungen im gewöhnlichern und ausgedehnterm Sinne genommen, erklären lassen, und daraus erklärt werden müssen, nicht Rücksicht genommen zu haben. Es müssen doch, wie schon oben bemerkt worden, auch ganz unmerkliche Modificationen in der Seele angenommen werden, die, so wie sie, nach dem eignem Geständnisse des Verfassers unmerklich in der Seele erzeugt werden, auch unvermerkt darin existiren und fortdauern können. Freylich sind diese Vorstellungen, oder wie man diese Modificationen der Seele sonst nennen will, dem Grade nach tief unter denen, deren Gegenwart die Seele vernimmt, und die der Verfasser allein dunkle Ideen nennt, die von andern aber vielmehr zu den verworrenen Vorstellungen gerechnet werden. Aber müßten denn die dunkeln Vorstellungen sich alle dem Grade nach nothwendig gleich seyn? Der Verf. kann sich freylich nicht überreden, daß eine Vorstellung in der Seele gegenwärtig sey, und wirken könne, als nur eine solche, deren Anwesenheit sich durch unleugbare und auffallende Kennzeichen zu erkennen giebt, und die als gegenwärtig von jedem kann wahrgenommen werden; indessen, daß es viele derselben giebt, die sehr wichtige und merkliche Resultate geben, ohne daß wir im geringsten

ſten ihr Daſeyn merken, oder nur vermuthen, davon ſind Fälle genug vorhanden. Das Vergnügen an der Harmonie muſikaliſcher Töne rührt ohne Zweifel gröſſtentheils aus den regelmäßigen Zahlverhältniſſen der Schwingungen der Saiten zu einander her; und doch, wie wenige unter denen, die dieſe Harmonie empfinden, ſind ſich dieſes Urſprungs ihres Vergnügens bewußt, oder vermuthen nur, daß ſo etwas, als ein Abzählen der Schwingungen in ihrer Seele vorgehe, und daß ſie, wie Leibnitz ſich darüber ausdrückt, ihr Vergnügen an der Harmonie einer Arithmetik der Seele verdanken, die es ſelbſt nicht weiß, daß ſie zählet und berechnet? Dies mag auch zum Beyſpiele dienen, daß der eingeſchränkte Sinn, worin der Verfaſſer die dunklen Vorſtellungen nimmt, bey weitem nicht zureicht, alle die daher rührende Phänomene der menſchlichen Seele zu erklären. Will man noch ein anderes Beyſpiel haben, worauf ſich des Verfaſſers Begriff und Theorie nicht zu paſſen ſcheint, ſo nehme man das bekannte Phänomen, daß uns der Mond am Horizont größer erſcheint, als wenn er höher am Himmel ſtehet, und erkläre dieſe Erſcheinung daraus, daß wir entweder nur die zwiſchen dem Mond und unſerm Auge wahrgenommenen mannichfaltigen Gegenſtände und größern Landſtrecke, oder weil er uns alsdann blaſſer und minder glänzend erſcheint, denſelben am Horizent weiter von uns entfernt, und folglich für größer halten, ſo wird man immer geſtehen müſſen, daß dies Reſultat aus ſolchen Vorſtellungen und Operationen der Seele entſtehe, die ſo völlig im Dunkeln ſind und vorgehen, daß wir uns nicht nur ihrer Beſchaffenheit, ſondern auch ſogar ihrer Gegenwart in der Seele nicht bewußt ſind, auch nicht bewußt ſeyn dürfen, um das Reſultat

ſelbſt,

ſelbſt, das größere Erſcheinen des Mondes, wahrzunehmen. Endlich ſcheint mir auch das angeführte Beyſpiel von der Idee des großen Moguls den angenommenen Unterſchied zwiſchen oft gehabten und abwechſelnden, und zwiſchen dunkeln Ideen nicht zu beweiſen. Denn geſetzt, es erzählte mir jemand eine kriegeriſche oder Staatsbegebenheit aus Indien, ſo wird auch in dem Falle, wenn er dabey des großen Moguls mit keinem Worte erwähnte, oder nicht einmal auf ihn anſpielt, eine dunkle Idee vom Mogul, von ſeinem Einfluß in die Indiſchen Angelegenheiten, und ſeinen Verbindungen mit den Nabobs, auf eine mir ſelbſt oft unmerkliche Weiſe, in die Totalvorſtellung, die ich mir von ſeiner Erzählung mache, einfließen, und ſie in meiner Seele ganz anders modificiren, als wenn ich nie eine Vorſtellung vom Mogul gehabt hätte. Wahrſcheinlich aber werde ich durch die Aſſociation auf die klare Vorſtellung vom groſſen Mogul gerathen. Wie könnte aber dies letztere, wenn ihn mir der Erzähler weder gerade zu, noch auf eine indirecte Weiſe nennt, in aller Welt möglich ſeyn, wenn der Begriff von ihm nicht in meiner Seele, auch ihr ſelber unbewußt geweſen wäre? Wie kann die Aſſociation etwas, was jetzt nicht von außen hereingebracht wird, unter einer andern Vorausſetzung in die Seele führen, als daß ſie es entweder in den körperlichen Werkzeugen der Denkkraft, oder in der Seele ſelbſt ſchon liegend, nur ans Licht zieht, und zum Bewußtſeyn bringt. Nimmt man das erſtere an, nämlich daß der Begriff in den Gehirnfiebern gelegen habe, ſo muß man denn auch ſchon annehmen, daß die entſprechende Modification oder Vorſtellung auch in der Seele ſelbſt gelegen habe.

II.

Geſchichte von Baiern für die Jugend und das Volk, auf höchſtem Befehl Sr. Churfürſtl. Durchlaucht, herausgegeben von der Baierſchen Academie der Wiſſenſchaften. I. Band. München, bey Strobel, 1785. 8.

Von einer wohl geſchriebenen Vorrede rechtfertigen die Herren Verfaſſer den Plan, und die Art dieſe Geſchichte ſo, und nicht nach der gewöhnlichen Einrichtung zu ſchreiben. Sie ſagen: Wir haben allein das (es möchte nun das Werk eines Zufalls, oder eines einzelnen Menſchen, oder das ordentliche Fortrücken, und die ganz natürliche Gährung und Entwickelung der Sache ſelbſt geweſen ſeyn), was die Geſchichte herbeygeführt und veranlaſſet, was, wie in einem Geweb, den Faden derſelben fortgeführt, oder plötzlich ihn zerrüttet, oder abgeriſſen hat, zum Gegenſtand, und zur Epoche der Geſchichte genommen, und uns ſorgfältig ſo wohl vor dem Vorwurf, daß man in den vorhandenen Geſchichten mehr die Lebensbeſchreibung von Fürſten, als die Geſchichte des Landes geſchrieben hat, als vor jenem Fehler gehütet, vermöge deſſen man die Handlungen einzelner Menſchen mit den Angelegenheiten der Geſchichte vermenget, und Perſonen an die Spitze der Handlungen ſtellet, welche ungeachtet ihres Ranges und ihrer Würde, bloſſe Zeitgenoſſen einer Begebenheit waren, ohne dabey im geringſten die Helden derſelben geweſen zu ſeyn.“ — Wir finden dieſen Gedanken vortrefflich, indem

wirklich die mehrsten Geschichtbücher mehr Lebensbeschreibungen und öfters nur schmeichelnde Lobreden der Fürsten sind, als wirkliche Geschichte des Landes und des Volks, ohnerachtet der Titel das letzte verspricht. Aber auch so die Geschichte zu schreiben, wie die Verfasser sie hier anzeigen, dazu gehört ein denkender und philosophischer Kopf, der nicht mechanisch arbeitet, (aber wie rar sind diese, die zugleich eine ausgebreitete Kenntniß der Geschichte, und aller dazu gehörigen Hülfswissenschaften damit verbinden). Hierin sind wir mit den Herrn Verfassern völlig einig, wenn sie aber gleich weiter schreiben: was die sogenannten Citationen bey öffentlich untersuchten Materien überhaupt anlanget, so mögen sie manchen Büchern mehr zum gelehrten Zierrath, und manchem Schriftsteller mehr zur Eitelkeit, indem er dadurch seine Belesenheit zeigen will, als der Sache selbst zur Nothwendigkeit dienen" — Und sie mißbilligen, daß man bey dem bekannten chronologischen Auszug der Geschichte von Baiern die Beweise verlangt hat, so finden wir diese in einem gründlichen Geschichtsbuche unentbehrlich, indem sie doch wohl nicht behaupten werden, daß in ihren Academischen Abhandlungen die ganze Baiersche Geschichte critisch untersuchet, und mit richtigen untadelhaften Beweisen versehen ist. Als Volksgeschichte und für die Jugend, wie sie im vorliegenden Werke auf Befehl des Churfürsten, die Baiersche Geschichte geschrieben haben, ist hergegen ganz etwas anders, wie jener chronologische Auszug, der allgemein, und für Gelehrte und Kenner geschrieben ist. Gar schön sagen sie S. X. — Wenn wir so oft von der Weisheit der Alten sprechen: so sollen wir sie hier beobachten, studieren und nachahmen. Ihre Staatskunst

bestand

beſtand nicht darin, über niedergedrückte Unterthanen mit Gewaltthätigkeit zu herrſchen, ſondern ihre Kunſt und ihr Ruhm war Menſchen zu lenken, und freye Seelen nach ihren Abſichten zu bilden. Sie verſchafften ſich vorher Gehör, ehe ſie ſprachen, und ihre Verordnungen und Geſetze waren eine ſtillſchweigende Sammlung einer öffentlichen Berathſchlagung" — Ein edler freymüthiger Gedanke.

Dieſer I. Band iſt in drey Theile eingetheilet. Vorher ſteht ein Generalverzeichniß der Schriftſteller, die zu jedem Theil gebraucht ſind, weil das Werk ganz ohne Beweisſtellen geſchrieben iſt, darauf folgt eine Chronol. Tafel der Auſtraſiſchen Könige, und eine andere von den Fränkiſchen Königen, wo die alten erſten Baieriſchen Herzoge von Garibald I. an zur Seite ſtehen, damit man ſolches gleich zur Ueberſicht hat.

Der I. Theil enthält X §. in welchen die Geſchichte der Bojer, die aus Gallien nach Böhmen giengen, von dort aber durch die Markomannen vertrieben, in Vindelicien, Rhätien und dem Norikum neue Wohnſitze nahmen, und endlich in Baiern im VI. Jahrh. unter ihrem eigenen Herzoge Garibald I. bekannt werden, erzählt wird. Die Franken ſuchen die Baiern zu unterjochen, und machen erſtlich Bündniſſe mit ihnen. Im VII. Jahrhunderte fieng man an unter den erſten Herzogen Garibald I., Taſſilo I., Garibald II., Theodo I., Theodebert, Grimoald ꝛc. das Chriſtenthum einzuführen, und verſchiedene Stifter und Klöſter wurden errichtet. Bey den innerlichen Streitigkeiten zwiſchen den Baierſchen Fürſten mengten ſich die Franken darin, ſtunden dem einen Theil bey, und durch die entſcheidende

Schlacht und Niederlage der Baiern in Lechfelde, machten sie einen starken Anfang, Baiern zur Provinz zu machen. Pipin I. bringt es darin noch weiter, da er sich von dem jüngern unmündigen Tassilo III. einen Lehnseid schwören läßt, und wie dieser solchen nicht halten will, sich mit den Longobarden verbindet, und eine Longobardische Prinzessin heyrathet, so sucht man von Fränkischer Seite den rechten Zeitpunkt zu treffen, wo man das Land mit dem Fürsten zur Unterwürfigkeit bringen könnte. Den findet endlich K. Karl der Große, nachdem er den Longobardischen König und Schwiegervater des Tassilo unterdrückt hatte, so zwang er selbigen zum Lehnseid und zur Auslieferung seines ältesten Sohns als Geißel. Bey dem ersten Schritt, so dieser für seine Freyheit unternahm, bemächtigte sich der Kaiser seiner Person, nahm ihm sein Herzogthum, und steckte ihn, nebst seiner ganzen Familie in verschiedene Klöster. Dieses alles ist sehr gut in gedrungener Kürze vorgetragen, und in einem fließenden Styl geschrieben.

Der II. Theil fängt S. 132 auf eben die Art mit einer Chronol. Tafel der Baierschen Regenten und Herzoge an, wo die Kaiser an der Seite stehen zur Uebersicht. Die Geschichte nimmt mit dem J. 798. unter K. Karl dem Großen seinen Anfang, und ist in 7 §. abgehandelt. Derselbe regiert Baiern durch Gaugrafen und Missos, erweitert solches, und macht gute Ordnungen darin. Nach seinem Tode wird es von der Fränkischen Monarchie abgesondert, und als ein eigen Königreich angesehen. Durch die häufigen Theilungen des Karolingischen Geschlechts erhält, bald dieser, bald jener Baiern. Schon unter K. Karl dem Dicken suchen die Baierschen Landsstände

stände nach und nach zu ihrer vorigen Freyheit zu gelangen, und es gelingt ihnen, daß aus dem Agilolfingischen Geschlechte, das Luitpoldische, und von diesem Arnulff I. die herzogliche Würde von neuen behauptet. Es dauret aber nicht lange, und K. Otto I. unterdrückt wieder diesen Stamm. Damals sollen auch die Reichserzämter entstanden seyn (so aber irrig ist, deren Ursprung erst im XII. Jahrhunderte zu suchen ist). Die Ungarn verwüsten Baiern. Die Sächsischen u. Baierschen Fürsten gehen durch ihre Uneinigkeiten gleichfalls zu Grunde, indessen wird doch das Wahlrecht der Baierschen Stände von dem Kaiser Heinrich II. bestätiget. Leopold, ein Graf von Babenberg, wird Markgraf in Oesterreich, oder wie hier steht, in Ostbaiern, dessen Nachkommen sich von Baiern abreißen. Unter den Fränkischen Kaisern werden die Rechte der Baierschen Nation abermal unterdrückt, und das Land zertrümmert, so daß kleinere Landsassen in der letzten Hälfte des XI. Jahrhunderts erscheinen, womit der II. Theil bis 1070. schließt. Auch diese Epoche ist gut beschrieben; zuweilen stößt man wohl auf Stellen, die zu patriotisch geschrieben sind, sonst aber finden wir die Geschichte treu dargestellet.

III. Theil vom J. 1070— 1180, vorher abermal das chronol. Verzeichniß der Herzoge, und an der Seite die Kayser, und die Geschichte in 7 §. Sie fängt mit Guelff I. an, der nur mütterlicher Seite von den Baierschen Guelffen abstammete, und statt des unterdrückten Herzogs Otto II. den Baierschen Ständen aufgedrungen ist. Er war aus dem Hause Este. Die Gränzen und der Zustand von Baiern sind zuerst beschrieben, und darauf die Streitigkeiten

zwischen den Päpsten und Kaisern, wodurch die ersten die Uebermacht erhielten. Wolff I. unterdrückt die Baierschen Stände, und unter seinen Nachfolgern erhielte der Baiersche Staat seine höchste Macht, bey Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen dem Hohenstauffischen Hause in Franken und Schwaben, und zwischen dem Kaiser. Aber die Macht war auch den R. Ständen verdächtig, sie wählten daher einen Feind von Baiern Conrad III. zum Kaiser, den der Herzog Heinrich der Stolze nicht erkennen will, und darum seines Herzogthums verlustig erkläret wird. Nach seinem Tode suchten dessen Erben Guelff IV. und Heinrich der Löwe, zumal der letzte Baiern an sich zu bringen, worüber das Land verwüstet ward, indem der Oesterreichische Markgraf Leopold mehr Recht daran zu haben glaubte, weil er nach der Entsetzung des Herzogs Heinrichs des Stolzen zum Herzog von Baiern ernannt war. Endlich ward der Streit verglichen, so, daß Guelff VI. befriediget, und Herzog Heinrich der Löwe in Baiern wieder eingesetzt ward, wogegen aber ein großes Stück von Baiern abgerissen, und 1156 das Erz-Herzogthum Oesterreich formiret ward. Herzog Heinrich der Löwe steht dem Kaiser auf seinen Italiänischen Heerzügen anfänglich bey, wie er ihn aber auf einem anderweitigen Zuge verläßt, so ward derselbe äußerst gegen ihn aufgebracht, weil er ohnedem Neider und Feinde wegen seiner anwachsenden Macht genug hatte, so nützte der Kaiser die Gelegenheit diesen mächtigen Fürsten gänzlich zu stürzen, und ihn aller seiner Reichslehne zu berauben. Mit dessen Fall endiget sich auch dieser III. Theil, weil alsdann eine neue Epoche in der Baierschen Geschichte anfängt. Auch dieser Zeitraum, worin wichtige Auftritte in Absicht von Baiern

und

und seiner Herzoge vorgefallen sind, ist sehr gut ausgeführet. Allenthalben, wo der nicht genug kundige Leser, von dem Zustande des Landes, von der Beschaffenheit der damaligen Verfassungen, von der Lage, worin sich der Fürst in diesem oder jenem Falle befand ꝛc. eine erläuternde Beschreibung und einen gewissen Unterricht zur bessern Uebersicht und Beurtheilung nöthig hat, findet man solches kurz und passend. Ebenfalls sind die Schilderungen von großen Personen, die wichtige Rollen gespielet haben, zuweilen vortrefflich gerathen. So wird z. B. der Kaiser Friedrich I. in seiner schlechten Lage in Italien im J. 1167, wo ihn Herz. Heinrich der Löwe verlassen, und er sich deswegen an ihm zu rächen beschlossen hatte, S. 410 geschildert" — Friedrich I. besaß bey der Größe seines Geistes alle die Verschlagenheit, welche einen langen Umgang mit Hofgeschäften voraussetzt, um an jemand die empfindlichste Rache auf eine feine Art zu nehmen, und ohne daß es schien, als wenn er selbst an der Sache einen persönlichen Antheil hätte, andere in die heftigste Gährung zu setzen, und sich am Ende gleichsam wider seinen Willen, und noch wohl gar nicht ohne Betrübniß zur Ausführung seiner Absichten nöthigen zu lassen ꝛc. — Der Fall des Herzogs Heinrichs, wie man auf den Reichstägen gegen ihn verfahren, und welche Rolle der Kaiser dabey gespielet, ist gar schön beschrieben. Auch der Styl und die Erzählung ist fließend, so wird S. 309 z. B. der K. Heinrich IV. nach dem Ausspruch der Versammlung zu Tribur, wodurch seine Sache der Beurtheilung des Papsts übergeben war, vorgestellet: — „Heinrich hörte den Ausspruch, und erwachte, wie aus einem Traum. Er sah sich auf einmal ohne Würde, ohne Freunde, ohne Aussicht und Unter-

Schlacht und Niederlage der Baiern in Lechfelde, machten sie einen starken Anfang, Baiern zur Provinz zu machen. Pipin I. bringt es darin noch weiter, da er sich von dem jüngern unmündigen Tassilo III. einen Lehnseid schwören läßt, und wie dieser solchen nicht halten will, sich mit den Longobarden verbindet, und eine Longobardische Prinzessin heyrathet, so sucht man von Fränkischer Seite den rechten Zeitpunkt zu treffen, wo man das Land mit dem Fürsten zur Unterwürfigkeit bringen könnte. Den findet endlich K. Karl der Große, nachdem er den Longobardischen König und Schwiegervater des Tassilo unterdrückt hatte, so zwang er selbigen zum Lehnseid und zur Auslieferung seines ältesten Sohns als Geißel. Bey dem ersten Schritt, so dieser für seine Freyheit unternahm, bemächtigte sich der Kaiser seiner Person, nahm ihm sein Herzogthum, und steckte ihn, nebst seiner ganzen Familie in verschiedene Klöster. Dieses alles ist sehr gut in gedrungener Kürze vorgetragen, und in einem fließenden Styl geschrieben.

Der II. Theil fängt S. 132 auf eben die Art mit einer Chronol. Tafel der Baierschen Regenten und Herzoge an, wo die Kaiser an der Seite stehen zur Uebersicht. Die Geschichte nimmt mit dem J. 798. unter K. Karl dem Großen seinen Anfang, und ist in 7 §. abgehandelt. Derselbe regiert Baiern durch Gaugrafen und Missos, erweitert solches, und macht gute Ordnungen darin. Nach seinem Tode wird es von der Fränkischen Monarchie abgesondert, und als ein eigen Königreich angesehen. Durch die häufigen Theilungen des Karolingischen Geschlechts erhält, bald dieser, bald jener Baiern. Schon unter K. Karl dem Dicken suchen die Baierschen Landsstände

stände nach und nach zu ihrer vorigen Freyheit zu gelangen, und es gelingt ihnen, daß aus dem Agilolfingischen Geschlechte, das Luitpoldische, und von diesem Arnulff I. die herzogliche Würde von neuen behauptet. Es dauret aber nicht lange, und K. Otto I. unterdrückt wieder diesen Stamm. Damals sollen auch die Reichserzämter entstanden seyn (so aber irrig ist, deren Ursprung erst im XII. Jahrhunderte zu suchen ist). Die Ungarn verwüsten Baiern. Die Sächsischen u. Baierschen Fürsten gehen durch ihre Uneinigkeiten gleichfalls zu Grunde, indessen wird doch das Wahlrecht der Baierschen Stände von dem Kaiser Heinrich II. bestätiget. Leopold, ein Graf von Babenberg, wird Markgraf in Oesterreich, oder wie hier steht, in Ostbaiern, dessen Nachkommen sich von Baiern abreißen. Unter den Fränkischen Kaisern werden die Rechte der Baierschen Nation abermal unterdrückt, und das Land zertrümmert, so daß kleinere Landsassen in der letzten Hälfte des XI. Jahrhunderts erscheinen, womit der II. Theil bis 1070. schließt. Auch diese Epoche ist gut beschrieben; zuweilen stößt man wohl auf Stellen, die zu patriotisch geschrieben sind, sonst aber finden wir die Geschichte treu dargestellet.

III. Theil vom J. 1070 — 1180, vorher abermal das chronol. Verzeichniß der Herzoge, und an der Seite die Kayser, und die Geschichte in 7 §. Sie fängt mit Guelff I. an, der nur mütterlicher Seite von den Baierschen Guelffen abstammete, und statt des unterdrückten Herzogs Otto II. den Baierschen Ständen aufgedrungen ist. Er war aus dem Hause Este. Die Gränzen und der Zustand von Baiern sind zuerst beschrieben, und darauf die Streitigkeiten

zwischen den Päpsten und Kaisern, wodurch die ersten die Uebermacht erhielten. Wolff I. unterdrückt die Baierschen Stände, und unter seinen Nachfolgern erhielte der Baiersche Staat seine höchste Macht, bey Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen dem Hohenstauffischen Hause in Franken und Schwaben, und zwischen dem Kaiser. Aber die Macht war auch den R. Ständen verdächtig, sie wählten daher einen Feind von Baiern Conrad III. zum Kaiser, den der Herzog Heinrich der Stolze nicht erkennen will, und darum seines Herzogthums verlustig erkläret wird. Nach seinem Tode suchten dessen Erben Guelff IV. und Heinrich der Löwe, zumal der letzte Baiern an sich zu bringen, worüber das Land verwüstet ward, indem der Oesterreichische Markgraf Leopold mehr Recht daran zu haben glaubte, weil er nach der Entsetzung des Herzogs Heinrichs des Stolzen zum Herzog von Baiern ernannt war. Endlich ward der Streit verglichen, so, daß Guelff VI. befriediget, und Herzog Heinrich der Löwe in Baiern wieder eingesetzt ward, wogegen aber ein großes Stück von Baiern abgerissen, und 1156 das Erz-Herzogthum Oesterreich formiret ward. Herzog Heinrich der Löwe steht dem Kaiser auf seinen Italiänischen Heerzügen anfänglich bey, wie er ihn aber auf einem anderweitigen Zuge verläßt, so ward derselbe äußerst gegen ihn aufgebracht, weil er ohnedem Neider und Feinde wegen seiner anwachsenden Macht genug hatte, so nützte der Kaiser die Gelegenheit diesen mächtigen Fürsten gänzlich zu stürzen, und ihn aller seiner Reichslehne zu berauben. Mit dessen Fall endiget sich auch dieser III. Theil, weil alsdann eine neue Epoche in der Baierschen Geschichte anfängt. Auch dieser Zeitraum, worin wichtige Auftritte in Absicht von Baiern

und

und seiner Herzoge vorgefallen sind, ist sehr gut ausgeführet. Allenthalben, wo der nicht genug kundige Leser, von dem Zustande des Landes, von der Beschaffenheit der damaligen Verfassungen, von der Lage, worin sich der Fürst in diesem oder jenem Falle befand ꝛc. eine erläuternde Beschreibung und einen gewissen Unterricht zur bessern Uebersicht und Beurtheilung nöthig hat, findet man solches kurz und passend. Ebenfalls sind die Schilderungen von großen Personen, die wichtige Rollen gespielet haben, zuweilen vortrefflich gerathen. So wird z. B. der Kaiser Friedrich I. in seiner schlechten Lage in Italien im J. 1167, wo ihn Herz. Heinrich der Löwe verlassen, und er sich deswegen an ihm zu rächen beschlossen hatte, S. 410 geschildert" — Friedrich I. besaß bey der Größe seines Geistes alle die Verschlagenheit, welche einen langen Umgang mit Hofgeschäften voraussetzt, um an jemand die empfindlichste Rache auf eine feine Art zu nehmen, und ohne daß es schien, als wenn er selbst an der Sache einen persönlichen Antheil hätte, andere in die heftigste Gährung zu setzen, und sich am Ende gleichsam wider seinen Willen, und noch wohl gar nicht ohne Betrübniß zur Ausführung seiner Absichten nöthigen zu lassen ꝛc. — Der Fall des Herzogs Heinrichs, wie man auf den Reichstägen gegen ihn verfahren, und welche Rolle der Kaiser dabey gespielet, ist gar schön beschrieben. Auch der Styl und die Erzählung ist fließend, so wird S. 309 z. B. der K. Heinrich IV. nach dem Ausspruch der Versammlung zu Tribur, wodurch seine Sache der Beurtheilung des Papsts übergeben war, vorgestellet: — „Heinrich hörte den Ausspruch, und erwachte, wie aus einem Traum. Er sah sich auf einmal ohne Würde, ohne Freunde, ohne Aussicht und Unter-

stützung, und ohne Wahrnehmung eines öffentlichen Mitleids, dem letzten Trost im Unglück. Er konnte sich das Urtheil des Papstes in einer künftigen Reichsversammlung leicht vorstellen, und nach Italien hatte bereits der Herzog in Baiern Welff I. die Wege verlegt, um ihm alle Gelegenheit zu einer persönlichen Verhandlung mit dem Papst zu benehmen. Die Entschließung, welche der deutsche Monarch in dieser traurigen Lage faßte, ist wegen der großen Erniedrigung seiner Seits, und wegen der übermüthigen Härte Gregors VII. berühmt" — Dieses mag zur Probe genug seyn. Der in der Absicht, wozu das Buch geschrieben ist, gewählte Plan ist nachahmungswerth, und kann zum Muster einer Volksgeschichte dienen.

Obwohl sonst auch das Aeußerliche dem Verleger Ehre macht, so ist es doch Schade, daß der Druck nicht correcter ist, indem wir außer den am Ende angezeigten häufigen Druckfehlern, noch einige wichtige mehr gefunden haben, z. B. S. 365, wo steht — daß ferner Heinrich der Bär, vom Herzogthum Sachsen wieder ablassen, und dafür die Markgrafschaft Brandenburg erhalten sollte" — anstatt es heißen soll — daß ferner Albrecht der Bär vom Herzogthum Sachsen wieder ablassen, und dafür die Nordmark (Brandenburg war damals noch in den Händen der Slavischen Völker, es existirte also damals noch keine Mark Brandenburg, und mit der Nordmark war er schon 1134 belehnt) wieder erhalten sollte.

III.

D. Kaſpars Royko, Profeſſors der Kirchengeſchichte zu Prag, Geſchichte der groſſen allgemeinen Kirchenverſammlung zu Koſtnitz. Vierter und letzter Theil. Prag, 1785. im Verlage des Verfaſſers, 8.

Hiermit endiget der Hr. Verfaſſer ſeine unpartheyiſche Geſchichte dieſer Kirchenverſammlung. Wir finden ſie mit gleicher Freymüthigkeit und Kritik geſchrieben, wie die drey erſten Theile, die wir bereits angezeiget haben.

In der Vorrede ſagt der Verfaſſer, daß er die in gegenwärtigem Theile behandelten Gegenſtände unter drey Abtheilungen gebracht, und über den Gegenſtand der Verſammlung von der Kirchenſpaltung zuerſt die Neigung der Könige von Spanien zum Kirchenfrieden, und hernach die Vereinigung der Spaniſchen Nation mit dem Konzilio gezeiget hätte, wodurch die Spaltung deſto eher gehoben worden. Die Streitigkeiten zwiſchen den Spaniern und Engländern, und hernach zwiſchen den letzten und den Franzoſen werden hierauf erzählet, woraus man zum Theil den Charakter der Nationen kennen lernen kann. Darauf folgt die Abſetzung des Papſtes Benedikts des XIII. und die Wahl des neuen Papſtes, wobey die Materien vom Konklave, von der Päpſtl. Krönung, Inthronſirung ꝛc. kritiſch behandelt ſind. Bey dem Gegenſtande von Ketzereyen findet man auch hier viel Merkwürdiges in Abſicht der Unternehmungen der Böhmen in Religionsſachen, beſonders von den berühmten 4 Pra-

ger Artikeln, wovon man bey dem Lenfant nichts findet. Der dritte Hauptgegenstand war die Kirchenreformation. Hier ist der allgemeine Verfall der Kirchenzucht, und die Verderbniß der Sitten bey der Geistlichkeit aus ächten Quellen geschildert. Die Deutschen eiferten besonders dagegen, und K. Sigismund selbst ließ sich diesen wichtigen Punkt sehr angelegen seyn, allein die Römischen Hofmarimen vereitelten auch diesen Punct. Ueberhaupt sind hier gute Nachrichten und Erläuterungen über die Reservationen, Annaten, Zehnten, Dispensationen ꝛc. die nach und nach durch die Römische Kanzeleyen eingeführet sind, eingestreuet. Auch einige weltliche Umstände, wie die Belehnung des Churfürsten Friedrichs I von Brandenburg ꝛc. sind angeführt. Zuletzt schließt er die Vorrede: — „So vieles im Voraus — und nun — statt aller Empfehlung, den Wahrheitsfreunden, sie mögen Katholiken, Protestanten, Reformirte, oder wie sie sonst immer heißen, meinen warmen brüderlichen Handdruck" — —

Bey der Hauptsession des Concilii am 3. Jun. 1416 ward das Schreiben des Kayfers von Paris, so daselbst am 5ten April datirt war, abgelesen, worin derselbe verlangte, daß in seiner Abwesenheit keine Sache von Wichtigkeit vorgenommen werden sollte, sondern die Väter sich unterdessen die Verbesserung der Geistlichkeit sollten angelegen seyn lassen S. 8. In selbiger Sitzung ward auch Johann Creite, ein *Abbreviator litterar. apostolic.* als ein starker Simoniaker scharf bestraft S. 17. Daselbst ist auch beyläufig von Dieterich von Niem, dem Geschichtschreiber dieser Kirchenversammlung, eine sehr gute Nachricht mitgetheilet, weil man ihn fälschlich für einen Bischof

ſchof von Verden ausgegeben, wovon hier der Urſprung des Irrthums S. 20 gezeigt iſt. Er war vielmehr Päpſtlicher Secretarius, und iſt im Frühjahr 1416 zu Koſtniz geſtorben. Er kannte die Päpſtlichen Ränke am beſten, und hat ſie in ſeinem Tractat *de Schiſmate ſui temporis* nicht verſchwiegen. Ein aufrichtiger gründlicher Schriftſteller ſeiner Zeit, der beſonders die Laſter des Papſtes Johannes XXIII. treu aufgedeckt hat, (bey dem *Hardt* Tom. II. P. 14. Von der Ankunft des Portugieſiſchen Geſandten bey dem Concilio am 5. Jun. 1416, und von der Neigung der Spaniſchen Könige zum Kirchenfrieden S. 28. Am 5ten September ſelbiges Jahrs kam auch die Spaniſche Geſandſchaft des Königs Alphonſus V. in Koſtniz an. Sie gaben gleich bey der erſten Sitzung zu erkennen, daß ſie deswegen hieher geſandt wären, um mit vereinigten Kräften die Spaltungen zu heben, die Ketzereyen auszurotten, und die Kirchenzucht zu beſſern ꝛc. S. 36. Sie verſprachen auch die Vertragsartikel von Narbonne in Erfüllung zu bringen.

Am 4ten September 1416 ward bey der Seſſion das Citationsſchreiben abgeleſen, worin die Böhmen Huſſens Anhänger nach Koſtniz vors Concilium geladen wurden. Die Anzahl der Edlen Böhmen, die namentlich geladen waren, belief ſich auf 424 Perſonen. Allein niemand erſchien, vielmehr erhielte das Konciliium ein von der Univerſität zu Prag ausgefertigtes Zeugniß von der Unſchuld des Huß und ſeines Freundes des Hieron. von Prag. Selbiges iſt S. 43 u. ſ. w. wörtlich abgedruckt. Es iſt nach damaligem Styl ſehr gut und kräftig ausgedruckt, worin ſie den Heil. Vätern ſehr trocken die Wahrheit ſagen, und dem Huß als dem bravſten Mann Zeug-

niß

niß geben S. 47. Der Verfasser urtheilet darüber S. 54 ganz recht — Die Prager hohe Schule hat darin das Leben des Huß für unsträflich angegeben, und seine Lehre für rechtgläubig gehalten, ohngeachtet sie wußte, daß das H. Koncilium Hussens Lehre als irrig, und offenbar ketzerisch verdammet hatte, und wirft dabey die Frage auf: Wie läßt sich die Meynung der katholischen Universität (denn diese war doch nicht ketzerisch) von der Rechtgläubigkeit der Lehre des Huß, mit der Unfehlbarkeit des allgemeinen Koncilii, welches sie als eine offenbare Ketzerey verdammete, vereinigen? Hier ist der Fall von der Frage: ob die Kirche, oder ein allgemeines Koncilium in Bestimmung des ächten von einem Autor im Sinne gehabten Verstandes untrüglich sey? Er beziehet sich hier auf die Vorrede zum zweyten Theil, worin er es verneinet, und für das erste spricht S. 55.

Am 8ten September hielte der Kanzler Gerson eine merkwürdige Rede zu Kostniz bey dem Feste der Geburt Marien, über die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Marien. In selbiger ist er für die Lehre eingenommen, ohngeachtet er selbst gestehet, daß sie nicht förmlich in der Heil. Schrift ausgedruckt wäre, und trägt darauf an, daß das Koncilium die Sache entscheiden sollte. Es ist aber nicht geschehen, und so wenig hat dieses, wie ein anderes allgem. Koncilium die Lehre für einen Glaubenssatz angenommen, sondern nur für eine piam doctrinam gehalten. Hierbey hat der Verf. in einer weitläuftigen Note S. 64 gezeiget, daß sie auch in dem Alterthum der Kirche nicht zu finden, sondern eine Geburt des XII. Jahrhunderts sey, die am ersten die Kirche zu Lion 1141 angenommen hat, wogegen aber schon damals

damals der H. Bernhardus geeifert, wovon die sehr wichtige Stelle wörtlich angeführet ist. Die Dominikaner vertheidigten die Meynung des H. Bernhardi, je mehr die Minoriten für die Lehre stritten, seit dem Anfange des XIV. Jahrhund., deren Vorfechter besonders Johann Duns Scotus war, wozu noch zuletzt aus Privatabsichten die Jesuiten kamen, die überhaupt gegen die Dominikaner den größten Haß hegten. Ueberdem sagt der V. S. 71 von ihnen: Nebst dem, daß diese listige Gesellen mit ihren neuen immer prächtig abgehaltenen Andachten, Novennen, Kongregationen ꝛc. das Volk, welches sich meistens durch sinnliche Vorstellungen anziehen läßt, an sich zu locken wußten" — Zuletzt schließt er über diesen wichtigen Punkt von den Jesuiten: Freylich jesuitirt es noch dort und da in manchem Ecke. Z. B. wer machte die Skize zu dem Wappen, welches sich das neuerwählte Domkapitel zu Linz gewählet hat? — Ich will weder die Ursache dieses Sinnbildes von der unbefleckten Empfängniß — noch ob ein derley Schildchen auf das Wappen eines Domkapitels passend sey, untersuchen" —

Die Neapolitanischen Gesandten kommen zu Kostniz an, und werden feyerlich aufgenommen S. S. 75. Auch der Großmeister des deutschen Ordens wandte sich bey den Streitigkeiten mit Polen an das Koncilium — Sonderbar ist der Ausdruck der Titulatur in seinem Schreiben — Dominis et patribus meis *metuendissimis* — Sehr zweydeutig. Ebenfalls die Universität zu Krakau, die den H. Vätern viele Schmeicheleyen macht, und versichert, daß ihre Decrete bey ihnen so viel Glauben hätten, wie die vier H. Evangelien, rühmet ihren Eifer wegen

Aus-

Ausrottung der Ketzer, und verspricht, wenn davon welche nach Polen kommen sollten, daß sie dort ebenfalls mit der brennenden Fackel empfangen werden sollten S. 84.

Am 19ten September hatte die Spanische Gesandschaft bey dem Koncilio ein öffentliches Gehör, worin sie declarirte, daß die Könige von Navarra und Kastilien dem Papst Benedict XIII. den Gehorsam aufgesaget hätten, und daß die Spanische Nation sich mit dem Koncillo vereiniget hätte ꝛc. Der weitläuftige Gang dieser Sache ist bey der XXII. Session am 15ten October weiter ausgeführt S. 99 ꝛc. In der gleich folgenden XXIII. Session am 5ten November procedirte man in ordentlicher Rechtsform gegen den Papst Benedict XIII., der die Päpstliche Mütze freywillig nicht ablegen wollte, S. 106 ꝛc. Es sind über 27 Artikel, die vorzüglich den Punct betreffen, daß er bey seiner Wahl, und nachher mit einem Eide versprochen, der Päpstlichen Würde freywillig zu entsagen, wenn es der Kirchenfriede verlangte, und dennoch sey er schon 22 Jahre meineidig ꝛc. S. 109. Sie schließen zuletzt: „aus welchen sich deutlich offenbarte, daß Benedikt ein Nährer der Kirchenspaltung, ein verhärteter Schismatiker, und ein Ketzer wäre“ — Ueber diese Puncte sind die Zeugen abgehöret worden, woraus aber doch nicht so viel erwiesen, daß man gerichtlich in der Sache hätte procediren können, dahero mußte der Papst persönlich zu erscheinen citiret werden, welches also gleich durch Anschlagung der Citation an die Kirchthüren zu Kostniz und zu Tortosa geschehen ist S. 127.

Von

Von der guten Policey, die damals in Koſtnitz angeordnet war, damit die ankommenden Fremde nicht übertheuret wurden, findet man S. 135 ꝛc. Nachrichten, eine Ordnung, die man bey ſolchen Fällen zuweilen jetzo ſehr vermiſſet. In ſelbiger Seſſion ließ auch das Konciliúm ein Schreiben an den Kaiſer wegen der Huſſiten in Böhmen und derſelben ſtarken Vermehrung ergehen, worin ſie auch den König Wenzel ſelbſt der Huſſiten Lehre verdächtig hielten. Die Worte ſind dieſe von ihm — omnia ſimulat, ſingula ire ſuis caſibus patitur, et univerſa predicta mala, quibus reſiſtere debuerat uſque ad ſanguinem et animam, *in viſceribus regni tolerat, vel quod flebilius famatur, illa confouet et ſuſtentat*" Hierbey hat der Verfaſſer den Charakter Wenzels ziemlich treffend geſchildert, und zum Theil gezeiget, daß man ihm mehr aufgebürdet und gehäßig ausgeſchrieen, als er es verdienet hat, woran aber beſonders ſchuld war, daß er kein großer Freund der Geiſtlichkeit war S. 150 ꝛc., und er ſcheint nicht unrecht zu haben, wenn er ſagt, er glaube, daß die Haupturſache, warum Wenzel mit ſo verhaßten Farben abgeſchildert, dieſe geweſen ſey, daß er ſich nicht habe überwinden wollen, in allen der herrſchenden Parthey der Geiſtlichen zu Gefallen zu leben. Es iſt hiernächſt überzeugend auch dargethan, daß er hinlängliche Urſache gehabt, mit der Geiſtlichkeit unzufrieden zu ſeyn, wenn man auch nur annimmt, wie ſich der Papſt Bonifacius IX. gegen ihn betragen hat. Ueberhaupt haben ſchon andere Schriftſteller mehr, wie Thomaſius, Schminke, Walch ꝛc. den K. Wenzel vertheidiget, und ſeine Abſetzung gemißbilliget, welchen der Verfaſſer mit Recht beygetreten iſt S. 161 ꝛc.

Von

Von des Kaisers Sigismund Zurückkunft nach Kostniz S. 182 ꝛc. nachdem er sich seit dem Monat Julius 1415 in Spanien, Frankreich und England aufgehalten hatte, und hier am 27sten Januar 1417 wieder anlangte. Gerson hielte gleich nach seiner Ankunft eine Rede, worin er antrug die Lehrsätze des Johannis Parvi von der zuläßigen Ermordung der Tyrannen öffentlich zu verdammen, allein er konnte es nicht dahin bringen, ohngeachtet er den H. Vätern ganz trocken ins Gesichte sagte — der Kaiser und der König von Frankreich könnte sich mit Grunde dieserwegen über das Koncilium beschweren, sie könnten mit Grunde sagen, daß das Concilium des Huß ꝛc. irrige Sätze nur darum verdammet hätte, weil sie dem Eigennutze der Geistlichen entgegen gewesen wären, nur schiene es, daß das Concilium die gräulichen Irrthümer des Johann. Parvi aus keiner andern Ursache schonen wolle, als weil sie nur die Majestät und die Gewalt der Landesfürsten angriffen. Dieser große Mann sahe wohl ein, daß, so lange man die für die Fürsten so gefährlichen Lehren desselben dulden, oder sie wohl gar mit verschiedenen willkürlichen Wendungen zu bemänteln suchen würde, die Majestät der großen Fürsten niemals vor den rasenden Anfällen des unzufriedenen Pöbels sicher seyn dürfte.

In der 27sten Session wird der Herzog Friedrich von Oesterreich angeklagt, weil er den Bischof von Trient noch nicht losgegeben, und die Stiftsgüter restituirt hatte. Er gieng aber heimlich aus Kostniz fort S. 198. Am 23. Februar ward der Churfürst von Maynz Johann Graf von Nassau von dem Kaiser feierlich in der Augustiner Kirche belehnet S. 202. Am 28. Febr. 1417 ward zu Petershausen

bey

bey Koſtniz ein groſſes Provinzialkapittel der Benedictiner Aebte, zur Verbeſſerung der Sitten und Zucht ihrer Mönche gehalten, die aber mehr das Aeuſſerliche und Mönchsſpielereyen von der Einförmigkeit der Kleidung, der Raſur ꝛc. zum Vorwurf hatte, wie die Sitten und die Zucht. Der Originalauszug, den der Verf. S. 209 aus dem weitläuftigen Kapittelsdecret mitgetheilet hat, zeigt das Lächerliche im barbariſchen Latein überzeugend. Man könnte vielleicht des *Dufreſne Gloſſarium* noch damit vermehren. Ich muß zur Probe etwas davon hieher ſetzen — in veſtibus *foderatis* (gefütterten) pro *foderatura* — *Almutiis* de pellibus contenti — *floccatam cucullam* portent — *a Caputio flocci* — *Eſtmallos* ſeu *bocas*, vel *ſoculares corrigatos* altos — portent. Mit einem Worte die ganze Kloſtergarderobbe iſt hier ſo genau, wie möglich, beſchrieben, nur ſchade, daß man die wenigſten Wörter recht verſteht, aber von Verbeſſerung der Sitten und Kloſterzucht findet man nichts. Der Verf. macht hierüber S. 214 die Anmerkung: Man ſträubt ſich ſo gar in unſern Zeiten dawider, welches aber einen unleugbaren Beweis giebt, daß wir (man wird es doch begreifen, daß ich darunter nur uns Katholiken verſtehe! Denn was die Herren Proteſtanten, unſere Gegner, oder, um mich der Sprache meines Herzens zu gebrauchen, unſere Brüder betrifft, ſo war unter ihnen zur Zeit, da unſern Horizont annoch mitternächtige Finſterniſſe umgaben, ſchon heller Morgen) dem Brennpuncte der Beleuchtung annoch nicht ſo nahe ſeyn, wie man allgemein ausposaunet" —

In der 28ſten Seſſion ward der Herzog Friderich von Oeſterreich mit dem Bannfluche belegt,

und dabey verordnet, daß er aller seiner Würden und Güter entsetzet werden sollte S. 218. Hierbey ist in der Nota eine gute Nachricht gegeben, von den drey Arten von Excommunicationen, die in der kath. Kirche gebräuchlich sind. Anjetzo sind die Päbstl. Bannflüche von keiner Wirkung, wenn der Landesherr nicht dazu sein *Placitum regium* giebt, wie hier mit einem ganz neuerlichen Beyspiel von dem jetzigen Papst, der den verdienstvollen Schriftsteller von Eybel excommunicirt hat, dem aber der Kaiser sein *Placitum* versaget, erwiesen ist S. 224.

Von den zwey Benediktinern, die das Konciliu an den Papst Benedikt XIII. nach Spanien sandte, ihm die Citation zu Paniskola zu insinuiren, zeigt der Verf. einen lustigen Umstand S. 227 an. Wie diese zwey Deputirten zum Papst, der mit etlichen Kardinälen und vielen Bischöfen ꝛc. umgeben war, ins Zimmer traten, so sagte der Papst zu den Umstehenden, so laut, daß diese es hören konnten — Synodales Corvos audiamus — Diese aber antworteten ihm sehr beißend — Minime mirum videri debet, si Corvi ad dejectum cadaver accedimus — Eine sehr prompte Antwort, wenn sie wahr ist. Weil der Papst das ganze Verfahren des Koncilii für unstatthaft erklärte, vielmehr behauptete, daß die Kirchenspaltung durch diese Versammlung selbst genähret, und die Vereinigung gehindert würde, daher sie vielmehr Schißmatiker und Ketzer genannt werden müßten; so ward in der 29sten und 30sten Session der Proceß gegen ihn fortgesetzet. Von der Streitigkeit der Franzosen mit den Engländern wegen des Vorrechts und der Stimme einer eigenen abgesonderten Nation S. 236 ꝛc. Die Franzosen behaupteten

nach

nach einer Conſtitution des Papſts Benedicts XII. daß die ganze Chriſtenheit, ſo weit ſie dem Römiſchen Stuhl gehorchte, in vier Nationen eingetheilet, und England zur deutſchen Nation mitgerechnet ſey, mithin könnte ſie kein beſonderes Stimmrecht haben, und alſo die fünfte Stimme bey dem Concilio nicht führen (bey den Conciliis zu Trient und zu Baſel iſt das Stimmrecht nach der Anzahl der votirenden Biſchöfe und Aebte gerechnet worden, wobey die Italiäniſchen Prälaten allemal die ſtärkſte Anzahl ausmachten, mithin zum Vortheil des Papſtes ꝛc. die Vota ausfielen). Doch blieben die Engländer in dem Beſitz der fünften Nationenſtimme bis zum Ende des Concilii S. 256. Von den Unternehmungen der Böhmen in Religionsſachen S. 264. Nach dem Tode des Huß und des Hieronymus von Prag nahm der Geiſt der Empörung in Böhmen überhand. Die ganze Nation theilte ſich in zwey Factionen; die eine, wovon die Geiſtlichen den größten Theil ausmachten, hielte es mit dem Concilio, und hießen die Römiſchen, die andere hingegen, wozu ein ſtarker Adel, und der größte Theil des Volks gehörte, hielte es mit den Lehren des Huß, und wurden auch Huſſiten genannt. Beyde verheerten ihr Vaterland, doch waren die letzten die ärgſten, ſo Klöſter verbrandten, Kirchen plünderten, und die Geiſtlichen umbrachten. Die Edlen fragten bey der Prager Univerſität an, ob man das H. Abendmahl unter beyden Geſtalten den Layen reichen dürfte, wie ſie verlangten, oder ob man dem Verbot des Concilii gehorſamen müßte? Die Univerſität decidirte, daß man es ihnen unter beyden Geſtalten reichen ſollte, weil Chriſtus ſelbſt es ſo eingeſetzt hätte, und die Layen vormals viele Jahrhunderte durch ſelbiges auf ſolche Art genoſſen

hätten ꝛc. Hierauf kamen auch die bekannten vier Prager Artikel zum Vorschein, die hier S. 276 abgedruckt sind. Der erste betrifft die Communion unter beyden Gestalten, welcher Lehre der Verfasser S. 283 nicht undeutlich selbst beytritt. Der zweyte, von den zeitlichen Gütern der Geistlichen, daß die Geistlichen solche eigentlich nicht besitzen sollten, auch diesem Satz pflichtet er S. 290 bey. Der dritte, von der freyen Verkündigung des göttlichen Worts, und der vierte, von der Bestrafung öffentlicher Verbrechen. Am 18ten April gieng die sehr feyerliche Belehnung des Burggrafen von Nürnberg Friederichs vor sich, die hier ausführlich beschrieben ist S. 319 u. f. w. Warum aber der Verfasser in der Nota die ganze Brandenburgische Geschichte des Zollerschen Hauses hier angebracht hat, ist nicht wohl mit dem Object zu vereinigen, weil sie nicht weiter in die Geschichte des Kostnizer Koncilii gehört, als die Belehnung hier vollzogen ist. Ueberdem irret sich auch der Verf. darin sehr, wenn er glaubt, daß das Kaufgeld von 400.000 Ducaten eine geringe Summe gewesen sey. Hätte er den Zustand des Landes genauer gekannt, und des berühmten Staatsministers Freyherrn von Hertzberg Schriften, und das von ihm edirte Landbuch Kaisers Karls IV. gelesen, so würde er ganz anders geurtheilet haben, weil die Einkünfte des Landes damals sehr geringe, und fast alle Domainen verpfändet waren. Wie der Burggraf aber so vieles baare Geld hatte, da er doch beständig fast bey dem Kaiser und außer Landes sich aufhielte, ist kaum zu begreifen, indem 400,000 Dukaten damals wirklich eine sehr hohe Summe Geldes war.

Der

Der Kurfürſt Ludewig von der Pfalz, und der Kurfürſt Rudolff von Sachſen ſind hier gleichfalls am 11ten und 16ten May belehnet worden. In der 33ſten Seſſion ward der Proceß gegen den Papſt Benedict XIII. durch Abhörung der Zeugen, und deren eipliche Ausſagen weiter geführet, doch entſtanden viele Streitigkeiten über den Punkt, ob die Kirchenreformation nicht eher vorgenommen werden müßte, wie die neue Papſtwahl, weil man wohl einſahe, daß die Reformation nachher nicht ſo ſcharf möchte betrieben werden, oder gar unterbleiben, wie auf dem Koncilio zu Pi'a geſchehen iſt. Die Fürſten und die Nationen drungen auf den erſten Punct, allein die Kardinäle und die Ital. Prälaten beſtunden aus Intereſſe auf dem letzten Punct. Es kamen die Partheyen dabey öfters zu ſolcher Hitze und Erbitterung, daß ſogar die Aufhebung des Koncilii gedrohet ward. Der Kaiſer verlangte, daß zuerſt Benedict der XIIIte abgeſetzet, hernach die Reformation, und zuletzt die neue Papſtwahl vorgenommen werden ſollte, welches auch allerdings der ſicherſte Weg geweſen ſeyn wäre. Allein die franzöſiſche Nation beſchuldigte den Kaiſer eines deſpotiſchen Eingriffs gegen ſeine verſprochene Freyheit, und ſchlug ſich durch heimliche Ueberredung der liſtigen Ital. Prälaten, zur Ital. Nation, wodurch endlich die gute Abſicht des Kaiſers und der deutſchen und engliſchen Nation vereitelt ward. Sie übergaben dem Kaiſer eine Bittſchrift, worin ſie auf die Papſtwahl drungen, und ſich ſogar erdreiſteten, dem Kaiſer ins Geſicht zu ſagen: „daß der Kaiſer kein Recht habe, ſich in kirchliche Angelegenheiten zu mengen, noch viel weniger in dieſen etwas vorzuſchreiben“ — Ein Satz, der im Grunde völlig falſch war. Von der

Secte der Flagellanten, die damals schwärmte, und auch bey dem Koncilio zum Vorwurf kam, findet man hier in der Nota S. 367 gute Nachrichten.

In der 36sten Session ward Benedict XIII. auf den 26sten des Heumonats zu Anhörung seines Urtheils citirt S. 374, und wie solcher Tag gekommen war, ward er in der 37sten Session mit allen Formalitäten abgesetzt. Der Hauptinhalt des Urtheils ist S. 378 ꝛc. befindlich. In der 38sten Session wurden auch alle seine Bullen annullirt S. 383. Nach diesem geendigten Geschäfte drang der Kaiser von neuen auf die zuerst vorzunehmende Reformation, allein die Kardinäle nebst den vorher gedachten drey Nationen widersetzten sich auf alle Art S. 387, sogar ließen sie Schmähschriften ausstreuen, worin der Kaiser und die Deutschen nebst den Engländern als Anhänger des Huß ausgeschrieen wurden ꝛc. Sie ließen am 9ten September bey einer öffentlichen Session in Gegenwart des Kaisers eine Protestation wider die Kirchenreform ablesen, die scharf gesetzet war, daß der Kaiser sie nicht anhören konnte, sondern aus der Session fortgieng S. 409. Sie droheten auch fortzugehen, allein der Kaiser hatte alle Wege schon längst versperren lassen, und wie sie es mit ihrer Protestation zu weit trieben, ließ er sie scharf mit dem Arrest bedrohen S. 413. Dennoch nahmen noch mehr vornehme Geistliche, die es vorher mit dem Kaiser gehalten, die Parthey der Kardinäle. Die Deutschen gaben am 14ten September eine Schutzschrift für die Reformation ein, die den Titel hatte: Protestatio nationis Germanicae facta in Concilio Constantiensi contra electionem Papae, reformationem ecclesiae minime praemittendam. Sie steht bey

Lab-

Labbeo S. 695, und iſt ſehr nachdrücklich abgefaßt, beſonders, wo ſie das jetzige Betragen der Päbſte beſchreibt, wo es heißt: „Ihr unerſättlicher Geldgeiz, Wucher, Haabſucht, hätte ſie zu offenbaren Gewaltthätigkeiten und Unbilligkeiten verleitet. Hieraus wären die Reſervationen, und die widerrechtlichen Vergleichungen der Benefizien, die Anwartſchaften, wodurch ſie die Gerechtſamen der Biſchöfe vollends zu untergraben ſuchten, die Annaten oder Jahrseinkünfte, mittelſt deren ſie unausſprechliche Geldſummen erpreßten, und mehr dergleichen Spollien entſprungen — Sie, die Päpſte hätten ſich aller Gerichtsbarkeit nicht nur in geiſtlichen, ſondern auch in weltlichen Dingen angemaßt, ſie hätten alle Proceßhändel, obſchon mit Verletzung der biſchöflichen Gerichte, nach Rom gezogen, und ſolche wären allda zum größten Schaden der ſtreitenden Partheyen allezeit nach löblicher Gewohnheit auf die lange Bank verſchoben worden — Was noch abſcheulicher, als obgeſagtes iſt, und was man in der That verfluchungswürdig nennen muß, ſo hätten ſie alle Laſter gleich den Krämerwaaren taxiret, und ſie verkauften mit den Indulgenzien zugleich die Nachlaß der Sünden an alle, die mit klingender Münze bezahlten — Seit der Zeit, wo die geiſtlichen Pfründen durch den Geldgeiz der Päpſte käuflich gemacht, und ſogar die heiligen Weihen um baares Geld gegeben worden wären, ſo hätte auch alle Luſt und Neigung zur Tugend und Wiſſenſchaft unter den Geiſtlichen erlöſchen müſſen, und aus den Kathedralkirchen, Stiftern und Klöſtern wären die Studien vollends verbannet worden, und die ganze Kleriſey wäre wegen Unwiſſenheit und ärgerlichen Lebens in eine ſolche Verachtung herabgeſunken, daß ſie mehr für

eine Kleriſey des Antichriſts, als für ein Erbtheil Chriſti angeſehen würde" — So nachdrücklich war die Proteſtation der Deutſchen abgefaßt, und ſo frey urtheilte man im Jahr 1417 von dem Papſte und ſeinem Betragen. Man kannte ihre höchſt eigennützige Kunſtgriffe ſchon damals ſehr gut, dennoch ſind Jahrhunderte verlaufen, worin ſie noch beſtändig Deutſchland geplündert haben.

Alles dieſes aber machte bey den Kardinälen keinen Eindruck, vielmehr fanden ſie Mittel und Wege, erſtlich die Engliſche Nation, und zuletzt ſelbſt die Deutſche auch auf ihre Seite zu ziehen S. 423. Der Kaiſer mußte alſo zuletzt nachgeben, und auch darin willigen, doch unter der Einſchränkung, daß die Reformation noch vor der Päpſtlichen Krönung, und Antretung ſeines Amts geſchehen ſollte, worüber der Kaiſer und die deutſche Nation eine ſchriftliche Verſicherung gefordert hat.

Von dem Geſchäfte der Papſtwahl S. 447 ꝛc. In dem Kaufhauſe zu Koſtniz ward das Konclave angelegt, in 53 abgetheilten Zellen, nämlich für 23 Kardinäle und 30 Deputirte der Nationen als Wähler. Sie ſind S. 456 ꝛc. namentlich angegeben. Der Kaiſer ſelbſt war gegenwärtig, und führte jeden an ſeinen Platz mit der Ermahnung gewiſſenhaft bey der Wahl zu handeln. Am 11ten November ward Otto von Kolonna zum Pabſt gewählet, ſo den Namen Martin V. annahm. Die Freude über die neue Wahl war außerordentlich, und ſelbſt der Kaiſer, der doch bisher ſein kaiſerliches Anſehen ſo ziemlich behauptet hatte, vergaß ſich darüber ſo ſehr, daß er in das Konclave lief, vor dem neugewählten Papſte niederfiel, und ihm die Füße küſſete, anſtatt er erſtlich

ſich die Wahl nach Gutbefinden zu beſtättigen hatte, wie die alten Kaiſerrechte mit ſich brachten. Eben ſo erniedrigend war es, daß der Kaiſer und der Churfürſt von Brandenburg das Pferd, worauf der neue Papſt nach ſeiner Krönung bey dem Aufzuge ſaß, zu Fuß am Zügel geführet haben S. 480.

Die Freude aber war nur kurz, und verminderte ſich ſehr, wie Martin V. ſeine Kanzleyregeln herausgab. Ihren Urſprung ſetzt der Verfaſſer ins XIV. Jahrhundert, und wahrſcheinlich iſt Papſt Johannes XXII. der erſte Urheber davon. Es iſt offenbar, daß durch ſolche die Gerechtſame der Landesfürſten, die Gewalt der Biſchöfe ꝛc. aufs unbilligſte heruntergeſetzt iſt. Sie ſind eine wahre Quelle der Simonie, der Unwiſſenheit, und des Verfalls der Kirchenzucht. Sie beſtätigen die päpſtlichen Reſervationen, Anwartſchaften, Verleihungen der Biſchofthümer, Diſpenſationen, Exemtionen, Annaten, Zehenden, Indulgentien, und mehr ſolche päpſtliche Mißbräuche, ſo die Päpſte zum größten Schaden des Staats durch dieſelbe eingeführet haben, wodurch unzählige Summen Geldes nach Rom gefloſſen ſind. Wer ſeit den Zeiten Papſt Johanns XXII. Beneficien haben wollte, mußte viel Geld nach Rom ſchicken, und doch geſchahe es öfters vergeblich. P. Bonifazius IX. hat öfters ein Beneficium an mehr Perſonen unter einem Dato verkauft S. 483.

Die Nationen drungen endlich mit Gewalt auf die verſprochene Reformation, ſo daß der Papſt 6 Kardinäle ernannte, die mit den Kommiſſarien der Nationen darüber in Unterhandlung treten ſollten. Allein eben dadurch vereitelte er die Abſicht, indem die 6 Kardinäle den Kommiſſarien alle mögliche Hin-

berniſſe in Weg legten. Sie drangen vorzüglich auf den Punct der Reſervationen, allein, der Papſt kehrte ſich wenig daran, ſondern brachte faſt die ganze Zeit mit geiſtlichem Gepränge und feyerlichen Auftritten zu, um von der Hauptſache abzukommen. Er weihete auch eine koſtbare goldene Roſe, und ſchenkte ſie dem Kaiſer, der ſie mit großer Devotion annahm S. 499. Von der Schwäche des Kaiſers zeuget noch mehr der Umſtand, daß er am 24ſten Januar 1418. von dem Papſt die Beſtätigung ſeiner Königswürde annahm. Der Kaiſer fiel vor ihm auf die Knie nieder, und ſchwur dem päpſtl. Stuhl die Treue, — und der Papſt Martin beſtätigte ſeine Königswahl mit dem Anhange, daß er alle bey der Wahl vorgefallenen Rechtsmängel Kraft ſeiner Apoſtol. Gewalt erſetzt haben wollte. Dieſe Mühe hätte der Kaiſer ſparen können, da er rechtmäßig erwählet, und in Aachen gekrönet war. Hierdurch gab er dem Papſt ſelbſt Gelegenheit an die Hand, ſeine Gewalt weiter auszubreiten.

Die deutſche Nation ſahe wohl ein, daß es dem neuen Papſt kein Ernſt war, die verlangte Reformation vorzunehmen, weil ſchon 3 Monat nach ſeiner Wahl verfloſſen waren. Sie übergaben demſelben am 30ſten Januar 1418. einen Aufſatz unter dem Titel: Articuli nationis Germanicae *de reformatione ſupremi ſtatus eccleſiaſtici* in Concilio Conſtantienſi in principio Anni 1418. Martino V. Pape exhibiti.“ Hierin ſind dem Papſt wichtige Abzüge gemacht in Abſicht der Reſervationen, Annaten ꝛc. Von letztern verlangte die Franzöſiſche Nation ganz befreyet zu ſeyn, indem ſie bewies, daß blos aus den taxirten Kathedralkirchen und Abteyen durch alle 6 Jahre eine Sum-

Summe von 697,750 Fl. nach Rom bezahlet würde, und die Summe von den nicht taxirten und geringen Beneficien eben ſo hoch ſich belief, mithin rechnet der Verf. S. 511 ganz richtig, wenn er von den 5 Nationen überhaupt die Summe über 6 Millionen Fl. rechnet, die blos allein nur an Annaten dahin gefloſſen ſind. Nun rechne man noch die Reſervationen, Diſpenſationen ꝛc. hinzu, ſo iſt kein Wunder, daß man die Päpſte mit unter die größten Raubvögel rechnet, wenigſtens haben ſie alle Staaten, beſonders Deutſchland, rechtſchaffen geplündert. Auch die Franzoſen und Spanier verlangten mit Ernſt von dem Papſt die Kirchenreformation. Erſtere erſuchten den Kaiſer ſich der Sache anzunehmen, aber er verwies ſie kaltſinnig, und ſagte, daß ſie ja erſtlich vor dem Reformationsgeſchäfte einen neuen Papſt verlangt hätten, ſie ſollten alſo jetzt auch zu ihm gehen. Allein die Antwort war doch im Grunde von dem Kaiſer ſchlecht; denn wenn er dieſen Hauptpunct nicht durchſetzen wollte, ſo hat er in allen übrigen durch ſeine langwierige Bemühung und großen Aufwand, ſelbſt mit Vernachläßigung vieler Reichsſachen, bey ſeinem langen Aufenthalt in Koſtniz dem deutſchen Reiche wenig Nutzen geſchaffet. Denn die Abſetzung des Papſt. Benedicts XIII. ꝛc. und die Verbrennung des armen Huß ꝛc. hat dem deutſchen Reiche nicht den geringſten Vortheil geſtiftet.

Der neue Papſt eiferte deſtomehr gegen die Huſſiten in Böhmen, und gegen die Univerſität zu Prag. Er ließ eine ſcharfe Bulle gegen ſie ergehen, und verlangte, daß man auch in Böhmen die Ketzer zum Scheiterhaufen führen ſollte S. 582. Er ſchickte auch einen Kardinal als Legaten dahin, der wirklich

etliche

etliche Ketzer verbrennen ließ, allein er mußte doch balde abziehen, vielmehr erbitterte er die Nation noch mehr dadurch. Der Kaiser suchte sie auf gelindere Art zu bewegen, allein beydes machte bey ihnen keinen Eindruck S. 548 ꝛc. Nach seines Bruders Tod aber verfolgte er sie desto heftiger, doch konnte er erst nach einem 16jährigen Kriege zum ruhigen Besitz des Reichs gelangen S. 551.

Wie sich das Koncilium zum Ende neigte, ließ endlich Martin V. in der XLIII. Session etliche wenig bedeutende Reformationsartikel ablesen, die hier S. 552 angezeigt sind, wovon aber hernach gar wenig gehalten ist, nachdem er einige partikular Concordata mit den Nationen abgeschlossen hatte. Mit einem Worte, der Papst machte nur Blendwerke, und zog im Grunde den guten Kaiser auf. Mit der 45sten Session endigte sich das Koncilium, und der Kardinal Diacon Raynald rief mit heller Stimme: Ihr Herren gehet hin im Frieden. — Bevor aber noch der Kaiser fortgieng, geschahe die Aussöhnung des Herzogs Friedrichs von Oesterreich, wobey der letzte harte Bedingungen eingehen mußte, ward darauf vom Bann erlöset, und von dem Kaiser feyerlich belehnet S. 585. Zuletzt fand der Papst Martin den Kaiser zur Schadloshaltung seiner bey dem Concilio aufgewandten Kosten, mit der Erhebung der geistlichen Zehenden von den Stiftern und andern Kirchengütern durch ganz Deutschland auf ein ganzes Jahr ab, womit er auch wahrscheinlich seinen Eifer in Betreibung der Kirchenreformation besänftigte S. 586. Der Papst ernannte 3 Bischöfe, worunter auch der Bischoff von Brandenburg, Johann von Waldow war, solche für den Kaiser einzuheben.

Die

Die deutſche Kleriſey widerſetzte ſich derſelben heftig, und zwar auch aus dem Grunde, weil der Papſt in der 43ſten Seſſion feſt verſprochen, keine beſondere Zehenden ohne Einwilligung der Prälaten aufzulegen. Allein nach einer angeführten Stelle aus einer alten Handſchrift der Berliner Bibliothek bey dem *Hardt*, glaubt der Verf. S. 588. wo ſie ſteht, daß die Zehenden wirklich beygetrieben ſind. Endlich ließ der Papſt bekannt machen, daß er abreiſen würde, ohngeachtet der Kaiſer ihn ermahnte, noch eine Zeitlang da zu bleiben, ſogar ſchlug er ihm vor, ſeinen Sitz in Deutſchland entweder zu Baſel, oder Maynz und Straßburg zu nehmen, allein er wieß ihn mit dieſem ſonderbaren Vorſchlage ab, und zog mit großem Gepränge, wo ſein Pferd abermal von dem Kaiſer und Kurfürſten von Brandenburg am Zügel geführet ward, am 16 May von Koſtniz fort, und gieng durch die Schweiz nach Rom. Am 19. darauf reiſete auch der Churfürſt von Brandenburg ab, und am 21ſten der Kaiſer. Wenn derſelbe die vorgehabte Kirchenverbeſſerung an Haupt und Gliedern ausgeführet, und Deutſchland von den enormen päpſtlichen Gelderpreſſungen befreyet hätte, ſo würde er das Lob verdienen, das ihm der Verfaſſer beylegt, weil dieſes aber nicht geſchehen, und er ſich von den Italiänern blenden laſſen, ſo können wir hierin demſelben nicht beytreten. Ein gutes Regiſter über alle 4 Theile hätten wir billig erwartet.

Hk.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

1. Predigten auf die vornehmſten Feſttage des Herrn, und der heiligſten Jungfrau und der Mutter Gottes Maria, gehalten und herausgegeben von P. Jonathas, Capuciner, der hohen Domſtiftskirche zu Breslau ordentlichem Prediger. Breslau, verlegt von Korn, 1785. 8. 458 Seiten.

2. Der heilige Vater Ignaz von Lojola, der Stifter der Geſellſchaft Jeſu, als ein Muſter eines tugendhaften Lebens in Betrachtungen, Gebeten, Tugendübungen und Beyſpielen denjenigen vorgeſtellt, welche die zehen Sonn- oder Samſtäge, wie auch die neuntägige Andacht zur Ehre dieſes Heiligen mit Nutzen zu halten verlangen. Aus dem Wälſchen überſetzt. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Riegers ſel. Söhnen. 1783. in 8.

3. Des Hochwürdigen Herrn Joſeph Hahn, des hochfürſtlichen, freyweltlichen Stiftes Buchau Kanonicus Kapitularis, Reden auf die marianiſchen Feſttage des Jahrs. Fünfter und letzter Jahrgang. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Riegers ſel. Söhnen, 1783. 342 Seiten in 8.

4. Franz

4. Franz Karl Kienle, der heil. Schrift Licentiaten und Pfarrers zu Stetten bey Haigerloch, Lexicon der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Erster Band. A — M. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Riegers sel. Söhnen. 1784. 8. 672 Seiten. Zweyter Band. N — Z. 371 Seiten.

Des Herrn Abtes Joseph Nahontani katechetischer Unterricht für Christen wider den Unglauben unserer Zeiten. Augsburg, bey Riegers sel. Söhnen, 1784. 8. 118 Seiten.

5. Antons Godeau, Bischofs und Herrn von Vance in Frankreich, allgemeine Kirchengeschichte aus dem Französischen ins Italiänische übertragen, und mit Anmerkungen begleitet von Don Arnald Speroni — anitzt aus dem Italiänischen ins Deutsche übersetzt von P. Bernard Hyper — Ein und zwanzigster Theil, enthält die Kirchengeschichte vom Jahre Christi 717 bis 769. Augsburg, bey Rieger sel. Söhnen, 1783. 8. 321 Seiten, nebst 20 Bogen Register, chronologische Tafeln und Verzeichniß der Bischöfe zu Basel. — übersetzt von Johann Ludwig von Groote, Weltpriester. Zwey und zwanzigster Theil, enthält die Kirchengeschichte von 769 bis 814. 346 Seiten, nebst 18 Bogen chronologische Tafeln und Verzeichniß der Bischöfe zu Strasburg.

6. Predigten über alle Festtage, die gegenwärtig noch allgemein in der katholischen Kirche gefeiert werden, und über alle Apostelfeste; verfasset von Ambrosius Kollenetz, Weltpriester und Mitgliede

des

des Königl. Preuß. Schuleninſtituts ꝛc. Mit Erlaubniß der hochwürdigen Obrigkeit. Breslau, 1785. bey Korn. 416 Seiten in 8.

8. Des Herrn Abts Mangin, Domdechants zu Is und Erzprieſters zu Baſſigni, kurze Unterweiſungen auf die Feſttage des Jahres, nebſt andern kleinen Schriften, die zur Ausübung der Pflichten eines Seelſorgers brauchbar und nützlich ſind. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von P. Vital Mösl, Benedictiner zu St. Peter in Salzburg. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, im Verlage der Wolffiſchen Buchhandlung, 1785. 8. 600 Seiten.

9. P. Jucundin Muzners, Franciscaners der oberdeutſchen Provinz, Faſtenpredigten. Dritter Band. Ueber die Frage, ob unſere galante Welt chriſtlich denkt und lebt. Cum facultate ordinariatus auguſtani. Augsburg, in der Wolffiſchen Buchhandlung, 1784. 8. 550 Seiten.

10. P. Florian Reichſiegels, Benedictiners zu St. Peter in Salzburg, d. Z. Pönitenziars zu Maria Troſt auf dem Plain daſelbſt, Predigten auf die meiſten Feſttage des Jahrs. I. Band. — Augsburg, in der Wolffiſchen Buchhandlung. 358 Seiten in 8. II. Band. 404 Seiten.

11. Des Horus Anmerkungen über die Propheten, Jeſum, und ſeine Jünger, widerlegt in Briefen von P. Aloys Sandbüchler, Lehrer der orientaliſchen Sprachen bey den Auguſtinern zu Mühln nächſt Salzburg. Genehmigt von dem hochwürdigſten

digsten Ordinariat. Augsburg, in der Wolffischen Buchhandlung, 1785. 8. 524 Seiten, nebst LXXV Seiten Einleitung.

12. Frag, ob jene, welche die Untrüglichkeit der allzeit sichtbaren und allgemeinen Kirche bestreiten, nicht alle Grundsätze des Christenthums vollkommen untergraben? wider den Freymüthigen zu Freyburg in Breißgau, beantwortet von Aloysius Metz, der Gottesgelahrtheit Doktor ꝛc. Im Jahre 1784. — Augsburg — 30 Seiten in 4.

13. Adam Heim, ehemaligen Kursächsischen Hofpredigers, geistliche Reden, gehalten in der Hofkirche zu Dresden. Dritter Jahrgang. — Mit Worten lenkt er sie, und rührt erweichte Herzen. Virgil, im 1 B. s. Aeneis. — Frankfurt, in der Andräischen Buchhandlung, 1785. 8. 606 Seiten.

Mit solchen Schriften, wie No. 1 — 3, kann man am besten belegen, was für ungereimtes Zeug noch immerfort in der katholischen Kirche zu eben der Zeit geprediget und geberet wird, da man viel von der itzigen schon so weit gediehenen allgemeinen Aufklärung in dieser Kirche spricht, daß zwischen Protestanten und Katholiken nur noch ein geringer Abstand sey, und eine Vereinigung unter ihnen nun bald zu Stande kommen werde. Man möchte wünschen, daß die gutherzigen Leute, die den Kopf davon itzt so voll haben, doch nur einen aufmerksamen Blick in dergleichen Bücher hineinthun wollten, so würden sie doch bey einigem Nachdenken das Chimärische ihrer Erwartung bald einsehen müssen. Wir würden kein Ende finden, wenn wir alle die vernunft- und schriftwidrigen Sätze aufzählen sollten, die man in des Kapuziners, P. Jonathas, Festpredigten gedruckt lesen kann. Besonders wimmelt es davon in den Predigten über die Beschneidung Christi und die unbefleckte Empfängniß

der Maria. Die gute Maria war, wie alle Adamskinder, nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur, von ihrem Vater gezeugt, und von ihrer Mutter empfangen und geboren. Nachdem sie selbst einen Sohn zur Welt gebracht, der von Gott zu einem außerordentlichen Geschäfte in der Welt ausersehen war, und in seinem männlichen Alter auch dazu von ihm gebraucht wurde, so gehörte sie von Stund an natürlicher Weise nun nicht mehr zu den Jungfrauen, sondern zu den Weibern und Müttern, die den Ruhm der Tugend und Gottseligkeit hatten. Und ihr Söhnlein, von einer Jüdin geboren, mußte eben so natürlicher Weise, dem jüdischen Gesetz gemäß, nach acht Tagen beschnitten werden, und ward auch beschnitten. Diese Thatsachen erzählen uns die evangelischen Geschichtschreiber, weiter wird aber aus der Beschneidung Christi in dem ganzen neuen Testament nichts besonderes gemacht, und nachher ihrer so wenig, als der unbefleckten Jungfrauschaft Maria, mit einer Sylbe gedacht. Keinem Evangelisten oder Apostel ist es je eingefallen, die Maria eine Mutter Gottes zu nennen, sie von der allgemeinen Fehlerhaftigkeit der unvollkommenen, menschlichen Natur auszunehmen, oder ihre Jungfrauschaft zu verewigen; sie selbst hat sich nie besser, als andere Töchter Evens zu seyn gedünkt, auch nie gewußt oder geglaubt, daß ihr Sohn Gott sey. Sie sahe Jesum stets als ihr Kind an, dessen früher Verstand große Dinge versprach, dessen männliche Weisheit, da er als öffentlicher von Gott gesandter Volkslehrer der Religion mit dem dreyßigsten Jahr auftrat, ihr große Freude machte. Sein Tod verursachte ihrem mütterlichen Herzen bangen Kummer, den Jesus dadurch noch am Kreuz zu lindern suchte, daß er sie der Vorsorge des Johannis empfahl. Von ihren nachmaligen Vorstellungen, welche sie sich von Jesu gemacht hat, von ihrem Tode, und noch weniger von ihrer Himmelfahrt, (die nach der 16ten Predigt des Kapuziners, mit großer Pracht und Herrlichkeit geschehen seyn soll) meldet uns die Geschichte des N. Testaments nicht ein Wort. Desto mehr Legenden aber hat die katholische Kirche nachher von ihrer Himmelfahrt und Erhebung auf den Thron der Gottheit, wie von ihrer unbefleckten Empfängniß erdichtet; und es ist noch gar kein Anschein da, daß diese Kirche von solchen ungereimten Lehrsätzen, als der P. Jonathas darüber in deren System vorträgt, jemals abgehen werde. Sie sind bekannt, also wollen wir sie mit Stillschweigen übergehen. Aber einige seiner Sätze über die Beschnei-

schneidung Christi, wozu ihm der H. Bernhard den Gewährsmann abgiebt, möchte ich doch anführen. „Der Gottmensch, sagt er, in dem er sich dem Gesetz der Beschneidung „unterwirft, erscheint vor Gott und vor Menschen mit dem „beschämenden Schandfleck der Sünde — In dem Augenblick, da Jesus beschnitten wurde, stellt er sich ohne Zweifel „das erstemal vor den Augen seines himmlischen Vaters dar, „gleich als ob er die Sünde selbst wäre. (2 Kor. 5.) (Was sich denn, Jesus als ein achttägiges Kind, da er beschnitten wurde, seiner bewußt? Handelte er dabey freywillig? Oder verhielt er sich dabey, ohne zu wissen, was mit ihm vorgieng, so leidentlich, wie jedes andere Judenkind, das man am achten Tage beschneidet? Das erstere läßt sich doch vernünftiger Weise unmöglich behaupten. Und wenn die Eltern Jesu nach dem Gesetz diese Handlung an dem Knäblein verrichten liessen, was war dann verdienstliches darin? und was trug die körperliche Beschneidung Jesu in seiner Kindheit zur geistlichen Wohlfahrt der Menschen bey, die er als Mann bewirken sollte, und auch bewirkt hat? Wo ist auch nur eine einzige Stelle in der ganzen Bibel, in welcher auf die Beschneidung des Jesuskindes der geringste Werth zum Besten der Menschen gelegt würde? Aber dem heil. Bernhard hat im 12ten Jahrhundert so etwas davon geträumt. Und das sagen ihm katholische Priester, als angenommene Lehre der Kirche, noch immer nach.) „Ich will mich deutlicher erklären, fährt P. J. „fort. Gleich von seiner Geburt an, war Jesus ein Mensch; „er hatte aber noch nichts mit den Sündern gemeinschaftlich. „Seine Menschwerdung, welche im ausnehmenden Verstande ein Werk des heiligen Geistes war; seine Zeugung unter „dem keuschen Herzen Maria, welche allezeit eine Jungfrau geblieben; sein wunderbarer Eintritt in die Welt, alles dieses führte noch keinen Schein der Sünde mit sich; ja „es war vielmehr alles unendlich weit von der Sünde entfernt“ (das dächte ich auch). „Heute aber, ach! heute“ (am Fest der Beschneidung Christi) „saat der heil. Bernhard, fängt „der göttliche Sohn an, ein Sünder zu werden, in dem er „sich dem Gesetz der Beschneidung unterwirft, welches eigentlich für die Sünder errichtet, und eingeführet war“ (wo steht das in der Bibel? Beym Moses verlautet davon kein Wort. 1 Mos. 17, 11. wird der Grund davon angegeben. Katholiken sollten doch nicht von Aufklärung in ihrer Kirche sprechen, so lange man dergleichen wahre Mönchsgrillen noch

nicht einmal aufgiebt). „Und auf solche Art ist er endlich in „den Stand gesetzt, in welchen ihn Gott, um seiner Gerech„tigkeit unserer Sünde wegen Genüge zu leisten, haben woll„te. Bis dahin, und ehe sich Jesus Christus diesem beschä„menden Gesetze unterwarf, suchte der beleidigte und erzürn„te Gott zu seiner Befriedigung ein Schlachtopfer, ohne „dasselbe irgendwo zu finden. Auf wen, frazte er deshalb „durch einen seiner Propheten, auf wen soll ich zuschla„gen? An wem soll ich den Schimpf, den mir die Sünde „der Menschen zugefüget hat, rächen?“ (Wie? Gott, dem unabhängigen, allgenugsamen Gott, dem niemand etwas geben oder nehmen kann, dem soll Schimpf zugefüget werden können, von Menschen? Schimpf, den er rächen mußte, um an seiner Ehre nichts zu verlieren? Um sich Ersatz dafür zu verschaffen? Welche Begriffe!) „Soll ich die straf„baren, und sündigen Menschen selbst schlagen? Allein, wenn „ich sie gleich alle meiner Rache aufopferte, vertilgte „und zernichtete: so würde deswegen meine Ehre doch noch „nicht ergänzet und hergestellt seyn. Soll ich auf den Unschul„digen und Gerechten, der als ein neugebohrnes Kind in dem „Stall zu Bethlehem liegt, schlagen? Hat er denn aber „meine Züchtigung verdienet? Ach er ist mein vielgeliebter „Sohn, an dem ich einen Wohlgefallen habe. In solchen „Umständen befand sich die göttliche Gerechtigkeit so lange, „als Jesus Christus kein Sünder war. Sie traf an ihm kei„nen Vorwand, und keine Bewegungsursache an, um ihn „zur Strafe und Züchtigung zu ziehen. Heute aber endlich, da er das schimpfliche Zeichen, und das verhaßte Brandmal der Sünde an sich genommen,“ (welche offenbare Unwahrheit! Zeichen des Bundes zwischen mir und euch, läßt Moses Gott dem Abraham und seinen Nachkommen sagen, soll die Beschneidung seyn, nicht Brandmal der Sünde) „heute, da er nach der Redensart des Apostels für uns „zum Fluch und zur Sünde geworden,“ (Abermals der Bibel gerade entgegen! P. J. hätte doch nicht so blind dem H. Bernhard Unwahrheiten nachschreiben, sondern den Apostel aufschlagen sollen, so würde er gefunden haben, daß sich Paulus darum der Redensart, Christus ward ein Fluch für uns, bedient habe, weil er freywillig zum Besten der Menschen eine Todesart erduldete, die in den Augen der Juden vermaledeit und fluchwürdig war. Gal. 3, 13. So gerade zu sollte doch auch ein Katholik dem Apostel, der hier ein

keine Beschneidung Christi dachte, nicht offenbare Lügen aufheften) „heute findet endlich die göttliche Gerechtigkeit einen „Gegenstand, auf den sie zuschlagen, und dadurch ihre ge„rechte Rache befriedigen kann; es ist dies nämlich Je„sus Christus, der sich bey seiner Beschneidung mit der gan„zen Schmach der Sünde beladen, seinem himmlischen „Vater, als ein Schlachtopfer darstellt. Siehe! ich kom„me. Siehe! da bin ich.“ Muß sich nicht die menschliche Vernunft gegen so gehäßige, schreckliche Vorstellungen, als hier von Gott gemacht werden, nothwendig empören? Haben Jesus und seine Apostel jemals auch nur den mindesten Anlaß gegeben, von Gott so unwürdig, so entsetzlich zu denken, von Gott, den sie uns als den gütigen Vater aller Menschen vorstellen, der uns von Anbeginn liebte, und aus Liebe bewogen wurde, seinen Sohn zu senden, damit Menschen durch ihn glückselig würden? In der katholischen Kirche sind solche dem Geist des Evangeliums ganz zuwider laufende abscheuliche Vorstellungen von einem beleidigten, erzürnten und Rache fordernden Gott aufgekommen. Zeuget es nun wohl von heutiger verbesserter Religionserkenntniß in dieser Kirche, deren man sich rühmt, wenn die Lehrer derselben noch eben so vernunft- und schriftwidrig von Gott denken, und denken lehren, als man im 12ten Jahrhundert mit dem heiligen Bernhard dachte? Oder ist man in der gereinigten christlichen Erkenntniß von Gott hier noch sehr weit zurück? Der verständige Leser mag selbst das Urtheil sprechen. Rec. könnte noch mehr dergleichen Sachen aus des P. Jonathas Predigten zu beherzigen geben. Es mag aber hieran genug seyn. Höchst sonderbar dünkt mirs doch, daß dieser Mann aus der Beschneidung Christi einen großen und wichtigen Bewegungsgrund hernimmt, Menschen über die Abscheulichkeit ihrer Sünden schamroth zu machen. Als wenn der Gründe dazu nicht viel natürlichere wären, die uns weit näher liegen! Ich zweifle, ob unter tausend Katholiken, wenn sie Sünde begangen haben, nur einer deshalb darüber erröthen wird, weil Christus beschnitten worden; oder ob, bey der Versuchung zur Sünde, die ihm in den Sinn kommende Beschneidung Christi je ein Motiv für ihn werden möchte, die Uebelthat zu verabscheuen?

Zum Beweise, was noch immer im jesuitischen Geist von katholischen Christen gebetet werden soll, mag etwas in

No. 2. aus dem Gebet zum heiligen Vater Ignatius, als einem Patronen eines seligen Todes, hier stehen. „Gleichwie ich dich als einen besondern Schutzpatron meines „ewigen Heils erkenne, heißt es unter andern, erwähle ich „dich also itzt als Fürsprecher in meinem Tode — Ich rufe „dich von diesem Augenblick für jenen letzten Zeitpunkt einer „solchen Angst und Furcht an. Du, o liebvoller Patron! rette „in jener Gefahr meine Seele. Ermuntere sie, und erwecke „in meinem Herzen einen lebhaften Glauben, eine steife Hoff„nung, eine aufrichtige, und eine liebevolle Ergebung in den „göttlichen Willen. Steh ihr so lang bey, bis du selbige schon „wirklich selig zu seyn siehest. Gestatte nicht, daß eine See„le, die eine Andacht zu dir hat, verlohren gehe u. s. w. (Könnte ein Sterbender anders beten, wenn er zu Gott bete? Und wie? Ist denn der heil. Ignatius irgend eines katholischen Christen Gott?) S. 160. ist auch die Verleihung eines vollkommenen Ablasses für zehn Sonntäge, zur Ehre des heil. Ignatius Lojola, aus der Audienz Sr. Heiligkeit den 7. Jänner 1767, abgedruckt. Also kann man, ob gleich der Jesuiterorden aufgehoben ist, doch noch durch dessen Stifter vollkommenen Ablaß erhalten, wenn man zehn Sonntage nach einander vor dem Feste des heiligen Ignatius Lojola, oder andere das Jahr hindurch, nach verrichteter Beichte und empfangener Communion, selbige zur Ehre Gottes und des obgemeldeten Heiligen andächtig zubringt, und eine Kirche besagter Gesellschaft mit Andacht besucht? Wie sollen wir das verstehen? Die Gesellschaft Jesu hat ja keine Kirche mehr. Da sie im Jahr 1783 nicht mehr mit Genehmhaltung des heiligen Vaters als Ordensgesellschaft existirt, so ist es befremdend, daß so eine Ablaßverleihung vom Papst Clemens XIII. mit Erlaubniß der Obern in einem Gebetbuch von 1783 doch noch wieder abgedruckt wird. Dies bedeutet wohl etwas.

In den Marianischen Festtagsreden des Hrn. Hahn No. 3. kommen zum Theil ganz abentheuerliche Dinge vor. In dem Beytraze zur vierten Rede werden die Worte des Propheten Jesaias: Sedebit populus meus in pulchritudine pacis, auf die Diener der Mariä angewendet. „Es ist schon „genug aus dem Volk Mariä zu seyn, heißt es, um glückse„lig zu seyn, wenn man schon auch mit mancherley Wider„wärtigkeiten zu kämpfen gehabt. Maria weiß ihren Dienern

„und

„und Verehrern die Empfindung davon zu benehmen, und al„le Bitterkeiten zu versüssen.“ (Maria wirkt also überall phy„sisch und moralisch, wenigstens in die katholische Christenwelt? Und kann sie das, ohne so mächtig zu seyn, als Gott selbst?) „Und da fällt mir jenes ein, was der Psalmist von den Fre„den der Seligen im Himmel sagt: Inebriabuntur ab ube„tate Domus tuae. Sie werden von dem Ueberfluß deines „Hauses betrunken werden ꝛc. P. 35. Maria ist nicht weni„ger ein Haus Gottes, als es der Himmel ist, und die da„rin durch die Andacht, welche sie zu ihr tragen, woh„nen, von denen kann man nicht weniger sagen, daß sie von „dessen Ueberfluß betrunken werden, als von einem ganzen Strom „heiliger Wollust getränket. Und was geschieht, wenn man „betrunken? Man ist außer sich, man empfindet die Schmer„zen, die Qualen nicht — man vergißt sie — das alleinige „Andenken an Mariam ist schon vermögend unsere Kümmer„nisse zu vertreiben — und ist der sel. Alanus gar recht dar„an, wenn er Mariam contra dolores cordis dulcissimum „medicamentum, ein wider die Herzensqualen aller„süsseſtes Arzneymittel — nennet.“ Rec. möchte doch die Protestanten, welche von möglicher Vereinigung mit den Katholiken träumen, fragen: Ob sie sich einbilden, daß die katholische Kirche ihre ganze abergläubige Verehrung der Maria von nun an werde fahren lassen? Oder ob sie etwa auch künftig Lust haben, deren andächtige Diener zu werden? Eines von beyden wäre doch, wenn Vereinigung statt finden soll, nothwendig.

Dem Lexicon der christlichen Glaubens- und Sittenlehre No. 4. hat der Verfasser einen unrechten Titel gegeben. Lexicon der katholischen Lehre, sollt' es heißen, nicht der christlichen. Denn dafür bewahr der Himmel, daß das alles wirklich christliche Glaubens- und Sittenlehre sey, was hier dafür ausgegeben wird. Man lese nur die Artikel Altarssakrament, Beicht, Beicht hören, Bruderschaften, Fasten, Glaube, Heilige, Ueberbleibsel der Heiligen, Ketzerey, Kirche, geistliche Pfründe, Priester, Priesterweihe, Wallfahrten u. s. w.: so wird man in Hrn. Kienle gleich den ganz unerleuchteten, blinden Erzkatholiken finden, der durchweg an den ungereimten, widersinnigen Lehrsätzen hängt, die jemals in seiner allein seligmachenden Kirche, außer welcher ihm auch

kein Heil für Menschenseelen zu finden ist, zur Unehre der menschlichen Vernunft und der Bibel sind vorgetragen worden. — Rec. könnte von jedem Blatt wüstes, abergläubisches Zeug genug abschreiben. Er will aber Zeit und Papier nicht damit verderben. Nur ein Gedanke des Verfassers über das Beicht hören mag hier stehen: „Wenn der Beichtvater „diese wenigen Worte ausspricht: Ich spreche dich von dei„nen Sünden los! zernichtet er die Sünden, welche Gott „mit einem unaussprechlichen Haß verfolget; die Sünden, „zu deren Austilgung alle Werke der Gnade verordnet sind — „Wenn ein Sünder von dem Beichtvater losgesprochen wird, „wird derjenige wieder lebendig, der todt war. — Er wird „aus einem Feinde ein Freund Gottes; er wird aus einem „Leibeigenen des Teufels ein Kind des Allerhöchsten; er „wird aus einem höllenwürdigen Uebelthäter ein gewisser „Erbe des Himmels.“ Das sind noch Männer, die katholischen Beichtväter. Die können mehr, als der Protestanten ihre. Und solch Zeug glaubt ihnen das dumme Volk auf ihr Wort? Doch, wie kann es anders, als dumm bleiben, wenn ihm nichts klügeres gelehrt wird. Gleichwohl hat Hr. K. dies Lexicon zur Belehrung der gemeinen Christen, welche aus Eifer für die Religion sich darin mehr unterrichten wollen, und für Prediger, welche Materialien zu ihren öffentlichen Vorträgen daraus nehmen sollen, zusammengetragen. Mag auch ein Blinder dem andern den Weg weisen? möchte man hier wohl fragen. Lächerlicher kann wohl auf der Welt nichts seyn, als wenn sich Hr. K. noch dazu rühmt, er habe in diesem Buche die wichtigsten Wahrheiten fast von allen Gegenständen der Religion und der Sittenlehre, unter andern Erkenntnißquellen auch aus der Vernunft mit großem Fleiß gesammelt. Wenn man in der katholischen Kirche, wie es heißt, wirklich die Absicht hätte, die Menschen aufzuklären, und den Glauben der Christen der apostolischen Einfalt näher zu bringen, so sollten doch dergleichen Bücher, wodurch der menschliche Verstand, wenn er nicht schon gelähmt wäre, noch immer ärger verkrüppelt werden müßte, wenigstens nicht mit Erlaubniß der Obern, gedruckt werden. Durch die Vorsorge der Obern kann es doch nur geschehen, daß vernünftigere Lehrbücher in die Hände der gemeinen Christen kommen. Wenn die nun allen alten Unsinn und Aberglauben der vorigen finstern Zeiten immerfort aus einem Buche in das andere übertragen lassen, und solche Bücher dann unter ihrer Autorität

als

als lesenswerth, und lehrreich stempeln: so sage ein Mensch, wie und von woher dann mehr Licht in den Verstand der Leute eindringen soll? Und wenn nun vollends Protestanten von naher möglicher und nützlicher Vereinigung mit den Katholiken, weil diese sich in Einsichten doch itzt schon sehr gebessert hätten, ein langes und breites zu reden wissen, was soll man dazu sagen? Muß man nicht an deren Beurtheilungskraft irre werden? Oder vielmehr, muß es ihnen an gesunder Beurtheilungskraft nicht gänzlich fehlen?

Von dem nämlichen Schrot und Korn des Lexicons ist auch des Abts Nafantoni katechetischer Unterricht, No. 5. Ihm sind alle Deisten und Tolerantisten, und die es laut sagen, daß man auch außer der katholischen Kirche selig werden könne, Menschen, „von denen man nicht weiß, ob sie „dummer oder ruchloser sind.“ Die Richtigkeit des 9ten Absatzes: Außer der katholischen Kirche, als der allein wahren, ist keine Hoffnung des Heils, und es ist durchaus nothwendig, daß man ihr beytrete, (Seht ihr wohl, ihr Protestanten, wenn ihr euch mit der katholischen Kirche vereinigen wollt, ist es durchaus nothwendig, daß ihr katholisch werdet, sonst seyd ihr Narren, wenn ihr euch zu einer Vereinigung Hoffnung macht!) wird daraus bewiesen, weil aus dem Gegentheil vielerley Ungereimtheiten folgten. Z. B. „daß man ja sonst auch in der Mahomedanischen Religion selig seyn könne, die so viel schändliche Lehrsätze, und gotteslästerliche Albernheiten in sich hält.“ (Daß doch der Abt N. nicht an das Sprichwort dachte: Wer selbst ein gläsern Dach hat, muß dem andern nicht mit Steinen darauf werfen! Wo giebt es sittenverderblichere (und was die Sitten verdirbt, ist schändlich) Lehrsätze, als in der katholischen Kirche? dergleichen die vorhin von Beicht und Priesterabsolution sind. Alle ächt-katholische Religionsbücher wimmeln von Gott und die menschliche Vernunft entehrenden Albernheiten, deren die allg. deutsche Bibl. seit mehrern Jahren viele getreulich vor den Augen des Publikums aufgestellt hat. Der Mahometaner und Katholik, der nach seiner Ueberzeugung Gott fürchtet und recht thut, ist in seinem Maas fromm und selig, nicht durch die falschen schädlichen Lehrsätze und Albernheiten seiner Religionssekte, sondern durch die erkannte, und mit redlicher Treue befolgte Wahrheit, die jedem geradem Verstande und ehrlichem Gewissen auch in sei-

nem Kirchensyſtem einleuchtet) „daß, wenn man in jeder Re„ligion ſelig werden könne, man wohl thun würde, ſich nach „Beſchaffenheit der Sache zu allen Religionen zu bekennen, in „einem Lande dieſe, in einem andern eine andere Religion an„zunehmen, wie ſehr auch ſolches dem Charakter der Recht„ſchaffenheit zuwider liefe“ (dies iſt wider alle geſunde Logik argumentirt. Daraus, daß ich einen rechtſchaffenen Juden, einen tugendhaften Heiden, Mahometaner, Katholiken nicht von der Seligkeit ausſchließe, folgt keinesweges, daß ich bey meinen anderweltigen Glaubensüberzeugungen mit ehrlichem Gewiſſen ein völliger Jude, Heide, Mahometaner, Katholik werden, oder zu ihrem öffentlichen Religionsbekenntniß übertreten kann. Nichts iſt leichter, als aus richtigen Prämiſſen, Ungereimtheiten herleiten, wenn man auf eine ſo ganz falſche, abſurde Art Schlußfolgen daraus ziehen will) „daß das ganze Chriſtenthum alsdenn unnütz ſey, und über „den Haufen fiele.“ (Wie folgt doch daraus, daß auch einer, der Nichtchriſt iſt, ein guter, ſeliger Menſch werden kann, die Unnützlichkeit und Falſchheit des Chriſtenthums? Taugt ein Zentner Goldes darum gar nichts, weil ein Zentner Silbers auch etwas werth iſt? Veracht ich darum jenen, weil ich dieſen ſchätze??) „daß die chriſtkatholiſche Religion nicht „die einzige wahre ſeyn könne, wenn ſichs in einer andern ſelig „werden ließe, da ſie den richtigen Glaubensſatz lehrt, es ſey „kein Heil außer ihr.“ (Concedo totum argumentum. Ohnerachtet der Verfaſſer dieſen Schluß unter die Ungereimtheiten ſtellt, die uns das Gegentheil anzunehmen nöthigen müſſen, wenn wir keiner Ungereimtheit Beyfall geben wollen, ſo iſt er doch wirklich der richtigſte, beynahe der einzige ächt logiſche Schluß in ſeinem ganzen katechetiſchen Unterricht. Wir wollen den übrigen Unrath nicht weiter rühren.)

Godeaus Kirchengeſchichte No. 6. hat nach dem Abſterben des P. Hypers, vom zwey und zwanzigſten Theil an, an dem Hrn. von Groote einen neuen deutſchen Ueberſetzer. Da Katholiken die Kirchengeſchichte ganz anders behandeln, als Proteſtanten, ſo mag das Godeauſche Werk für jene immer einen Werth behalten, wenn es gleich dieſen unbrauchbar iſt, und durch das gar zu weitläuftige Detail, in welches es bey ſehr geringfügigen Vorfällen hineingeht, ſelbſt für Katholiken, welche die Kirchengeſchichte zweckmäßig ſtudieren, viel von ſeiner Nützlichkeit verlieren muß. Unerheb-

hebliche Dinge der vorigen Zeiten, wenn es auch wirkliche Thatsachen wären, und sie sich verificiren ließen, sollte man doch immer in Vergessenheit stellen. Denn welcher menschliche Kopf kann sonst am Ende mehr das Studium der Geschichte umfassen. Und wenn nun gar, wie es bey katholischen Kirchengeschichtschreibern gewöhnlich ist, so mancherley Legenden, Wunderthaten der heiligen Bischöfe u. dergl. was nun so auf blinden Glauben für ungezweifelt wahr angenommen, und aus alten Mönchsgeschichten treulich nachgeschrieben wird, in so ein historisches Werk, wie das Godeausche, noch dazu mit aufgenommen werden, dann ist es vollends arg, und den verständigen Mann ekelt vor dem Lesen solcher Altenweibermährchen. Für grillenfängerische Mönche mags eine Lektür seyn. Für kluge Leute ist sie es wahrlich nicht.

In den Predigten des Herrn Kollenez, No. 7. findet unser einer wenig Trost und Nahrung für den Verstand gar nicht. Er unterhält einen mit der unbefleckten Empfängniß Mariä, mit ihrem heiligen Leviten und glorreichen Helden Laurentius, mit dem Frohnleichnahmsfest, und allerley Wunderdingen. Welcher nicht katholische Christ kann sogar grobe, den unverdorbenen Menschensinn beleidigende Dinge, ohne den äußersten Anstoß daran zu nehmen, sagen hören: (Kollenez Pred. S. 264. am Frohnleichnahmsfest) „Hier eben stehet auf dem Altar das anbetungswürdige Sa„krament, jenes unbegreifliche Geheimniß, wo sich der All„mächtige, unendliche Gott, der keine Grenzen kennt, „unter den Gestalten einer kleinen Brodscheibe beschränket.“ Wär' es wohl Wunder, wenn Katholiken, die nur ein wenig über ihr Religionssystem zu denken angefangen haben, gar nichts im Herzen glaubten, da sie solche ungereimte Dinge glauben sollen? — Für die unbefleckte Empfängniß Mariä, welche nichts sündliches je an sich gehabt haben soll, braucht Hr. K. ein gar feines, obwohl undeutsch ausgedrucktes Argument. „Die Kirche Gottes, sagt er, (S. 38) feiert „heute ihre Empfängniß: zweifelsohne muß demnach die„se Empfängniß sich mit einem besonders glänzendem Vorur„theile, als die gemeine Empfängniß der übrigen Menschen „ist, auszeichnen; oder wozu würde wohl diese Feier angesetzt „worden seyn, falls Maria, nach der allgemeinen Ordnung „der Natur, wie alle sündhafte Geschöpfe war empfangen „worden?“

No. 8. ist eine Art von Pastoraltheologie. Aus der Beschreibung aller katholischen Fest- Apostel- und Heiligentage, des Zwecks ihrer von der Kirche angeordneten Feyer, und der dabey üblichen äußerlichen Religionsgebräuche, sieht man, mit welcher Menge von sinnlichen Ceremonien der katholische Gottesdienst überladen ist, so daß es einem nicht Wunder nehmen darf, wenn die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit bey den meisten ganz darüber verlohren geht. Ein Protestant, dem soviele Dinge dabey ein leeres Gaukelspiel dünken, kann daraus lernen, was jedes darunter für eine mystische Bedeutung habe, und wie die katholische Kirche noch immer des unsäglichsten Aberglaubens voll ist. Z. B. „am „Sonntage wird das Weihwasser geweihet, damit die Tugend „sel Kraft der Gebeter, derer die Kirche sich dabey gebraucht, (der Uebersetzer kann kein rechtes Deutsch) „über jene, welche mit diesem Wasser besprengt werden, keine Gewalt haben, sondern der heilige Geist durch seine Gnade „in ihnen wohne. Man mischet Salz unter dem Wasser, weil „wie Jesus Christus sagt, das Salz ein Sinnbild der Weisheit und Vernunft (wenn man doch dem katholischen Volk zum Gebrauch der Vernunft selbst verhülfe, und das Sinnbild, das nichts nützet, dafür wegließe!) „und das Wasser ein „Sinnbild der Unschuld und Reinigkeit ist. Man besprengt „mit dem Weihwasser den Altar, Gott zu bitten, daß die „Macht der Hölle demselben sich niemals nähern könne, die „Diener des Herrn zu beunruhigen. — Das Kyrieeleison „wird bey der Messe neunmal wiederhohlt, eine jede Person, „der heiligsten Dreyfaltigkeit zu grüßen, und sie zu bitten, sich unsrer zu erbarmen. Der Priester räuchert den „Altar an, in der Absicht Gott durch Jesum Christum, dessen Bild der Altar ist, das Gebet des Volks als ein wohlriechendes Rauchwerk darzubringen. — Das Opfer, das „man seinem Pfarrherrn darbringt, geschieht zum Zeichen, „daß man ihn für sein geistliches Oberhaupt erkenne, „und indem man dabey ein Crucifixbild, oder die Patene küßt, „Frieden und Eintracht mit ihm erneuere. — Auf die Beschreibung sämmtlicher Festtage folgt eine Anweisung zum Kirchendienste, oder ein Unterricht, alle Verrichtungen der Seelsorge auf eine würdige Art auszuüben. Der katholische Pfarrer hat wirklich unglaublich viel Grimassen bey seinen Amtsverrichtungen zu machen, aber mit desto wenigerer Anspannung seiner Geisteskraft kann er auch davon kommen.

Hier

Hier sind Formulare zu allem, was er bey jeder Gelegenheit dem Pfarrkinde zu sagen hat. Z. B. wenn er dem Kranken die letzte Oelung giebt, bey Salbung der Augen, der Ohren, der Nasen, des Mundes, der Hände, der Füße und der Brust, (Die unedleren Theile des menschlichen Leibes bleiben unbesalbt,) wenn er dem Sterbenden das Crucifix zu küssen, oder ihm die geweihte Kerze in die Hand giebt. — Von gewissen Lehrsätzen selbst, die der Pfarrer predigen soll, sage ich nichts. Durchaus unwahr ist es doch, Kinder, die das erstemal communiciren, so anzureden: „Habt ihr wohl bedacht, daß von eurer ersten Communion „eure Seligkeit oder eure Verdammniß abhängen kann? Ja! „in dieser ersten Communion werdet ihr jetzt das Leben, oder „den Tod finden, ihr werdet itzt euren Himmel, oder eure „Hölle anfangen; in einem einzigen Augenblick werdet „ihr itzt Engel, oder Teufel seyn. (S. 353.) — An dem „schrecklichen Tage des Gerichts, heißt es S. 289. von der „Buße, wird sich Gott weder durch Reue, noch durch Thränen erweichen lassen; und wenn wir uns nur einer einzigen Todsünde schuldig wissen, so wird die Hölle, ein Feuer „und Schwefelteich wird unser einziger Antheil seyn. Da in „diesem glühenden Kohlhaufen werden die Verdammten zernaget.“ — So denkt in dem erleuchteten Frankreich noch im 18ten Jahrhundert ein Abt über Religion? Und das übersetzen katholische Priester in Deutschland? Zeugen wohl alle solche Lehren und Gebräuche, als wir hier angeführt haben, von Aufklärung in der katholischen Kirche, die schon so weit um sich gegriffen haben soll, daß beynahe nichts mehr an ihrem höchsten Grade fehlt?

P. Muzners Fastenpredigten No. 9. kennt der Leser aus unserer Anzeige der beyden ersten Bände. In dem Geist und der Manier des V. wie ich sie dort beschrieben habe, sind auch diese gehalten. Wenn sich Hr. M. doch mehr des Deklamirens, mancher platten Ausdrücke und Lachen erweckender Witzeleyen enthalten wollte, wie unter mehreren diese hier S. 440, 441. „Was sehen wir an dem schönsten Weltkinde „auf seinem Sterbelager? Wo sind itzt jene reizende Gesichtszüge? wo jene korallenen Lefzen? wo jene erhabene Stirne, „die mit ihrer Weisse die Lilien (den Lilien) getrotzet? wo jene „zween feurige Sterne der Augen? Ach die unbarmherzige „Krankheit hat das sonst edle Bild fast ganz zerstört. Alles

„geht

No. 8. ist eine Art von Pastoraltheologie. Aus der Beschreibung aller katholischen Fest- Apostel- und Heiligentage, des Zwecks ihrer von der Kirche angeordneten Feyer, und der dabey üblichen äußerlichen Religionsgebräuche, sieht man, mit welcher Menge von sinnlichen Ceremonien der katholische Gottesdienst überladen ist, so daß es einem nicht Wunder nehmen darf, wenn die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit bey den meisten ganz darüber verlohren geht. Ein Protestant, dem soviele Dinge dabey ein leeres Gaukelspiel dünken, kann daraus lernen, was jedes darunter für eine mystische Bedeutung habe, und wie die katholische Kirche noch immer des unsäglichsten Aberglaubens voll ist. Z. B. „am „Sonntage wird das Weihwasser geweihet, damit die Teufel Kraft der Gebeter, derer die Kirche sich dabey gebraucht, (der Uebersetzer kann kein rechtes Deutsch) „über jene, welche mit diesem Wasser besprengt werden, keine Gewalt haben, sondern der heilige Geist durch seine Gnade „in ihnen wohne. Man mischet Salz unter dem Wasser, weil „wie Jesus Christus sagt, das Salz ein Sinnbild der Weisheit und Vernunft (wenn man doch dem katholischen Volk zum Gebrauch der Vernunft selbst verhülfe, und das Sinnbild, das nichts nützet, dafür wegließe!) „und das Wasser ein „Sinnbild der Unschuld und Reinigkeit ist. Man besprengt „mit dem Weihwasser den Altar, Gott zu bitten, daß die „Macht der Hölle demselben sich niemals nähern könne, die „Diener des Herrn zu beunruhigen. — Das Kyrieeleison „wird bey der Messe neunmal wiederhohlt, eine jede Person „der heiligsten Dreyfaltigkeit zu grüßen, und sie zu bitten, sich unsrer zu erbarmen. Der Priester räuchert den „Altar an, in der Absicht Gott durch Jesum Christum, dessen Bild der Altar ist, das Gebet des Volks als ein wohlriechendes Rauchwerk darzubringen. — Das Opfer, das „man seinem Pfarrherrn darbringt, geschieht zum Zeichen, „daß man ihn für sein geistliches Oberhaupt erkenne, „und indem man dabey ein Crucifixbild, oder die Patene küßt, „Frieden und Eintracht mit ihm erneuere. — Auf die Beschreibung sämmtlicher Festtage folgt eine Anweisung zum Kirchendienste, oder ein Unterricht, alle Verrichtungen der Seelsorge auf eine würdige Art auszuüben. Der katholische Pfarrer hat wirklich unglaublich viel Grimassen bey seinen Amtsverrichtungen zu machen, aber mit desto wenigerer Anspannung seiner Geisteskraft kann er auch davon kommen.

Hier

Hier sind Formulare zu allem, was er bey jeder Gelegenheit dem Pfarrkinde zu sagen hat. Z. B. wenn er dem Kranken die letzte Oelung giebt, bey Salbung der Augen, der Ohren, der Nasen, des Mundes, der Hände, der Füsse und der Brust, (Die unedleren Theile des menschlichen Leibes bleiben unbesalbt,) wenn er dem Sterbenden das Crucifix zu küssen, oder ihm die geweihte Kerze in die Hand giebt. — Von gewissen Lehrsätzen selbst, die der Pfarrer predigen soll, sage ich nichts. Durchaus unwahr ist es doch, Kinder, die das erstemal communiciren, so anzureden: „Habt ihr wohl bedacht, daß von eurer ersten Communion „eure Seligkeit oder eure Verdammniß abhängen kann? Ja! „in dieser ersten Communion werdet ihr jetzt das Leben, oder „den Tod finden, ihr werdet itzt euren Himmel, oder eure „Hölle anfangen; in einem einzigen Augenblick werdet „ihr itzt Engel, oder Teufel seyn. (S. 353.) — An dem „schrecklichen Tage des Gerichts, heißt es S. 289. von der „Buße, wird sich Gott weder durch Reue, noch durch Thränen erweichen lassen; und wenn wir uns nur einer einzigen Todsünde schuldig wissen, so wird die Hölle, ein Feuer „und Schwefelteich wird unser einziger Antheil seyn. Da in „diesem glühenden Kohlhaufen werden die Verdammten zernaget.“ — So denkt in dem erleuchteten Frankreich noch im 18ten Jahrhundert ein Abt über Religion? Und das übersetzen katholische Priester in Deutschland? Zeugen wohl alle solche Lehren und Gebräuche, als wir hier angeführt haben, von Aufklärung in der katholischen Kirche, die schon so weit um sich gegriffen haben soll, daß beynahe nichts mehr an ihrem höchsten Grade fehlt?

P. Muzners Fastenpredigten No. 9. kennt der Leser aus unserer Anzeige der beyden ersten Bände. In dem Geist und der Manier des V. wie ich sie dort beschrieben habe, sind auch diese gehalten. Wenn sich Hr. M. doch mehr des Deklamirens, mancher platten Ausdrücke und Lachen erweckender Witzeleyen enthalten wollte, wie unter mehreren diese hier S. 440, 441. „Was sehen wir an dem schönsten Weltkinde „auf seinem Sterbelager? Wo sind itzt jene reizende Gesichtszüge? wo jene korallenen Lefzen? wo jene erhabene Stirne, „die mit ihrer Weisse die Lilien (den Lilien) getrotzet? wo jene „zween feurige Sterne der Augen? Ach die unbarmherzige „Krankheit hat das sonst edle Bild fast ganz zerstört. Alles

„geht

„geht zu einer Todtenlarve. Ey so laßt uns doch der verdor„benen Gestalt durch die Kunst aufhelfen. Bringt den Spie„gel her, hitzet das Frestereisen, reichet Puderschachtel, Pom„made und Schmierwerk dar. War das liebe Kind galant „im Leben, so soll es auch galant unter die Erde gehen.“ — Solche Einfälle sind unter der Würde der Kanzel. Doch ist, bey allen Mängeln dieser Fastenpredigten für jeden Zuhörer mehr nützliches, mehr praktische Wahrheit daraus zu lernen, als aus jeder noch so wohl stylisirten Rede über die unbefleckte Empfängniß der Maria, und ihre göttliche Mutterschaft.

In Hrn. P. Reichsiegels Predigten No. 10. stehen neben einigen populär vorgetragenen nützlichen Wahrheiten, auch viele und große Ungereimtheiten. Ich mag mir nicht die Mühe geben, nur den kleinsten Theil davon zusammenzulesen. An so einer einzigen Predigt, wie die von der Kraft des karmelitanischen Skapuliers, hat man genug, um die Talente des Predigers daraus zu beurtheilen. Unter dem Schatten dieses Schulterkleides, lehrt er darin, sind wir sicher 1) im Leben, 2) im Tode, und 3) nach dem Tode. Im Leben sind wir sicher vor den Brandmalen der Sünde; im Tode vor den Anfechtungen des Teufels; und nach dem Tode vor der Hölle und der langwährenden Dauer des Fegefeuers; „denn die liebreiche Mutter steht uns Menschen ihrer„seits bey, absonderlich und am meisten aber denjenigen, wel„che sich in ihrer karmelitanischen Erzbrüderschaft befinden, „und das heilige Skapulier zu ihrer Ehre mit Andacht tra„gen.“ (Ist es nicht traurig, daß Menschen, daß Christenseelen mit solchen fratzenhaften Lehren in den gottesdienstlichen Versammlungen unterhalten werden?) — Eine Osterpredigt führt den Titel: Ein Ostermärchen am Ostermontage. Und dies Mährchen handelt von einem Metzger, der sich mit einem Widder und vielen Schaafen, die er nach Niederbaiern liefern wollte, einschiffte. Er hatte etliche Tage hintereinander bey Fressen und Saufen geschwärmt, daß ihn nun im Schiffe der Schlaf überfiel, woraus zwischen ihm und dem Widder, der das Metzgers vorwärts Nicken mit dem Kopf und der Hutspitze als ein Zeichen zum Kampf ansahe, ein lächerliches Abentheuer entstand, welches die tragische Folgen hatte, daß der Metzger, der vom Widder umgerennt worden, diesen im Zorn bey den Hörnern ergriff, und ins Wasser schleuderte, worauf alle Schaafe nachsprangen und ersoffen, und

zuletzt

zuletzt der Metzger selbst aus Desperation sich erhänkte. Man kann sich nichts dummeres ausdenken, als dies Mährchen, wovon denn die erbauliche Anwendung auf die Folgen der Schlafsucht und Lauigkeit im Christenthum gemacht wird. „Wir stürzen nämlich uns und andere ins Verderben, weil „Gott mit seiner Gnade von uns weicht. Wir verlieren so„dann nicht nur den Segen über das Zeitliche, sondern auch „das Leben unserer eigenen und anderer Seelen, die uns zur „Obsorge anvertrauet sind.“ — In der Predigt auf das Portiunkulafest stehen auch hübsche Sachen vom Ablaß.

Die Briefe des Hrn. Sandbüchler zur Widerlegung des Horus No. 11. sind durch einen angesehenen Freund, der ihm dies antichristische Buch zuschickte, veranlaßt worden. Hr. S. las es mit äußerstem Widerwillen, und brannte gleich vor Begierde, etwas dagegen zu schreiben. Er bot seinem Freunde Belehrungen darüber an, welcher damit sehr zufrieden war, und da er merkte, wenn man in Gesellschaften auf den Horus zu sprechen kam, daß die große Weisheit und Gelehrsamkeit des Verfassers von vielen seiner Leser sehr bewundert wurde, daß man ihm die Herabwürdigungen des Moses, der Propheten und Christus dreiste nachsprach, den Confucius weit über diesen wegsetzte, und die Religion der Chineser der christlichen um vieles vorzog: so fand er sich dadurch noch stärker gedrungen, sein Vorhaben auszuführen, und mit aller Vollständigkeit dem Publikum sein Urtheil über den Horus zu sagen. Unter uns Protestanten hat dies berüchtigte Buch nun freylich die starke Sensation nicht gemacht, welche nach diesen Briefen zu urtheilen, bey Hrn. S. und seinen Glaubensgenossen der Erfolg davon gewesen ist. Wir, die wir an eine größere Freyheit zu denken und zu schreiben gewöhnt sind, als Katholiken, lesen so ein Buch, wie Horus, ohne über dessen noch so paradoxe Lehren gewaltig zu erschrecken, prüfen es, scheiden das Wahre vom Falschen, das Vernünftige vom Unsinn, das Reelle vom Chimärischen, und legen es dann ruhig bey Seite, weil wir versichert sind, daß es der Laie nicht liest und nicht versteht, der gründlich denkende Christ aber nicht im mindesten versucht werden wird, deshalb seinen Glauben an das Evangelium aufzugeben. Hingegen bey Katholiken ist es anders. Die ehrlichen Christen von der strengen katholischen Orthodoxie finden nichts als die vermaledeiteste Ruchlosigkeit in jedem Satz, der dawider anstößt,

und die heimlichen Antichriſten oder gar Atheiſten, derer in der katholiſchen Kirche immer zehen gegen einen in der proteſtantiſchen ſind, fangen alles, was in ihren Kram dienet, ſehr begierig als große Weisheit aus dergleichen Büchern auf, und beſtärken ſich damit in ihrem Unglauben, in ihrer gänzlichen Verachtung des Chriſtenthums, welches ſie nur in der Verlarvung kennen, die der Katholicismus ihm angelegt hat. Auf die Weiſe läßt ſichs ſehr natürlich erklären, wie ein Horus unter Katholiken mehr Aufſehen erregt, mehr Beyfall und Bewunderer findet, als unter Proteſtanten.

Ob der Verf. des Horus ein böſer Menſch, und ſein Werk das Produkt der ſchwärzeſten Ruchloſigkeit ſey, wie Hr. S. meynt, darüber mag ſich der Rec. nicht zum Richter aufwerfen. Ich finde auch im Horus keine Weisheit, ſondern Thorheit und aberwitzige Träume in großer Menge. Aber warum ſollte man ſeine Behauptungen auf die Rechnung eines böſen Willens ſchreiben, da ſie eben ſowohl blos das Reſultat der Speculationen eines in der Irre geleiteten Verſtandes ſeyn können? Der Verf. des Horus iſt doch wohl nicht der erſte, der auf gewiſſe angenommene Hypotheſen, die anderen höchſt unwahrſcheinlich und ungereimt, ihm aber ſehr ſicher zu ſeyn dünken, ein ganzes Syſtem der ſonderbarſten Meynungen gebauet hat; nicht der erſte ſpitzfindige Kopf unter den Gelehrten, der ſich aus einer einmal ergriffenen und feſtgehaltenen, noch ſo grillenhaften Idee in die andere, und zuletzt in Sätze hineinraiſonnirte, welche gegen jeden unverdorbenen Menſchenſinn geradezu anſtießen. Daß der V. des Horus, wie auch Hr. S. bemerkt, einen großen Theil ſeiner Anklagen wider die Propheten und Chriſtum dem Wolfenbüttelſchen Fragmentiſten abgeborgt habe, fällt einem jeden ins Auge. Er that gegen ſo einen Widerſacher des Chriſtenthums, um deſſen mit noch ſo vieler Gelehrſamkeit aufgeſtutztes Werk zu widerlegen und für ſeine Glaubensgenoſſen unſchädlich zu machen, genug, wenn er die wahren Grillenfängereyen, die gewagten, an ſich ſchon höchſt unwahrſcheinlichen Hypotheſen, die offenbaren Verſtöße gegen die evangeliſche Geſchichte, die falſchen Schriftauslegungen, die Verdrehungen ſo mancher Worte Chriſti und der Propheten, deren man den V. des Horus zeihen kann, ins Licht ſetzte und rügte, wie er es z. B. im XXVII. Br. mit den Einwürfen wider die Moral Chriſti, und im XXIX. Br. mit der Beſchuldigung, daß es dem

herrſch

herrschsüchtigen Jesus um die Errichtung einer weltlichen Monarchie zu thun gewesen sey, gemacht hat. Des häufigen Scheltens und Verdammens seiner ungeheuren Frechheit, womit derselbe wider die christliche Religion aufgetreten sey, hätte es nicht bedurft, denn damit wird zur Steuer der Wahrheit wider deren Bestreiter nichts gefruchtet, sondern das erbittert nur. Wo Hr. S. nicht schilt und nicht verdammt, da zeigt er sich sowohl in der Einleitung, die den Horus im Auszuge liefert, als in den ein und dreißig Briefen selbst, als ein einsichtsvoller und gelehrter Mann. Nur geht er freylich bey Auslegung vieler Stellen der heiligen Schrift und bey dem, was er über die Person Christi dem Horus entgegensetzt, von katholischen Begriffen aus, die jener wohl nie als ungezweifelt wahr zugeben möchte. Und dann wäre wohl zu wünschen gewesen, daß der Verf. alle unnöthige Weitschweifigkeit in den Briefen vermieden, und seine Betrachtungen dem Leser in einer bündigeren Kürze vorgelegt hätte. Dieser Mängel ohnerachtet gesteht Rec. gern zu, daß die Anmerkungen des Hrn. S. für Katholiken allen guten Werth haben und ein ganz nützliches Korrectiv wider den Horus für sie seyn können.

Die Streitrede des P. Merz, No. 12. ist wider die gottlosen und ausgeschämten Leute gerichtet, welche die Unfehlbarkeit der allgemeinen mit ihrem sichtbaren Oberhaupt vereinigten Kirche in Zweifel ziehen. Eben die Hölle, welche sich schon im zweyten Jahrhundert der wahrhaft teuflischen Arglist der Gnostiker bediente, um die Kirche mit Sektirerey zu erfüllen, soll sich itzt in Brisgau des freyburgischen Komplots und eines gewissen Professors an dessen Spitze, welcher sich den Freymüthigen nennt, zu gleicher Absicht bedienen. Da dieser Professor nicht einmal weiß, was doch dem gemeinsten Mann und dem Schulknaben unter den Katholiken bekannt ist, nämlich die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche sey die wesentlichste Lehre des Pabstthums: so will ihm Hr. M. in dieser Rede beweisen: Christus habe die von ihm gestiftete Kirche in ihren Dogmen und Sittenlehren 1) untrüglich machen können, 2) untrüglich machen wollen, und 3) untrüglich machen müssen. Katholik seyn und hieran nur zweifeln, sagt der Verf. ist wahrer Widerspruch, und hierin hat er nicht unrecht. Die Protestanten, welche itzt so große Lust bezeigen, sich mit den Katholiken zu vereinigen, werden sich dies ad no-

tam nehmen, und wohl thun, wenn sie Hrn. M. Rede fleißig studieren, um sich, ehe sie zum Werke schreiten, vorher von dem einzigen Grunde der Einigkeit im Glauben recht fest daraus zu überzeugen. Es scheint zwar schon a priori höchst ungereimt, daß ein Mensch es zu beweisen unternimmt, was der große Gott durch den Stifter der christlichen Religion auf seiner Erdenwelt thun hat können, thun wollen und thun müssen, und das alles aus Gründen, die für keinen andern, als wem der blinde Katholicismus schon den Kopf verdrehet hat, beweisend sind. Springt es nun vollends historisch erwogen sichtbar ins Auge, daß die katholische Kirche eine große Menge solcher Dogmen von Zeit zu Zeit auf die Bahn gebracht hat, welche der gesunden Vernunft, und den ausdrücklichen Erklärungen Jesu und der Apostel schnurstracks widersprechen: so ist ja die ganze Demonstration unsers Controverspredigers auch a posteriori mit einmal wieder über den Haufen geworfen. Allein, was thut das zur Sache? Genug, die katholische Kirche soll und muß unfehlbar seyn, sonst wäre sie nicht katholische Kirche. Damit sie es werde, muß Gott Ideen realisiren können und wollen, die sich gar nicht denken lassen, muß Gott Dinge wirklich machen, die ihrer Natur nach unmöglich sind, mithin auch nicht einmal Objekte der göttlichen Allmacht seyn können. Es ist doch wohl sehr einleuchtend: wenn der Mensch ein Mensch, ein Wesen von eingeschränkten Geisteskräften, und kein Gott seyn sollte, so konnte ihm der allmächtige Schöpfer schlechterdings nicht die Fähigkeit unfehlbar zu seyn, oder nie zu irren, anerschaffen. Fehlbarkeit war durchaus nicht von seiner Natur abzusondern, sondern mußte damit verbunden bleiben, und blieb es auch; erstreckte sich also nothwendiger Weise von Adam an auf alle seine Nachkommen. Was nun bey Erschaffung des ersten Menschen absolut unmöglich, oder in sich selbst widersprechend war, das soll Gott gegen die letzten 2000 Jahre der Welt wirklich gemacht, er soll den römischen Päbsten mit ihrer Klerisey die Untrüglichkeit des Verstandes ununterbrochen mitgetheilt haben; Päbsten, Bischöfen, Priestern, denen man die gröbsten Verirrungen des menschlichen Verstandes, tausend falsche und üble Schritte, die sie bey Regierung der Kirche gegen das klare Gebot Gottes und Christi gethan haben, historisch nachweisen kann. Und an so eine Unfehlbarkeit der Kirche mit ihrem sichtbaren Oberhaupt soll noch ein vernünftiger Mensch glauben? Ueber so eine Unfehlbarkeit

keit kann noch ein katholischer Priester die Frage aufwerfen: „Wo zeiget sich nur von weitem der allergeringste Schatten „eines Widerspruchs dabey?“ (S. 8.) Kurz, wenn man sonst nicht schon wüßte, was für unvernünftige Dinge im Pabstthume dem lieben Gott und seiner Allmacht noch immerfort aufgebürdet werden, nicht wüßte, was für widersinnige Lehren Jesus und seine Apostel sich noch immer von katholischen Predigern müssen in den Mund legen lassen: so sähe man es auch wieder aus dieser Merzischen Streitrede.

Die Predigten des Hrn. Heim No. 13. sind größtentheils praktischen Inhalts, und haben eine gewisse Popularität, die dem Rec. gefällt. Tautologien und überspannte Vorstellungen laufen hie und da mit unter. Z. B. S. 69. die Beschreibung der Sünde als „Bosheit und tollkühne Empörung, „durch welche wir gegen Gott zu den Waffen gegriffen, sein „heiliges Gesetz mit Füßen getreten, seine Drohungen verlachet, sein höchstes Ansehen und unumschränkte Majestät beschimpft, und soviel an uns war, ihm gleichsam nach der „Krone, nach seinem höchsten Thron, und nach dem „Leben gestrebet haben.“ Redensarten, wie diese: „Unsern „Vorwitz auf fremden Auen weiden, auf anderer Thun und „Lassen spatzieren führen (S. 82.) Gott wird die verschlungenen ungerechten Reichthümer mit Gewalt aus eurem Leibe „herausreißen; ihr werdet diese ungerechten Speisen in dem „höllischen Feuer durch die lange Ewigkeit nicht verkochen „können,“ (S. 136.) gehören zu der eigenthümlichen Phraseologie des Verf. — Manche Provinzialismen und undeutsche Wortfügungen muß man ihm auch zu Gute halten.

Qf.

Dialogen, zur Erläuterung der Bibel, für gebildete Layen, aus den drey in Deutschland gebuldeten christlichen Religionsparthenen; zur Verhütung aller fernern Spötterey über Bibel und Religion. Ersten Bandes, erste Hälfte. Leipzig 1785. Verlegts Böhme. 8 Bogen gr. 8. Ersten Bandes, zweyte Hälfte. 19 Bog.

Der Verfaſſer hat den Plan ſeiner Belehrungen für gebildere Layen gemacht, (Was ſoll denn aus ungebildeten werden?) und verſpricht, zu der Hezelſchen Bibel Beyträge zu liefern, die alle übrggebliebene Dunkelheit aufklären ſollen. Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß zum vollſtändigen Gebrauch dieſer Dialogen, jenes Bibelwerk bey der Hand ſeyn muß. Indeß hat der Verf. doch auch ſolchen, die das Hezelſche Werk nicht beſitzen, ſeine Erläuterung brauchbar machen wollen.

Aus der Vorrede läßt ſich ſchließen, der Verf. gehöre zu den aufgeklärten Theologen, die ſich vom Deſpotismus des Syſtems frey gemacht. Auch iſt er ein billiger und beſcheidener Mann, der ſeine Würde dadurch auszeichnet, daß er niemanden ſeine Meynung aufdringt. Daß aber durch ſeine Aufklärung allen Spöttereyen vorgebeugt werden könne, iſt eine viel zu hohe Meynung, deren Ungrund ſich in der Folge ergeben wird. Daß durch den bisherigen Katechismusglauben dem Deismus und Atheismus der Weg gebahnt worden, muß jeder unbefangene Mann dem Verf. zugeſtehen. Was kann Gott daran gelegen ſeyn, daß die Menſchen Abentheuer glauben, und dadurch die Würde und Ehre ihrer Religion verkümmern! Auch giebt es ein gutes Vorurtheil vom Verfaſſer, wenn er mit Hezel, Herder, Jeruſalem, Eichhorn ꝛc. die Schriften des alten Teſtaments wie Denkmäler aus der Kindheit der Welt anſieht, und die orientaliſche Einkleidung (und Superſtition) von der Sache ſelbſt abſondert. Gegen die Form der Geſpräche hätten wir weiter nichts, als daß alle Komplimente hätten wegbleiben können, und langweilige Wiederholungen erſpart werden ſollen. Die Vorbereitung enthält allgemeine Urtheile über das alte und neue Teſtament, die bekannt, und gegründet ſind. Die Abhandlungen ſelbſt ſind in Lehrſtunden eingetheilt. Die erſte Stunde enthält die Bedenklichkeiten über die Schöpfungsgeſchichte.

Wie der Verf. hier ſo ſehr ins detail gehen, und alle einzelne Stücke zu erklären ſich bemühen könne, iſt uns unbegreiflich, da er ſelbſt vorausſetzt, daß Moſes dieſe alte Fiktion ſo aufgeſchrieben, wie er ſie aus den Hieroglyphen und geheimen Religionsſchriften der Aegypter erlernet. Wer analyſirt aber ein poetiſches Lied auf Art einer proſaiſchen Geſchichte? Die Hauptſache iſt: Gott hat die Welt geſchaffen. Wegen

gen der Einkleidung und Vertheilung der einzelnen Geschäfte, läßt man den Dichter sorgen. Im zweyten Kapitel fragt der Sohn, wo Moses die Schöpfungsgeschichte her habe, und der Vater antwortet: Aus göttlicher Offenbarung. Was soll der Laye dabey denken? warum nicht gleich die Antwort: Von den Aegyptern, unter welchen Moses lebte?

Der Unkunde in der hieroglyphischen Sprache schreibt der V. das viele Fabelhafte zu, welches die Griechen, die nach Aegypten kamen, um Weisheit zu lernen, mit nach Hause gebracht. Dies war aber die Ursache nicht allein. Die Aegypter hatten selbst keinen Mangel an Fabeln, die mit der Wahrheit zugleich eingesogen wurden. Daß die Urkunden, die Moses von den Aegyptern erhalten, ächt gewesen, und ächt seyn können, beducirt der Verf. aus Gründen, bey denen wir manches einwenden wollten, wenn wir uns nicht kurz fassen müßten. Das Wort Paradies hält er für ursprünglich persisch, und erklärt es durch einen Baumgarten, darin Thiere, um sie zu jagen, aufbehalten werden. Das ist doch gewiß für jenes Zeitalter ein wenig zu gelehrt. Die Schwierigkeit mit den Flüssen bey und im Paradiese, und den Widerspruch unserer Geographie mit jenen Beschreibungen schlägt der Verf. kurz und gut mit der Bemerkung nieder, daß die Sündfluth hierin alles umgekehrt. Ueberhaupt läßt sich über den Ort des Paradieses gewiß mit eben der Erbauung disputiren, als über den Ort der Klopstockschen Hölle. In der vierten Stunde scheint der Verf. einen Roman anfangen zu wollen, indem er die eingestandne Fiktion mit willkürlichen und überlästigen Deutungen beschwert.

Baum des Lebens, sagt er, war ein Gesundheitsbaum, davon der Mensch nur essen durfte, wenn ihm Krankheiten anwandelten. Baum des Erkenntnisses gutes und Böses: ein schädlicher Baum, dessen Früchte den menschlichen Körper als ein Gift zerstörten, und eine Erhitzende und das Blut zur Wollust reizende Kraft hatten. — Sehr naiv fragt der Sohn: Wenn Adam davon nicht essen sollte: so hätte er ja im Stande der Unschuld keine Kinder gezeuget! (der Knabe wußte also schon, daß das ohne Erhitzung des Bluts nicht wohl thunlich ist.) Ja, antwortet der Vater, es ist ein Unterschied zu machen, zwischen Kinderzeugen im Paradies, als welches den Körper nicht schwächt, und zwischen wollüstigen Handlungen ohne Zweck und Erfolg. Nach eben der Weise ist in der 5ten Stunde die Erklärung des

Sündenfalls — Die ersten Menschen hatten, sagt der Verf. häufig bemerkt, daß die Thiere, die vom verbothenen Baum fraßen, erkrankten, und matt, und ohnmächtig wurden. Das war ihnen Warnung von Gott, diese Frucht nicht zu genießen. Nun kam aber eine Schlange, fras auch, und wurde munter, und lebhaft, weil ihr die Speise natürlich zuträglich war. Gleich machte Eva den Trugschluß, daß vielleicht ihre Einsichten durch ebenmäßiges Essen von dieser Frucht, erhöht werden könnten. Aber, die Speise bekam ihr, und ihrem Manne sehr übel, unordentliche Begierden stiegen in ihnen auf, und schwächten ihren Körper. Schaam war nun die Begleiterin ihrer ausschweifenden Brunst, sie suchten ihre ärgerliche Blöße zu bedecken. Der Himmel trübte sich, Wetterwolken zogen auf, und Donner knallten. Adam versteckte sich, aber der zweyte Donnerschlag rief: Wo bist du? Traun! dachte Adam, die Gottheit wollte nicht, daß ich von dem Baum essen sollte. — Sogar die Schlange, als Verführerin der Menschen, strafte Gott im voraus, und entzog ihr, als der niedrigsten Kreatur, die Beine, wies ihr blos Gewürm und Insekten zur Nahrung an. Die Menschen schmiß Gott zum Paradiese hinaus, und wies ihnen Dornen und Unkraut an, sie hätten sonst vom Lebensbaum essen, und ewig Leben mögen. Wenigstens bildeten sie sich das ein, daß sie durch die Frucht dieses Lebensbaums ewig dauren würden. Die Art der Vertreibung aus Eden geschahe durch ein Gewitter, der Cherub mit dem Schwerdte war der Blitz. So jagte sie Gott aus der Grenze der schönen Natur in eine Wüste. — — Ueber diese ganze Faseley wollen wir nur wenig anmerken. Erstlich wiederholen wir die Rüge, daß der Verfasser ein eingestandnes poetisches Bild, wider alle Billigkeit so analysirt. Was würde er dazu sagen, wenn man den Donnerwagen, worauf die Aegypter die Gottheit fahren ließen, der mit Thieren, die in der Natur nicht vorhanden waren, bespannt war, zergliedern wollte!

Die Menschen sündigten, und Gott und die Natur mußten damit unangenehme Folgen verbinden. — Dies ist die Lehre, alles übrige ist Einkleidung.

Sodann, bemerket der Verf. nicht, daß seine Erzählung Gott zum Urheber der Sünde macht? Warum pflanzte Gott der Schlange den Trieb ein, von dieser Frucht zu fressen, und nah ihr Gebeyen darnach! Warum ließ er durch dies Exempel

der

der Eva vorgaukeln, es werde ihr eben so gut bekommen, als wodurch offenbar der erste Eindruck vom Erkranken anderer Thiere, die auch von der Frucht gefressen hatten, ausgelöscht, und Eva wenigstens irre gemacht wurde? Ferner, wie kann ein Thier von Gott gestraft werden, und zwar dadurch, daß er ihm keine Beine giebt, und, über alles dies noch, ehe und bevor es übels gethan hat? Ist keine Beine zu haben, dafür aber kriechen und springen können, eine Strafe? Ist Insekt und Gewürm für Schlangen nicht eben so köstlich, als für Menschen Konfekt, und für Götter Ambrosia? Welche Verbindung findet zwischen Essen von einem Baume, und aufsteigenden Wetterwolken statt? Hatte es vorher nicht gedonnert? Wie konnte Adam aus dem Donner schließen, daß er von dem Baum nicht hätte essen sollen? Warum ließ Gott nicht vom Lebensbaum essen, damit alles wieder gut würde? Oder, waren das nur Grillen, warum schmiß er Adam aus Eden hinaus, um nicht vom Lebensbaum zu essen? Wo war die Gränze der schönen Natur, und wo gieng die Wüste an? Möchte der Verfasser alles dies beherzigen! Zu den eingeworfenen Ideen gehört auch, daß Noa sein ganzes Schiff verpicht, die Thür aber nicht verpichen können, welche deshalb von Gott selbst gegen das Eindringen des Wassers verwahret worden. Was denkt ein vernünftiger Leser dabey? Vermuthlich verpichte Noah die Thür von innen, und so verwahrte Gott durch dies Mittel Schiff und Thür. Die ganze Geschichte der Fluth ist mit kindischen Gedanken untermischt. Riesen und Titanen sollen durch ihr Morden diese Strafe bewirkt haben. Nach vorübergegangener Fluth habe Gott durch den Regenbogen mit Noah einen Vertrag gemacht, daß er so was nicht mehr thun wolle, und Noah habe dagegen versprochen, daß die Menschen sich des Mordens enthalten, und deshalb kein Blut essen sollen. (Orientalische Fiktion!)

In der zweyten Hälfte, die mit der 12ten Stunde angeht, ist es anstößig, daß der Verfasser so viele Offenbarungen Gottes im Traume geschehen läßt, ohne das Schwankende solcher Behauptungen zu bemerken. Er scheint den Orientalismus und die Dämonologie noch nicht gründlich zu kennen, nach welcher die Sprache des Gewissens, und die Veranlassung durch äußere Umstände Befehl Gottes heißt. Bey dem Engel Gottes, der die Hagar von ihrer Flucht wie-

der umkehren ließ, denkt sich der Verfasser das Gewissen der Hagar, welches durch eine Gestalt oder Erscheinung erweckt worden. Der letzte Zusatz gehört abermals zu den Feenmärchen. Es war am Gewissen genug. Allenfalls konnte die Unterredung mit einem vernünftigen Menschen es aufgeweckt haben — Gegen die Behauptung, daß die Beschneidung ein völlig sicheres Gegenmittel wider die Karbunkelkrankheit gewesen, die der Verfasser aus Hezels biblischem Reallexikon aufgenommen, wüßte Recensent manche Einwendung, er will aber die Beleuchtung den Aerzten überlassen.

Die Geschichte Abrahams mit der Opferung seines Isaaks will der Verf. freyer vorstellen, als es Jerusalem gethan, der sich bekanntlich bey dem Befehl Gottes nicht aufhält, sondern ihn als eine ausgemachte Sache voraussetzt, und nur die Befugniß Gottes, dergleichen Gehorsam vom Menschen, zu höherer Absichten willen fordern zu können, und die Schuldigkeit der Menschen, solchen unerforschlichen Wegen Gottes sich unterwerfen zu müssen, gründlich ausführt. Unser Verfasser hält sich bey dem Befehle Gottes länger auf, und darin hat er Recht, weil gerade auf selbigen alles ankömmt. Die Erklärung selbst aber ist ihm verunglückt. Hier ist sie: Abraham unterhielte Zweifel, ob er auch Gott ein würdiges Opfer für den ihm geschenkten Isaak dargebracht hätte. Rind, Lamm, Taube, dachte er, das ist zu schlecht. Sollte Gott wohl ein Menschenopfer verlangen? Ein Traum, den er für göttlich hielt, bejahete das, (so geht es mit den Träumen,) und nun giengs darüber her. Gott erkannte hieraus Abrahams Gehorsam, (Abrahams Fanatismus!) verhinderte durch einen Donnerschlag die That selbst, und wies einen Widder zum Opfer an. Recensent läßt allen würdigen Männern gern ihre Meynung, hält aber dafür, daß die ganze Geschichte aus Uebereilung und falschen Religionsbegriffen zu erklären sey. Bey Cananitern und Ammonitern waren Menschenopfer üblich. Wie leicht konnte bey Abraham ein ähnlicher Fanatismus entstehen. Wie leicht konnte irrige Anwendung des Vertrauens auf Gott dem fanatischen Vorsatz Stärke und Leben mittheilen! Wie leicht war es aber auch, daß der unschuldige Blick des Isaaks alle Blutheorie über den Haufen warf, und Abraham sein Mordmesser von sich werfen mußte. Das Ringen Jacobs mit Gott hat der Verfasser recht gut erklärt. Jacob mochte sich im Schlaf an einen Stein stoßen, welcher Schmerz

Schmerz dann die Imagination, bey einer kindischen Denkungsart rege machte. Aber — aus der Engelsleiter einen göttlichen Traum zu machen, verlohnt sich nicht. Das schwache Zeitalter spielte mit solchen Ideen ohne Zweck und Grund. Die Erklärung des feurigen Busches durch einen, vom Blitz verursachten natürlichen Brand, billigen wir zwar, nicht aber die dabey angenommene Göttlichkeit, noch weniger die daraus abgeleitete göttliche Bevollmächtigung. Die Erklärung eines Wunders, durch einen Erfolg aus Naturkräften, welche letztere aber, in dem Falle, nur dem Handelnden allein bekannt, und die darauf sich gründende Erläuterung der Wunder, die Moses vor Pharao that, finden wir Beyfallswerth. Moses hatte von den ägyptischen Priestern die physikalischen Kunststücke erlernt, um davon nützlichen Gebrauch zu machen. Sein Stab, der zur Schlange wurde, war eine wirkliche eingewöhnte Schlange, die sich so steif als ein Stab machen konnte. Ohne Noth zerbricht sich der Verf. den Kopf, wie Moses Schlange die Schlangen der Zauberer verschlingen können, und meint, die letztern hätten sich nur verkrochen. Das Hebr. Wort heißt aber auch verdunkeln. — Daß Gott im Traum dem Moses offenbart, es werde um diese Zeit eine Ergießung des Nils, und eine Auflösung der in ihm befindlichen rothen Erde geschehen, und daß dadurch Moses in Stand gesetzt worden, das vermeintliche Wunder der Verwandlung zu thun — ist wenigstens, weil doch die Ergießung außer der gewöhnlichen Zeit geschehen wäre, eine beschwerliche Deutung, und abermals Deus in machina, auch ist es ganz unerweislich und undenkbar, auch zwecklos, daß der ganze Nil sollte roth gefärbt worden seyn. Viel näher ist es, anzunehmen, daß Moses einen erheblichen Theil (totum dicitur pro parte) roth fingirt. Oder, er sahe aus physikalischen Ursachen vorher, daß eine partiale Aufschwellung geschehen, und die rothe Erde auflösen werde — Unter der Wolken- und Feuersäule versteht der Verfasser Gewitterwolken und Blitze, und das ist Beyfallswürdig. Aber, wenn er dafür hält, daß Gott die Natur damals so umgeändert, daß, die nach dem ordentlichen Lauf derselben im Orient selten eintreffende Gewitter, damals häufiger kommen müssen; und daß jedes Gewitter ein Befehl Gottes gewesen, aufzubrechen: so bedenkt er nicht, daß die Israeliten sich lange genug auf der Reise herumschleppten, und die Gewitter abwarten konnten, auch, daß sie, ohne göttlichen

Befehl von selbst so klug seyn mußten, dann aufzubrechen, wenn ein Gewitterregen den brennenden Sand abgekühlet hatte. — Noch hat der Verfasser eine Nachricht ans Publikum angehängt, daß jeder die, ihm noch beyfallende Zweifel, unter gewissen vernünftigen Bedingungen, die sich von selbst verstehen, in der Böhmischen Buchhandlung zu Leipzig abgeben möge, welche die Beantwortung des Verfassers in einer eigentlich dazu bestimmten Schrift, besorgen werde. Der würdige Verfasser scheint, bey seiner geläuterten, und wirklich nicht gemeinen Erkenntniß, und bey dem edelsten Religionseifer, die unendliche Verschiedenheit der menschlichen Denkungsarten nicht beherzigt zu haben.

Sollte die Religion wohl weiter nichts, als ein Zaum für den Pöbel seyn? Oder, Versuche näherer Anwendung der vornehmsten Wahrheiten der Religion auf das wirkliche Leben, in einigen Religionsvorträgen. Eine Nachlese zu der Schrift: Der unbekannte Gott, aus bekannten Dingen, in der sichtbaren Welt. Von Johann Ernst Schmidt, Prediger zu Crussow in der Uckermark. Berlin und Leipzig, bey Decker. 1785. 21 Bogen in 8.

Den Titel hätte der Verfasser abkürzen mögen. Der ganze Zwischensatz von: Oder ꝛc. bis Welt, hätte wegbleiben können. In der Vorrede zeigt er, mit welcher Unbilligkeit, im gegenwärtigen Zeitalter, der ächte Geist der Religion, der in allen Handlungen und Denkungsarten der Menschen, zur Ordnung und Regelmäßigkeit mitwirkt, vernachläßiget werde, und wie das mühsame Bestreben, Justiz, Polizey, Manufaktur und Militär empor zu bringen, unmöglich erwünscht von statten gehen könne, wofern nicht durch Aufklärung des Verstandes, und ächte Herzenstugend der Grund zum äußern Wohl der Menschheit gelegt worden. (Recensent hat hierüber oft nachgedacht, und die Sache so gefunden, wie der Verf. sagt. Ohne den Segen im mindesten zu leugnen, den weise Gesetze, und gedeihliche Landesverfassungen unleugbar haben, ist in einem Lande, das ächte Geistesreligion, reine

wahre

wahre Tugend vernachläßiget, folgender gedoppelter Schade: 1) daß die Gesetze, die vom Fürsten, oben herab sehr gesund kamen, dort unten in der Applikation nicht mehr zu erkennen sind. Bey der Ausübung ist vom Fuße bis zum Scheitel alles krank. Denn, der die Applikation machen soll, hat den Willen nicht. 2) Was auch noch etwan geschieht, ist Blendwerk vors Auge. Der Gehorsam reicht nur so weit, wie der Schlag der strafenden Gerechtigkeit. Der Topf wird äußerlich geputzt, innerlich ist unreiner Schmutz. So wie im Militair, bey der Musterung, der Junker dem bleichen Soldaten die rothe Binde stark um den Hals schnürt, damit das Blut die eingefallenen Backen auftreibe, und des Stümpers Antlitz dem Fürsten eine Gesundheit vorlüge, die nicht da ist, wodurch der Kerl vielmehr noch ungesunder wird, als er vorher war: so schnürt und putzt man am gemeinen Wesen mühsam und emsig, und im Innern der Gerichtsstuben, des Handels und Verkehrs ist Gräuel, Luxus und Banquerot. Mache den Kerl erst gesund, dann steht die rothe Binde gut. Mache den Menschen erst zu alle dem, was gut und löblich ist, geneigt, dann gieb ihm das gute und löbliche Gesetz.) In so fern der geistliche Stand, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, die Summe der reinen Moralität fördert, ist er für jedes Fach der menschlichen Künste und Gewerbe nützlich und unentbehrlich. Indessen gesteht der Verfasser, daß diesem Stande ehemals zu viel Ehre geschehen, welche Sünde die jetzigen Glieder büssen müssen, wie es immer in der Welt zu gehen pflegt, bis, nach überstandener Gährung, die goldne Mittelstrasse eintritt. — Aus dem Inhalte der Predigten selbst will der Verfasser es jeden unbefangenen Leser abstrahiren lassen, daß die Religion (heißt bey dem Verfasser nichts mehr und nichts weniger, als die öffentliche Anstalt zur moralischen Bildung der Menschen) etwas mehr, als Zaum für den Pöbel sey. Wer also undenkbare Klaubereyen sucht, der sucht hier vergebens, der Verfasser hat nichts als Glück und Ruhe des Menschenlebens zum Zweck, und man siehet gar bald, daß man hier mit einem Mann zu thun hat, der eine Menge theologischer Lehrsätze, die zum Klüger- und Besserwerden nicht taugen, und noch oben drein unsere, und die Vernunft anderer Leute verwirren, und unwillig machen, in allen Gnaden entlassen hat. Wenn wir nicht irren, so sind des Herrn Probsts Teller Predigten zum Muster genommen, und glücklich nachgeahmt. Da es jetzt so viele Predigten giebt,

die

die zu der ekelhaftesten kurrenten Waare gehören: so machen wir junge Theologen um so mehr auf dieses Mannes Arbeiten aufmerksam. Ihn selbst aber bitten wir, uns mit den vorzüglichern Arbeiten seines Geistes in der Folge öfter zu erbauen.

An dem Inhalt der Vorträge möchte unsern Lesern wohl gelegen seyn, wir liefern ihn also mit einer kurzen Kritik. I. Von der Verbesserung der Denkungsart in Absicht zeitlicher Güter. II. Von der Gesinnung, bey welcher man es unaufhörlich gut hat. (Beyde meisterhaft.) III. Von der Vorsichtigkeit im Verhalten. 1) Warum die Vorsicht nöthig sey. 2) Worin sie bestehe. (Ist gerade verkehrt. Erst muß der Zuhörer die Sache kennen lernen, wovon geredet wird, ehe er die Kraft der Gründe, zur Ausübung, fühlen kann. Auch sind in diesen und den folgenden Vorträgen die Materialien nicht scharf genug in ihrer angewiesenen Stelle vorgetragen.) IV. Von der Verschlimmerung der Gesinnung unter den günstigsten Gelegenheiten. (Hat unsern vorzüglichen Beyfall. Der Verfasser beschreibt die Lehre vom Einfluß des Teufels bey bösen Handlungen als eine Gotteslästerung. Möchten das alle Volkslehrer beherzigen, die mit einer unverdauten Lehre dem lasterhaften Bösewicht ein Polster unterlegen!! V. Von der Erleichterung des Herzens, bey der Trennung geliebter Angehörigen. (Hier hätte der Philosoph mehrere Beurtheilungsgründe aus der Verfassung des gegenwärtigen Lebens anführen können, ohne, wie fast immer, den Blick auf die Ewigkeit zu heften. Man gewöhne die Menschen, gegen göttliche Verfügung, die ihrer Natur und der Ordnung der Welt gemäß ist, Achtung zu haben, und nichts zu verlangen, was nach den Maximen im gegenwärtigen Weltlauf nicht gehalten werden kann.) VI. Am Erndtefeste. Die Hand Gottes an der Erndte. 1) Die Hand Gottes an der Erndte. (Nun ist ja das ganze Thema schon erschöpft! 2) Was Gott, als der Geber der Erndte, von uns fordern könne? (Warum nicht das Thema deutlicher: Die Pflichten gegen Gott für die geschenkte Erndte?) VII. Am Friedensfeste 1779. Die Ehre Gottes, in dem großen Werke seiner Macht, einem glücklichen Ende fürchterlicher Kriege. (Jenes Thema war zu kurz, dies ist zu lang. Warum nicht: Das glückliche Ende eines Krieges gereicht zur Ehre Gottes? (Die

Beschrei-

Beschreibung der Scheusale des Krieges ist meisterhaft.) VIII. Auf das Absterben der Prinzessin Louise, Amalie von Preußen. (Möchte am wenigsten gerathen seyn.) Ueber den Spruch: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Thema: Das große Glück frommer, guter Seelen bey künftiger näherer Bekanntschaft und Vereinigung mit Gott. Hier hat der Verfasser den Orientalismus Gott schauen, nicht beherzigt, den Christus, wie viele andere Ausdrücke aus den jüdischen Schriften entlehnte. Targ. in Cant. 4, 12. werden die Gerechten durch Engel ins Paradies getragen. Tr. Sanhedrin, werden die Frommen die Jahre des Messias essen. Solchen sinnlichen Phrasen eine wörtliche Deutung unterzulegen, führt leicht zum Enthusiasmus, und dieser zur mystischen Union. IX. Auszüge aus Predigten, die Förderung des Menschen in seiner Bestimmung betreffend. Unten in einer Note sagt der Verfasser, die Materie sey bis jetzt wenig erschöpft. (Hat er Spaldings Abhandlung nicht gelesen?) Vier Vorträge haben diesen Inhalt: 1) Die Bestimmung des Menschen zur Glückseligkeit, über Joh. 3, 3. 2) Die Sehnsucht des Menschen nach der Verbesserung seines Zustandes, über Röm. 8, 22. 3) Von der vortheilhaften Gelegenheit zur Beförderung der wahren Glückseligkeit, in der Verbindung mit unsern unvollkommenen mangelhaften Mitmenschen, über Lukas 6, 36. (Wieder ein langes Thema. Warum nicht kurz und deutlich: die Mängel unserer Mitmenschen, als eine Uebung der Gottseligkeit. — Wie aber, in aller Welt, kömmt dieser Mann zur Mystik! Seite 263 muß, das glauben wir lieber, ein Druckfehler seyn: „Wohlthätige Gesinnungen, und die daraus entspringenden Werke sind es, die „Gott für uns zu Gott machen, und Gott selbst beseeligen.) 4) Der Wechsel aller Dinge, als eine Anordnung Gottes für uns, nach Jacob. 1, 17. Noch sind angehängt: Eine Taufrede, bey der die Einschärfung der Pflichten gegen den Täufling in seinem ganzen nachfolgenden Leben, die den Vornehmen gerade am nöthigsten ist, vergessen worden. Rede, bey Einsegnung eines Brautpaars, in der die Vorsichtigkeit zur Führung einer glücklichen Ehe abgehandelt, abermals aber die Hauptsache, wie der Gewohnheit, und dem Müdewerden durch weise Enthaltsamkeit vorgebeuget werden müsse, vergessen ist. Rede am Sarge eines Land-

Landpredigers, worin Herr Pastor E. viel zu öfte angeführt wird, welches gemeiniglich den Anwesenden unangenehme Eindrücke macht. Eine freye, der Gelegenheit angemessene Abhandlung, und am Schlusse eine kurze bescheidene Anwendung ist besser. Denkworte für meine Beikinder, Schlußermahnung und Konfirmationsrede enthalten nichts Vorzügliches, hätten also ungedruckt bleiben müssen.

Bm.

Selecta capita doctrinae de Ecclesia, praesenti tempori accommodata atque edita a *Magno Friderico Roos*. Tubingae, apud Cottam, 1784. 31 Bogen gr. 8.

Der Verfasser dieses Buchs, der bisher Specialsuperintendent der Bebenhausischen Inspektion im Würtenbergschen gewesen, und kürzlich Prälat zu Anhausen geworden ist, glaubte, daß in unsern Zeiten, worin alles in Anspruch genommen und verändert wird, was bisher allgemeinen Glauben gefunden hat, manche alte Wahrheit, und so auch die Lehre von der Kirche leicht werde in Vergessenheit gerathen. Es sey es also aufs neue ins Andenken zu bringen, und, wo es nöthig wäre, der Nachwelt aufzubehalten, was die h. Schrift, und, aus ihr, die alten Theologen in diesem Artikel gelehrt haben, will er dies Buch der Welt mittheilen. Mit dieser Absicht kann man noch zufrieden seyn; aber wenn wir jeden Locus unserer bisherigen Dogmatik so umständlich bearbeitet auf die Nachwelt bringen wollen, als der Vers. den Locus de Ecclesia hier abgehandelt hat, so mögen wir nur zugleich eigene Gebäude aufführen, um den kostbaren und reichhaltigen Nachlaß aufzubewahren. Indes scheint es doch auch, daß die Lehren der alten Dogmatik ihrem Untergange jetzt so nahe noch nicht seyn, weil sie in so vielen Büchern einmal stehen, und auch noch so viele Freunde haben. Und gerade das Kapittel von der Kirche scheint jetzt am wenigsten in Gefahr zu stehen, unrecht verstanden, gemißdeutet, und so vergessen zu werden. Denn die römische Kirche ist uns in der Lehre und in der Ausübung darin weit näher gekommen, und der Streit zwischen ihr und uns muß beynahe ganz aufhören. Wir selbst aber

sind

ſind in dieſem Artikel unter uns noch nicht ſo weit auf das Reine gekommen, daß es völlig ausgemacht wäre, was wir von der Kirche lehren müſſen. Und dazu erwarteten wir doch Beyträge des Verfaſſers, als wir auf dem Titel den Zuſatz fanden: praeſenti tempori accommodata. Allein dieſer Zuſatz ſagt eigentlich nichts weiter, als daß das Hiſtoriſche in dieſer Lehre bis auf die neuern Zeiten, doch nur aus den öſterreichiſchen Staaten, fortgeſetzt iſt. Denn im Grunde iſt das ganze dicke Buch nichts anders als eine Polemik gegen die Katholiken über die Lehre von der Kirche, und unſere Dogmatik und Polemik hat damit nichts gewonnen. Dies iſt das Reſultat der ganzen mühſamen Durchleſung des Buchs, denn der Verf. ſchreibt gar nicht unterhaltend, weil er alles außerordentlich dehnt. Um indes die Leſer ſehen zu laſſen, was ſie in dem Buche zu leſen haben, wenn ihnen die Luſt dazu ankäme, ſo wollen wir ihnen aus den ſechszehn Kapiteln, daraus es beſteht, einen kleinen Auszug geben I *De momento huius doctrinae.* II. *De eccleſia Chriſti.* Jeſus verſicherte, daß er ſeine Kirche, oder die Sammlung der Menſchen, die nach ſeiner Lehre leben, auf Petrus gründen wollte. Und der Erfolg hat es beſtätigt, weil Petrus der Stifter der erſten Chriſtengemeinen ward. In Jeſus Ausſpruche liegt nun nichts, daraus erhellete, daß Petrus auch einen Nachfolger haben müßte. Und ſo lange die Chriſtengemeinen ſich im Aeußerlichen von andern Menſchen und ihren Geſellſchaften unterſcheiden, war die Kirche ſichtbar; als aber dieſe Form allgemein ward, und Viele doch nur das Aeußerliche ohne das Innerliche des Chriſtenthums annahmen, da mußte die wahre Kirche unſichtbar werden. Indeß hat es zu allen Zeiten Partheyen gegeben, die ſie wieder in ſich ſelber ſichtbar machen wollten, als die Novatianer, Montaniſten, Meſſalianer, Audäaner, Donatiſten, Waldenſer, evangeliſche Brüder, Schwenkfeldianer, Anabaptiſten, Mennoniten, Quäker, Methodiſten und Pietiſten, welchen noch alle Mönchsorden beyzuzählen ſind. III. *De regno caelorum.* Dieſer Ausdruck bedeutet im N. T. eben das, was unſere Dogmatik die Kirche nennt, mit dem Unterſchiede, daß das Himmelreich oder Reich Gottes blos die gutgeſinnten Chriſten, die Kirche aber alle und jede in ſich faſſet. (Aber Jeſus vergleicht doch das Himmelreich auch mit einem Acker, auf welchem, außer fruchtbaren Halmen, auch Dreſpe wachſen, und erklärt dies ſelbſt dahin, daß die guten Halme ſein die eigentlichen

Bur-

aus Juden und Heiden sammlen. Alle sollten von dem sichtbaren Dienste Gottes zu dem unsichtbaren gebracht werden, sollten nun Gotte gleichsam näher seyn, nicht mehr durch Priester und Orakel sich an ihn wenden, und auf Einem Wege zur Glückseligkeit wandeln. (Nur hat die Bibel diesen Einen Weg nicht so schmal vorgestellt, daß nicht viele neben einander darauf wandeln könnten.) Der Verf. redet hier besonders sehr gut. Die Einheit der Kirche, sagt er, findet da statt, wo die wahren christlichgesinnten Menschen sind, diese mögen nun im äußerlichen Dienste übereinstimmen oder nicht, mögen einerley Formeln, oder verschiedene gebrauchen, mögen mit einander in Gemeinschaft leben, oder in Parthepen sich vertheilen; wenn nur Eine Liebe zu einander, und Eine Liebe zu allem Guten sie vereinigt. Aber die Ungerechtigkeit kann nicht Gemeinschaft haben mit der Gerechtigkeit, Jesus nicht mit Belial, das Licht nicht mit der Finsterniß, Gottes Tempel nicht mit einem Götzentempel. 2 Cor. 6, 14. Und wer sich also von der Tugend trennt und ein Sünder wird, der ist ein Schismatiker. XIII. *De sanctis.* Nach den Begriffen des N. T. ist der ein Heiliger, der sich durch das Christenthum von den Sündern absondert. Die römische Kirche nennt dagegen diejenigen Heilige, die durch des Pabstes Ansehen dazu ernannt sind. Die Protestanten leugnen nicht, daß unter ihnen auch wahre Heilige gewesen seyn, aber nicht wegen ihrer getragenen Kleidung, beobachteten strengen Lebensart, bewiesenen Eifers gegen die Ketzer, unaufhörlichen Gebete, beständigen Lesung und Anhörung des göttlichen Worts, und ihrer verrichteten Wunder; sondern weil sie durch den Geist des Fleisches Geschäffte getödtet haben. XIV. *De miraculis.* Das Gewöhnliche und Richtige in dieser Lehre mit Anwendung auf die vorgeblichen Wunder in der römischen Kirche, und Bestreitung ihrer Glaubwürdigkeit. XV. *De praescriptione et successione canonica.* Ganz gegen die römische Kirche, die im ersten Besitze der Religionswahrheiten zu seyn vorgiebt. XVI. *De corruptione ecclesiae anonyma.* Der Verf. rechnet dahin einmal den Abfall Roms von den Kaisern, und zweytens die Verwandelung des römischen Bistums in eine Monarchie, und zeigt, was beydes für üble Folgen nach sich gezogen, auch daß das ganze Verderben der Kirche, was Luther verbesserte (und was wir zu verbessern fortfahren müssen) verursacht hat.

Sr.

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

Kurze Geſchichte der Stolgebühren oder geiſtlichen Accidenzien nebſt andern Hebungen, nach ihrer erſten Entſtehung und allmähliger Entwicklung abgehandelt von G. M. G. Grellmann, der W. D. Göttingen, bey Dieterich. 1787. 8. 106 Seiten.

Der Diener der Kirche hat mit dem des Staats das gleiche Recht einen ſtandesmäßigen Unterhalt zu fordern, entweder aus den Beyträgen der Einzelnen Glieder einer ganz undotirten Kirche, nach Masgab ihres Vermögens; welches aber der beſchwerlichſte Weg wäre: oder aus den eigenen Mitteln der Kirche, wenn und ſowei. ſie dergleichen hat; oder endlich aus den gewöhnlichen Mitteln des Staats, ſofern die Kirche nicht eigene Mittel haben ſollte, und es die Kirche betrifft, welcher der Staat zugethan iſt. Da nun die Stol-Gebühren einzig nur als eine Beyhülfe zu einer unzulänglichen Beſoldung zu rechtfertigen ſind; übrigens aber in den meiſten Landen der Chriſtenheit die Kirche für ſich reichlich genug dotirt zu ſeyn ſcheint, und vornehmlich in den evangeliſchen Landen die Kirchen- und Klöſtergüter vormals einzig aus der Urſache und dem Zwecke eingezogen worden ſind, um davon einen gleicheren und ihrer Stiftung oder Beſtimmung gemäßeren Austheiler zu machen: ſo entſteht die natürliche Frage: warum aber nur doch die einzelnen Glieder der Kirche in den Stolgebühren noch mit einer Kirchenſteuer belaſtet werden ſollen, zumalen in evangeliſchen Landen? — und dieſe nicht unerhebliche Rechtsfrage dürfte wohl um ſo richtiger zu erörtern ſeyn, je genauer man vorher die erſte Entſtehung und allmählige Entwickelung dieſer Stolgebühren würde hiſtoriſch unterſucht haben. Bekanntlich ward dieſe Sache vor einiger Zeit in Meklenburg zu einer Preisaufgabe gemacht: auch eine unter den mehrern dadurch veranlaßten Schriften gekrönt, und doch übrigens der Urſprung dieſer Abgaben im bisherigen Dunkel gelaſſen. Dies veranlaßte nun unſern Hr. V. den ſo unerfüllt

Bürger dieſes Reichs, die Dreſpe aber die unwürdigen Bürger. Ja er will nicht einmal, daß dieſe letztern ſollen vor der Zeit und mit Gewalt unter jenen ausgeſondert werden, Matth. 23, 24f. IV. *De eccleſiis.* Eigentlich ſollte nur Eine Kirche ſeyn; aber die Chriſten trennten ſich bald anfangs in mehr Partheyen, die theils fortdauerten, theils aufhörten. (Hier hätte nun ſehr gut auch einmal die philoſophiſche Unterſuchung Platz gefunden, wozu die Trennung der Partheyen gut war, und noch immer iſt. Allein davon ſteht ja in den alten Syſtemen nichts! Dafür hat der V. hier recht viel mit den Katholiken zu ſchaffen, und behauptet gegen ſie nach der alten hergebrachten Weiſe, daß die proteſtantiſchen Fürſten blos aus Liebe zur Wahrheit, und gar nicht aus Liebe zum Gewinn die Reformation befördert, und ſelbſt angenommen hätten.) V. *De clavibus regni caelorum.* Eine exegetiſche Abhandlung der bekannten Stelle bey Matthäus, ohne etwas neues hinzuzufügen. Die hiſtoriſchen Anmerkungen machen hier wieder den ſchönſten Theil aus, und der Verfaſſer giebt hier eine konzentrirte Geſchichte des kanoniſchen Rechts. VI. *De circumſpectione et aequitate in eccleſiis diiudicandis demonſtranda.* Empfiehlt die Regel, man müſſe nicht von den Lehren des Einen und Andern, auf die Lehre der ganzen Kirche ſchließen. Und es wird daher den Katholiken zur Nachricht, und den Proteſtanten zum Troſte geſagt, daß die neuen Meynungen in unſerer Kirche gar nicht viel Beyfall finden, ſich auch bald wieder verlieren würden. VII. *De iure ac facultate veritatem ſalutarem inveſtigandi*, oder, daß Jedermann das Recht habe, ſein Glaubensſyſtem aus der Schrift zu nehmen, ohne auf einen untrüglichen Vater, den Papſt, oder auf eine untrügliche Mutter, die Kirche, dabey Rückſicht zu nehmen. (Gegen die Katholiken eine nöthige Behauptung, bey denen ein homo privatus, das iſt, der nicht Biſchof iſt, gar keine Meynung haben, noch weniger eine Stimme von ſich geben darf, welches daher bey Luthers Reformation ſo viel Aufſehen machte, ihm ſogar von Erasmus vorgeworfen ward, daß er gar nicht berufen wäre, die Kirche zu reformiren.) Der Verf. läßt ſich weiter etwas zu weitläuftig aus, vieles wäre zu wünſchen, daß es wahr ſeyn möchte, was er von uns gegen die Katholiken behauptet: *ſi quis putat, in toto hoc apparatu unice agi de dogmatibus Lutheri et Calvini ſtabiliendis, neſcit, dari inter proteſtantes homines veritatis aman-*

amantes, *atque etiam nescit*, *praecipi a Protestantium doctoribus*, *ut recte scripturam s. accedant christiani*, *ipsi*que intellectum et voluntatem submittant, *atque etiam* a Luthero et Calvino, *ubi aliquid humani passi sint*, discedant. *Nulla etiam theologia maioris apud eos aestimatur*, nisi quae ex asse biblica, *et ex formulis scripturae s. per regulas hermeneuticas rite explicatas constructa est.* p. 128. — VIII. *De ecclesia pontificia*, *filios qui perditi videntur*, *ad se vocante*. Da die römische Kirche die abtrünnigen Kinder wieder in ihren Schoos aufnehmen will, und deswegen ein *collegium de propaganda fide* unterhält, auch Ketzergerichte fast in allen Reichen angesetzt hat, wir Protestanten aber keine Autorität in Glaubenssachen, sondern nur Gründe erkennen, so ist es nicht damit ausgemacht, daß man uns nur zuruft, daß wir wiederkehren sollen, denn wir haben noch nicht eingeräumt, daß wir uns verirrt haben. IX. *De pontifice romano*. Daß selbst die römische Kirche ohne Pabst bestehen könne, hat schon Heinrich VIII. in England (und neuerlich Joseph II. in Deutschland) bewiesen, ist auch aus den Zeiten klar, worin ein Pabst den andern absetzte, und wo die Päbste von den Römern selbst aus Rom gejagt wurden. Der Verfasser hält sich in diesem Kapitel am weitläuftigsten auf, und erinnert vieles gegen Febronius und Eybel. X. *De ecclesia*, *quae pro matre sancta infallibili habetur*. Die Katholiken hegen hier gewöhnlich diese vier Irrthümer: 1) daß sie ihre Kirche für die einzige wahre Kirche halten, da doch die wahre Kirche keine bösen Menschen in sich schließt, und diese doch auch in der Katholischen sich finden; 2) daß sie die gutgesinnten Katholiken für die einzigen gutgesinnten Menschen halten, da es doch auch außer den Christen dergleichen giebt; 3) daß sie Jesus Seligpreisungen seiner Kirche auf die vermischte Kirche anwenden, da sie doch nur die gebesserten Glieder derselben angehen; und endlich 4) daß sie glauben, die römische Kirche sey die einzige sichtbare Kirche auf Erden, da sie doch blos ein Theil der allgemeinen Kirche ist. Eine Quelle vieler von diesen irrigen Ideen ist der so beliebte Ausdruck Mutter, womit sie ihre Kirche belegen, der zwar biblisch ist, aber im Grunde nichts weiter anzeigt, als daß eine religiöse Gesellschaft von der andern abstammt. XI. *De orthodoxia*, *haeresi et anathemate*. Polemik gegen die Katholiken. XII. *De unitate et schismate*. Die Kirche soll eine einzige seyn, das ist ein biblischer Satz, sie sollte sich

aus Juden und Heiden sammlen. Alle sollten von dem sichtbaren Dienste Gottes zu dem unsichtbaren gebracht werden, sollten nun Gotte gleichsam näher seyn, nicht mehr durch Priester und Orakel sich an ihn wenden, und auf Einem Wege zur Glückseligkeit wandeln. (Nur hat die Bibel diesen Einen Weg nicht so schmal vorgestellt, daß nicht viele neben einander darauf wandeln könnten.) Der Verf. redet hier besonders sehr gut. Die Einheit der Kirche, sagt er, findet da statt, wo die wahren christlichgesinnten Menschen sind, diese mögen nun im äußerlichen Dienste übereinstimmen oder nicht, mögen einerley Formeln, oder verschiedene gebrauchen, mögen mit einander in Gemeinschaft leben, oder in Parthegen sich vertheilen; wenn nur Eine Liebe zu einander, und Eine Liebe zu allem Guten sie vereinigt. Aber die Ungerechtigkeit kann nicht Gemeinschaft haben mit der Gerechtigkeit, Jesus nicht mit Belial, das Licht nicht mit der Finsterniß, Gottes Tempel nicht mit einem Götzentempel. 2 Cor. 6, 14. Und wer sich also von der Tugend trennt und ein Sünder wird, der ist ein Schismatiker. XIII. *De sanctis.* Nach den Begriffen des N. T. ist der ein Heiliger, der sich durch das Christenthum von den Sündern absondert. Die römische Kirche nennt dagegen diejenigen Heilige, die durch des Pabstes Ansehen dazu ernannt sind. Die Protestanten leugnen nicht, daß unter ihnen auch wahre Heilige gewesen seyn, aber nicht wegen ihrer getragenen Kleidung, beobachteten strengen Lebensart, bewiesenen Eifers gegen die Ketzer, unaufhörlichen Gebete, beständigen Lesung und Anhörung des göttlichen Worts, und ihrer verrichteten Wunder; sondern weil sie durch den Geist des Fleisches Geschäffte getödtet haben. XIV. *De miraculis.* Das Gewöhnliche und Richtige in dieser Lehre mit Anwendung auf die vorgeblichen Wunder in der römischen Kirche, und Bestreitung ihrer Glaubwürdigkeit. XV. *De praescriptione et successione canonica.* Ganz gegen die römische Kirche, die im ersten Besitze der Religionswahrheiten zu seyn vorgiebt. XVI. *De corruptione ecclesiae anonyma.* Der Verf. rechnet dahin einmal den Abfall Roms von den Kaisern, und zweytens die Verwandelung des römischen Bisthums in eine Monarchie, und zeigt, was beydes für üble Folgen nach sich gezogen, auch daß das ganze Verderben der Kirche, was Luther verbesserte (und was wir zu verbessern fortfahren müssen) verursacht hat.

Sr.

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

Kurze Geſchichte der Stolgebühren oder geiſtlichen Accidenzien nebſt andern Hebungen, nach ihrer erſten Entſtehung und allmähliger Entwicklung abgehandelt von G. M. G. Grellmann, der W. D. Göttingen, bey Dieterich. 1785. 8. 106 Seiten.

Der Diener der Kirche hat mit dem des Staats das gleiche Recht einen ſtandesmäßigen Unterhalt zu fordern, entweder aus den Beyträgen der Einzelnen Glieder einer ganz undotirten Kirche, nach Masgab ihres Vermögens; welches aber der beſchwerlichſte Weg wäre: oder aus den eigenen Mitteln der Kirche, wenn und ſowei. ſie dergleichen hat; oder endlich aus den gewöhnlichen Mitteln des Staats, ſofern die Kirche nicht eigene Mittel haben ſollte, und es die Kirche betriffe, welcher der Staat zugethan iſt. Da nun die Stol-Gebühren einzig nur als eine Beyhülfe zu einer unzulänglichen Beſoldung zu rechtfertigen ſind; übrigens aber in den meiſten Landen der Chriſtenheit die Kirche für ſich reichlich genug dotirt zu ſeyn ſcheint, und vornehmlich in den evangeliſchen Landen die Kirchen- und Klöſtergüter vormals einzig aus der Urſache und dem Zwecke eingezogen worden ſind, um davon einen gleicheren und ihrer Stiftung oder Beſtimmung gemäßeren Austheiler zu machen: ſo entſteht die natürliche Frage: warum aber nur doch die einzelnen Glieder der Kirche in den Stolgebühren noch mit einer Kirchenſteuer belaſtet werden ſollen, zumalen in evangeliſchen Landen? — und dieſe nicht unerhebliche Rechtsfrage dürfte wohl um ſo richtiger zu erörtern ſeyn, je genauer man vorher die erſte Entſtehung und allmählige Entwickelung dieſer Stolgebühren würde hiſtoriſch unterſucht haben. Bekanntlich ward dieſe Sache vor einiger Zeit in Meklenburg zu einer Preisaufgabe gemacht: auch eine unter den mehrern dadurch veranlaßten Schriften gekrönt, und doch übrigens der Urſprung dieſer Abgaben im bisherigen Dunkel gelaſſen. Dies veranlaßte nun unſern Hr. V. den ſo unerfülle

fülle gelaſſenen und gerade den mühſamſten und ſchwerſten Punkt der Preisaufgabe noch nachzuhohlen, und ſein Verſuch iſt ihm vortrefflich gelungen. Seine Materialien ſind entweder wirklich beygebrachte Zeugniſſe, die er aus den Quellen ſelbſt geſchöpft hat, oder daraus gezogene unmittelbare Folgen; und die darauf beruhende Geſchichte iſt in einen trefflichen Zuſammenhang gebracht, vollſtändig ausgeführt und ſo unterhaltend erzählt, daß ſie ſich mit Vergnügen leſen läßt. Außer der Einleitung, die über den Zweck der Abhandlung den gehörigen Aufſchluß giebt, beſteht dieſe aus drey Abſchnitten, wovon der erſte die Anlage und allmähliges Aufkommen dieſer Accidenzien entwickelt; S. 10—66. Der IIte, die Fortdauer derſelben bis zur Reformation darſtellt. S. 67—89. und endlich der IIIte von denſelben in der proteſtantiſchen Kirche handelt. S. 90. u. f. Ihrem Urſprunge nach hält ſie der V. für verwerflich; in ihrer Fortdauer aber und im Mittelalter, ſelbſt durch Konzilien, als eine löbliche Gewohnheit für beſtätiget, und ſo auch in proteſtantiſchen Landen durch obrigkeitliche Befehle für authoriſirt, um der Unzulänglichkeit der eigenen Kirchenmittel willen, die in denſelben Landen entweder immer gefehlt hätten, oder theils zur Fürſtlichen Kammer eingezogen, theils von den Kirchenpatronen eingenommen worden wären. Im erſten Abſchn. geht der V. von den freywilligen Gaben, in der erſten chriſtlichen Kirche aus, die theils an gewiſſen Tagen, theils für beſondere Vorfälle, als Taufe, Confirmation, Abendmal, Kirchenbuße und prieſterliche Einſegnung dargebracht wurden. Leichengelder und Beichtpfennig hält er für jünger, und jene für die Gebühr um die erlaſſene heilige Grabſtätte auf den Kirchhöfen, S. 25. u. f. dieſen aber für eine Beſtechung des Geiſtlichen zur Abwendung oder Milderung der Buße. S. 51. u. f. Hingegen rechnet er zu den vorgedachten Gaben auch den Klingelbeutel, der vormals in einem Sacke beſtanden, nachher ein Beutel geworden ſey, „dem wäſſerige (langweilige) Predigten und „ſchläfrige Zuhörer zu einer Klingel verholfen hätten.“ S. 59. Den Bußthaler hätten ſeit dem VII. Jahrh. reiche Engländer aufgebracht, „die nicht Liebhaber vom Hungerleiden und Barfußlaufen oder Peitſchungen geweſen und ſich gerne hätten reinigen wollen, ohne einen Finger naß zu machen.“ Auch vom Glockenläuten giebt der V. gute hiſtoriſche Aufſchlüſſe. Vor den Zeiten Konſtantins hätten nun dieſe frey-

freywilligen Gaben für die Bischöfe zum Austheilen unter die Armen, worunter auch die Geistlichen gerechnet worden, gehört: nachher und im V. VIten Jahrh. hätten sie angefangen, von der Geistlichkeit als Sporteln gefordert zu werden, S. 19. Im IIten Abschn. schildert der V. den armseeligen Zustand der Geistlichen, denen vor dem Maul hinweg die Bischöfe und Mönche das Beste weggegraset hätten, und das Uebriggelassene nachher noch durch die bischöflichen Besteurungen und Kirchenvisitationen gar sehr geschmälert worden wäre. Daher sich endlich aus Noth die Geistlichen bald auf die Jägerey gelegt, bald Gastwirthe abgegeben, bald in öffentlichen Schauspielen mit Musik aufgewartet oder gar die Rolle der Narren gespielt, einige nebenher als Bediente dem gnädigen Herrn bey Tisch aufgewartet, oder, wenn er auf die Jagd gieng, die Hunde nachgeführt, oder auch der gnädigen Frau, wenn sie ausritte, das Pferd geleitet hätten." S. 71—77.

Vor dem X. Jahrh. seyen nun zwar obgedachte Accidenzien für Simonie erklärt, nachher aber nur, sie zu fordern, oder vor dem Parochial-Akte zu verlangen, verboten, endlich aber in der vierten Lateranischen Kirchenversammlung can. 66. als ein löbliches Herkommen authorisirt, auch selbst auf dem Tridentinischen Concilium, des päbstlichen beingenden Antrags ungeachtet, doch nicht verworfen, und seit dem XVI. Jahrh. Jura genannt worden. Im IIten Abschn. wird sodann der gebliebene dürftige Zustand der Geistlichen in den evangelischen Landen aus oben schon gedachten Ursachen geschildert, und von mehrern Landen Kirchenordnungen angeführt, worinne dergleichen Stolgebühren anbefohlen worden. Was können, heißt es S. 105. Prediger dafür, daß sie verarmten Kirchen dienen, an deren Gut sich ungerechte Hände vergriffen haben u. s. w." Hier scheint der Verf. nur allein den Fall vor Augen gehabt zu haben, wo der Kirche das Ihrige ungerechter Weise entzogen worden. Es giebt aber auch protestantische Lande, in denen der Kirche das Ihrige bey der Reformation auf das gewissenhafteste gelassen, und von den fürstlichen Reformatoren in eine aufs beste reformirte Verfassung gebracht worden ist, nun aber doch solch abgesondertes und noch aufrecht bestehendes Kirchengut auf das gewissenloseste verwaltet wird.

Am.

D. *Aug. Fr. Schott*, ſupremae curiae provincial. et ordinis ICtorum aſſeſſoris, Tit. de verbor. ſignific. ac de reg. iur. Prof. Publ. Ord. Inſtitutiones iuris Saxonici electoralis priuati, edit. alt. auct. et emendatior. Lipſ. ſumtib. Fritſch 1785. 304 S. in 8.

Der Name des Verf. ſowohl als das Werk ſelbſt iſt ſo bekannt, daß es vergeblich ſeyn würde, mit vielem Lobe es anzupreiſen. Der Hr. V. iſt bey dieſer Ausgabe der vorigen Ordnung treu verblieben. Die nach der erſten Ausgabe erlaſſenen Geſetze ſind nachgetragen, und das Capitel von der Vormundſchaft nach der neuern erſchienenen Vormundſchaftsordnung ganz umgearbeitet worden.

Mt.

D. Philipp Jacob Heislers juriſtiſche Abhandlungen und Erörterungen einiger wichtigen und ſtreitigen Fragen aus dem bürgerlichen, peinlichen und geiſtlichen Rechte. Zwote und dritte Sammlung. Halle, 1783. bey Hendel.

In der zwoten Sammlung ſind folgende Abhandlungen: 1) Unvorgreifliche Gedanken über einige in dem Geſchäffte der Gleichmachung der durch eine feindliche Invaſion erlittenen Schäden feſtzuſetzende Grundſätze. 2) Abhandlung aus dem peinlichen Rechte: von dem Beweis einer rechten Nothwehr. 3) Juriſtiſche Abhandlung und Unterſuchung der Frage: ob die Ehe eines Sohns mit der Mutter ſeiner Stiefmutter dem Rechten nach zugelaſſen ſey? 4) Juriſtiſche Abhandlung über die Zuläßigkeit der ehelichen Verbindung mit des Stiefſohns nachgelaſſener Wittwe, wie auch mit der verſtorbenen Stieftochter Mann. 5) Rechtliches Gutachten von der Zuläßigkeit einer Ehe mit des Bruders Tochter. 6) Rechtliche Erörterung der Frage: Ob eine Perſon, ſo unter väterlicher Gewalt Geld erborget, nach der Entledigung von ſolcher Gewalt aber etwas davon bezahlet, auch den Rückſtand zu bezahlen ſchuldig ſey. 7) Rechtliche Erörterung der Frage: Sind

Eltern

Eltern ihre Kinder, welche sich wider ihren Willen verheyrathen, zu enterben befugt?

Die dritte Sammlung enthält:

1) Progr. de decimis Hebraeorum. 2) Von der Verjährung der Blutschande, und übrigen fleischlichen Vermischungen in verbotenen Graden. 3) Ob die Zulassung eines Judeneydes wider einen Christen bedenklich sey? 4) An et quatenus testamentum parentum inter liberos aliud testamentum anterius rumpat et per posterius rumpatur? 5) Observ. select. de incestu.

Cz.

De Utilitate actionum humanarum fine ac regula — Scripsit *I. L. E. Püttmannus*, Antecessor Lipsiensis. Lipsiae, apud G. E. Beerium 1785. 47 S. 8.

Darin hat der Verf. wohl recht, daß bey der Kontroverse über die Frage, ob das Nützliche, als Zweck und Richtschnur der menschlichen Handlungen anzusehen sey? viel Wortstreit obwalte; und wider seine Auflösung, welche am Ende dahin geht: Ego inter ea, quae vere vtilia sunt, et quae vtilia tantum esse videntur, siue inter vtilitatem veram et opinatam (vulgo apparentem) distinguendum arbitror, plane persuasus illum, qui id, quod *vere* iuuat, sequitur, numquam erraturum esse, omnes autem nubem pro Iunone amplectentes vtilitatem opinatam pro vera consectantes non posse non a tramite virtutis deflectere, quum virtus sola possit homines et facere et seruare beatos; finden wir auch im Ganzen nichts zu erinnern. Man sehe inzwischen, was wir deshalb schon bey einer andern Gelegenheit erinnert haben. XV. B. I. St. S. 65. ꝛc. Da aber die gedachte Auflösung der Frage weder an sich, noch in Ansehung der Gründe etwas neues und ungesagtes erhält, im Gegentheil andere diese Materie schon längst ungleich vollständiger entwickelt haben: so halten wir dafür, daß der Verfasser besser gethan hätte, wenn er diese Abhandlung nicht geschrieben hätte. Das Ausschweifende in den Allegationen alter und neuer Schriftsteller, womit auch die gegenwärtigen 3 Bogen wiederum

ganz vorzüglich überladen sind, und, welches doch höchstens nur solche Leser für den Verfasser einnehmen kann, quibus, wie er selbst sagt, non datum est, ut aurum verum ab auro comico distinguere queant, dürfen wir wohl nicht mehr rügen. Herr Püttmann scheint dieser so gerechten Kritik an seinen Werken, auch gar kein Gehör geben zu wollen. Nur befremdet es wirklich, daß bey dem häufigen Gebrauch, welcher hier von des Cicero drittem Buche de officiis gemacht wird, der vortreffliche Commentator desselben, und welcher doch so viel gutes über diese Materie sagt, Garve in seinen philosophischen Anmerkungen, gar nicht einmal angeführet worden, und daß außerdem noch zwey Schriften, welche ganz vorzüglich hieher gehören, der bekannte Versuch über die Selbstliebe, als ein Grundsatz der Moral betrachtet; ingleichen Prüfung der Bewegungsgründe zur Tugend nach dem Grundsatz der Selbstliebe. — Berl. 1770. der Bemerkung des Verfassers entgehen können, wenn auch etwa J. F. Rönnberg in Progr. num amor sui ipsius principium morum scientiae esse possit Rost. 1770. ihm unbekannt geblieben.

Encyclopädie und Geschichte der Rechte in Deutschland zum Gebrauch akademischer Vorlesungen — von Joh. Friedr. Reitemeier, D. d. R. Göttingen, 1785. bey Dieterich. 279 S. 8.

Den Nutzen juristischer Encyclopädien, und besonderer Vorlesungen darüber auf Akademien, bezweifelt zu unsern Zeiten wohl Niemand mehr. Der Verfasser hat auch hierin bekanntlich schon Vorgänger, von deren Arbeiten aber die seinige nach Plan und Inhalt ganz verschieden ist. Anstatt einen bloßen Abriß der verschiedenen Theile der Rechtsgelahrheit zu liefern, und im allgemeinen die Quellen, den Gegenstand, Nutzen und Gebrauch eines jeden Theils anzugeben, geht der Verf. hier folgenden Weg. Er theilt das Ganze der Wissenschaft in zwey Haupttheile, in die Gesetzgebung und Gesetzkunde; und geht von der erstern aus. Die allgemeine Theorie derselben, welche den Anfang macht, wird auf den Zweck der Gesetzgebung, nehmlich die Wohlfahrt des Staats oder des Glücks, sowohl der ganzen Gesellschaft, als der einzeln Glieder gebauet. Dann folgt die Geschichte der Gesetzgebung, und zwar

vorerst allgemein in Bezug auf die merkwürdigsten Völker des ganzen Erdbodens. Bevor aber der Verfasser die besondere Geschichte der Legislation in Rücksicht auf die in Deutschland gültigen Rechte abhandelt, läßt er einige Grundbegriffe vom Recht überhaupt, ingleichen allgemeine Grundsätze des Naturrechts voran gehen, und zwar so, daß die Vorschriften sowohl des äußern, als des innern Rechts und der allgemeinen Politik zusammengestellt, und nach dem dreyfach verschiedenen Stande des Menschen, nämlich dem Stande der Freyheit, der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft vorgetragen werden. Hierauf wird das Allgemeine in den successiven Veränderungen der bürgerlichen Legislation nach den verschiedenen auf einander folgenden Stufen der Kultur, unter dem Namen des allgemeinen positiven Rechts entwickelt. Der Verf. geht hier auf den ersten rohen Zustand der Gesellschaften zurück, bemerkt die allmählichen Veränderungen in demselben, und zeigt das Eigenthümliche der Gesetzgebung einer jeden dieser Stufen, die sich am besten an den nach und nach eingeführten Erwerbarten, der Jagd, Viehzucht, Ackerbau, des Handels und der Künste erkennen lassen. Die allgemeine Kulturgeschichte dient zur Grundlage, und die Verwandlungen, welche das positive Recht von Stufe zu Stufe erfahren, werden hier wiederum nach dem gedachten dreyfachen Zustande des Menschen abgehandelt. Nun folgt die Geschichte und der Zustand der Rechte in Deutschland, unter denen mit dem römischen Rechte der Anfang gemacht wird. Nach dem Plane, welchen der Verf. sich bey dem allgemeinen positiven Rechte vorgezeichnet hatte, und in beständiger Verbindung mit der politischen Geschichte des römischen Staats, werden die Veränderungen der Gesetzgebung vom Ursprunge Roms, bis zum Untergange des griechischen Kaiserthums durch alle Epochen verfolget, und die Hauptsätze des Rechts jeder Epoche in Ansehung des Standes der Freyheit, der Familie und des gemeinen Wesens zusammt dem Religionsrechte vorgetragen. Eben so wird hiernächst das deutsche und canonische Recht behandelt, der Uebergang des letztern sammt dem römischen in deutsche Gerichte angegeben, und in jeder Epoche der Geschichte deutscher Völker werden die Hauptzüge ihrer eigenen Gesetze bemerket; neben denselben aber auch die Grundsätze der fremden Rechte, so wie solche in jeder Periode vorgedrungen sind. Endlich folgt die Gesetzkunde. Allgemeine Grundsätze nach Theorie und Praxis bestimmen hier die Erforderniße einer zweckmäßi-

gen Kenntniß und Anwendung der Gesetze, wie auch die Hülfsmittel solche zu erlangen. Diesen wird hinzugefügt die Geschichte der Gesetzkunde, welche die Veränderungen der wissenschaftlichen Kenntniß und Bearbeitung der Gesetze erst im allgemeinen, nach den verschiedenen Stufen der Kultur, und hiernächst die Schicksale der Gesetzkunde bey den Römern und Deutschen darstellet. Dies ist der Plan der vor uns liegenden Encyclopädie, welche sowohl in der gewählten Methode, als auch in der Ausführung selbst manches Gute enthält. Gewiß hat es einen ganz unverkennbaren Nutzen, wenn das Studium des positiven Rechts von der Gesetzgebung selbst ausgehet, und der Lehrling solchergestalt gleich früh gewöhnt wird, in die wahren Gründe der Gesetze einzudringen und ihren Geist zu studiren. Weil aber außerdem von einem sehr großen Theil der positiven Gesetze die Gründe bald ganz, bald zum Theil aus den eigenen Verhältnissen der wirklichen Staaten zu erklären sind: so ist auch die Geschichte ganz unentbehrlich, um die erwähnten individuellen Gründe zu entdecken. Dies hat man freylich schon lange anerkannt, ohne jedoch den bisherigen Geschichten der in Deutschland geltenden Rechte, womit gelehrte und berühmte Männer unsere Litteratur bereichert haben, ihr Verdienst abzusprechen: so hat es uns doch immer noch an einem Lehrbuche gefehlt, worinn die Geschichte des Rechts in steter Beziehung auf die jedesmalige individuelle Lage, Sitten, Cultur und Verfassung des Staats pragmatisch abgehandelt wird. Unserm Verfasser gereicht es daher allerdings zum Verdienste, zur Ergänzung jenes Abganges die Bahn gebrochen zu haben, und da er, wie aus obigem Inhalte schon bemerkt seyn wird, nicht blos bey dem Geschichtlichen der Rechte stehen bleibt, sondern in jeder Epoche einen Abriß der Hauptgrundsätze und Vorschriften der Gesetze selbst liefert: so ist dies gewiß eine Art der Vorbereitung für Anfänger, die ihnen in der Folge bey Erlernung der einzelnen Theile ungemein zu statten kommen muß. Inzwischen glauben wir folgendes mit Recht erinnern zu können.

Erstlich: es ist nicht zu billigen, daß der Verf. die Theorie und Geschichte der Gesetzgebung sogar dem Naturrechte vorangehen läßt. Als Einleitung in die positive Rechtsgelahrheit ist solches freylich recht gut. Aber in einer Encyclopädie des Rechts überhaupt muß das Naturrecht den ersten Platz einnehmen, und davon der Unterricht ausgehen, weil es die

Grund-

Grundlage aller übrigen Rechte, und auch sonst keine gründliche Theorie der Gesetzgebung zu gedenken ist. Da nun das Naturrecht in der bürgerlichen Societät nicht ganz auslangt, noch allein genügen kann: so giebt dies von selbst den Uebergang zur positiven Legislation, deren Verhältniß und Gränzen in Rücksicht auf die Vorschriften des Vernunftrechts sodann vor allen Dingen in der allgemeinen Theorie der Gesetzgebung zu entwickeln sind; in wie ferne nämlich die natürlichen Rechte und Verbindlichkeiten durch bürgerliche Anordnungen näher bestimmt, verstärkt und eingeschränkt werden können. Alles dieses vermissen wir aber bey unserm Verfasser gänzlich. Denn was er Seite LIII. vorträgt, daß die Grundsätze des Naturrechts dem Gesetzgeber bey Abfassung seiner Vorschriften zur Richtschnur dienen müßten, erschöpft einen Theils die Sache gar nicht, und andern Theils ist es an dieser Stelle, da vom Naturrechte noch nichts vorgekommen, ganz ohne Wirkung. Kurz, die von dem Verfasser gewählte Folge der Materien, daß er erst allgemeine Grundsätze der Gesetzgebung, dann Geschichte derselben, dann Grundbegriffe, dann natürliches Recht, und endlich das allgemeine positive Recht vorträgt, diese Einrichtung führt sichtbare Mängel des Systems und der Ordnung mit sich. Dessen nicht zu gedenken, daß unter der eben nicht anpassenden Benennung des allgemeinen positiven Rechts im Grunde nur solche Dinge vorkommen, welche in die Geschichte der Gesetzgebung gehören, folglich ohne Noth eine Trennung geschehen ist.

Zweytens sind uns auch in einzelnen Sätzen einige Unrichtigkeiten vorgekommen; z. B. S. 4. heißt es, daß unsere Handlungen in Rücksicht eines andern, den die Wirkungen der Handlung treffen, nur sodann rechtmäßig sind, wenn sie mit seiner Einwilligung geschehen. Dies läßt sich wohl nicht so geradezu behaupten. Denn giebt es nicht einseitige Handlungen, wodurch wir Rechte erlangen, und einen andern verbinden können? — — Der Pflichttheil, welcher nach römischen Gesetzen den Notherben gebühret, ist wohl nicht, wie S. 79. behauptet wird, unter den Kaisern allererst aufgekommen. — Die Behauptung S. 219. daß die höchste Gewalt im ganzen deutschen Reiche dem Kaiser und den einzelnen Reichsständen zustehe, folglich letztere als Mitregenten zu betrachten, findet zwar noch einige Anhänger, sie beruhet aber im Grunde auf eine unschickliche Vermengung des Rechts

der höchsten Gewalt an sich, und der Concurrenz zur Ausübung desselben in gewissen Fällen; und ist von den besten Lehrern des deutschen Staatsrechts längst schon widerlegt worden. — Ein Gleiches gilt auch in den einzelnen Provinzen Deutschlands von der höchsten Gewalt, welche aber der Verf. auch hier S. 159. den Landständen mit beylegt. — Woher getrauet sich der Verfasser Seite 234. es wohl zu beweisen, daß nach gemeinen deutschen Rechten heutiges Tages ein Vormund für seine Bemühung ein gewisses Salarium bekomme? — Wiederum haben wir drittens hin und wieder die gehörige Präcision vermisset, statt der rechten Gründe weniger zulängliche, und überhaupt noch viel unbestimmtes und schwankendes in den Sätzen angetroffen. Z. B. S. LIV. wird es dem Gesetzgeber nur als Regel der Klugheit vorgeschrieben, seine Gebote auf Handlungen zu beschränken, „die dem ganzen „Staat unmittelbar geschehen, nicht auf solche mit zu erstre„cken, wodurch man einem andern Mitgliede des Staats nütz„lich werden kann.“ Wir dächten, daß nicht blos die Klugheit, sondern selbst die Gränzen der Befugniß des Gesetzgebers dergleichen Eingriffe in die Freyheit der Staatsbürger nicht erlauben. Statt der Anmerkung S. LVII. daß die Erborgung fremder Rechte zuweilen mit großen Unbequemlichkeiten verknüpft sey, würden wir lieber mit wenigen gezeigt haben, daß sie das in der Regel immer sey. — Die Erklärung des römischen peculii militaris, durch den Erwerb der Söhne im Kriege und durch Advokatur S. 65. ist wohl ein wenig zu enge gerathen. Der iudex pedaneus wird S. 68. dahin erklärt: „die Untersuchung ward vom Prätor in „die neu entstandenen Untergerichte verwiesen.“ Die Idee eines Untergerichts führt weiter, als es die eigentliche Beschaffenheit der Sache mit sich bringt. Von der Kuratel der Minderjährigen nach neuern römischen Rechten wird S. 103. gesagt: „die vorhin unbestimmte Pflegschaft der Minderjähri„gen ward seit Antonius Zeiten nothwendig.“ Das ist sie der Regel nach nicht geworden. Inviti adolescentes curatores non accipiunt §. 2. I. de curat. S. 193. wo der Verf. mit der Reformationsgeschichte beschäfftiget ist, fällt folgendes sehr auf: „die Protestanten hatten die Ueberlegenheit ihrer „Gegner, und selbst den mächtigen Kaiser Karl V. den Urheber „der peinlichen Halsgerichtsordnung zu fürchten.“ — Wozu hier bey dieser Gelegenheit der Urheber der peinlichen Halsgerichts-

richtsordnung, dies machte den Kaiser doch wohl nicht fürchterlicher?

Di.

Die Wudbianer. Eine nicht gekrönte Preißschrift über die Frage: Wie ist der Kindermord zu verhindern, ohne die Unzucht zu befördern? von Johann Georg Schloßer. Basel, bey Serini, 1785. 6 Bog. in 8.

Unter den Schriften, welche über den Kindermord geschrieben worden, verdient diese wohl einen ganz vorzüglichen Platz. Zuerst zeigt der Verf. wie nöthig es sey, auf die besondern Umstände der Länder und Völker, für welche das Gesetz gegeben werden soll, Rücksicht zu nehmen. Zwar bleibt der Mensch bey aller Verschiedenheit des Clima, der Erziehung, der Regierungsform und übrigen Umstände immer noch Mensch. Sicherlich giebt es also auch eine Menge Gesetze, welche für alle Menschen passen, und Herr S. geht vielleicht in seinem Eifer gegen die allgemeinen Gesetze zu weit. Aber wenn irgend eine Art der Gesetze genau nach den Umständen abgemessen werden muß, so sind es gewiß die peinlichen, vor allen aber die, welche den Kindermord treffen. Nicht als ob sich nicht auch hier einige allgemeine und doch treffende Vorschriften geben ließen, sondern weil alle Gesetze, die mit den Sitten so genau zusammenhängen, von diesen entweder unterstützt oder entkräftet werden. Deswegen schildert Hr. S. erst das Volk und Land, für welches sein Vorschlag passen soll. Seine Wudbianer sind ein weichliches entnervtes und eitles Völkchen, welches seine Sitten nach einem glänzenden und schwachen Hofe bildet. Der König desselben hat sich immer nur in dem Hofzirkel herum gedreht, und eben deswegen fehlt es ihm an wahrer Menschenkenntniß und Fürstenweisheit. Er hat Katholiken und Protestanten in seinem Lande, und er selbst ein Katholik, gerieth auf den unglücklichen Gedanken, daß sein Land nicht glücklich werden könne, wenn es nicht einerley Religion hätte. Daher ein gefährlicher Einfluß des Katechismus auf den Staat, und ein überall beobachteter Vorzug des minder würdigen Katholiken vor dem geschicktern Protestanten. Statt Patriotismus und Weisheit galt nur geheuchelte oder wah-

wahre Anhänglichkeit an ein gewisses Glaubensbekenntniß. Daraus entstand, der Verfeinerung ungeachtet, eine ängstliche Religion, welche alle Aufklärung hinderte. Denn ängstlich wird jede Religion, welche nur um der Leute willen getrieben wird; jeder freye Schritt wird alsdenn verdächtig, und mancher Unsinn geheiligt. Unter solchen Umständen wird alle Thätigkeit unterdrückt, die Lustigkeit des gemeinen Mannes als eine Sünde angesehen und in Müßiggang verwandelt, der mehr als ein feuriges Temperament und froher Muth die Lüste begünstige. So machte auch die Faulheit die Wudhianer wollüstig. Diesem Uebel wollte man durch Strafen abhelfen, aber vergebens. Unzucht und Kindermord nahm immermehr überhand. Man milderte die Strafen der erstern, und schärfte sie gegen den letztern. Auch das half nichts. Es wurde also die Frage aufgeworfen: **Wie dem Kindermorde zu steuern sey, ohne die Hurerey zu befördern?** Man berathschlagte lange, bis endlich ein Mann auftrat, und ihnen in einer pathetischen Rede zeigte, daß die Schuld an ihrer Trägheit und in ihren weichlichen Sitten liege. Er ermahnte sie, daß sie den König bitten möchten, Arbeitsamkeit und Eingezogenheit zum Hofton zu machen, die Todesstrafe auf den Kindermord ganz abzuschaffen, die Kindermörderinnen auf Zeitlebens in ein Pönitenzhaus zu bringen, den schwangern Mädchen in den Klöstern einen Zufluchtsort gegen Schande und Vorwürfe zu eröffnen, sie dort auf das liebreichste zu behandeln, Findelhäuser zu errichten, das Hagestolzenrecht einzuführen, und durch Gesetze zu bestimmen, daß kein Mann vor dem 25sten Jahre, kein Weib vor dem 20sten Jahre heyrathen, niemand vor dem 25sten Jahre eine Subaltern- und vor dem 30sten eine ansehnliche Bedienung erhalten, und jeder Beamter, der eine Frau ernähren kann, auch eine heyrathen sollte. Der König wurde aufmerksam darauf, und berief deswegen einen alten, der Mätresse misfälligen und eben deswegen verabschiedeten Minister wieder nach Hofe. Dieser sagte ihm dann rundheraus: daß alle Gesetze nichts helfen könnten, wenn er nicht seinen Hof reformirte; er müßte die Müßiggänger von seinem Hofe jagen, und sie allenfalls auf halben Sold setzen, an deren Stelle aber verdienstvolle arbeitsame Männer um sich her versammeln. Der König wollte davon nichts hören, und verließ den Minister.

Hierauf prüft Hr. S. diese Vorschläge. Was die Klöster anbelangt, so sollen würdige Alten, welche als Hausmüt-

ter

der ihre Rolle ausgespielt haben, zu Vorsteherinnen derselben gewählt, und denen, welche ihre Stütze verloren oder nie eine gehabt haben, ein freyer Zufluchtsort darin verstattet werden. Nicht Andachtsübungen, sondern Arbeit und freundschaftlicher Umgang sollen dort die Zeit ausfüllen. Schlösser und Gelübde sollen denen, welche dort Ruhe suchen, nicht den Ausweg versperren, wenn sie das, was sie suchten, in der Folge nicht glauben sollten, gefunden zu haben. Man hat in der That an verschiedenen Orten Spitäler für alte Personen, welche mit den vorgeschlagenen einige Aehnlichkeit haben. Allein zu dem Zwecke, wozu sie Hr. S. anwenden will, taugen sie gewiß gar nicht. Betagte Frauenzimmer, besonders freyadeligen Standes, pflegen gegen gefallene Mädchen gerade die wenigste Nachsicht zu haben, und nur aus diesen würden sich, wenn sie im Kloster blieben, mit der Zeit gute Gesellschafterinnen für die spätern Ankömmlinge heran ziehen lassen. Uebrigens erkennt Hr. S. selbst, wie schwer es seyn würde, Aufseherinnen zu finden, welche eine dergleichen Anstalt ohne mürrische Strenge in gehöriger Ordnung zu erhalten wüßten. Noch mehrern Schwierigkeiten sind die Findelhäuser unterworfen, wenn sie nicht das werden sollen, was bis jetzt alle sind. Doch hat Hr. S. allerdings recht, wenn er erinnert, daß man nicht alle Fehler bey der Einrichtung und Verwaltung der Findelhäuser auf Rechnung der Anstalt selbst schreiben müsse.

Was die Gesetze betrifft, welche der Verfasser in Ansehung der spätern Verheyrathung und Beförderung der Mannspersonen in Vorschlag bringt: so ist wohl nicht zu leugnen, daß ein großer Theil des Sittenverderbnisses mit daher rühre, daß unbärtige Jünglinge den Ton in Gesellschaften angeben. Diesem Uebel kann freylich zum Theil abgeholfen werden, wenn die Mannspersonen durch Heyrathsbeförderungen auf das weibliche Geschlecht und durch Bedingungen auf das ältere nur spät erst Einfluß erhielten. Allein da frühe Heyrathen an sich den guten Sitten günstig sind, so würde dieser Vorschlag wohl nicht überall anzurathen seyn, und am wenigsten da, wo die Ehelosigkeit ohnedem schon zur Mode geworden. Dagegen würde eine späte Beförderung, wenn sie ohne Ausnahme und gesetzmäßig wäre, nicht nur den Sitten, sondern auch den Geschäfften selbst sehr zuträglich seyn. Aber wie man die Jünglinge, wenn sie ein Amt erhalten haben,

so schlechthin zur Heyrath zwingen könnte, sehe ich nicht ein. Wer heyrathen will, muß doch auch eine Frau haben. Wird lange vorher daran gedacht, so werden auch die Jünglinge für das andere Geschlecht zu einer Zeit schon wichtig, da sie es, nach dem Vorschlage des Herrn Verfassers noch nicht seyn sollten. Es werden sich alsdenn langwierige Liebesverständnisse entspinnen, und manches leichtgläubige Mädchen betrogen, und eben dadurch viele uneheliche Geburten veranlaßt werden. Die Einführung des Hagestolzenrechts hat wenigen Bedenken, und ist mit gewissen Einschränkungen in das neue Preußische Gesetzbuch aufgenommen worden.

Zuletzt fügt der Herr Verfasser noch ein Edikt bey, wie es der König von Wubby hätte geben können, wenn er den Rath seines disgraciirten Ministers befolgt hätte. Wir haben uns bey dieser kleinen Schrift lange aufgehalten, weil sie so viel Anlaß zu nützlichen Betrachtungen giebt. Herr S. ist sehr für die Zwangsgesetze, welche die natürliche Freyheit der Bürger auch in Sachen, wo man sie sonst ungekränkt zu lassen pflegt, auf mancherley Weise einschränken, und wir erkennen ihren verhältnißmäßigen Nutzen, wenn sie für eine durch Weichlichkeit ganz erschlafte Nation gegeben worden. Nur durch Zwang können ihre Nerven wieder gespannt werden, und den Wubbianern, so wie sie Hr. S. schildert, möchte durch eine etwas ins despotische fallende Strenge wohl einigermassen wieder zu helfen sey. Allein in diesem Falle befinden sich die kriegerischen Völker des nordlichen Deutschlandes nicht. Die Ausgelassenheit der Sitten rührt dort weniger von Erschlaffung und Müßiggang, als von einer gewissen natürlichen Wildheit her, die auch unter dem Firniß feinerer Sitten immer noch kenntlich bleibt. Diese Wildheit zeigt noch immer von einer gewissen Energie, die man durch eine aufgeklärte Religion und sanfte Belehrung bändigen, aber nicht durch despotische Verordnungen unterdrücken muß. Ihre Ausschweifungen in der Wollust sind wenigstens in dem mittlern und niedern Stande weniger Nachgiebigkeit einer schwachen Seele, als Empörung gegen die lästigen Einschränkungen unzweckmäßiger Gesetze. Begünstigung des Ehestandes ist vielleicht alles, was der Gesetzgeber ohne den Moralisten thun kann, um diesem Uebel abzuhelfen. Was man aber auch thun mag, so ist doch gewiß, daß die

Bran-

Brandenburger, Pommern und Westphälinger nicht wie die Wodbinner behandelt werden können.

T.

Ueber den deutschen Fürstenbund. Von Christian Wilhelm Dohm, Königl. Preuß. Geheimenrath bey dem Departement der auswärtigen Geschäfte. Berlin, im December 1785. bey Decker, 9 Bogen in gr. 8.

Kennern der gelehrten Geschichte kann es nicht unbekannt seyn, daß wir den Staatsstreitigkeiten und den darüber gewechselten Schriften unsere Fortschritte im Natur- und Völkerrechte zu verdanken haben. Mit der Geschichte hat es eine gleiche Bewandniß; und vielleicht ist die Gründlichkeit und Genauigkeit, wodurch sich unsere Geschichtforscher so sehr von den ausländischen unterscheiden, größtentheils der deutschen Reichsverfassung zuzuschreiben. Denn da die Ausländer sich die Geschichte meistens nur bedienen, um die Neugierde zu befriedigen, oder um philosophische Betrachtungen darüber anzustellen, so vermeiden sie gern das verdrießliche Detail, und ziehen, uns zum Vortheil ihrer Hypothese, einen Ueberblick des Ganzen zu gewähren. Wir unserseits müßen uns um die kleinsten Umstände unserer Geschichte bekümmern, weil diese auf die Angelegenheiten des Reichs und der Stände großen Einfluß haben, und da darüber Streitigkeiten entstehen, die oft richterliche Untersuchung nothwendig machen, so ist es nicht genug, Umstände zu behaupten, sondern man muß auch auf hinlängliche Beweise derselben Rücksicht nehmen.

Vorzüglich unterscheiden sich die Preußischen Staatsschriften nicht nur durch die Gründlichkeit, womit sie ihren Satz ausführen, sondern auch durch die lehrreichen Bemerkungen, mit welchen sie das Feld des Naturrechts, der Geschichte und Politik bereichern.

Aus diesem Grunde ist der deutsche Fürstenbund nicht nur für die Reichsverfassung selbst, sondern auch für das Gebiet der Wissenschaften sehr nützlich und wichtig geworden. Recensent bedauert daher gar sehr, daß die von dem Preußischen Hofe selbst deswegen erlaßnen Schriften außer den Grenzen der allg. deutschen Bibliothek liegen, und er sie also nur im

Vorbeygehen zum fleißigen und bedächtlichen Nachlesen empfehlen kann. So viel Mäßigung ist wohl noch nie mit solchem Nachdruck verbunden gewesen, und der darin herrschende Ton ist also in der That musterhaft.

Was die von dem Herrn geheimen Rath Dohm über diesen Gegenstand herausgegebene Schrift anbelangt, so ist sie in ganz Europa gelesen worden, wo nicht im Original, doch in Uebersetzungen: wo nicht ganz, doch Auszugsweise. Es wird schwerlich irgend eine politische oder gelehrte Zeitung, oder Monatsschrift seyn, die ihrer nicht erwähnt, sie mit Beyfall angerühmt, und Auszüge daraus geliefert hätte. Auch wir würden ihre Anzeige beschleuniget haben, wenn wir nicht geglaubt hätten, der Reichsfreyherr Otto von Gemmingen in Wien, gegen dessen Schrift über die königliche Preuß. Association sie gerichtet ist, würde nicht lange mit einer Antwort oder Widerlegung verziehen; die wir sodann gleich mit angezeigt hätten. Allein, da nunmehr volle 4 Monathe seit Erscheinung der Dohmischen Schrift verflossen sind, dürfen wir wohl nichts weiter von jener Seite erwarten: es sey nun, daß der Wiener Hof selbst die Fortsetzung des Streits hemmen will, oder daß der Freyherr von G. es nicht so leicht findet, seine Behauptungen zu vertheidigen, als er sie hingeschrieben haben mag. In der That scheinen uns die Hauptsätze in der Dohmischen Schrift unwiderleglich. Selbst Gegner des deutschen Fürstenbundes haben ihr das Lob der Gründlichkeit und der geschickten Darstellung nicht versagen können: so wie auf einer andern Seite ganz Unpartheyische ihren Unwillen über gewisse unbesonnene Aeußerungen des Hrn. von G. nicht verbergen konnten. Recensent kann desto unbefangener davon sprechen, da er weder ein Diener Oesterreichs noch Preußens ist.

Das ganze Werk besteht aus einer Einleitung oder aus allgemeinen Betrachtungen, aus 59 Anmerkungen, die der S. 45 — 128 ganz abgedruckten Gemmingschen Schrift untergesetzt sind, und aus einigen Nacherinnerungen. Da, wie gesagt, schon jedermann die Dohmische Schrift gelesen hat; so bemerkt Recensent nur das, was ihm vorzüglich der Aufmerksamkeit würdig scheinet. Ueberhaupt getrauet er versichern zu können, daß der Königl. Preußische Hof, auch ohne Rücksicht auf den Fürstenbund, durch diese so bündig, lichtvoll und überzeugend abgefaßte Ausführung beym unpartheyischen Publikum

bilkum nicht wenig gewonnen habe. Die patriotischen Absichten jenes Hofes, dessen Maximen, die er ehedem und jetzt befolget, sein Betragen bey den wichtigsten, Deutschland betreffenden Angelegenheiten — dies Alles ist so evident, und zugleich gründlich vorgestellt und vertheidigt, daß gewiß viele, nicht genug unterrichtete Personen sich nach aufmerksamen Durchlesen dieser Bogen eines Bessern besinnen, und gewisse Vorurtheile, die seit langer Zeit immer einer dem andern ununtersucht nachgesprochen hat, ablegen werden. Wie unrichtig haben z. B. noch immer viele Leute, auch außer dem Freyhrn. von Gemmingen, die Ansprüche des Königs von Preußen an Schlesien und dessen Besitznehmung beurtheilt! Immer noch machten sie dem König Vorwürfe, daß er Schlesien, einen Theil der Oesterreichischen Erbschaft, in Anspruch genommen, deren Besitz doch dessen Hr. Vater, Kaiser Karl dem 6ten garantirt gehabt habe. Hier (S. 74 u. f.) wird urkundlich dargethan, daß zwar König **Friedrich Wilhelm** von Preußen dem Kaiser **Karl VI.** die Garantie zugesagt habe, aber, **unter der Bedingung**, daß dieser ihm zum Besitze des Herzogthums Berg und der Herrschaft Ravenstein verhelfen sollte. Nun aber hielt der Kaiser nicht Wort, indem er jener **ausdrücklichen Verpflichtung** zuwider im Jahr 1739 einen Vertrag mit Frankreich schloß, welchem nach derjenige von 1728 wieder über den Haufen gestossen wurde. Folglich war auch der König und dessen Nachfolger nicht verbunden, die pragmatische Sanction zu garantiren, noch sich ihrer rechtmäßigen Ansprüche an Schlesien zu begeben. In dem Traktat heißt es ausdrücklich: „Sollte **ein Theil** dawider „handeln, so soll auch der andere an **Nichts**, was in dem „gegenwärtigen Tractate enthalten ist, verbunden seyn.“ Da diese Verträge von 1726, 1728 und 1739, auf die sich Hr. D. beruft, noch nicht gedruckt sind (wenigstens der erste nur in der französischen Uebersetzung); so wäre sehr zu wünschen, daß er sie in seinen Materialien zur Staatengeschichte und Statistik nach den Originalen genau mittheilte.

Weil eben von Schlesien die Rede ist; so machen wir auch, nach Hrn. Dohm, noch einmal auf das aufmerksam, was Hr. von G. S. 52 äußerte, als wenn nämlich die **Fehde** wegen Schlesien zwar ruhen, aber nie ganz aufhören könne. Eine Sprache, die leider! so mancher Oesterreicher führt, und die uns über kurz oder lang einen entsetzlichen Krieg müßte

Vorbeygehen zum fleißigen und bedächtlichen Nachlesen empfehlen kann. So viel Mäßigung ist wohl noch nie mit solchem Nachdruck verbunden gewesen, und der darin herrschende Ton ist also in der That musterhaft.

Was die von dem Herrn geheimen Rath Dohm über diesen Gegenstand herausgegebene Schrift anbelangt, so ist sie in ganz Europa gelesen worden, wo nicht im Original, doch in Uebersetzungen: wo nicht ganz, doch Auszugsweise. Es wird schwerlich irgend eine politische oder gelehrte Zeitung, oder Monatsschrift seyn, die ihrer nicht erwähnt, sie mit Beyfall angerühmt, und Auszüge daraus geliefert hätte. Auch wir würden ihre Anzeige beschleuniget haben, wenn wir nicht geglaubt hätten, der Reichsfreyherr Otto von Gemmingen in Wien, gegen dessen Schrift über die königliche Preuß. Association sie gerichtet ist, würde nicht lange mit einer Antwort oder Widerlegung verziehen; die wir sodann gleich mit angezeigt hätten. Allein, da nunmehr volle 4 Monathe seit Erscheinung der Dohmischen Schrift verflossen sind, dürfen wir wohl nichts weiter von jener Seite erwarten: es sey nun, daß der Wiener Hof selbst die Fortsetzung des Streits hemmen will, oder daß der Freyherr von G. es nicht so leicht findet, seine Behauptungen zu vertheidigen, als er sie hingeschrieben haben mag. In der That scheinen uns die Hauptsätze in der Dohmischen Schrift unwiderleglich. Selbst Gegner des deutschen Fürstenbundes haben ihr das Lob der Gründlichkeit und der geschickten Darstellung nicht versagen können: so wie auf einer andern Seite ganz Unpartheyische ihren Unwillen über gewisse unbesonnene Aeußerungen des Hrn. von G. nicht verbergen konnten. Recensent kann desto unbefangener davon sprechen, da er weder ein Diener Oesterreichs noch Preußens ist.

Das ganze Werk besteht aus einer Einleitung oder aus allgemeinen Betrachtungen, aus 59 Anmerkungen, die der S. 45 — 128 ganz abgedruckten Gemmingschen Schrift untergesetzt sind, und aus einigen Nacherinnerungen. Da, wie gesagt, schon jedermann die Dohmische Schrift gelesen hat; so bemerkt Recensent nur das, was ihm vorzüglich der Aufmerksamkeit würdig scheinet. Ueberhaupt getrauet er versichern zu können, daß der Königl. Preußische Hof, auch ohne Rücksicht auf den Fürstenbund, durch diese so bündig, lichtvoll und überzeugend abgefaßte Ausführung beym unpartheyischen Publikum

stikum nicht wenig gewonnen habe. Die patriotischen Absichten jenes Hofes, dessen Maximen, die er ehedem und jetzt befolget, sein Betragen bey den wichtigsten, Deutschland betreffenden Angelegenheiten — dies Alles ist so evident, und zugleich gründlich vorgestellt und vertheidigt, daß gewiß viele, nicht genug unterrichtete Personen sich nach aufmerksamen Durchlesen dieser Bogen eines Bessern besinnen, und gewisse Vorurtheile, die seit langer Zeit immer einer dem andern ununtersucht nachgesprochen hat, ablegen werden. Wie unrichtig haben z. B. noch immer viele Leute, auch außer dem Freyhrn. von Gemmingen, die Ansprüche des Königs von Preußen an Schlesien und dessen Besitznehmung beurtheilt! Immer noch machten sie dem König Vorwürfe, daß er Schlesien, einen Theil der Oesterreichischen Erbschaft, in Anspruch genommen, deren Besitz doch dessen Hr. Vater, Kaiser Karl dem 6ten garantirt gehabt habe. Hier (S. 74 u. f.) wird urkundlich dargethan, daß zwar König Friedrich Wilhelm von Preussen dem Kaiser Karl VI. die Garantie zugesagt habe, aber, unter der Bedingung, daß dieser ihm zum Besitze des Herzogthums Berg und der Herrschaft Ravenstein verhelfen sollte. Nun aber hielt der Kaiser nicht Wort, indem er jener ausdrücklichen Verpflichtung zuwider im Jahr 1739 einen Vertrag mit Frankreich schloß, welchem nach derjenige von 1728 wieder über den Haufen gestossen wurde. Folglich war auch der König und dessen Nachfolger nicht verbunden, die pragmatische Sanction zu garantiren, noch sich ihrer rechtmäßigen Ansprüche an Schlesien zu begeben. In dem Traktat heißt es ausdrücklich: „Sollte ein Theil dawider „handeln, so soll auch der andere an Nichts, was in dem „gegenwärtigen Tractate enthalten ist, verbunden seyn.“ Da diese Verträge von 1726, 1728 und 1739, auf die sich Hr. D. beruft, noch nicht gedruckt sind (wenigstens der erste nur in der französischen Uebersetzung); so wäre sehr zu wünschen, daß er sie in seinen Materialien zur Staatengeschichte und Statistik nach den Originalen genau mittheilte.

Weil eben von Schlesien die Rede ist; so machen wir auch, nach Hrn. Dohm, noch einmal auf das aufmerksam, was Hr. von G. S. 52 äußerte, als wenn nämlich die Fehde wegen Schlesien zwar ruhen, aber nie ganz aufhören könne. Eine Sprache, die leider! so mancher Oesterreicher führt, und die uns über kurz oder lang einen entsetzlichen Krieg müßte

befürchten laſſen, wenn Oeſterreichs Beherrſcher nicht edler und gerechter dächten, als der Freyherr von Gemmingen. Hr. D. nennt deswegen deſſen unbeſonnene Aeußerung, wahre Beleidigung der dem Wiener Hofe ſchuldigen Ehrfurcht. „Wenn eine durch drey Friedensſchlüſſe abgemachte Fehde noch immer nur ruhen, aber noch nicht aufgehört haben „ſoll: ſo wünſchte ich das Mittel zu wiſſen, wie mit einem „Hofe, der dieſen Grundſatz befolgt, eine Fehde zum Aufhören zu bringen wäre?“

Dank iſt man dem Hrn. von G. ſchuldig, daß er durch eine nur halb gehörte, und halbverſtandene Aeußerung irgend eines Publiciſten dem Hrn. Geheimenrath Dohm Gelegenheit gab, das zu entwickeln, was in den Jahren 1712 und 13 bey der reichstäglichen Berathſchlagung über eine perpetuirliche Wahlkapitulation in Anſehung der Beſitzung des Königreichs oder ehmaligen Herzogthums Preußen vorgekommen war. Wenn man die Dohmiſche Ausführung geleſen hat, und alsdann den Gemmingiſchen Text noch einmal anſieht; ſo erſtaunt man wirklich über das ſchlimme Beſtreben des Freyherrn, alles, was der Berliner Hof gethan hat, in einem gehäßigen Lichte vorzuſtellen. Indeſſen mag er wohl ſelbſt in Geheim dieſes Verfahren bereuet haben. Denn durch daſſelbe wurde er zu ganz ungeheueren Behauptungen und Beſchuldigungen verleitet, die wider alle Kenntniß der Geſchichte und des Staatsrechts laufen, und die daher ſeinem Gegner reichen Stoff darboten, ihm ſeine Blöſſen nachdrücklich, wiewohl immer mit ſehr viel Mäßigung und Anſtand, aufzudecken. Dahin gehören die vorher unerhörten und ſo falſchen Sätze: „Niemand hat dem deutſchen Reiche mehr entriſſen, „als Brandenburg.“ — „Dieſes Haus hat den deutſchen „Rittern Preußen, und dadurch allen edlen Familien Deutſch„landes ihr gemeinſchaftliches Eigenthum gewaltſam entriſſen.“ — „Magdeburg, Halberſtadt und andere Stifter hat es „weggenommen.“ — „Es iſt an dem zweyjährigen Krieg, „oder wenigſtens an deſſen längern Dauer, Schuld.“ Ueber letztere — faſt möchten wir ſagen — tolle Behauptung kann Hr. D. ſich nicht enthalten, auszurufen: „Wirklich der „Hr. Reichsfreyherr hat ſeine Leſer zum Beſten!“ — Und vollends der declamatoriſche Satz: „Kurz, jeder Verluſt, „jede neue Verheerung Deutſchlands iſt auf der andern „Seite durch eine Vergrößerung des Hauſes Branden„burg

„burg bezeichnet.“ Wahrlich, der Hr. von G. hat durch solche Sätze der Sache, die er angreifen wollte, mehr genutzt als geschadet, und — sich selbst hat er damit den gröſsten Schaden gethan; denn man siehet sehr deutlich, daß es ihm an historischer und publicistischer Einsicht sehr fehlet, am allermeisten da, wo er den vorgehabten Tausch der Niederlande gegen Bayern als wohlthätig für Deutschland vorstellen will (S. 117 u. f.).

Für den Beobachter politischer Angelegenheiten hat Hr. D. dadurch gut gesorgt, daß er in der Einleitung alles neben einander stellt, was Kaiser Joseph der IIte während seiner Regierung gethan hat, woraus Besorgniß für die Konstitution des deutschen Reichs erwachsen kann: Aufhebung des Barrierrtrakts mit Holland — Scheldestreitigkeit — Behandlung des Hochstifts Passau, des Erzbischofs von Salzburg, des Schwäbischen Kreises — Ertheilung kaiserlicher Paniſsbriefe — Betragen der k. k. Kommissarien bey dem Durchmarsch der Truppen durch die Reichskreise nach den Niederlanden. Lauter Umstände, welche, zusammen genommen, doch wirklich Aufmerksamkeit und Nachdenken rechtfertigen. Und nun vollends das Bayrische Niederländische Tauschgeschäfte! wodurch eben die für das deutsche Reich wohlthätige Verbindung der Fürsten veranlaßt wurde.

Wie sehr das politische Verhältniß Frankreichs und Oesterreichs im Falle eines solchen Tausches, zum Vortheil der letztern Macht abgeändert werden müßte, und wie äußerst wichtig für Europens Gleichgewicht es sey, daß Frankreichs Macht gegen Oesterreich nicht zu sehr geschwächt werde — wird S. 30 u. ff. trefflich dargethan.

Daß es Schimäre sey, wenn man glaubt oder behauptet, Preußen suche die deutsche Reichsverfassung anzutasten, daß es vielmehr gerade seine wahre Politik ausmache, sie aus allen Kräften aufrecht und unverletzt zu erhalten, zeigt Hr. Dohm S. 38 u. ff. Möchten doch gewiſse Personen folgende Stelle recht reiflich beherzigen: „Wäre es möglich, daß „je ein Umsturz der deutschen Reichsverfassung, eine Unterjo„chung der deutschen Reichsstände, dem Preuß. Hofe propo„nirt, und seine Einwilligung durch angebotene Vortheile „erkauft werden sollte; so müßte schon blos sein Interesse ihn „zwingen, einen so ungerechten Antrag zu verwerfen, und

„deſſen Ausführung mit allen Kräften zu wehren. Denn ſo „groß auch immer die ihm angebotenen Vortheile ſeyn möchten; „ſo müßten doch die, welche Oeſterreich ſich ausbedünge, un„gleich größer ſeyn. Das Verhältniß beyder Mächte würde „alſo ganz zum Nachtheil Preußens abgeändert, und deſſen „baldiger Untergang davon ſichere Folge ſeyn. Ohne Oeſter„reichs Theilnehmung ließe ſich ſo ein Plan gar nicht denken, „und die entfernteſte Anlage zu demſelben würde durch den „unfehlbaren wohlverdienten Verluſt alles Vertrauens in und „außer dem Reiche ſo empfindlich geſtraft werden, daß, ſo lan„ge man dem Cabinet von Berlin noch einige Begriffe von Po„litik zutrauet, auch nur ſo ein Gedanke hier für wahrhaft un„möglich gehalten werden muß.“

Beyläufig S. 55 u. ff. wird das ſeltſame Vorurtheil der meiſten Wiener gerügt, als wenn man in Berlin alles, was von Wien käme, tadle und verwerfe — welches auch Herr Nicolai in ſeiner Reiſebeſchreibung ſehr einleuchtend gethan hat — und es wird hier an einem ſtark auffallenden Beyſpiel gezeigt, daß die Berliner Cenſur in Anſehung ſolcher Schriften, die gegen Oeſterreich herauskommen ſollen, weit ſtrenger und vernünftiger verfahre, als die Wiener im umgekehrten Falle. In Berlin ließ man Cranzen ſeine Oeſterreichiſchen Chalatanerien, die er ankündigen wollte, nicht drucken: hingegen in Wien erlaubte man den Druck folgender ungezogenen und täglich widerlegten Zeilen in einem in Wien edirten Liede eines Preußiſchen Deſerteurs:

Ein Thor iſt jeder, der ſein Blut
Und Leben für dich giebt;
Für dich, der Niemand Gutes thut
Und keinen Menſchen liebt.

In dem Epilog wird dem Hrn. von B. noch eine feine Lection gegeben, wie er allenfalls bey ſeiner ſo ſehr mißlungenen Arbeit hätte zu Werke gehen müſſen. Alsdann erhält der politiſche Nummernſchreiber ſein beſcheiden Theil. Und zuletzt noch ein Nota bene für die Wiener Cenſur, welche ſie ſich wohl ſollte zu Herzen nehmen.

So.

3. Arzneygelahrheit.

Johann Heinrich Jänisch, Arzt bey dem Moscowitischen Erziehungshause, Abhandlung von dem Krebs und der besten Heilart desselben. Zweyte Ausgabe. Petersburg, 1785. 76 Seiten in 8vo.

Die häufige Gelegenheit Krebsschäden zu behandeln, und die 26jährige Erfahrung, deren sich der Verf. rühmt, ließ dem Rec. vielen Aufschluß über diese so sehr verborgene Krankheit erwarten; allein die mancherley Eintheilungen in idiopathischen und symptomatischen, in gut und bösartigen Krebs, fand er schon äußerst willkührlich, außerwesentlich und von wenigem practischen Nutzen. Die umständliche Beschreibung der Entstehungsart, der verschiedenen Größe, Farbe, der mehrern oder mindern Empfindlichkeit und Beweglichkeit, enthält so wenig etwas neues, als sie schon oft auf diese Art vorgetragen ist. Einige Ursachen sind kurz aber richtig angegeben. Die Heilung ist sehr unvollständig und ziemlich einseitig abgehandelt. Umschläge von warmen Wasser werden sehr empfohlen, so wie der unbeschränkte Gebrauch der Bleymittel. Aber sollte das, bey einem großen ausgebreiteten Krebsgeschwür, einzustreuende Bleyweißpulver, welches der Verf. so allgemein anräth, nicht Nachtheile erregen können? z. E. Koliken, Versetzungen? Das verworfene Verbinden mit Charpie hat doch seinen Nutzen, denn nicht immer fließt die Jauche aus, wird also durch die Leinewandfasern eingesogen und weggeschafft. Der Verf. ist überhaupt seiner Meynung, man müsse den Krebs mehr beobachten als der Natur des Krebsschärfe nachgrübeln, sehr getreu geblieben; dahin er auch die äußerlichen Kennzeichen und den Verlauf dieser Krankheit genau beschreibt, (wozu aber? da in jedem einzelnen Falle nie zu bestimmende Abänderungen und Verschiedenheiten bemerkt werden) ohne in die wahre Natur und Beschaffenheit des Krebses selbst, einzudringen. Wiederholungen und Unrichtigkeiten kommen unter andern vor; so ist es nicht wahrscheinlich, daß Krebse desto schlechter sind, je höher sie an der Brust liegen, wie solches

wörtlich im 17ten §. behauptet wird; und falſch, daß der Krebs um deſto gefährlicher ſey, je augenſcheinlicher die innere Urſache. Doch die Eintheilungen und Benennungen haben auf die Heilung ſo wenigen Einfluß, als die Anpreiſung und Verwerfung dieſer oder jenen Mittel, eine allgemein nutzbare oder ſchädliche Anwendung erlauben. Nur die erleichterte Erkenntniß der aus verborgenen Krankheitsſtoff entſtehenden Geſchwüre, die ſorgfältigſte Aufſuchung aller, auf die ſchwere Heilung derſelben Einfluß habender Umſtände, und mehrere Mittheilungen, die für einen Krebs gehaltenen, aber durch die richtige Entdeckung der Urſache gehobenen Geſchwüre, geben dem Wundarzt erſt Hoffnung, dieſe ſo wichtige und im Dunkel verhüllte Materie zu erforſchen.

Wt.

Pharmacopoea Edinburgenſis. Additamenta adjecit *Erneſtus Godofredus Baldinger*, Sereniſſ. Princip. Landgravii Haſſo. Caſſellani Conſiliarius ab Aula et Archiater primarius. — *Editio in Germania altera.* Bremae, apud Foerſter, 1784. in 8. 423 Seiten.

Daß der Hr. Herausgeber eine nicht gemeine Kenntniß der beſten auserleſenſten und wirkſamſten Arzneymittel beſitze, muß jeder Arzt, der ſeine Schriften kennt, oder deſſen Lehrer er geweſen, gern zugeſtehen. Die in dem Buche angeführten ältern und neuern Scheifeſteller geben auch hiervon ſattſame Beweiſe. Die löbliche Mühe, welche ſich der Herr Hofr. gegeben, alle unkräftige, oder auf Aberglauben ſich gründende Mittel aus den Apotheken und den Apothekerbüchern zu verbannen, verdient allerdings den wärmſten Dank eines jeden Arztes, dem es ein Ernſt iſt, in ſeinem Gedächtniſſe die durch wiederholte Erfahrung erprobten auserleſenſten Arzneymittel zu ſammeln, und ohne lange hierüber nachzudenken, im Nothfalle ſolche anzuwenden — Der Arzt darf ſich auch auf die hier vorkommenden Mittel deſto ſicherer verlaſſen, weil nun ſeit 14 Jahren der Hr. Hofr. bemühet geweſen, die auserleſenſten Mittel und Formeln zu ſammeln, und ſeinen Zuhörern vorzutragen. Genug man findet hier durch die wohlthätigen

tigen Bemühungen deſſelben die Spreu von den Körnern geſchieden.

Es iſt hier alles neue, brauchbare neben einander geſtellt, was die neueſten Schriftſteller in dieſem Fache, als Murray, Wiegleb, Buchholz, Crell, Weigel, Göttling, Mönch, Höpfner, Leonhardi, u. a. m. bekannt gemacht. Den Ausfall auf den Copenhagener Cenſor hätten wir doch aus der ſchön geſchriebenen neuen Vorrede hinweg gewünſcht!

In dem Verzeichniſſe der einfachen Arzneymittel, ſo in dem erſten Theile der Zuſätze des Hrn. B. begriffen, findet man die wirkſamen Dinge mit ! und diejenigen, deren Wirkungen noch nicht entſchieden, mit ? bezeichnet. Auch ſind bey einem jeden einfachen Dinge die Formeln angegeben, welche das kräftigſte deſſelben enthalten — ingleichen findet man in dieſen Zuſätzen diejenigen Mittel, welche die Verf. der Edinburgiſchen Pharmac. weggelaſſen hatten; und die doch dem Urtheile des Hrn. Hofr. zufolge wegen ihrer erprobten Wirkſamkeit verdienten beybehalten zu werden.

Der zweyte Theil der Zuſätze begreift die Säfte aus friſchen Gewächſen, dicke Säfte, Syrupe, Conſerven, Morſellen, Extrakte, Spiritus, Eſſenzen, Tinkturen, Elixire, deſtillirte Wäſſer; gepreßte, gekochte, deſtillirte und empyreumatiſche Oele, verſüßte Geiſter, Naphten (bey letztern werden Crell's Journal und der Apothekerkalender ſehr oft angeführt,) und man erſtaunt über den Fleiß und die Sorgfalt des Hrn. Hofraths, mit welcher derſelbe von jedem das wirkſamſte auszuſuchen, bemühet geweſen. Dieſen folgen die Salze, ſowohl die einfachen, als die zuſammengeſetzten, auch die metalliſchen Salze.

Der dritte Theil enthält das wichtigſte des Buchs, nämlich: animadverſiones in pharmacop. Edinburg. hier werden verworfen der Borax, gebrannt Hirſchhorn, pulvis cretaceus, Roſentinktur, Kellereſelwein, pulvis antilyſſus, u. ſ. w. Den pil. coeruleis iſt derſelbe nicht günſtig, und zählet ſolche mit Recht unter die Gifte.

Der vierte Theil enthält Beyſpiele von auserleſenen Formeln von Emulſionen, Aufgüſſen, Elixiren u. dergl. Da findet man unter andern die wahre Zuſammenſetzung von Kleins Visceralelixir — überhaupt iſt dieſer Abſchnitt ſehr reichhaltig an den Vorſchriften der beſten Praktiker.

Pharmacopoea Suecica. Editio altera emendata ad Exemplar Holmienſe a MDCCLXXX. recuſa. Lipſiae et Altonae, impenſis Hellmann, 1784. in 8. 130 Seiten.

Das königl. Collegium der Aerzte zu Stockholm hat beträchtliche Verbeſſerungen mit dieſem Buche vorgenommen, und ſolches dadurch ungleich brauchbarer gemacht — die mehreſten entbehrlichen und unkräftigen Zuſammenſetzungen ſind weggelaſſen, einige ſind verbeſſert, und dem heutigen geläuterten Geſchmack angepaßter gemacht — viele wirkſame und kräftige Arzneymittel ſind hinzugekommen. Für diejenigen, welche an die alten Benennungen gewöhnt ſind, iſt ein Verzeichniß mit Beyſetzung der Linneiſchen beygefügt, auch ob die Pflanzen jährige oder 2jährige, oder perennirende ſind; itzgleichen, was von jeder Pflanze in den Officinen aufbewahrt zu werden pflegt. Bey den zuſammengeſetzten Mitteln findet man eine lobenswürdige Genauigkeit in der Beſchreibung der Handgriffe — hierzu kömmt noch die Beobachtung der Simplicität, denn das Unkräftige und Ueberflüßige vermißt man gänzlich. Noch iſt hier die Verfertigung der reinen Weinſteinſäure mit Kreide vorgeſchrieben. Seit dieſer Zeit haben die deutſchen Scheidekünſtler doch einen nähern Weg, dieſe Säure zu ſcheiden, gefunden.

Die Vorſchrift zum Extracto aconiti iſt uns doch etwas ſeltſam vorgekommen, denn der ausgepreßte Saft ſoll, ohne denſelben von dem Bodenſatze zu reinigen, inſpiſſirt, und hernach noch ein Theil vom trocknen Pulver der Eiſenhütleins-Blätter dazu gemiſcht werden.

Die ungeheure Menge der Ingredienzien des Theriaks iſt auf zehen Stück eingeſchränkt. Da viele zuſammengeſetzte Dinge nach der Manier der Ruſſiſchen Pharmacopoe mit neuen Namen benennt werden, ſo iſt ein Verzeichniß derſelben beygefügt, wo die alten und neuen Benennungen neben einander geſtellt ſind, wie z. B. Butyrum antimonii (cauſticum antimoniale), Lac ſulphuris (Sulphur praecipitatum.)

Ek.

D. M. J. Marx, Kurf. Cöln. Hofmed. Geſchichte der Eicheln, nebſt Erfahrung über den diäteti-

ſchen

schen und medicinischen Gebrauch derselben. Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1784. 8. 88 Seiten.

Der Verf. ist bekanntlich Erfinder und Anpreiser des Eichelkaffees in verschiedenen, besonders hektischen Krankheiten, und diese Schrift, so aus 6 Abschnitten bestehet, eine neue Bestätigung seiner ehemaligen Behauptung. 1. Diätetischer Gebrauch der Eicheln bey den Alten, und in unsern Zeiten. Seine Gründe, daß die Eicheln der Alten und Neuern einerley sind, bedürfen vielfache Einschränkung. 2. Chemische Versuche über die Eicheln, und daraus hergeleitete Folgerungen. Der Verf. hält sie nicht so zusammenziehend, wie man gemeiniglich glaubt, und folgert aus 16 Versuchen, daß dieselben nach dem Rösten blos nährend gelinde zusammenziehend und stärkend, nicht stopfend sind. 3. Die Krankheiten, worinnen die Eicheln bey den Alten und Neuern in ihren Schriften empfohlen worden sind. Ein mangelhaftes, mit fehlerhaft geschriebenen Namen, verunstaltetes Verzeichniß der Aerzte, die den Eicheln einige Kräfte beygelegt haben. 5. Erklärung der von den Alten angegebenen Wirkung des Mittels durch seine erkannte Eigenschaften. Wieder ein unvollständiges Register der heilsamen Eichelwirkungen. 5. Eigene Erfahrung und Erläuterung darüber. Die Krankheiten sind Kacherien und wäßerige Geschwülste, Drüsenverstopfungen, schleichende, kalte und nachlassende Fieber, Hysterie und Hypochondrie, Verhaltung und schmerzhafter Abgang, Engbrüstigkeit und Krampfhusten, Säure in den ersten Wegen, Tripper und weißer Fluß, Magenhusten und Gliederreißung. 6. Fernere Erläuterung. Enthält, außer einem armseligen Gegenbeweis für einen Rec., der die mag stärkende Kraft zugegeben, und die auflösende verneint hatte, einige Erfahrungen der Herren D. Ackermann, Aurebrugger und Goldhagen, und einen Anhang gegen den sel. Goldkocher Schröder, daß trockne Eicheln die Därme der Schweine angreifen, schwarz und mürbe machen, hingegen feuchte Eicheln gute und zu Würsten brauchbare Därme liefern. Ein Nachtrag zum Anhang belehrt den Leser, daß auch Hr. Weikard von den Eicheln viel Gutes sage.

Hr.

Archiv der medicinischen Polizey und der gemeinnützigen Arzneykunde. Vierten Bandes erste Abtheilung. Herausgegeben von J. C. Fr. Scherf — Leipzig, Weygand, 1785. auf 179 Seit.

Die merkwürdigsten in diesem Stücke enthaltenen Aufsätze sind: Berichte über die verschiedene von dem Botschafter des Maltheser Ordens der Königl. Gesellsch. der Arzneyk. zu Paris vorgelegte Fragen. Mit großer Gründlichkeit von den besten franz. Aerzten verfertigt, für dessen Uebersetzung wir dem Verf. dieses Archivs nicht genug danken können. Er betrifft die Gefahr, welche die Oeffnung der Grabkeller in einer Kirche in Maltha verursachen könnte, und schlägt Mittel vor, ihr zu begegnen. Es sey überhaupt gefährlich, Leichen auszugraben. Es sey nicht möglich, ungeachtet aller Untersuchungen, einen festen Zeitpunkt anzugeben, wo die ansteckende Kraft aufhöre, und es sey daher sicherer, den Platz zu Maltha lieber gar nicht zu gebrauchen. Gelegentlich wird gezeigt, S. 34. wie man bey solchen Vorfällen verunglückte retten sollte. Eine Mischung aus gleichen Theilen gepulverten Salpeter und Schwefel auf Feuer geworfen, wird vorzüglich wider die ansteckenden Dünste empfohlen, sie habe auch wider die Ansteckung der Viehseuche die beste Wirkung geleistet. Die Gefahren der Begräbnisse in Kirchen ꝛc. Alles dies wird mit historischen Belegen vortrefflich bestätigt. Strasburgische Verordnung den Gefahren der Wuth und andern ansteckenden Krankheiten der Thiere (als Rotz der Pferde) zuvorzukommen. Die Tollheit der Hunde nehme gemeiniglich bey unversorgten Hunden ihren Ursprung. Es wird auf die unnöthigen Hunde eine Taxe gelegt, und die des Nachts herumlaufenden Hunde erschlagen. Die Anmerkungen über das sächsische Mandat die Hornviehseuche betreffend, werden hier mit großer Gründlichkeit und Belesenheit fortgesetzt. Ueber die Apothekertaxen vom Professor Mönch. Von Verbesserung des Apothekerwesens aus einer französischen Schrift entlehnet, aber hier am rechten Orte. Wider den Handkuß der Kinder. Bey Gelegenheit einer Hanauischen Verordnung sagt Hr. Scherf sehr treffend, es gebe viele Nothdürftigkeiten des Lebens, die aus keinem fremden Lande geholt werden dürften, damit das Geld im Lande bleibe, aber Gift für Arzney dürfe man um 100mal

zu

zu theure Preise kommen lassen; den Selbstmord durch Schwerdt, Strang und offenbares Gift bestrafe die Obrigkeit, aber den Selbstmord des Leichtgläubigen, der für Arzney oft Gift kauft, begünstige man, und lasse öffentlich in Zeitungen gleichsam darzu einladen. Nachricht, von einem neuerbaueten Krankenhause zu Altona, macht der Denkungsart des hellsehenden Häuslers Ehre. Die Anzeige einer in Zürich zu errichtenden Privatschule zum Unterricht taubstummer Personen, welche uns vorher schon bekannt war, kann nicht genug ausgebreitet werden, und diese menschenfreundliche Stiftung solcher edelgesinnter Menschen, als Aufsicht darüber übernommen haben, muß nothwendig überall großen Beyfall finden, viele Unglückliche dieser Art, die da eine Zuflucht finden, werden sie segnen.

Wt.

Anton Balthasars chirurgische Krankheitslehre. Aus den Holländischen übersetzt von Wilhelm Seele. Wien, bey Gräffer, 1786. Erster Theil. 444 Seiten in 8.

Wenn man gleich bey Büchern dieser Art schon unzähligmal abgehandelte Materien abermals abgehandelt sieht, so darf dieses dem Verf. zu keinem Vorwurfe gereichen; da die Grundsätze einer Wissenschaft, wenn sie sich einmal als wahr bestätiget haben, immer dieselbigen bleiben. Es kommt hier also nur mehrentheils auf die Art der Ausführung an, die wir nach einer sorgfältigen Prüfung nutzbar befunden haben. Der Verfasser liefert eine vollständige Uebersicht der allgemeinen chirurgischen Krankheitslehre, und folgt vorzüglich seinen Lehrern Haub und Albin. Es ist hier nicht der Ort, manche überflüßige Definition, und manche eingeschlichene Unrichtigkeit besonders zu rügen, so wenig man einen Auszug von einer Schrift erwarten wird, welche blos die ersten Grundsätze der Wundarzneykunst enthält.

Wir empfehlen dieses Buch angehenden Wundärzten, um daraus richtige Begriffe über Gegenstände der Kunst zu erlernen, und wünschen, daß der trockne Vortrag sie nicht abschrecken möge, sich diejenigen gründlichen Kenntnisse zu erwer-

werden, deren Anwendung auf alle ihre Verrichtungen den größten Einfluß haben wird.

Neuer Unterricht für Wundärzte von einer Gesellschaft von W. A. herausgegeben. Erster Theil. Halle, bey Hemmerde, 320 S. in 8.

Dieser Unterricht möchte unserer Ueberzeugung nach seinen Endzweck sehr verfehlen, da dem wissenschaftlichen Wundarzte die hier vorgetragene allgemeine Chirurgie längst besser bekannt ist; hingegen der handwerksmäßige sowohl, als der Anfänger, an dieser, für ihn zu hoch apretirten Speise keinen Geschmack finden dürfte. So sehr wir uns daher anfänglich über das Pränumerantenverzeichniß freueten, um so mehr mußten wir nachher bedauren, daß diese schöne Gelegenheit, brauchbare, leicht faßliche und zweckmäßige Kenntnisse zu verbreiten, so unbenutzt geblieben war. Man findet die Verfasser sehr wenig selbst reden, mehrentheils sprechen sie andern nach, ohne ihre Gewährsmänner zu nennen. Als Beweis brauchen wir nur anzuführen, daß die Eintheilung der Chirurgie von Calliſen zum Grunde gelegt, und sehr vieles aus ihm entlehnt ist. Der Aufsatz über die Geschichte der Wundarzneykunst ist zwar unterhaltend und auch zum Theil belehrend; allein die Unvollständigkeit abgerechnet, glauben wir, daß er hier am unrechten Orte stehe. Nachdem in der Einleitung gezeigt worden, was Chirurgie sey, welches ihr Gegenstand, ihr Endzweck und wie sie eingetheilt werde, findet man die widernatürliche Beschaffenheit der festen und flüßigen Theile, welche entweder die Quelle der Krankheiten ist, oder diese wenigstens verstärkt, abgehandelt; so viel gutes und wahres man nun auch in diesem Abschnitte antrift, so ist doch alles aus der allgemeinen Therapie und Pathologie entlehnt; und welcher wahre Wundarzt wird diese Lehren nicht kennen? Wenn aber die Belehrung des Unwissenden der Endzweck war, so mußte der Unterricht nicht so weitschweifig und micrologisch abgefaßt seyn. Was die Recepte anbetrift, so würde es weit nutzbarer gewesen seyn, wenn die Verf. auch hier andern gefolgt wären, und ihre eigene Weisheit nicht hätten glänzen lassen. No. 12 ist ein abführendes Pulver auf einmal zu nehmen, welches aus 16 Gran Jalappenwurzel, 12 Gran versüßtem Queckſilber,

ſilber, 5 Gran Zimmt und 8 Gran Zucker beſteht. Gegen den Krebs wird das Pulver der Belladonna gleich anfänglich täglich zu 16 Gran gegeben! Das Aconitum zu 24 Gran!! S. 255. werden Manna und Rhabarber zu den fäulnißwidrigen Abführungen gerechnet. Die Gemäßigſte Verordnung finden wir aber in No. 21. Sechs, einen Gran ſchwere Pillen werden verſchrieben, die aus 3 Gran China, und 3 Gran Calomel beſtehen. Uebrigens ſehen wir nicht ein, was es für Nutzen ſtiften ſoll, daß die jedem Barbiergeſellen bekannten Scheeren, Sonden u. dergl. hier abermals wieder abgebildet ſind.

Georg Friedrich Chriſtian Fuchs Skizze einer populären Geſundheitslehre für Juriſten und Theologen. Jena, 1785. 8. 88 Seiten.

In allem betrachtet Skizze, mit großer Flüchtigkeit, unzuſammenhängend und fehlerhaft, aus den bekannteſten diätetiſchen Schriften excerpirt. Stellen aus Frank, S. 11., Unger und andere, ſind oft wörtlich entlehnt. Der Laye wird hier keine Belehrung finden, und der Schüler iſt mit Recht zu beklagen, wenn er durch eine ſolche Anweiſung, zur Vernachläßigung und Geringſchätzung, eines der wichtigſten Theile der Clinik verleitet wird. Der Verfaſſer hat geglaubt, durch eine Menge Abtheilungen und Unterabtheilungen recht deutlich zu werden, allein er hat ſeinen Endzweck ſo wenig erreicht, daß eben auch dadurch ſein Vortrag äußerſt verworren und höchſt unangenehm geworden iſt. Man findet hier falſche, widerſinnige und ganz unausführbare Vorſchläge. Dieſes zu beweiſen will ich unter der Menge der zu wählenden nur einige herſetzen: „Jährlich iſt es zuträglich, wenigſtens zweymal zu laxieren.“ (Wahrſcheinlich aus der Schulpfortenſchen und Meißniſchen Fürſtenſchulordnung entlehnt, die pünctlich halbjährig den Untergebenen ſolches vorſchreibt, und deren Vorgeſetzte feyerlichſt für die Vollziehung dieſer Verrichtung ſorgen.) „Wenn Ekel mit und ohne Fieber verſpürt wird, ſo iſt ein Brechmittel dienlich, überhaupt richte man ſich hier (!) nach Gewohnheit. Man ſey des Nachts auf dem Lande, weil die Stadtluft ungeſund iſt. Vom Anfange bis zu Ende der Schwangerſchaft ſtrecke man die Hände nicht in die Höh'.“ Wer mehrere Lebensvorſchriften dieſer Art wiſſen möchte, leſe die wenigen, mit vielen

vielen Schreib- und Druckfehlern angefüllten Bogen. Wir begreifen übrigens nicht, wie der Verfaſſer die Dreiſtigkeit haben könne, dieſer untauglichen Compilation das bekannte Motto: Non ex vulgi opinione, ſed ex ſano judicio aufzubürden; unſerer Meynung nach würde die Anwendung einer geſunden Beurtheilungskraft, das Manuſcript zum Feuer, oder höchſtens zu einem ſelbſtbeliebigen eignen Gebrauch verdammet haben.

Bm.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

J. B. Alxingers ſämmtliche poetiſche Schriften. Leipzig; zum Vortheile des Wieneriſchen Armen-Inſtituts, 1784. 22 Bogen, 8vo.

Verſchiedene einzelne Gedichte des Verfaſſers in periodiſchen Schriften empfahlen ſein poetiſches Talent ſchon ſehr vortheilhaft; und die günſtige Erwartung, mit welcher Recenſent dieſe Sammlung vor ſich nahm, ward durch den Werth der meiſten in ihr enthaltenen Gedichte vollkommen befriediget, und nicht ſelten übertroffen. Viele Lebhaftigkeit und Wärme der Empfindung, eine edle und wahrhaft dichteriſche Phantaſie, feuriger Eifer für das Wahre und Gute, Reichthum der Ideen und Stärke des Ausdrucks, ſind die ſchätzbaren Vorzüge, wodurch ſich die Muſe dieſes Dichters unterſcheidet, und die ſie der Aufmerkſamkeit und Achtung jedes Leſers von Geſchmack und gutem Gefühl ſehr würdig machen. Statt der Vorrede hat der Verfaſſer ein jambiſches Gedicht an ſein Buch vorausgeſchickt, worin er demſelben einige Lehren und Anweiſungen mitgiebt, es vor dem Ueberfall der Nachdrucker warnt, und ihm den Weg zu verſchiedenen ſeiner Gönner und Freunde, denen er es empfohlen wiſſen will, vorzeichnet.

Die erſte Abtheilung enthält Oden und Lieder. Eine der beſten darunter iſt die Ode an das Glück, S. 22, und ſie würde noch ſchöner ſeyn, wenn ihr Schwung ſich gleicher, und etwas mehr lyriſch wäre. In dem Liede, die Verlaſſene, finden wir die halb ironiſche, halb ernſtliche, Wendung

der

der Schlußstrophe nicht so recht passend, und wenigstens nicht befriedigend fürs Gefühl:

Drum, ihr Mädchen, lernt die Tücke
Kriechender Verräther scheun;
Gebet jedem süsse Blicke,
Aber liebt nur euch allein.

Viele Leichtigkeit und Wahrheit der frohen Empfindung hat das Lied, S. 29; und das darauf folgende, der Abbe, viel treffende Schalkheit; nur Schade, daß der Schluß zu matt abfällt. Zu leicht hingeschrieben sind: der Fächer und das Lied an den Unbestand. Mehr Werth, aber freylich mehr durch den Versbau, als durch innern Gehalt, haben das Morgen- und Abendgebet. Ueberaus gefühlvoll und harmonisch ist das Lied eines zärtlichen Mädchens. Minder scheint dem Vers. der Ton der Parodie zu gelingen, in den er eine Ode aus den Horaz frey übersetzt, oder vielmehr travestirt hat. Von den übrigen nehmen sich die S. 53. 61. 77. 79. 83. 89 und 93 am meisten aus. Die Sinngedichte hingegen hätten immer wegbleiben mögen; wie äußerst matt ist z. B. das letzte:

Der Heuchler.

Nie weiß meine linke Hand das, was meine Rechte giebt.

Antwort.

Ja, das glaub' ich, weil, du Heuchler, deine Rechte gar nichts giebt.

Unter den Lehrgedichten und Briefen steht zuerst ein in reimlosen Jamben geschriebenes Gedicht bey dem Grabe Thereſens, das sehr hervorstechende Stellen, und einen des Gegenstandes würdigen Ernst hat. Nur sind folgende Verse, worin Wiens große Gelehrte aufgezählt werden, allzu registermäßig:

Der große Swieten, Oestreichs Seelenarzt,
Lambacher, Delius, Martini, Crantz,
Jaquin, Haen, Eckhel, Denis, Skopuli,
Heil, Riegger, Maskalier, Born, Sonnenfels.

Die beyden S. 109 und 163 aus Pope übersetzten Stücke haben viel Verdienst, wenn gleich der Zwang des Reims

und des Sylbenmasses zuweilen die Aufopferung kleiner Schönheiten des Originals veranlaßt hat. So vermissen wir z. B. gleich zu Anfang des erstern Stücks ungern den Vers:

Thrugh not too strictles bound to time and place;

der in die Allegorie des Schauspiels, aufs Leben angewandt, so glücklich paßt. — Weniger gefallen uns die Nachahmungen aus dem Ovid, zumal in dieser Entkleidung von ihrem leichten elegischen Charakter. — In der didaktischen Epistel über die Zukunft finden sich wieder sehr treffende und starke Stellen; und so auch in dem darauf folgenden Lehrgedichte, Gottes Güte überschrieben. Je ernster indessen die Gesinnungen des Verf. in diesen und andern Gedichten sind, je mehr ihm dieser Ernst ansteht, und je weniger ihm der scherzhafte Ton gelingt; desto mehr hätten wir die Nachahmung aus dem Swift: die Schöne, wie sie zu Bette geht, hinweg gewünscht, da dies Stück ohnehin zu sehr ins Niedrige und Platte fällt. Weit besser ist S. 155. der Antiplatonismus.

Das Trauerspiel, Eduard der Dritte, von Gresset, hat unser Verf. in gereimte Alexandriner übersetzt, weil der Kaiser vor einigen Jahren dergleichen Uebersetzungen wünschte. Die Schwierigkeiten dieser Arbeit sind meistentheils glücklich vom Hrn. A. besiegt; und viele seiner Verse sind den besten von Schlegel und Weisse zur Seite zu setzen; aber freylich verlohnt sich die Wirkung gereimter Trauerspiele doch der Mühe nicht, die sie kosten.

Die Freymaurergedichte werden selbst Uneingeweihete dieses Ordens nicht überschlagen, und in ihnen viel Geist und Wärme des Dichters mit Vergnügen entdecken. Vornehmlich sind die Schicksale der Freymaurerey in einer Kantate, die doch wohl gesungen, und nicht, wie die Ueberschrift sagt, gehalten wurde, sehr gut ausgeführt.

Am merkwürdigsten ist noch der Anhang dieser Sammlung, welcher vier Gedichte: die Duldung; der gute Bramin; der Cälibat; und die Priester Gottes, enthalt. Voran steht folgende Erinnerung: „Da der Hr. Verfasser diese vier Gedichte vermuthlich blos deshalb aus der „Sammlung weggelassen hat, weil er sein Buch seiner Vaterstadt ganz unanstößig machen wollte: so wird er es „nicht übel deuten, daß man sie wenigstens dem übrigen

„Deutsch-

„Deutschlande in einem besondern Anhange mittheilte. Der Inhalt dieser Gedichte und die darin herrschende Freymüthigkeit macht ihre Weglassung in der Sammlung selbst leicht begreiflich; aber daß sie wenigstens in diesem Anhange aufbehalten sind, werden die Leser dem, der sie aufbehielt, gewiß Dank wissen. Denn, unserer Empfindung nach, sind diese vier Gedichte gerade die trefflichsten und stärksten der ganzen Sammlung, die dem dichterischen, juvenalischen Genie des Verfassers eben so viel Ehre machen, als seiner edlen, unbefangenen Denkungsart. Hier nur ein paar Proben; die erste aus dem Gedichte, die Duldung, folgende Apostrophe an die Fürsten:

Habt immerhin ein Recht auf unser Gut und Leben!
Auf unsern Glauben habt ihr keins;
Und weh dem Pfaffen, weh dem Schranzen, der euch eins
Erdichtet! — Diese böse Lüge
War oft schon das Signal zu einem Bürgerkriege.
Nicht der, der seine Meynung als ein Mann,
Sie sey um Weisheit oder Wahn,
(Denn weß Entscheidung gilt?) vertheidigt;
Der, so ihn mit der Faust bekehret, der,
So alles unterdrückt, was anders denkt als er,
Der hat der Menschheit Recht, der hat den Staat beleidigt;
Und laut wird wider den bis zu den Stufen
Von Gottes Richterstuhl das Blut Erschlagner rufen.
Hier schauert auf, ihr modernden Gebeine
Der Lojoliten! schauert auf im Grab
Ob jenem Mörderrath, den unterm Scheine
Der Gottesandacht eure Seele gab,
Der die zur Unzeit frommen Ferdinande
Vor ihrem Volk ihr Herz verhärten hieß,
Und wieder los im deutschen Vaterlande
Die Furie des Krieges ließ,
Bis man das, was man nicht erbitten
Und nicht erseufzen kann, erstritten.

Und aus dem Gedichte, der Cälibat:

Du rother Mönch hier, der, auf fremdes Gut erpicht,
Den Reiz der Beichtenden mit Blicken aufzusaugen
Nie müde wird, zersprenge nicht
Die Sehnen deiner kleinen Augen!
Bring nicht auf ihre Wangen Glut,
Indem du deine Brunst zu kühlen suchst, durch Fragen
Voll Lüsternheit; der Mann, in dessen Arm sie ruht,
Ihr Gatte würde sie nicht wagen.
Doch du dort, mit zusammgewachsenen
Pechschwarzen Braunen, deine Wangen gelber
Als Quitten, würdest Cythereen selber,
Wie sie dem Bad' entsteigt, nicht liebend huldigen;
Drum heißest du der Mönche Krone,
Drum siehst du blühen deinen Ruhm;
Und, daß doch etwas dir die Ueberwindung lohne,
Schafft du in willige Gitone
Die schüchternen Novizen um.

Fast noch stärker ist folgende schöne Stelle:

— — Die Muse winket mir;
Und ob mir gleich davon die Ohren dröhnen,
Das Herz erzittert, folg' ich ihr
In schreckliche, geweihte Kerker,
Wo lebenslang mit sich manch armes Mädchen ringt,
Vertändelt seinen Tag, die halbe Nacht durchsingt,
In Einsamkeit genährt nur desto stärker
Natur und Jugend fühlt, an seine glüh'nde Lippe
Das Bildchen eines Heil'gen jung und schön
Im Andachtsrausche drückt, am Weihnachtsfest zur Krippe
Hin knieet, nie satt, das holde Kind zu sehn,
Mit einem Schleyer ihm die nackten Lendchen kleidet,
Und voll geheimen Grams Mariens Loos beneidet,
u. s. f.

und der Schluß:

O! Eheseligkeit! werth, daß sie Sakrament
Selbst der ehlose Priester nennt!

Doch

Doch, sorgsam schwöret der dabey:
Er wolle nie darnach verlangen,
Indem's doch Christus Rath, und wolt vollkommener sey,
Dies Sakrament nie zu empfangen.

De Messias, in twentig Zangen, van *Fr. Gottl. Klopstock. Eerste Deel.* Uit het Hoogduitsch vertaald door *C. Graeneveld.* Te Amsterdam, by de Wed. Sellschop en Huart, 1784. 1 Alphabet 9 Bogen in 4.

— — — *Tweede Deel.* Ebend. 1785. 1 Alphabet 11½ Bogen in 4.

In keine Sprache ließ sich die Messiade, mit geringerer Aufopferung ihrer wesentlichen Schönheiten, und mit größerer Beybehaltung ihres eigenthümlichen Kolorits, übersetzen, als in die holländische, die mit der unsrigen so nahe verwandt ist, und nicht nur die einzelnen Ausdrücke, sondern selbst die ganze Phraseologie derselben in den meisten Fällen unverändert beybehalten kann. Aber freylich wurde, bey allen diesen erleichternden Vortheilen, immer noch ein Mann zu dieser Unternehmung erfodert, der alle die Schönheiten des trefflichen Originals lebhaft genug einsehen und fühlen mußte, um sie so gewissenhaft als möglich beyzubehalten, und sie nicht durch unzeitige und eigenmächtige Abänderungen und Abweichungen zu schwächen oder zu vertilgen. Und solch einen würdigen Ueberseter fand unser Heldendichter an Herrn Grönevelt, dessen Arbeit sehr viel Lob verdient, und dessen Vorrede von seinem vollgültigen Berufe dazu das vortheilhafteste Zeugniß giebt. Den Werth des Gedichts bestimmt er zu Anfange dieser Vorrede mit den Worten des sel. Prof. Meiers zu Halle, aus seiner, unter uns sterblich fast schon vergessenen, Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias, die zu ihrer Zeit nicht ohne Werth und Nutzen war, und vielleicht mehr, als man itzt erkennt, zur Niederschlagung hirnloser Kritiken, und zur Festhaltung des rechten Gesichtspunkts beytrug, aus welchem Klopstocks Verdienste zu beurtheilen sind. Hr. G. theilte seine Uebersetzung vor ihrem Abdrucke dem Dichter selbst und einem holländischen berühmten Dichter, Hieron. van

Alphen, mit, die ihm beyde mit ihren Anmerkungen und Erinnerungen an die Hand giengen. Einige seiner Freunde riethen ihm zur Ueberſetzung in Proſe; er war aber von den weſentlichen Vortheilen des Sylbenmaaſſes für die epiſche Poeſie zu ſehr überzeugt; und eben die Gründe, die Herrn Kl. bewogen, den Hexameter zu wählen, beſtimmten auch ihn zu dieſer Wahl. Die Natur dieſes Sylbenmaaſſes hat er, wie man aus der Vorrede ſieht, ſorgfältig ſtudirt, und er giebt von demſelben eine allgemeine Beſchreibung, wobey er zugleich deſſen Vortheile zeigt. Auch bemerkt er den von Kl. erſt am meiſten ins Licht geſetzten Unterſchied der Wortflüſſe von den Kunſtflüſſen. Unter jenen, ſagt er, komme der Fuß von einer langen Sylbe zwiſchen zwey kurzen | ∪ — ∪ | in der Holländiſchen Sprache ſehr häufig vor; und man müſſe wider ſeinen allzu häufigen Gebrauch auf der Hut ſeyn, damit der Vers nicht zu weich werde. Bey dieſen proſodiſchen Bemerkungen ſind vornehmlich Kl. Fragmente über Sprache und Dichtkunſt von dem Ueberſetzer benutzt worden; ob er gleich die weitere Ausführung derſelben auf eine andere Gelegenheit ſpart, und hier nur das Vornehmſte berührt. Uebrigens hofft er, daß ſeine Landsleute an dieſer Versart immer mehr Geſchmack finden werden, je näher ihnen dieſelbe bekannt werden wird. Seine Abſicht iſt indeß keine Einführung müſſiger Neuerungen; auch iſt er, wie er ſagt, nicht der erſte, der den Einfall gehabt hat, den Meſſias in holländiſche Hexameter zu überſetzen. Herr Johann Meermann, Freyherr von Dalem, ſchrieb unſerm Ueberſetzer während des Abdrucks dieſes erſten Theils, daß er ſich ſeit drey Jahren ſchon mit eben dieſer Arbeit beſchäftige, und die fünf erſten Geſänge bereits vollendet habe, die er ihm auch zur Vergleichung mittheilte. Außerdem haben verſchiedene holländiſche Dichter, die hier angeführt werden, im vorigen und jetzigen Jahrhunderte, ſchon mehrere Verſuche gemacht, die Versarten des Alterthums in ihrer Sprache nachzuahmen. Noch führt Herr G. am Schluß ſeiner Vorrede verſchiedenes an, was er ſich bey ſeiner Arbeit zum Geſetz machte; nämlich: alle zuproſaiſche Worte und Ausdrücke zu vermeiden; kein unedles, oder nicht hinlänglich edles Wort zu brauchen; ſich nicht leicht dann einer Redensart zu bedienen, wo der Dichter die Sache durch ein einziges Wort, ausgedrückt hatte; Verſe, worin der dritte Fuß ein Trochäer oder Spondeer iſt, ſo ſelten als möglich zu brauchen, wenn ſich der Sinn mit der Cäſur ſchließt; und

endlich, dem Dichter keine Beywörter zu geben noch zu nehmen. Und überhaupt machte er sich Beybehaltung alles Eigenthümlichen, und, so weit die Natur beyder Sprachen es nur immer erlaubte, buchstäbliche Treue zur angelegentlichsten Pflicht. — Dies alles berechtigt den Leser dieser Uebersetzung zu den günstigsten Erwartungen; und wie sehr diese befriedigt werden, davon wollen wir nur ein paar Proben geben. Da das Original jedem Leser, den diese Vergleichung interessirt, zur Hand seyn wird, so setzen wir die Stellen blos in der Uebersetzung her. Die erste sey zur Probe des sanftern Ausdrucks, für den die niederdeutsche Sprache vorzüglich gemacht zu seyn scheint. Es ist das Lied, mit welchem im dritten Gesange himmlische Jünglinge die Seele des Jüngers Johannes bey ihrer Schöpfung begrüssen:

Wees by uw schepping gegroet, onsterfelijke vriendinne,
Heilige dochter des godlijken adems, kom ons gezegend!
Gij zijt schoon en teder, als Salem; als Rafael, hemelsch,
En verheven. U worden uit uwe heldere volheid,
Als uit den bloozenden morgen de dauw, de gedachten geboren,
En uw menschelijk hart, uw hart vol innigheid vloeit steeds
Over van zoeten gevoele, gelijk der onsterflijken ooge
Vol van verrukkingen weent, als het deugdzaame daaden geschien Ziet.
Dochter des godlijken adems, vertrouwlijkste zuster der ziele,
Die in haare onschuldige jeugd eens Adam bezielde,
Kom, wij voeren u thands naar uwen genoot, nar het lichaam,
't Geen de natuur reeds vormt, opdat zijn lachen, o ziele,
Schaduwen uwer heerlijkgestalte in 't aanschijn vertoone.

Ia, 't zal ſchoon, en uw lichaam, u Godlijke, in alles gelijk zyn.
Dien nu in korten de eeuwige Geeſt tot den ſchoonſten der menſchen
Vormen zal, den ſchoonſten van alle de Kindren van Adam.
Ach, dit tenger gebouw moet eens in het ſtof wechzinken,
En bederven! Maar onder de dooden zal u uw Salem
Zoeken, en doen ontwaaken, en, wen gij ontwaakt zijt, verklaaren.
Heerlijk, naar hemelſche vorming, met nieuwe ſchoonheid omgeeven,
Zal hij u dan in komende wolken, o Rechter der menſchen,
Uwen Meſſias te moet, en in zijne omarmingen voeren.
Alzo zong van mijnen Ioannes de hemelſche jongkheid.

Um nun auch noch von dem ſtärkern und maßleriſchen Ausdruck eine kurze Probe zu geben, wählen wir den Anfang des vierten Geſanges:

Käifas lag, na Satans zwijfelachtig gezigte,
Noch vol angſt op zijn leger, vanwaar de ruſt nu gevlugt was;
Sliep thands oogenblikken, dan waakte hij weder, en worp zich
Woeſt, vol gedachten, ginds en herwaart. Als diep in den veldſlag
Stervende een Godverzaaker zich wentelt; de komende winnaar,
En het ſteigerend ros, en 't geraas van de ruiſchende pantzers,
En het geſchreeuw, en der doodenden woede, en de donrende hemel
Stormen op hem, hij ligt, en zinkt met geſpleetenen hoofde
Dom en gedachteloos onder de dooden, en meent dat hij wech is.

Dan

Dan verheft hij rich weder, en is nog, en denkt
nog, en vloekt nu,
Dat hij nog is, en sprengt met bleeke sterven-
de handen
Bloed naar den hemel; hij vloekt op dien God,
dien hij graag nog ontkende.

Fr.

Er hat sie alle zum Beßten! oder die Mütterschule. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen nach dem Englischen des Doktor Goldsmith. Frey bearbeitet von Lambrecht. Aufgeführt zu Augsburg. Daselbst bey Stage, 1785. 10 Bogen, 8.

Der alte Junggeselle. Eine Lustspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen frey bearbeitet von Lambrecht. Aufgeführt zu Augsburg. Daselbst bey Stage, 1785. 6 Bogen, 8.

Das erste Stück hat viel comische Scenen, neue Wendungen, Verwickelung, wird auch Wirkung auf dem Theater machen, und ist ziemlich gut in der Verdeutschung gerathen; allein es hätte doch noch mehr Ausfeilung verdient, und hie und da treten auch die Personen aus ihrem Charakter, um zwar recht gute Dinge zu sagen, die der Verfasser dachte, die aber in dem Munde desjenigen erborgt zu seyn scheinen, von dem wir sie hören, wie z. B. die Vermahnung, welche der alte Qualm Seite 138 seiner Frau giebt.

Im alten Junggesellen sind Stoff und Entwickelung ziemlich gut, aber nicht fein genug ausgeführt; der Dialog ist alltäglich-steif, die Personen reden ganze Seiten durch allein, und manche Scenen, z. B. die 2te im 1sten Aufzuge, sind ermüdend lang.

G.

Wie man eine Hand umkehrt, oder: der flatterhafte Ehemann. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von

Bock. Neue rechtmäßige Auflage. Hamburg, bey Herold, 1785. 8½ Bogen, 8.

Dies Stück ist schon bekannt, auf allen Theatern mit Wirkung und Beyfall aufgeführt worden, und man weiß, daß des Herrn Bock Stücke Interesse, viel Verwickelung, und einen lebhaften Dialog haben. Dennoch würdschten wir manche Scenen abgekürzt zu sehen, wie z. B. die 4te im IIten Aufzuge.

Ethelwolf oder der König kein König. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Nebst vorläufigen Anmerkungen über Beaumont und Fletcher, und das ältere Englische Theater überhaupt. Dessau und Leipzig, bey Göschen, 1785. 11½ Bogen, 8.

Der Herausgeber, Hr. Huber, sagt in der Vorrede manches Gute über Beaumont und Fletchers Stücke, über die Parallele, die man zwischen ihren und Shakespears Werken anstellen kann, über Nachahmung Shakespears, und über das, was ihm (Herrn Huber) bey Umarbeitung des vorliegenden Stücks im Wege gewesen ist, was er verändert hat, was er nicht hat umändern können, wollen, u. s. f. Mit dem Allen glauben wir doch nicht, daß Hr. Huber von dem Wesen der engl. dramatischen Litteratur einen rechten Begriff hat, und daß dies Schauspiel ein großes Geschenk für unser deutsches Theater ist. Es ist voll wilder Auswüchse, und es herrscht weniger Plan, weniger Oeconomie darin, als in vielen shakespearschen Stücken. Unerträglich niedrig platt ist die Prakerey Ethelwolfs im 3ten Auftritte des Isten Aufzugs, und Rezensent sieht nicht ein, warum der Uebersetzer da nicht hätte etwas besseres setzen können. Hingegen ist der gleich darauf folgende 4te Auftritt schön, nur begreift man nicht, wie am Ende desselben S. 17 die Worte: — „Steh auf! die möchten ja denken, daß ich dir vergebe," — dahin kommen, welche, wie bekannt, Heinrich IV. von Frankreich zu Sully sagte, und die in Ethelwolfs Character fast gar nicht passen. Im Ganzen sind die Scenen zwischen Alfried und dem Könige, und dann vor allen Dingen der letzte Auftritt im IVten Auf-

zuge

zuge zwischen Ethelwolf und Alvina bey Weitem das Beste von Allem.

Yr.

Beytrag zur deutschen Bühne von dem Verfasser des Adjutanten, W. H. Brömel. Dessau, auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler, und zu finden in Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1785. 20 Bogen 8.

I. Die buchstäbliche Auslegung, ein Lustspiel in Einem Akt. Der Stof ist aus einer englischen Zeitungsanekdote entlehnt, die einer dramatischen Bearbeitung ungemein fähig war. Man weiß, daß die englischen Gesetze nur immer dem Buchstaben nach angewandt und vollzogen werden. Nach ihnen wird die Entführung eines Mädchens bestraft; aber von der Entführung des Liebhabers durch sein Mädchen schweigen sie. Ein Rechtsgelehrter räth daher seinem Vetter, der seine Geliebte mit dem Willen ihres Vaters nicht erhalten kann, sich von ihr entführen zu lassen, ohne zu wissen, daß die Rede von seiner eignen Tochter ist, die er einem andern jungen Manne bestimmt hat. Dieser, der schon anderweitig versagt ist, wird jenen beyden Liebenden zur Ausführung ihrer Intrigue behülflich, und meldet dem Rechtsgelehrten, sein Vetter sey durch seine Tochter entführt, und, weil heimliche Trauungen auf dem Lande verboten sind, mit ihr auf einem Schiffe getraut worden. Es findet sich, daß dies alles nur Vorwand ist; indeß erhälten die beyden Liebenden ihre Absicht; der Vater des Mädchens willigt in ihre Heyrath. Auf der Hamburgischen Bühne, und itzt noch auf der Schröderischen, wird dies Stück unter dem Titel: Wie machen sie's in der Komödie? gegeben. Es ist eins unserer besten Nachspiele, worin die Handlung einen raschen Fortgang hat, die Intrigue sehr gut angelegt und ausgeführt, und der Dialog ungemein leicht und natürlich bearbeitet ist.

II. Gideon von Tromberg, eine Posse in drey Akten, nach Shakespear's lustigen Weibern zu Windsor, woraus der Verfasser aber nur die Intrigue mit dem Waschkorbe beybehalten, und wobey er auch die schon längst herausgekommene Bearbeitung dieses Stücks, die Abentheuer an der

Wien,

Wien, zur Hand genommen hat. Denn daß Ford den Falstaff, noch mehr aber, daß dieser jenen bey der Verkleidung nicht erkennt, schien dem Verf. eben so unwahrscheinlich, als daß Falstaff, der hier Gideon heißt, den Spuk im letzten Akt nicht gleich hätte merken sollen. Durch diese Weglassung sind nun hier freylich manche sehr komische Scenen ausgefallen; und bey einer Posse, wie diese, ist wohl an strenge Wahrscheinlichkeit nicht zu denken, sonst ließe sich vielleicht auch wider die Konsistenz dessen, was Herr B. beybehielt, verschiedenes erinnern. Von dem shakspearischen Dialog ist übrigens das meiste geblieben.

III. Gerechtigkeit und Rache, ein Schauspiel in vier Akten. Im Jahr 1783. erhielt es vom kaiserlichen Nationalhoftheater den ausgesetzten Preis, und es ist auf mehrern Bühnen schon oft gespielt, auch schon einzeln gedruckt worden. Die Hauptidee ist aus Shakspeare's Maaß für Maaß, oder, Gleiches mit Gleichen, genommen. Auf einigen Schaubühnen machte dies Stück dadurch noch mehr Aufsehen, daß man in den beyden Brüdern Horn zwey Originale zu erkennen glaubte, weil man nicht blos den falschen Witz derselben, sondern auch ihre Lieblingsphrasen sehr auffallend kopirt fand. Hier protestirt der Verf. wider diese Deutung; und auf allem Fall hat er wohl gethan, das abzuändern, was dazu Gelegenheit geben konnte. Uebrigens ist dies Stück nicht ohne mannichfaltiges Verdienst, sowohl von Seiten der ganzen Oekonomie, als der leichten Verbindung der Scene, der frappanten Charakterzeichnung, und des sehr gut geführten Tons der Unterredung.

IV. Stolz und Verzweiflung, ein Schauspiel in drey Akten, nach Lillo's schon mehrmals nachgeahmter unglücklichen Neugierde, welches der Verf. schon vor 5 Jahren für die Hamburgische Bühne in diese Form brachte. Auch diese Umänderung ist dem Verfasser sehr gelungen, und das Stück hat dabey nichts von dem lebhaften Interesse verloren, wodurch es unter den neuern englischen Schauspielen, einiger Widersinnigkeiten ungeachtet, einen so vorzüglichen Rang behauptet. Die Sprache ist auch hier den Personen und ihrer Lage vollkommen angemessen, und frey von dem beschwerlichen Prunk und Bombast, der unsre meisten neuern Trauerspiele so sehr verunstaltet.

Gr.

Ver-

Vermischte Gedichte des Hrn. Ludw. Heinr. von Nicolai, Kabinetssekretar und Bibliothekar Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten aller Reußen. Siebenter Theil. Berlin und Stettin, bey Nicolai, 1783. 258 S. 8.

— — — Achter Theil. Ebendas. 1784. 278 Seiten in 8.

Die in dem sechsten Theile angefangene Rittergeschichte, Reinhold und Angelika, wird in diesen beyden Theilen fortgesetzt, und mit dem zwölften Gesange geendigt. Man weiß, daß der Stoff dieser Erzählung aus dem Boiardo entlehnt ist, dessen episches Gedicht, der verliebte Roland, Ariost in seinem rasenden Roland eigentlich fortsetzte. Wer indeß die Quelle des Verf. mit seiner Arbeit vergleicht, wird gar bald finden, daß die letztere sehr viel eignes hat, und daß der Dichter, wie er gleich Anfangs versprach, die Fabel der Geschichte, und nicht die Wahrheit der Fiktion, zu dienen gezwungen hat. Da die Manier des Verf. aus seinen bisherigen Rittererzählungen, und aus dem Anfange der gegenwärtigen, schon zur Gnüge bekannt ist, so können wir einer genauern Charakterisirung und einer weitläuftigen Anpreisung derselben überhoben seyn. Auch hier wird man zum öftern Anlaß finden, die glückliche Darstellungsgabe des Dichters, den Reichthum seiner Einbildungskraft, die Mannichfaltigkeit, Wahrheit und Natur in seinen Beschreibungen und Schilderungen mit Vergnügen zu bemerken; wenn gleich auch hier die Stellen nicht ganz fehlen, in welchen die Lebhaftigkeit der Erzählung etwas ermattet, der Ausdruck ein wenig zu sorglos bearbeitet, und der Vortrag nicht so ganz hinreißend geblieben ist, wie er es in manchen glücklichern und mehr dichterischen Stellen war. Ungemein glücklich ist die Wendung, mit welcher der Verf. zu Anfange des fünften Gesanges die Vorzüge des Dichters, der unter den Deutschen ihm allein noch in dieser Gattung den Rang streitig machen kann, mit liebenswürdiger Bescheidenheit anerkennt, und sich auf seiner Laufbahn als Mitwerber an diesen Dichter anschließt:

Wer ists, der auf dem ebenen sichtlichen Wege,
Auf den die Laune mich geführt,

Wie

Mir vorläuft, ſchneller forteilt, nie die Kraft verliert?
Schon macht er, nah am Ziel, den Staub des Pfades
rege;
Schon reicht ihm Arioſt, zur Zierde für ſein Haar,
Ein Zweiglein ſeines eignen dichten Kranzes dar. —
Den Fuß beflügeln, hören will ich, was er mitten
Im Laufe ſingt. — O! welch ein ſüßer Ton
Strömt mir zurück von ihm! Verſöhnt iſt Oberon. —
Ich kenn', ich kenne dieſen Sänger ſchon!
Er iſts! — Gieb, Wieland, meinen kürzern Schritten
Dich zu erreichen, Zeit! Auf langer Bahn iſt ja
Geſellſchaft angenehm, und Raum iſt da
Für Dich und mich und einen Dritten.

Gr.

Gedichte von Ludewig Heinrich Chriſtoph Hölty. Beſorgt durch ſeine Freunde, Friederich Leopold Grafen zu Stolberg und Johann Heinrich Voß. Hamburg, bey Bohn, 1783. 14 B. 8.

Der würdige, zu früh verſtorbene Dichter, deſſen poetiſcher Nachlaß hier von ſeinen Freunden dem Publikum mitgetheilt wird, war in dem letzten Jahre ſeines Lebens, da er ſein Ende noch nicht ſo nahe glaubte, ſchon ſelbſt mit der Sammlung ſeiner Gedichte beſchäfftigt. Bald nach ſeinem Tode verſprach Hr. Boie ihre Ausgabe, und war Willens, für einen Theil des Ertrags ein kleines marmornes Denkmal auf das Grab des Dichters zu ſetzen. Mancherley Hinderniſſe verzögerten die Ausführung dieſes Vorſatzes, und würden ſie vielleicht noch lange verzögert haben. Die beyden auf dem Titel genannten Freunde des ſel. H. übernahmen ſie daher; weil es ſie kränkte, zu ſehen, daß ihrem verſtorbenen Freunde von einem Unbekannten, die der Kühnheit hatte, ſich öffentlich als Hölty's Freund zu nennen, ein Gemengſel von verworfenen, fremden und ſinnloſen Gedichten aufgebürdet, und ſeinen rechtmäßigen Erben ihr Eigenthum entzogen ward. Sie haben unter den ſchon gedruckten ſowohl als den noch ungedruckten

Ge-

Gedichten mit treuer Sorgfalt gewählt, und was H. so, wie es war, seiner unwürdig erkannte, haben sie nach seiner Anweisung oder Andeutung geändert; kurz, seinen Nachlaß so besorgt, wie sie glauben, daß ihr Freund, wenn sie früher gestorben wären, den ihrigen würde besorgt haben.

Vor der Sammlung steht das Leben des Dichters, das, so kurz es war, doch viele interessante und charakteristische Umstände enthält. Hr. Voß hat es mit vieler Würde beschrieben. Wer noch nicht mit Hölty's poetischem Charakter bekannt ist, lernt ihn daraus schon vorläufig sehr liebgewinnen; und wer seine Gedichte und deren Manier schon kennt, findet in seinem hier geschilderten Charakter überall die Züge wieder, die sich in jenen so sichtbar äußern, und ihnen so viel Anmuth, Eigenthümlichkeit und Interesse geben. Denn von diesen sagt Hr. Voß mit Recht, daß H. nicht mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zusammenstellte, worüber man sich eins geworden ist, sie schön zu finden. Voll warmer, allumfassender Liebe blickte er in der Natur umher, und sang, was sein Herz empfand. — Das letzte Stück dieser Sammlung, der Auftrag, mag auch diese Anzeige schließen:

Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, auf dem Kirchhof spielend,
Hörtens, und sahn, wie die Kränze bebten.

Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1785. Herausgegeben von J. F. Ratschky und A. Blumenauer. Wien, bey Gräffer. 7¼ Bog. in 12.

Man findet hier freylich unter manchen mittelmäßigen auch manche gute Stücke von glücklicher Wendung und gefälliger Ein-

Einkleidung, sowohl von den Herausgebern selbst, als von Alxinger, Haschka, Leon, von Retzer, Sonnenfels u. a. m. Das Lied von Pfeffel auf die Blindheit der Fräulein von Paradies, deren Kompositon darauf man hier gleichfalls findet, gehört nur uneigentlich in einen Mieneriſchen Almanach. Viele unſrer Leſer werden es aus dem Munde der Virtuoſien ſelbſt gehört haben. Der Eingang fünften Geſanges Voltaire's Pucelle iſt hier von Hrn. Blumauer ſehr glücklich überſetzt. Folgendes dem Prior nachgeahmtes Sinngedicht des Herrn von Sonnenfels, iſt auch ſehr gut:

Zieh deinen Witz ſo ſelten, als dein Schwert,
Und auf den Schwächern nie;
Denn jenes macht dich nicht als Held bewährt,
Und dies nicht als Genie.

Bk.

5. Weltweisheit.

Fauſtin, oder das philoſophiſche Jahrhundert. Dritte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 1785. in 8. 360 Seiten.

Wir haben die nächſt vorhergehende Ausgabe nicht zur Hand, können alſo nicht beſtimmen, in wiefern dieſe Ausgabe vermehrt iſt. Eine Nachleſe des Verf. belehrt uns, daß Anmerkungen zu einigen im Text nur flüchtig berührten Sachen hinzugekommen ſind. Daß dies Buch ſo ſehr geleſen iſt, daß auch Nachdrücke es haben vervielfältigen helfen, freut uns, obgleich wir das Nachdrucken nicht begünſtigt wünſchen. In dieſer Nachleſe verſichert der Verf. auch, nie eine Fortſetzung des Fauſtin ſchreiben zu wollen, alſo ſey alles unter ähnlichem Titel herausgekommene oder noch künftig herauskommende, für untergeſchoben zu halten; die vielen Nachdrücke, ſagt er, wo man ſich des Bischen Belohnung für die verwandte Zeit und Mühe ſchon im voraus beraubt ſieht, und eine ſchon untergeſchobene Fortſetzung, benehmen dazu Luſt. Uns dünkt, ein Mann,

der

der schon Nutzen gestiftet hat, und vermöge des allgemeinen Beyfalls noch mehr stiften kann, soll sich durch solche Gründe davon nicht abhalten lassen. Ehre ist und war immer des Schriftstellers vornehmste Belohnung, das Bewußtseyn gutes gestiftet zu haben abgerechnet, und diese können doch Nachdrucker und Nachmacher nicht nehmen. Auch erklärt der Verf. die Briefe des Faustin, oder vom Verfasser des Faustin, von deren künftiger Erscheinung er gehört hat, für untergeschoben von einem Stümper. Dies lehret der Augenschein von diesen würklich erschienenen Briefen sogleich. Wie fern diese dritte Ausgabe verbessert ist, können wir gleichfalls nicht bestimmen, so viel aber sehen wir, daß Provinzialismen und unrichtige Rechtschreibungen, die wir bey einem so angenehmen Schriftsteller wegwünschten, noch sind stehen geblieben, auch ausländische mit guten Deutschen leicht zu vertauschende Worte sind beybehalten, z. B. moderiren, Zitation, (Citation) Fackta, gleich auf der andern Seite; Kombinirt, mutirt, S. 6. polit (poli) S. 7. stacken für steckten S. 10. rüf für rief. S. 13. und sonst gewöhnlich, gehnicken für gehincket. S. 31. triumfiren für triumphiren, und fienge laut an ob ihren Bretterthronen zu jubiliren, für von ihren Bretterthronen herab, ebendaselbst. Kristum für Christum. S. 48.

Wr.

Vernunftlehre für Menschen, wie sie sind, nach den Bedürfnissen unsrer Zeiten, von D. M. Sailer. Erster Band. München, 1785. bey Strobl. groß 8. 391 Seiten.

Ebendaselbst zweyter Band. 388 Seiten.

Dieß Buch welches an sich einen sehr mäßigen Werth hat, wird sehr merkwürdig durch den Mann, der es schrieb, durch die Art, wie es geschrieben ist, und durch die Art, wie es von gewissen Leuten weit über sein Verdienst empfohlen wird. H. P. Sailer, *) (ein Exjesuit und Prof. in Dillingen) sagt selbst in der Vorrede, daß seine Vernunftlehre auch

J Empfin-

*) Es verdient von diesem P. Sailer, und von der hinterlistigen Art, wie er sich bey den Protestanten einschleichen will,

Empfindungen aufnehme, und überall ausgreife. Das ist nun freilich leider! sehr wahr; und noch schlimmer ist es, daß sie nirgends gehörig eingreift.

Ferner versichert er, daß er mit Wort und Sprache umgegangen sey, wie mit seines gleichen: mit der Wahrheit aber, wie mit einem Heiligthum, oft auch wie mit einem vertrauten Freunde. Wenn er gewohnt ist, von dem, was er für heilig hält, immer in einiger Entfernung zu bleiben, und von seinen Freunden im vertrauten Umgange wegen seiner höhern Absichten, Nachsicht oder wohl gar Aufopferungen à la Iesuite zu fordern: so hat er auch in dieser Stelle seiner Vorrede sein Werk sehr treffend geschildert.

H. P. Sailer will seiner Anzeige nach eine Vernunftlehre für die Menschen, wie sie sind, nach dem Bedürfniß unsrer Zeiten schreiben. Was nennt dieser Mann Bedürfniß unsrer Zeiten? Ist Dillingen der Ort, von woher man das Bedürfniß unsrer Zeiten, besonders bey den Protestanten, recht übersehen kann? Ist ein Jesuit, der in allem blinden Gehorsam gegen seine Obern hegen, der in allem nach ihrem Befehle, und nach den Bedürfnissen des Jesuitenordens handeln muß, der Mann, der nach dem wahren Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts etwas thun kann? Doch überhaupt er sagt verba prætereaque nihil! Bisher hat man geglaubt, daß die Logik für alle Zeiten dieselbe sey, und man hatte sich noch nicht einfallen lassen, sie zu Ausführung irgend einer vorübergehenden Absicht anzupassen. Wenn zu unsern Zeiten, in welchen man die Begriffe so gewaltig zu verwirren anfängt, eine besondre Behandlungsart dieser Wissenschaft erforderlich wäre: so müßte es die entgegengesetzte von derjenigen seyn, welche P. Sailer gewählt hat, nämlich eine solche, welche sich durch eine vorzügliche Bestimmtheit der Begriffe unterscheide, und unsre Urtheile von unsern Neigungen unabhängig zu erhalten suchte. Wenn die Logik, wie P. Sailer mit Grund anmerkt, zugleich

nachgelesen zu werden: Hrn. Nicolai Untersuchung der Beschuldigungen des Hrn. Garve wider seine Reisebeschreibung. (Berlin 1786. 8) S. 79. u. ff. Es hätten gewiß viele Protestanten, welche die hinterlistigen Schliche nicht kennen, mit denen die Jesuiten die gesunde Vernunft und den Protestantismus zu untergraben suchen, sich vor kurzem so etwas nicht als möglich vorgestellt.

zugleich als Erziehung zur Erkenntniß der Wahrheit behandelt werden soll; so würde man ganz vorzüglich lehren müssen, wie man das Interesse an Wahrheit, von dem Interesse für gewisse Sätze, die man für wahr hält, oder gern für wahr annehmen möchte, unterscheiden solle. Eine der ergiebigsten Quellen des Irrthums ist, daß man so gern glaubt, was man wünscht. Daher kommen alle die falschen Hoffnungen, durch welche der Leichtsinnige sich und andre hintergeht, und durch welche der gröbste Betrüger Anhänger gewinnt. Eben daher hat der praktische Atheismus seinen Ursprung genommen. Wer es also mit der Religion und Tugend redlich meint, der muß Erkenntnißvermögen und das Wahrheitsgefühl von den Willenstrieben und Neigungen, so edel sie auch immer seyn mögen, unabhängig erhalten.

Dem P. Sailer hat es seinen Absichten gemäß beliebt, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen, und den Willen beständig ins Spiel zu mischen. Es ist schon ein Fehler seines Plans, daß seine Logik zugleich für Verstand und Willen Regeln enthalten soll (B. 1. S. 3.) Denn auf diese Weise zieht er die ganze praktische Philosophie in die Logik hinein. Er nennt dieses eine Vernunftlehre für die Menschen wie sie sind. Schwankender konnte sich der Verfasser wohl nicht ausdrücken! Jede gut geschriebene Logik ist eine Vernunftlehre für die Menschen wie sie sind, um sie zu dem zu bilden, was sie seyn sollen, nämlich zu Menschen, die ihre Vernunft zur Erkenntniß der Wahrheit zu gebrauchen wissen, aber dam.t ist, wie es scheint, dem P. Sailer nicht gedient. Er will, als ein rechter Jesuit, die Menschen sollen, auch wenn sie erwachsen, noch Kinder bleiben, und Kindersinn, Kindereinfalt und Kinderglauben beibehalten (B. 2. S. 138) damit seine Obern desto besser Spiel haben können. Hierauf scheint seine ganze Logik abzuzwecken. Sein Kapitel vom Glauben (B. 1. S. 129) ist ganz dazu angelegt, um die Leichtgläubigkeit so weit als möglich auszubreiten. Wer wider den Glauben den Mund aufthut, der unternimmts (so drückt sich Hr. Sailer B. 1. S. 130 aus) mit dem Allimperator der ganzen Welt. Deswegen rechnet er es den Logikern zum großen Fehler an, daß sie auf eine scharfe Prüfung der Zeugnisse dringen. Man soll, wie er B. 1. S. 146. auf eine recht heimtükische Weise zu verstehen giebt, nicht untersuchen: ob Zeuge ein Schwärmer gewesen?

ob er die Sache, so wie er sie erfahren, erzählen wollte? ob er nicht seiner Parthey zu Liebe etwas hinzugedichtet? ob er das, was er erzählt, selbst erfahren habe u. s. w. Dieses System der Leichtgläubigkeit soll, wie der Verfasser vorgiebt, dazu dienen, den Glauben an die Offenbahrung zu verstärken. Als ob der Glauben an die Offenbahrung erschlichen werden müßte? Als ob die Religion keine genaue Prüfung vertragen könnte? Als ob Leichtgläubigkeit unter die Christenpflichten gehörte? Gefährlichere Blößen hat wohl noch niemand den Widersachern des Christenthums gegeben, als unser Verfasser. Doch was liegt einem Jesuiten an der christlichen Religion, wenn sie nicht mehr zur unumschränkten Beherrschung der Gemüther gemißbraucht werden kann, und die Laien sich unterfangen dürfen, die Ausprüche der Klerisey und die von ihr gerühmten Wunder zu prüfen!

Wenn aber auch P. Sailer alle diese Vorwürfe nicht verdiente, so würde er doch immer unverantwortlich gehandelt haben, daß er seine Vernunftlehre für die Menschen, wie sie sind, nur für Mönche brauchbar gemacht hat. Ist denn Ueberzeugung von der Wahrheit der [illegible]lichen Offenbahrung der einzige Gebrauch, den man von seiner Vernunft machen muß? Ist Prüfung der Zeugnisse nicht in allen Verhältnissen des Privat- und bürgerlichen Lebens von der äußersten Wichtigkeit? Der Verfasser sagt selbst B. 1. S. 137.

„Dem Leser muß es beym Durchlesen dieser weitläufti„gen Antwort oft zu Sinn gekommen seyn: was will der „Verfasser damit? er verspricht allgemeine Gründe des ver„nünftigen Beyfalls, und alles was er sagt, geht gerades „weges nur auf die historische Wahrheit des neuen Testaments „hinaus. Wie gehört das in die Logik für die Menschen wie „sie sind? So recht, lieber Leser, Du gefällst mir, und ich „werde dir auch gefallen, so bald ich ausgeredet habe.“

Wahrhaftig! Das kann Rezensent von sich nicht sagen, ob er gleich den Verfasser völlig hat ausreden lassen. Statt bestimmter Regeln, in wie fern die innere Glaubwürdigkeit des Zeugnisses, auf die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses Einfluß habe? wie weit die Uebereinstimmung der Erzählung mit unsern bisherigen Erfahrungen und Ueberzeugungen uns zum Beifall bestimmen müsse? Statt aller dieser

ſer lehrreichen und nothwendigen Erörterungen findet man B. 1. S. 174 eine Fabel und S 141 eine bloße Verweiſung auf den geſunden Menſchenverſtand Wenn der geſunde Menſchenverſtand ohne Feſtſetzung deutlicher Begriffe überall zureicht, wozu braucht man dann die Logik? Es läßt ſich keine ſeichtere und zugleich abſichtsvoll verwirrtere Ausführung denken als dieſe.

Ueberhaupt dürfte wohl nicht leicht jemand gefunden werden, der ſich weniger dazu ſchickte, eine Logik zu ſchreiben, als P. Sailer. Es ſcheint ihm faſt unmöglich zu ſeyn, irgend einen Begriff beſtimmt zu faſſen und auszudrücken. So ſagt er zum B. im 2ten B. S. 119, daß die Ueberzeugung, wenn ſie ſich auf die Ausſprüche des geſunden Menſchenverſtandes und auf beurkundete wohl unterſuchte Thatſachen gründe, hinlängliche Feſtigkeit habe, daß ſie aber weniger ſelbſtändig ſey, wenn ſie auf vielen an einander geflochtenen Schlußſätzen beruhe. Das Wort: ſelbſtändig iſt hier offenbar auf gut Glück aufgegriffen, und der Satz ſelbſt höchſt falſch und widerſprechend. Wenn die Schlüſſe in der Form richtig ſind, ſo hat es mit den Folgerungen keine Gefahr. Der Irrthum liegt nicht in den Schlüſſen, ſondern in erſchlichenen Erfahrungsſätzen, in nicht gehörig beurkundeten, nicht fleißig genug unterſuchten Thatſachen; freylich auch wohl nicht ſelten darinnen, daß man zu ſchnell vom Beſondern auf das Allgemeine ſchließt; aber dieſe Folge iſt es eben, welche aus Vernachläßigung der reinen Vernunftlehre entſteht, welcher der Verfaſſer den Krieg ankündiget, und doch wirklich unwiſſend und inſipide genug iſt, um nicht recht zu verſtehen was er beſtreiten will. Uebrigens ſind es ja eben die beurkundeten Thatſachen, von deren Wahrheit man ſich nicht anders als durch eine Reihe von Schlüſſen überzeugen kann, wenn man ſich nicht wie Hr. S. an undeutlichen Begriffen begnügt, und mit ihm (B. 1. S. 103) die Menſchenfreundlichkeit des Schöpfers durch den Geſchmack empfindet. Durchgehends fehlt es dem Verfaſſer an tiefer und genauer Einſicht in die theoretiſche Philoſophie, und beſonders in die Seelenlehre. Ein beſtändiges ſeichtes und unbeſtimmtes Geſchwätz nimmt die Stelle richtig beſtimmter Begriffe ein, die doch wohl in einer Logik das Hauptwerk ſind. Zur Probe ſehe man nach, was er S. 18 u. f. ſagt, wo er alle Erkenntnißvermögen

auf die einzige Apperception zurückbringen will. Gleich seichte unnütz und mangelhaft ist seine Untersuchung über die Wahrheit der sinnlichen Ideen.

Der Aberglaube hat schon manche Angriffe auf die Philosophie gethan; doch fehlte noch eine Verfälschung der Logik, und ein absichtlich ausgesponnenes System der Leichtgläubigkeit. Das war ein Werk, das eines Jesuiten recht würdig war! Zu Ausführung dieses Anschlags hat er sich auf recht jesuitische Weise, vorzüglich des Doppelsinns bedient. So hat er z. B. im ersten Theile S. 129 u. f. wo er die Materie vom Glauben ganz eigentlich abhandelt, zwar keine Definition davon gegeben, aber man sieht doch besonders in Vergleichung dieses Kapitels mit der Einleitung S. 8. ganz deutlich, daß er darunter den Beyfall, den man den Zeugnissen anderer giebt, vorzüglich aber den Glauben an die Lehren der Kirche versteht. Dahingegen wird im 2ten Theile S. 298. das Bedürfniß zu glauben, in einem ganz andern Sinn genommen, und in einer besondern Anmerkung so erklärt, daß es das Bedürfniß sey, durch Belehrung weiser zu werden. Man bemerke doch nur, daß es der Glauben ist, den das ganze Buch in beiden Theilen so vorzüglich empfiehlt, und daß eben dieses Wort bald in diesem, bald in jenem Sinn genommen worden ist. Nun gesteht Recensent zwar gern, daß sich Pater S. meistens unbestimmt und schwankend ausdrückt — (ein Fehler, der bey einem Logiker doppelte Ahndung verdient! —) Allein der Hauptbegriff, um den sich bey diesem Verfasser alles herum dreht, konnte nur geflissentlich so sehr im Dunkeln gelassen und doppelsinnig gebraucht werden, damit man dem, der etwa nicht geneigt seyn möchte, sich den Glauben an die Kirche so schlechthin gefallen zu lassen, zurufen könnte: „Lieber Bruder! Warum „lehnst du dich so sehr gegen den Glauben, den Allimperator der Welt, auf? Hast du denn nicht das Bedürfniß, „durch Belehrung weiser zu werden. Siehe da, das ist „der Glauben, den man von dir verlangt! Du sollst dich ja „nur belehren lassen. Oder fehlt es dir etwa an dem Bedürf„niß, durch Belehrung weiser zu werden? “ Schändlich ist es auf solche Art des gesunden Menschenverstandes zu spotten; denn was kann wohl unbelehrender seyn, als der Glauben, den die katholische Kirche fordert?

Noch

Noch deutlicher wird die Absicht des Verfassers, wenn man nachliest, was er B. 2. S. 254. sagt. Daselbst thut er, als ob er vor den Versuchungen zum Aberglauben warnen wollte, und behauptet, sie entstünden (sollte man glauben, daß selbst ein Jesuit so unverschämt raisonniren könnte!)

1) aus dem fortschreitenden Gange eigener Aufklärung und aus der Geschichte der Ueberzeugungen nach eines jeden Selbstbewustseyn.

2) Aus der Geschichte fremder Ueberzeugungen, aus dem ewigen Tumulte unzähliger einander durchkreuzenden Meinungen.

Also wissen wir doch nun, wovor wir uns besonders in Acht nehmen müssen, um nicht ungläubisch zu werden, nämlich vor eigner Aufklärung und vor der Geschichte der Kirche und Philosophie. Nun ist es auch begreiflich, warum dem Hrn. Pr. Weishaupt zu Ingolstadt das Lesen der philosophischen Geschichte als ein unnöthiges und überflüßiges Collegium verboten wurde (S. Berliner Monathsschrift April 1785. S. 394.) Nun ist ja mit einmahl klar, daß man, um nicht in Aberglauben zu fallen, blind glauben müsse, was die Kirche glaubte; denn alsdenn ist man so sehr vor eigener Aufklärung als vor dem Tumulte sich durchkreuzender Meinungen sicher.

Woher kömmt es nun, daß ein Werk, welches den Namen einer Vernunftlehre führt, aber alle Mittel der Aufklärung uns so geflissentlich rauben oder verdächtig machen will, durch Herrn Lavater, Pfenninger und ihre Anhänger *) überall empfohlen worden? Durch welche Kunstgriffe ist es seinem Verfasser, der so unphilosophisch schreibt, gelungen, als Philosoph angepriesen zu werden. Freilich gründliche Philosophie ist die Sache Lavaters und seiner Anhänger nie gewesen. Aber auch dieß abgerechnet, muß man gestehen, daß P. Sailer die Kunst versteht, sich mit dem Anschein einer bescheidenen Miene vor der Welt als einen Mann von Wichtigkeit anzukündigen. Er sagt selbst in der Vorrede: „Aristoteles, Baco, Lambert, schrieben ein Organon „und sagten es laut, daß sie eines geschrieben, und hundert

*) S. Hrn. Nicolai obenangeführtes Buch. S. 29.

„andere schrieben eines, ohne es so zu nennen. Wenn „ich unter den letztern bin — “ O der bescheidene Mann der Hunderten, die er nicht nennt, wo nicht gleiche Verdienste, doch eine der seinigen ähnliche Bescheidenheit zuschreibt, dagegen aber die berühmten Männer, die er nennt, durch stillschweigende Vorwürfe zu beschämen weiß! man denke nur: Aristoteles, Baco, Lambert gaben ihren Werken solche stolze Titel, und er, welcher eine ganz neue Laufbahn eröffnet, er, welcher die grosse Kunst erfunden hat, die deutlichen Begriffe in der Logik zu entbehren, und dafür die positive Theologie mit in dieselbe hinein zu ziehen, er, von dem wir lernen sollen, wie wir die Vernunft allenfalls entbehren können, er ist so bescheiden, dieses grosse, neue, unerhörte Werk mit dem schlechten Namen einer Vernunftlehre zu belegen!

Bey dem allen aber ist ihm doch der Ruhm, ein Organon geschrieben zu haben, nicht entgangen. Denn Herr Weckherlin quantum nomen! hat in seinem grauen Ungeheuer *No. XI.* vom vorigen Jahre S. 169. dem Sailerschen Buche diesen Titel beigelegt. Die Stelle ist zu merkwürdig, als daß wir sie nicht hieher setzen sollten. Das graue Ungeheuer sagt ausdrücklich: „Wahr ists, das Ebentheuer „des vortreflichen Bayle zu Ingolstadt ist ein Schandfleck für „die Aufklärung in Bayern. Aber dieser Fleck wird auf die „edelste Art wieder durch einen Universitätsbürger allda ausgelöscht. Sailers Logik — vielmehr Organon — ist „vielleicht unter den neuesten Erscheinungen des menschlichen „Geists eine der frappantesten und merkwürdigsten. Dieses „in Anlage und Ton ganz sonderbare Werk, das zuverläßig „eine gewisse Epoche machen und auf die Nachwelt reichen „wird, *) vertilgt alle die kleinen gedruckten Sottisen, „worüber man sich beschwert, und versöhnt den Kenner „ganz wieder mit der Universität zu Ingolstadt wegen „der an Bayle begangenen Sünde. Ob die Berliner Bibliothek dieser Meynung seyn wird, das mag dahin gestellt „seyn. Was sie auch immer sagen wird: so wird es das „Axiom bekräftigen“

„La critique ne vaut jamais le talent.“

O das

*) Vix credo!

O das herrliche Talent, die Begriffe zu verwirren! O der große über alle Kritik erhabene Mann! O das Wunder von einem Jesuiten. Wer hat seinem Orden wohl je wichtigere Dienste geleistet, als er, der ad majorem Dei gloriam für die Philosophie eben das thut, was Hardouin für die Geschichte! Das Schimpfen auf Philosophie und profane Wissenschaften findet nicht überall Eingang. Pater Sailer versteht die Sache besser. Lieber verkauft er uns unter dem Namen der Vernunftlehre ein Werk, welches recht darauf angelegt ist, die Vernunft zu lähmen! Seine Philosophie ist zwar nicht weit her, aber an List und Verschlagenheit wird er so leicht nicht übertroffen werden. Gift ist wohl schon mehrmalen den Arzneimitteln untergeschoben worden; allein noch nie hat man es unternommen, die Vernunft durch sich selbst lähmen zu wollen.

Herr Weckherlin muß das Buch, welchem er ein so ungemessenes Lob beilegt, gar nicht gelesen haben, sonst wäre es nicht möglich, daß er von einem Werke, welches seine eigne Grundsätze verdammt, und den Jesuiten gegen den Professor Weishaupt das Wort redet, sagen könnte, daß es die Kenner ganz wider mit der Universität Ingolstadt wegen der an Bayle begangenen Sünde aussöhne. Frappant und merkwürdig ist das Buch freilich, auch in Anlage und Ton sonderbar genug; aber Gott behüte uns, daß es nicht Epoche mache und auf die Nachwelt reiche! Doch damit hat es auch gute Wege.

Rzd.

Ueber den Menschen nach den hauptsächlichsten Anlagen in seiner Natur, von Johann Gottlieb Steeb. 3 Bände. Tübingen 1785. bey Heerbrandt. 8. in fortlaufender Seitenzahl. 280 Seiten.

Da die Erweiterung und Berichtigung der Kenntniß des Menschen in unsern Zeiten vorzüglich den Fleiß der Gelehrten beschäftigt, und manche neue und wichtige Bemerkungen über seine körperliche sowohl als geistige Natur gemacht worden, und hierüber die Anzahl der Schriften in diesem Fache sehr angewachsen ist; so müßte den Liebhabern psychologischer

und physiologischer Untersuchungen, ein Werk, worin die wichtigsten in so vielen Büchern zerstreuten Bemerkungen über den Menschen gesammlet und in ein Ganzes zusammengestellt, und zugleich die verschiedenen Meinungen und Theorien der Aerzte und Weltweisen in Auszügen geliefert, und mit eigener Prüfung begleitet werden, nicht unwillkommen seyn, wenn man sich dann auch gleich hiebey genöthiget sieht, so manches schon bekannte und oft gesagte noch einmal lesen zu müssen. Von dieser Art soll das vorliegende Werk des Herrn Steeb seyn, worin er bey der körperlichen Natur anfängt, dieselbe nach ihren Kräften und Verschiedenheiten von den Thieren, besonders mit Erwähnung der Meinungen neuerer Physiologen untersucht, und dann zu der geistigen übergeht, indem er eben diesem Wege folgt. Da die Weitläuftigkeit des Werks es mir nicht erlaubt, den Inhalt desselben vollständig anzuzeigen, so werde ich mich begnügen, nur die Hauptgesichtspunkte, woraus der Mensch darin betrachtet wird, auszuheben, und dann aus jedem der drey Bände einen Abschnitt zur Probe etwas weitläuftiger durchzugehen, um die Methode des V. näher kennen zu lernen. Der erste Band handelt überhaupt von der körperlichen Beschaffenheit des Menschen, und zwar in vier Abschnitten. 1) Von der körperlichen Beschaffenheit des Menschen in Vergleichung mit andern Geschöpfen des Erdbodens. Der Mensch unterscheidet sich besonders dadurch, daß für ihn das weiteste Gebiet ausgesteckt ist, durch die größere und längre Schwäche in der ersten Zeit seines Lebens, die aber zu seinem Vortheil gereicht, indem sie ihn an die Gesellschaft bindet und zur Sprache leitet; durch die schicklichere Proportion in der Schärfe seiner äussern Sinne, durch ein größeres Gehirn, und besonders durch die aufrechte Stellung, die ihm mehr Kräfte und Fertigkeiten verschafft. Der Genuß seiner Nahrungsmittel ist ihm freyer gelassen als den Thieren, er kann unter allen Himmelsstrichen leben, und sein Lebensziel ist länger als bey andern Thieren. 2) Von der körperlichen Beschaffenheit des Menschen an sich betrachtet. (Hätte dieser Abschnitt nicht bequemer vor dem erstern gestanden, weil es uns leichter wird, etwas mit andern Dingen zu vergleichen, wenn wir erst das ihm Eigenthümliche haben kennen gelernt?) Hierin untersucht der V. die Bestandtheile des Körpers, die Sinne und Sinnenwerkzeuge, Entstehung, Wachsthum, Abnahme, Tod, Gesundheit, Krankheit, menschliches Lebensziel u. s. w.

3) Von

3) Von den Ausnahmen und Verschiedenheiten in der körperlichen Beschaffenheit des Menschen. Ursachen dieser Verschiedenheiten. Mondsaugenmenschen, Kakrelaken, Chageelas, Albinas, Keetnis im Walliserlande, menschliche Zwitter, Misgeburten. Mannigfaltige Bildung des Menschen. Verschiedene Temperamente. Körperliche Sympathie und Antipathie. 4) Von den körperlichen Verschiedenheiten ganzer Völker. Einfluß des Klima, der Nahrung, der Verfassung, Sitten und Gebräuche eines Volks. Meinung von dem Uebergange künstlicher Verschiedenheiten in die Natur selbst und Kants Meinung von präformirten Keimen und Anlagen zur körperlichen Beschaffenheit. Verschiedenheit in der Bildung des Leibes, der Leibesfarbe, der Leibesstärke und den Kräften. Erzählung mit Beantwortung der Humischen Grundsätze. Ich wähle aus diesem Bande dasjenige, was der V. über Sympathie und Antipathie sagt. Die Ursachen der Erscheinungen derselben erklärte man sehr verschieden. Nach Cartesius und Locke ist die Verknüpfung der Ideen eine der wichtigsten dieser Ursachen. Allein diese Erklärungsart ist noch nicht hinreichend, und daher haben Tissot und andre sie aus der Beschaffenheit der Säfte und des Nervensystems hergeleitet, welches durch solche Körper, wovor man einen Abscheu hat, oder auch durch ihre Ausdünstungen verletzt worden; so wie er auch nicht abgeneigt ist, die Sympathie von übereinstimmenden Ausdünstungen entspringen zu lassen. Eben dieses nahm auch Boerhaave an, und wird durch die Erfahrung des Marville bestätigt, der in London in einem Ballhause ein Paar junge Leute spielen sahe, gegen den einen sogleich eine starke Zuneigung und gegen den andern einen heftigen Widerwillen empfand, nebst einem starken Verlangen, daß jener gewinnen und dieser verlieren möchte. Er beobachtete sie beyde mit einem vorzüglich gutem Vergrößerungsglase. Die heftige Bewegung derselben verursachte eine starke Ausdünstung, die sich bis zu ihm ausbreitete. Er untersuchte alle Theile dieser Ausdünstung, und ward gewahr, daß die Theile der Ausdünstung desjenigen, dem er gewogen war, sehr leicht sich mit den Theilchen seiner eigenen Ausdünstung vereinigten, und daß hingegen von den Theilchen der Ausdünstung des andern, der ihm zuwider war, einige wie scharfe, andre wie stumpfe Nadelspitzen gestaltet waren und ihn verletzten oder stießen. Solchergestalt, sagt er, erfuhr ich an mir selbst, daß die nähere Ursache unsrer verschiednen Neigungen gegen

andre

andre in der unterschiednen Beschaffenheit unsrer Ausdünstungen, nachdem nemlich dieselben einander zuwider sind oder nicht, zu suchen sey. Durch das Unglaubliche in dieser Erzählung verliert zwar nach dem Urtheil des Verf. die Meinung nichts, daß die Sympathie und Antipathie aus den Ausdünstungen zu erklären sey. Allein er glaubt doch, daß selbst bey dieser Meinung noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben wären, weil oft die Ausdünstungen der angenehmen und widrigen Gegenstände nur so geringe und unmerklich seyn könnten, daß ihnen ein solcher Einfluß auf das Nervensystem nicht allemal zuzuschreiben wäre. Ich hätte gewünscht, daß der V. sich hier auf die Vereinigung dieser beyden Meinungen, wovon die eine die Ursachen der Sympathie und Antipathie in der Vergesellschaftung der Ideen, die andre aber in gewissen angenehmen oder widrigen Ausdünstungen sucht, etwas weiter eingelassen hätte. Denn es scheinen beyde sehr gut mit einander bestehen zu können, und führen uns vielleicht erst gemeinschaftlich zu der Erklärung aller Phänomene, die hiebey vorkommen können. Hierauf werden noch einige merkwürdige Erscheinungen von Zuneigung und Abneigung angeführt. So bekommt ein Mädchen allemal Konvulsionen, wenn sie das Geläute der Glocken hörte, ein andrer mußte sich auf jede Musik erbrechen und ein dritter wurde epileptisch, wenn er eine Kindertrompete hörte. Nach dem glaubwürdigen Berichte eines schottländischen Predigers, bekommen die Einwohner der Insel St. Hilda allemal einen heftigen Husten, wenn ein Fremder ihre Insel betritt, der 10 bis 12 Tage anhält, und sich dergestalt ausbreitet, daß das Kind an der Mutterbrust nicht verschont bleibt, ja sogar oft mit einem starken Fieber verbunden ist.

Der zweyte Band enthält Betrachtungen über die geistige Beschaffenheit des Menschen, und handelt wieder 1) von der geistigen Beschaffenheit des Menschen in Vergleichung mit den Thieren. Hier untersucht der V. den Hauptgrund des Unterschieds zwischen den Menschen und den Thieren, führt Herrn Herders Gedanken hierüber weitläuftig an, und bringt seine Zweifel und Gründe dagegen bey, daß dieser Unterschied nicht blos von der Organisation herzuleiten sey. Dann zeigt er ferner, daß sich der Mensch in seinen sinnlichen Empfindungen von den Thieren besonders dadurch unterscheide, daß dieselben vielfacher bey ihm wären, der Seele richtiger

ger mitgetheilt würden, mehr berichtigt werden könnten und der Natur gemäßer, auch von längerer Dauer wären als bey den Thieren. In Absicht der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses unterscheide sich der Mensch durch die größere Menge seine Vorstellungen, durch leichtere Erweckung und tiefere Einprägung, durch die Fähigkeit seine Ideen durch etwas Aeusseres zu figiren, und sich das Vergangene als vergangen vorzustellen, wodurch der Begriff der Zeit entstünde. Zu seinen Trieben könne sich der Mensch eigenmächtig reizen, ihrer Entstehung zuvorkommen, und habe, wenn sie sich äusserten, mehr Macht über sie, auch wären sie bey ihm mit mehrern Nebentrieben verbunden, als bey den Thieren. Bey den Affekten zeigt sich im Menschen der Unterschied vor den Thieren, daß sich sowohl die angenehmen als unangenehmen Leidenschaften bey ihm in mehrere Arten theilen, einen weit thätigern und stärkern Einfluß auf ihn haben, und nicht nur in dieser Gattung, sondern auch in einzelnen Menschen, in größerer Anzahl wirken als bey den Gattungen und Individuen der Thiere. Ueberdem beziehen sie sich auf mehrere Dinge, können durch mehrere Dinge erregt werden, und sind oft Folgen nicht blos klarer und verworrener, sondern selbst deutlicher Vorstellungen. 2) Von der geistigen Beschaffenheit des Menschen an sich betrachtet. In diesem Abschnitt erklärt der V. den Anfang und die Mechanik unsrer Begriffe, berührt die verschiedenen Meinungen über die Frage von den angebohrnen Ideen, führt die Gründe derer an, welche glauben, daß die Seele immer thätig sey, und giebt zwey Arten des Bewustseyns an, nemlich das Bewustseyn, daß wir eine bestimmte Sache denken, eine gewisse Modifikation erfahren, und das Bewustseyn unsers Daseyns. Hernach handelt er von den äussern Sinnen überhaupt und insbesondere, vom Gedächtniß, von der Phantasie, von dem Verstande und der Vernunft, und geht dann zu dem Willen über. Dieser entsteht in dem Menschen, so bald er sich seiner Sinne bedienen kann, und seine Aeusserungen richten sich nach dem Grade der Vollkommenheit, den uns eine Vorstellung darbietet, nach der Zeit und Art, wie die Vorstellungen auf das Gemüth wirken, nach der Leichtigkeit und Schwierigkeit, des vorgestellten Guten theilhaftig zu werden, nach der Neuheit, nach dem Contrast, der Intension und Lebhaftigkeit der einzelnen Vorstellungen und Empfindungen, nach ihrer Deutlichkeit und Undeutlichkeit. Mittelbarer Weise bestim-

bestimmen den Willen die Ideenassociation, die Organisation des Körpers und der gegenwärtige Gemüthszustand. Den Beschluß machen in diesem Bande die Betrachtungen über die verschiedenen Triebe und Neigungen. Ueber die Grundtriebe und Grundneigungen, deren Entstehung und verschiedene Abänderungen der V. hernach noch besonders entwickelt, macht er an der Stelle, wo er sie alle anführt, ohngefähr folgende Bemerkungen. Er rechnet darunter, den Trieb der Selbsterhaltung, der Sympathie oder des Mitfühlens, den Trieb nach Ehre, den Trieb nach Thätigkeit und Trägheit, Trieb nach Veränderung und Gewohnheit, und den Trieb in die Zukunft zu sehen. Zu dem ersten Grundtriebe der Selbsterhaltung hat der Schöpfer die Natur des Menschen selbst eingerichtet, theils durch die unwillkürliche Lebensbewegungen, die das Ihrige zur Erhaltung desselben ohne sein Zuthun beytragen, theils indem er ihm vermittelst der Empfindsamkeit der Nerven und der Reizbarkeit der Muskeln ein Gefühl dessen, was der Erhaltung des Körpers beförderlich oder hinderlich ist, beygelegt hat. Eben das erweckt daher diesen Trieb und leitet ihn so, daß der Mensch das, was demselben gemäß ist, begehrt und das Gegentheil verabscheut. Dazu gesellt sich alsdenn vollends alles dasjenige, was sich auf seinen Zustand überhaupt bezieht, und ihm auf irgend eine Weise von außen oder von innen angenehm oder unangenehm ist, woraus der allgemeine Trieb zum Vergnügen entsteht. Der Trieb der Selbsterhaltung, der anfänglich in dem Menschen blos auf Gefühlen beruht, wird nach und nach durch die Einsichten, die er sich erwerben kann, aufgehellt und erweitert, und zu einer vernünftigen Selbstliebe, welche ein so starker und reger Trieb ist, daß er den Menschen nie verläßt, daß der Mensch auch unter den traurigsten Schicksalen sein Leben noch duldet, und daß dieser Trieb sich selbst über dieses Leben hinaus erstreckt. Wenn die Menschen oft das Gegentheil von dem thun, was sie Kraft dieses Triebes thun sollten, so beweiset dies nichts weiter, als daß sie irren und unrechte Mittel zu ihrem Zweck wählen können. Mit der Selbstliebe, die an sich höchst gut ist, muß man die Eigenliebe und Eigennützigkeit nicht verwechseln. Beyde sind nicht nothwendige Folgen der Selbstliebe, und daß sie das Grundwesen des menschlichen Willens nicht ausmachen, erhellet aus dem andern Grundtriebe, nemlich der Sympathie oder dem Mitfühlen. Unempfindlich und unthä-

tig

sig bey jedweden Zuständen und Angelegenheiten unserer Nebengeschöpfe kann der Mensch, vermittelst einer vom Schöpfer getroffenen Einrichtung nicht seyn. Freude, Empfindungen theilen sich uns mit, wenn sie sich unsern Sinnen darbieten, oder auch nur unserer Einbildungskraft lebhaft vorstellen. So theilen sich fast die meisten Gemüthsbewegungen andern mit. Der blosse Anblick eines Lachenden oder Weinenden reizt zum Mitlachen oder Miteweinen, und so verbreitet sich auch die Miene der Furcht, des Schreckens oder Entsetzens. Wir sympathisiren sogar nicht nur gegen die Freuden und Leiden der Menschheit überhaupt, sondern auch gegen ähnliche Zufälle vernunftloser Wesen. Der Grund dieses Mitfühlens liegt oft in der Imagination, die uns dabey dasjenige vorhält, was wir in ähnlichen Fällen empfunden haben, oft in der Einrichtung des Nervensystems und der gleichen Natur, und nach Sulzers Theorie überhaupt in dem Eindrucke, den das Gute oder Uebel an sich auf uns macht, und wobey das erste nothwendig angenehme, das andere nothwendig unangenehme Empfindungen in uns verursacht. Dieses und die beständige Erfahrung lehrt, daß die Sympathie niemandem ganz fehlen kann, wenn sie gleich zuweilen geschwächt, und in gewissen Fällen erfüllt wird. Den Trieb nach Ehre rechnete Hr. Prof. Feder noch nicht unter die am tiefsten in unserer Natur gegründeten Triebe. Allein er liegt wirklich in unserm Gemüth sehr tief, spornt den Menschen zu den größten Thaten an, erwacht sehr frühzeitig, und wird blos durch langwierige Sklaverey oder auch durch äußerstes Elend überwältigt. Das auffallendste Beyspiel hievon geben ein Paar Canadier, die, wie sie sich in einem Wettkampf, den sie ihrem Volk zum Vergnügen angestellt hatten, nicht besiegen konnten, sich beyde von einer Höhe herunterstürzten. Den Trieb zur Thätigkeit beweisen tausend Erfahrungen an den Kindern, die immer beschäftigt seyn wollen, an den Wilden, die die größte Neigung zu ihren Spielen und Tänzen haben, und das Beschwerliche der Langeweile. Der Grund dazu liegt theils im Körper, indem die strebenden Kräfte desselben, und die daraus entstehenden Reize ein beschwerliches Gefühl von Druck und Drang erregen. Aber eben so liegt in dem Menschen auch ein Trieb zur Trägheit und Indolenz, Kraft dessen er sich ungern aus dem schmerzlosen Zustand bringen läßt, worin er sich an einem behaglichen ruhigen Selbstgefühl weidet. Doch merkt der Verfasser hiebey ganz richtig an, daß man dieses doch eigentlich nicht

einen

einen Trieb, sondern nur ein Bedürfniß nennen könne, und daß man einen Unterschied zwischen äußere und innere Thätigkeit machen müsse, bey welcher bey aller äußern Ruhe doch die innern Organe in der stärksten Thätigkeit und Bewegung seyn könnten. Da die Ruhe für den Menschen wenigstens nach der Einrichtung seiner Organisation äußerst nothwendig ist, so verband der Schöpfer auch mit derselben, um den Menschen dazu zu leiten, ein behagliches Gefühl, darum will der Verf. die Sulzersche Theorie, daß das Vergnügen überhaupt und allein aus der Thätigkeit entspringt, nicht annehmen. (Allerdings entspringt das Vergnügen blos aus der Thätigkeit; allein aus einer den Kräften der Seele angemessenen Thätigkeit, die nicht so stark ist, daß sie dabey ihre Einschränkung fühlt, und die Ruhe erhält ihr Angenehmes durch nichts anders, als daß sie diese angemessene Wirksamkeit der Seelenkräfte herstellt, und die Ueberspannung und beschwerliche Anstrengung derselben hindert.) Der Grund zu dem Triebe nach Veränderung, der so allgemein ist, liegt theils in dem Körper, worin einerley Bewegungen die Kräfte erschöpfen, theils in der Seele, deren Vorstellungen immer nöthig haben, ergänzt und berichtigt zu werden, theils in der Veränderung der äußern Dinge selbst. Diesem Triebe aber ist durch die Weisheit des Schöpfers vermittelst des Hanges an Gewohnheit ein Gegengewicht gesetzt, so wie auch diese selbst aus ihrem einförmigen Geleise durch jenen herausgedrängt wird. (Da diese Triebe nicht noch besonders hernach entwickelt werden, so hätte hier nothwendig wohl gezeigt werden müssen, wie der Hang zum Gewohnten mit dem so sehr starken Triebe nach Veränderung zusammen bestehen könne, und wie der anscheinende Widerspruch zu heben sey, daß, da der Mensch so sehr die Veränderung liebt, doch das Gewohnte zugleich so vielen Reiz für ihn hat. Daß dieser Widerspruch blos scheinbar sey, möchte vielleicht daraus erhellen, daß, obgleich die Verschiedenheit der Temperamente hierbey sehr in Betrachtung kömmt, dennoch selbst das Gewohnte uns lästig wird, wenn es nicht mit neuen Nebenumständen in Verbindung gesetzt wird, die der Seele wieder neue Thätigkeit verschaffen, und ihrer Kraft eine neue Richtung geben. Anziehend aber scheint das Gewohnte nur dadurch zu werden, daß, weil die Seele die dazu nöthigen Vorstellungen schon öfter wiederholt hat, sie dem Gang derselben ungehindert folgen kann, und also in dem Gefühl einer leichten Beschäftigung Vergnügen empfindet.) Der Trieb auf

die

die Zukunft zu sehen, entsteht bey dem Anwachse der Vernunft, der Mensch wird zu demselben nach und nach durch Erfahrungen aus dem Vergangenen geleitet, aber auch oft durch ihn so hingerissen, daß er über die Hinsicht auf das Künftige, den Blick auf das Gegenwärtige vergißt. Der größte Theil der Absichten und Handlungen der Menschen geht auf die Zukunft, und diese Aussicht schwingt sich zuletzt über alle Schranken der Zeit, hält sich an die unbegränzte Ewigkeit, und wird Trieb nach dem Unendlichen. (Auch hier, dünkt mich, hätte sich der Verf. genauer auf die Entstehung dieses Triebes einlassen müssen, der offenbar auf nichts anders, als dem beständigen Streben der Seele nach Erweiterung ihres Ideenkreises beruhet. Ueberhaupt scheint es, daß dieser Erweiterungstrieb unter den Grundtrieben des Menschen die oberste Stelle hätte einnehmen müssen, da er bey allen andern zum Grunde liegt, und diese nur so viele besondere Abänderungen und Richtungen sind, welche er durch die Verschiedenheit seiner Objecte erhält. Dies würde zugleich eine richtigere und vollständigere Eintheilung der andern Grundtriebe an die Hand gegeben haben.)

Im dritten Bande kömmt der Verf. endlich auf einige besondere und vermischte Anlagen des Menschen, unter welchen er 1) die Gewohnheit rechnet. Die Anlage dazu ist theils im Körper, insofern er ein organisches Wesen und eine thierische Maschine ist, theils in der Seele nach ihren verschiedenen Kräften. Ihre äußern Ursachen liegen in der Gesellschaft, die vermittelst der Gesetze, der Verschiedenheit der Stände, des Umgangs und Beyspiels, und vermittelst der besondern Denkungsart der Völker und Zeiten Einfluß auf sie hat. Ferner haben Religion, Klima, Lebensart, die Künste und Wissenschaften, Luxus und Privaterziehung Beziehung auf die Gewohnheit. Alles dieses, wie auch einige besondere Nationsgebräuche, und die Wirkungen und Macht der Gewohnheit ist hier näher entwickelt. 2) Die Anlage des Menschen zur Sprache. Dieser Abschnitt enthält Auszüge aus den verschiedenen Theorien eines Herder, Monboddo, Pleucquet und Fulda, über die Entstehung und Bildung der Sprache, und Vergleichung derselben unter einander. 3) Anlage des Menschen zur Gesellschaft. Kürze halber will ich aus diesem Bande nur noch einige Gedanken des Verf. über den Einfluß des Klima auf die Gewohnheiten und Gebräuche anführen. Da

das heißere Klima den Menschen überhaupt nicht nur zu einer hälbern Reife bringt, sondern auch eben dadurch seine Triebe früher weckt, und wenn sie erweckt sind, mehr reizt; so finden sich sowohl in Absicht der Zeit als der Einrichtung der Ehe manche Gewohnheiten in denselben, die von den unsrigen verschieden sind. Daher die in solchen Ländern allgemeine Gewohnheit der Vielweiberey, und die damit verbundenen Gebräuche der Verschneidung, des harten Zwangs der Weiber und dergleichen. In einem heißen Clima erhalten sich überhaupt die Sitten und Gebräuche lange Zeit unverändert, und so sind wirklich die Gewohnheiten der Morgenländer, und besonders auch der Araber noch eben dieselben, die sie vor zwey oder drey tausend Jahren waren. Die Kleidung der Morgenländer war damals ein weiter Rock, und auf dem Haupte trugen sie einen Turban, gerade wie noch heut zu Tage. Ihre Fürsten entzogen sich, wie noch jetzt, den Augen der Unterthanen, und kamen fast nie aus ihren Pallästen hervor. Diese Unveränderlichkeit der Gebräuche leitet Falkener daher, daß sich die Beschaffenheit des Himmelstrichs daselbst fast immer gleich, oder wenigstens weit geringern Veränderungen unterworfen ist, als in Ländern unter einer gemäßigten Breite. Dazu kömmt, daß das feine Gefühl der sinnlichen Werkzeuge, welches die Seele jedem Eindruck öffnet, mit einer gewissen Trägheit der Seele und des Körpers verbunden ist, oder wenigstens dazu leitet, so daß beyde zu jeder Anstrengung untüchtig werden. Man begreift daher leicht, daß es in diesen Gegenden schwer hält, starke und durch öftere Wiederholung zur Gewohnheit gewordene sinnliche Eindrücke aufzugeben, oder gegen neue zu vertauschen. Inzwischen trägt doch auch zu dieser Unveränderlichkeit der Gebräuche in heißen Gegenden die genaue Beziehung, worin sie mit der Religion und den Gesetzen stehen, sehr vieles bey. Manche besondere Gewohnheiten im Orient erhalten auch ihr großes Ansehen durch physische Bedürfnisse als die Beschneidung, die vielen Reinigungen und das Enthalten vom Fleischessen. Die Wirkungen der Kälte auf Nationalgebräuche sind nicht so mächtig und allgemein, und die Bewohner kalter Erdstriche sind in der Anhänglichkeit an ihren Sitten weit minder beständig. Peter der Große führte eine gänzliche Veränderung der Gebräuche und Sitten in seinem ungeheuren Reich ohne große Schwierigkeiten und Blutvergießen ein; und in China zog ein ähnlicher Versuch eine völlige Staatsveränderung nach sich. In jenen

kalten

kalten Gegenden öffnete, die Einführung neuer Sitten dem Kunstfleiß eine neue Laufbahn, erregte Ehrgeiz und Rangsucht bey dem einen, und Neugier und Eitelkeit bey dem andern Geschlecht, da hingegen die Chineser gegen alle diese Leidenschaften unempfindlich waren, und sich nicht aus ihrer gewohnten Trägheit wollten bringen lassen. Man kann schwerlich behaupten, daß es gewisse Gebräuche gäbe, die den gemäßigten Himmelsstrichen als solchen besonders eigen wären, und die daselbst gewöhnlichen Handelsweisen und Gewohnheiten sind äußerst veränderlich. Eine der hauptsächlichsten und natürlichsten Ursachen hievon ist besonders auch die, daß die Witterung, und vorzüglich die Stuffen der Hitze und Kälte darin so beträchtlich wechseln. Denn dies zieht viele nothwendige Veränderungen in Absicht der Kleidung, der Nahrung und des Umgangs nach sich, welches die Menschen unter solchen Himmelsstrichen nicht nur anleitet und nöthigt, diese oder jene Abänderung vorzunehmen, sondern auch vielfache Anlässe verschafft, die modische Empfindsamkeit nach ihrer ganzen großen Extension zu üben. Diese Auszüge und Anführungen einiger Stellen aus diesem Werk, glaube ich, werden hinreichen, die wahre Beschaffenheit und Einrichtung desselben genauer kennen zu lernen. Man sieht daraus, daß es als eine ziemlich vollständige Sammlung alles dessen, was über alle diese Materien von neuern Schriftstellern gesagt ist, immer seinen Werth hat. Allein, es würde doch noch ungleich mehr gewonnen haben, wenn die Ordnung und Planmäßigkeit, die bey einer Compilation dieser Art so äußerst nothwendig ist, genauer beobachtet wäre, wie es wirklich geschehen ist. Denn oft sind die Materien so untereinander geworfen, daß es dem Ganzen an Einheit und Zusammenhang nach einem festen Gesichtspunkt fehlet, welches dann zu vielen Wiederholungen und Verwirrungen Anlaß giebt. Auch sind oft die einzelnen Meynungen anderer in Verhältniß der eigenen Prüfungen des Verf. zu weitläuftig vorgetragen, so, daß man überhaupt sehr weniges, dem V. ganz eigenes und neues findet, der indessen doch dabey allemal aufrichtig genug ist, uns seine Quelle anzuführen, und nicht für eigene Waare zu verkaufen, was er doch von andern geborgt hat.

Rk.

Les Cauſes finales et la direction du mal, poëme philoſophique en quatre chants, par Mr. *Emanuel Salchli*, Paſteur d'une egliſe allemande, à Berne, chés Ochs, 1784. in 8. Vorrede und Einleitung 46 Seiten. Das Gedicht 186 Seiten.

In der Vorrede legt der Verf. die Schwierigkeiten ſeines Unternehmens, in Anſehung der Sache ſowohl als der Sprache, vor Augen, wünſcht den franzöſiſchen Dichtern mehr Kühnheit, um ſich von den ſchweren Feſſeln des Versbaues los zu reißen, und ſagt, er würde lieber die deutſche Sprache gewählt haben, wenn er nicht geglaubt hätte, ſo allgemein geleſen zu werden, und mehr zu nutzen. Er empfiehlt das Leſen unſerer Dichter den Franzoſen, und rettet ſie gegen einen in Frankreich gemachten Vorwurf. Darauf folgen hiſtoriſche Anmerkungen über das Alterthum des in dieſem Werke vorgetragenen Lehrgebäudes, des Optimismus, deſſen Saamen der Verf. in der älteſten orientaliſchen, ägyptiſchen und orphiſchen Philoſophie zu finden glaubt. Die Griechen bildeten ihn hernach aus, ſchon Thales lehrte, die Welt ſey das ſchönſte mögliche Werk; ſogar das metaphyſiſche Uebel kannten die älteſten Philoſophen, einige nannten es Finſterniß, andere Natur, noch andere Nothwendigkeit. Dieſe Behauptung, ſetzt der Verf. hinzu, habe ich nirgends gefunden. Zuletzt bemerkt er, er werde Leibnitzens Syſtem nicht ganz befolgen, aus eignem Nachdenken habe er einen eignen Plan gemacht. In Betreff des erſtern hat er ſich wohl ein wenig übereilt; Thales lehrt zwar den Worten nach den Optimismus, ob aber dieſe Worte gerade den optimiſtiſchen Sinn haben, iſt noch ſehr die Frage; ſie können auch ſagen, die Welt iſt das ſchönſte Werk, zu verſtehen von einer in die Sinne fallenden Schönheit, und dies iſt wohl wahrſcheinlich die Meynung, von einer höhern Bedeutung ſind im Thaletiſchen Syſteme keine Spuren. Anlangend das metaphyſiſche Uebel: ſo läßt ſich das freylich aus der Finſterniß des Zoroaſters herleiten, in ſo fern dieſe Privation Einſchränkung iſt, allein ob gerade dies Zoroaſter bey dem ſinnlichen Bilde der Finſterniß dachte, iſt wieder eine große Frage. Legt man in die Worte der Alten allen Sinn der Neuern, den ſie freylich oft haben können: ſo läßt ſich nichts

erden-

erdenken, das sie nicht schon gesagt hätten, und dies ist gerade der Weg, die ganze Geschichte der menschlichen Vernunft zu verwirren, den auch alle die betraten, denen daran gelegen ist, alle menschliche Kenntniß zu verdrehen. Selbst Plato kannte noch das metaphysische Uebel nicht, seine Materie oder Nothwendigkeit ist zwar ein Theil davon, aber doch auch mehr als blosse Privation und Einschränkung; die neuern Platoniker haben zuerst hierin einen bestimmten Begriff.

In Ansehung des andern hat der Verf. allerdings recht, er geht einen andern Weg als Leibnitz, wie der Hauptinhalt des Gedichts aus dem nun folgenden analytischen Plane gezogen darthun wird. Des Werks Zweck ist, zu zeigen, daß das Uebel zur allgemeinen Vollkommenheit, dem Wohl der Gesellschaft überhaupt und jedes Individuums insbesondere, abzweckt. Im ersten Gesange wird dieser Zweck der Vorsehung bewiesen; im andern gezeigt, daß das metaphysische und physische; im dritten, daß das moralische Uebel diesen Zweck wirklich befördert; im vierten endlich werden hieraus moralische Folgerungen gezogen. Was Leibnitz a priori bewies, daß diese Welt die beste ist, thut der Verf. a posteriori, durch die überall herrschende Ordnung im Laufe der Gestirne, der ganzen Natur, und dem menschlichen Körper, dar; daraus wird die unendliche Vollkommenheit und Güte, also auch die allgemeine Absicht Glückseligkeit hervorzubringen, in Ansehung des Schöpfers gefolgert. Daß diese Welt wirklich die beste ist, wird auch durch die Erfahrung bestätigt, angenehme Empfindungen, Geisteskräfte, natürliche Neigungen, Gewissen und moralisches Gefühl, zwecken auf des Menschen Glückseligkeit ab. Eben dazu dient auch insbesondere das metaphysische Uebel, dadurch, daß Gott einen Plan gewählt hat, worin das wenigste Uebel, selbst aus unvermeidlichen Collisionen gutes gezogen ist, worin jeder an den Platz gestellt ist, an welchem die wenigsten nachtheiligen Collisionen für ihn sich finden, hat er das metaphysische Uebel zum Guten gelenkt. Das physische Uebel hat er erträglich gemacht, durch überwiegendes Gute, durch Hoffnung, und durch daraus hergeleiteten Nutzen, denn alles Uebel hat seinen Nutzen, es läßt uns das Gute besser fühlen, bringt Künste und Wissenschaften hervor, bildet die Bande der Gesellschaft, hält gefährliche Leidenschaften zurück, bewahrt uns vor Lastern, bringt große Tugenden hervor, und bereitet uns zu einem künftigen bessern Leben. Das moralische Uebel entspringt aus den Einschränkungen des Verstandes,

und dem Mißbrauche der Freyheit; ohne eingeschränkten Verstand und Freyheit aber konnte der Mensch nicht seyn; durch stete Wunder dessen Ausbruch zu hindern, ist den göttlichen Vollkommenheiten nicht gemäß, diese hätten die Schönheit der Welt zerstört, der Freyheit Eintrag gethan, selbst des Menschen Glück zerstört, welches nur durch freyen Gebrauch der Kräfte kann erlangt werden. Selbst aus den lasterhaften Leidenschaften entsteht Gutes, denn das Laster veranlaßt edles Bestreben sich ihm zu widersetzen, die Leidenschaften an sich sind dem Menschen nützlich und nothwendig; das Laster übertrifft noch nie die Tugend in der Welt, endlich ist alles so eingerichtet, daß das Laster nach und nach abnehmen muß, und wirklich abnimmt, daß es in einer künftigen Einrichtung ganz verschwinden wird, u. s. w. Daß aus dem Uebel Gutes entsteht, und alles Uebel nicht konnte vermieden werden, hat der Verf. gut dargethan, auch neue und treffende Bemerkungen mit eingestreut; dies wird so leicht kein einigermassen Nachdenkender leugnen. Die Hauptschwierigkeit beruht unsers Erachtens jetzt darauf, Konnte des Uebels Quantität nicht geringer seyn? nicht manches der Freyheit unbeschadet wegbleiben? Es giebt doch höchst wahrscheinlich Wesen höherer Ordnung, wobey weniger natürliches und sittliches Uebel gefunden wird, wir selbst sollen ja einmal zu solchen erhoben werden; warum gleichen wir nicht schon jetzt diesen? warum ließ der Schöpfer nicht lieber diesen sublunarischen Sammelplatz alles Uebels ganz weg? Oder warum gab er nicht wenigstens den Menschen bey ihrer Freyheit mehr Stärke der Vernunft, nur das zu thun, was sie deutlich als gut erkannten? Dies weist unsers Bedünkens am Ende dahinaus, daß, wie es eine nothwendige Quelle des Uebels überhaupt im metaphysischen Uebel giebt, so auch eine andere im physischen und moralischen seyn muß, die auch dessen Daseyn und Verringerung möglich machte; Existenz nämlich alles substantiellen, nebst seinen wesentlichen Bestimmungen, unabhängig vom göttlichen Willen. Die Alten wenigstens zogen sich durch ihre Ewigkeit der Materie sehr gut aus diesen Verwirrungen. Der Schreibart fehlt es, unsers Erachtens, an hinlänglichem Feuer, an dem, was vorzüglich den Dichter ausmacht, lebhaften Bildern und Vergleichungen. Den Versbau weggenommen, bleibt nichts, als eine um einige Grade erhöhete Prosa.

Dr.

6. Natur-

6. Naturlehre und Naturgeschichte.

Fundamenta chemiae theoretico - practicae, posita a D. *Ioann. Wilh. Baumer*, Sereniss. Hassiae Landgravii a consiliis rerum metallic. in Acad. Giessena medic. Prof. prim. Historiae naturalis et chemiae ord. Giessae, apud Kriegerum, 1783. in 8. 528 Seiten, nebst einem vollständigen Register.

Ungeachtet es uns an dergleichen Büchern, welche wie dieses zu Vorlesungen auf Akademien bestimmt sind, keinen Mangel haben; so hat doch gegenwärtiges von dem unermüdeten Hrn. Verf. ausgezeichnete Vorzüge erhalten. Es hat derselbe eine Naturgeschichte und Beschreibung derjenigen Körper, mit welchen sich die Chymie beschäftiget, und deren Kenntnisse einem jeden, der sich diese Wissenschaft eigen machen will, nothwendig sind, vorangeschickt. Das Buch zerfällt in zwey Hauptabschnitte, wovon der erstere in drey Abschnitte getheilt ist. Z. B. der erste handelt die Geschichte der Chymie und der chemischen Subjecte ab, der zweyte, die chymischen Wirkungsmittel, die leidenden chymischen Werkzeuge, die chymischen Geräthschaften, und die chymischen Grundanfänge der Körper, der dritte, die mechanische Zerstückung, als pülvern, raspeln, feilen, das Einäschern und Verbrennen — unter letztern fand Recensent noch die gebrannten Maulwürfe, wie solche noch in manchen Apotheken dortiger Gegenden Mode sind — dieses und gleiches wünschte Rec. hier nicht anzutreffen. Dann: die chymische Auflösung insbesondere, und die Auflösungsmittel nach der Reihe — die trockene Auflösung und deren Hülfsmittel. Das Abtreiben auf der Kapelle, und das Ansieden in Scherben — Das übrige dieses Abschnitts müssen wir übergehen. Hierauf folgt der praktische Theil, dem ein Kapitel von den Produkten und Edukten der Chymie überhaupt vorausgeschickt ist. Dieser praktische Theil ist wiederum in 16 Theile getheilt. Der erste handelt die wässerichten Produkte ab, wie z. B. destillirte

und dem Mißbrauche der Freyheit; ohne eingeschränkten Verstand und Freyheit aber konnte der Mensch nicht seyn; durch stete Wunder dessen Ausbruch zu hindern, ist den göttlichen Vollkommenheiten nicht gemäß, diese hätten die Schönheit der Welt zerstört, der Freyheit Eintrag gethan, selbst des Menschen Glück zerstört, welches nur durch freyen Gebrauch der Kräfte kann erlangt werden. Selbst aus den lasterhaften Leidenschaften entsteht Gutes, denn das Laster veranlaßt edles Bestreben sich ihm zu widersetzen, die Leidenschaften an sich sind dem Menschen nützlich und nothwendig; das Laster übertrifft noch nie die Tugend in der Welt, endlich ist alles so eingerichtet, daß das Laster nach und nach abnehmen muß, und wirklich abnimmt, daß es in einer künftigen Einrichtung ganz verschwinden wird, u. s. w. Daß aus dem Uebel Gutes entsteht, und alles Uebel nicht konnte vermieden werden, hat der Verf. gut dargethan, auch neue und treffende Bemerkungen mit eingestreut; dies wird so leicht kein einigermassen Nachdenkender leugnen. Die Hauptschwierigkeit beruht unsers Erachtens jetzt darauf. Konnte des Uebels Quantität nicht geringer seyn? nicht manches der Freyheit unbeschadet wegbleiben? Es giebt doch höchst wahrscheinlich Wesen höherer Ordnung, wobey weniger natürliches und sittliches Uebel gefunden wird, wir selbst sollen ja einmal zu solchen erhoben werden; warum gleichen wir nicht schon jetzt diesen? warum ließ der Schöpfer nicht lieber diesen sublunarischen Sammelplatz alles Uebels ganz weg? Oder warum gab er nicht wenigstens den Menschen bey ihrer Freyheit mehr Stärke der Vernunft, nur das zu thun, was sie deutlich als gut erkannten? Dies weist unsers Bedünkens am Ende dahinaus, daß, wie es eine nothwendige Quelle des Uebels überhaupt im metaphysischen Uebel giebt, so auch eine andere im physischen und moralischen seyn muß, die auch dessen Daseyn und Verringerung möglich machte; Existenz nämlich alles substantiellen, nebst seinen wesentlichen Bestimmungen, unabhängig vom göttlichen Willen. Die Alten wenigstens zogen sich durch ihre Ewigkeit der Materie sehr gut aus diesen Verwirrungen. Der Schreibart fehlt es, unsers Erachtens, an hinlänglichem Feuer, an dem, was vorzüglich den Dichter ausmacht, lebhaften Bildern und Vergleichungen. Den Versbau weggenommen, bleibt nichts, als eine um einige Grade erhöhete Prosa.

Dr.

6. Natur-

6. Naturlehre und Naturgeschichte.

Fundamenta chemiae theoretico - practicae, posita a D. *Ioann. Wilh. Baumer*, Sereniss. Hassiae Landgravii a consiliis rerum metallic. in Acad. Giessena medic. Prof. prim. Historiae naturalis et chemiae ord. Giessae, apud Kriegerum, 1783. in 8. 528 Seiten, nebst einem vollständigen Register.

Ungeachtet es uns an dergleichen Büchern, welche wie dieses zu Vorlesungen auf Akademien bestimmt sind, keinen Mangel haben; so hat doch gegenwärtiges von dem unermüdeten Hrn. Verf. ausgezeichnete Vorzüge erhalten. Es hat derselbe eine Naturgeschichte und Beschreibung derjenigen Körper, mit welchen sich die Chymie beschäftiget, und deren Kenntnisse einem jeden, der sich diese Wissenschaft eigen machen will, nothwendig sind, vorangeschickt. Das Buch zerfällt in zwey Hauptabschnitte, wovon der erstere in drey Abschnitte getheilt ist. Z. B. der erste handelt die Geschichte der Chymie und der chemischen Subjecte ab, der zweyte, die chymischen Wirkungsmittel, die leidenden chymischen Werkzeuge, die chymischen Geräthschaften, und die chymischen Grundanfänge der Körper, der dritte, die mechanische Zerstückung, als pülvern, raspeln, feilen, das Einäschern und Verbrennen — unter letztern fand Recensent noch die gebrannten Maulwürfe, wie solche noch in manchen Apotheken dortiger Gegenden Mode sind — dieses und gleiches wünschte Rec. hier nicht anzutreffen. Dann: die chymische Auflösung insbesondere, und die Auflösungsmittel nach der Reihe — die trockene Auflösung und deren Hülfsmittel. Das Abtreiben auf der Kapelle, und das Ansieden in Scherben — Das übrige dieses Abschnitts müssen wir übergehen. Hierauf folgt der praktische Theil, dem ein Kapitel von den Produkten und Edukten der Chymie überhaupt vorausgeschickt ist. Dieser praktische Theil ist wiederum in 15 Theile getheilt. Der erste handelt die wässerichten Produkte ab, wie z. B. destillirte

Wässer, wovon die in den Apotheken gebräuchlichsten angegeben werden. Diesen folgen: die wässerichten Aufgüsse, Abkochungen, Emulsionen, die wässerichte Auflösung verschiedener Mineralien. Der zweyte Abschnitt enthält die sauren mineralischen Salze, die Vitriole, und die salzigt metallischen und salzigt halbmetallischen Produkte. Hierauf: die flüchtigen und feuerbeständigen alkalischen Salze, die süssen oder zuckerartigen Salze. Im dritten Abschnitte: die gummösen, gummichtharzigten Dinge, wie z. B. die in den Apotheken gebräuchlichen ausgedruckten Säfte der Pflanzen, deren Extracte u. s. w. Diesem Abschnitte sind die versüßten sauren Geister und Naphten beygefügt. Der vierte Abschnitt enthält eine Uebersicht von den seifenartigen, flüchtigen und halbflüchtigen Produkten, wie auch von den fixen Seifen der Pflanzen und Thiere. Der fünfte begreift die Zubereitungen aus Schwefel und Alkali, und die leberhaft regulinischen Dinge, den künstlichen Schwefel, dessen Milch, den Mineralkermes auch die den Schwefel ähnlichen Produkte, wie z. B. Pyrophor, Phosphor u. s. w. Unter die sogenannten zusammengehäuften Mittel, welche im sechsten Abschnitte enthalten, setzt der Herr Verf. die Conserven, trockne und feuchte eingemachte Sachen, Morsellen, Küchlein, Lattwergen, Pflaster, Salben, Pillenmassen, Pulver, Species u. dergl. Der siebende Abschnitt: die Ausscheidung des Queckslibers aus seiner Miner, des Arseniks, Bereitung des Arsenikkönigs, und folglich auch die Abscheidung der übrigen Metalle und Halbmetalle aus ihren Minern. Aehnliche Dinge begreift der achte und neunte Abschnitt. Der zehnte giebt Anweisung, wie die Präcipitate sowohl metallische, halbmetallische, als auch die Präcipitate für die Maler verfertigt werden. Im eilften: von dem Kalch und Gyps, den Kalchen der Metalle, und Halbmetalle. Die Röstung der Metalle in verschlossenen Gefässen. Der zwölfte lehrt die Glasmacherey, und beschreibt die halbmetallischen Gläser des Arseniks, Wißmuths, des Spiesglases u. dergl. wie auch das Porcellan.

DW.

Geschichte und Praxis der Aerostatik durch Tiberius Cavallo. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig,

zig, im Schwickertschen Verlage, 1786. 262 Seiten, nebst zwey Kupfertafeln, in 8vo.

Herr Cavallo liefert uns hier die Entstehung und Fortschritte der Aerostatik in einem kurzen, doch vollständigen Vortrage, mit einem praktischen Scharfsinn, welcher schon in manchen, über andere Theile der Naturlehre geschriebenen Werken ihm den gerechten Beyfall der Kenner erworben hat. Und obgleich wir die Schriften der Ausländer nur kurz in unserer Bibliothek anzuzeigen gewohnt sind: so glauben wir doch unsern Lesern den Inhalt dieses, in einer eben so neuen als großen Wissenschaft klassischen Buches mit einiger Ausführlichkeit vorlegen zu müssen. — Schon lange kamen die Menschen auf Mittel, über den Erdboden hinaus in die Luft sich zu erheben. Sie suchten dieses entweder mit Flügeln, nach Art der Vögel durch mechanische Kräfte, oder durch einen leichteren Körper als die atmosphärische Luft ist, zu bewirken. Der erste Weg ist, auch jetzt noch, zu erreichen, unmöglich; und Borelli hat schon bewiesen, daß die Kräfte der menschlichen Arm- und Brustmuskeln nicht hinreichend wären, eine Bewegung gegen die Luft zu bewirken, welche einen Mann (dessen Knochen nicht, wie diejenigen der Vögel, hohl und mit Luft angefüllt sind) in den Dunstkreis empor zu heben vermögten. — Die älteste Nachricht vom Fliegen, welche einen Schimmer von Aechtheit zu haben scheint, betrifft die hölzerne Taube des Archytas, des berühmten Geometers zu Tarent, von welcher Aulus Gellius sagt, daß sie durch ein Gleichgewicht empor gehalten, und durch eines in ihr verschlossenen Geistes Athem belebt worden sey. — Unter Nero ward eines Mannes in Rom gedacht, welcher mit künstlichen Flügeln sich hoch in den Dunstkreis empor geschwungen, aber auch sein Leben bey dieser Unternehmung eingebüßt habe. — Im vorigen Jahrhundert war der Jesuit Lana der einzige, welcher seine Vorschläge zu fliegenden Maschinen auf feste und richtige Grundsätze gebauet hat. Und obgleich seine Flugmaschine nie gebraucht worden, weil sie praktische Hindernisse gegen sich hat; so verdienen seine Gedanken davon doch angemerkt zu werden. Er schließt, daß man ein kugelförmiges Gefäß, von welchem Stoff oder Dicke man immer wolle, groß genug machen könne, daß es, wenn die Luft daraus gepumpt ist, leichter werde, als ein gleiches Volumen der Atmosphäre,

und dem Mißbrauche der Freyheit; ohne eingeschränkten Verstand und Freyheit aber konnte der Mensch nicht seyn; durch stete Wunder dessen Ausbruch zu hindern, ist den göttlichen Vollkommenheiten nicht gemäß, diese hätten die Schönheit der Welt zerstört, der Freyheit Eintrag gethan, selbst des Menschen Glück zerstört, welches nur durch freyen Gebrauch der Kräfte kann erlangt werden. Selbst aus den lasterhaften Leidenschaften entsteht Gutes, denn das Laster veranlaßt edles Bestreben sich ihm zu widersetzen, die Leidenschaften an sich sind dem Menschen nützlich und nothwendig; das Laster übertrifft noch nie die Tugend in der Welt, endlich ist alles so eingerichtet, daß das Laster nach und nach abnehmen muß, und wirklich abnimmt, daß es in einer künftigen Einrichtung ganz verschwinden wird, u. s. w. Daß aus dem Uebel Gutes entsteht, und alles Uebel nicht konnte vermieden werden, hat der Verf. gut dargethan, auch neue und treffende Bemerkungen mit eingestreut; dies wird so leicht kein einigermassen Nachdenkender leugnen. Die Hauptschwierigkeit beruht unsers Erachtens jetzt darauf, Konnte des Uebels Quantität nicht geringer seyn? nicht manches der Freyheit unbeschadet wegbleiben? Es giebt doch höchst wahrscheinlich Wesen höherer Ordnung, wobey weniger natürliches und sittliches Uebel gefunden wird, wir selbst sollen ja einmal zu solchen erhoben werden; warum gleichen wir nicht schon jetzt diesen? warum ließ der Schöpfer nicht lieber diesen sublunarischen Sammelplatz alles Uebels ganz weg? Oder warum gab er nicht wenigstens den Menschen bey ihrer Freyheit mehr Stärke der Vernunft, nur das zu thun, was sie deutlich als gut erkannten? Dies weist unsers Bedünkens am Ende dahinaus, daß, wie es eine nothwendige Quelle des Uebels überhaupt im metaphysischen Uebel giebt, so auch eine andere im physischen und moralischen seyn muß, die auch dessen Daseyn und Verringerung möglich machte; Existenz nämlich alles substantiellen, nebst seinen wesentlichen Bestimmungen, unabhängig vom göttlichen Willen. Die Alten wenigstens zogen sich durch ihre Ewigkeit der Materie sehr gut aus diesen Verwirrungen. Der Schreibart fehlt es, unsers Erachtens, an hinlänglichem Feuer, an dem, was vorzüglich den Dichter ausmacht, lebhaften Bildern und Vergleichungen. Den Versbau weggenommen, bleibt nichts, als eine um einige Grade erhöhete Prosa.

Dr.

6. Natur-

6. Naturlehre und Naturgeschichte.

Fundamenta chemiae theoretico - practicae, posita a D. *Ioann. Wilh. Baumer*, Sereniſſ. Haſſiae Landgravii a conſiliis rerum metallic. in Acad. Gieſſena medic. Prof. prim. Hiſtoriae naturalis et chemiae ord. Gieſſae, apud Kriegerum, 1783. in 8. 528 Seiten, nebſt einem vollſtändigen Regiſter.

Ungeachtet es uns an dergleichen Büchern, welche wie dieſes zu Vorleſungen auf Akademien beſtimmt ſind, keinen Mangel haben; ſo hat doch gegenwärtiges von dem unermüdeten Hrn. Verf. ausgezeichnete Vorzüge erhalten. Es hat derſelbe eine Naturgeſchichte und Beſchreibung derjenigen Körper, mit welchen ſich die Chymie beſchäftiget, und deren Kenntniſſe einem jeden, der ſich dieſe Wiſſenſchaft eigen machen will, nothwendig ſind, vorangeſchickt. Das Buch zerfällt in zwey Hauptabſchnitte, wovon der erſtere in drey Abſchnitte getheilt iſt. Z. B. der erſte handelt die Geſchichte der Chymie und der chemiſchen Subjecte ab, der zweyte, die chymiſchen Wirkungsmittel, die leidenden chymiſchen Werkzeuge, die chymiſchen Geräthſchaften, und die chymiſchen Grundanfänge der Körper, der dritte, die mechaniſche Zerſtückung, als pülvern, raſpeln, feilen, das Einäſchern und Verbrennen — unter letztern fand Recenſent noch die gebrannten Maulwürfe, wie ſolche noch in manchen Apotheken dortiger Gegenden Mode ſind — dieſes und gleiches wünſchte Rec. hier nicht anzutreffen. Dann: die chymiſche Auflöſung insbeſondere, und die Auflöſungsmittel nach der Reihe — die trockene Auflöſung und deren Hülfsmittel. Das Abtreiben auf der Kapelle, und das Anſieden in Scherben — Das übrige dieſes Abſchnitts müſſen wir übergehen. Hierauf folgt der praktiſche Theil, dem ein Kapitel von den Produkten und Edukten der Chymie überhaupt vorausgeſchickt iſt. Dieſer praktiſche Theil iſt wiederum in 15 Theile getheilt. Der erſte handelt die wäſſerichten Produkte ab, wie z. B. deſtillirte

Wässer, wovon die in den Apotheken gebräuchlichsten angegeben werden. Diesen folgen: die wässerichten Aufgüsse, Abkochungen, Emulsionen, die wässerichte Auflösung verschiedener Mineralien. Der zweyte Abschnitt enthält die sauren mineralischen Salze, die Vitriole, und die salzigt metallischen und salzigt halbmetallischen Produkte. Hierauf: die flüchtigen und feuerbeständigen alkalischen Salze, die süssen oder zuckerartigen Salze. Im dritten Abschnitte: die gummösen, gummichtharzigten Dinge, wie z. B. die in den Apotheken gebräuchlichen ausgedruckten Säfte der Pflanzen, deren Extracte u. s. w. Diesem Abschnitte sind die versüßten sauren Geister und Naphten beygefügt. Der vierte Abschnitt enthält eine Uebersicht von den seifenartigen, flüchtigen und halbflüchtigen Produkten, wie auch von den fixen Seifen der Pflanzen und Thiere. Der fünfte begreift die Zubereitungen aus Schwefel und Alkali, und die leberhaft regulinischen Dinge, den künstlichen Schwefel, dessen Milch, den Mineralkermes auch die den Schwefel ähnlichen Produkte, wie z. B. Pyrophor, Phosphor u. s. w. Unter die sogenannten zusammengehäuften Mittel, welche im sechsten Abschnitte enthalten, setzt der Herr Verf. die Conserven, trockne und feuchte eingemachte Sachen, Morsellen, Küchlein, Lattwergen, Pflaster, Salben, Pillenmassen, Pulver, Species u. dergl. Der siebende Abschnitt: die Ausscheidung des Queckssilbers aus seiner Miner, des Arseniks, Bereitung des Arsenikkönigs, und folglich auch die Abscheidung der übrigen Metalle und Halbmetalle aus ihren Minern. Aehnliche Dinge begreift der achte und neunte Abschnitt. Der zehnte giebt Anweisung, wie die Präcipitate sowohl metallische, halbmetallische, als auch die Präcipitate für die Maler verfertigt werden. Im eilften: von dem Kalch und Gyps, den Kalchen der Metalle, und Halbmetalle. Die Röstung der Metalle in verschlossenen Gefässen. Der zwölfte lehrt die Glasmacherey, und beschreibt die halbmetallischen Gläser des Arseniks, Wißmuths, des Spiesglases u. dergl. wie auch das Porcellan.

DW.

Geschichte und Praxis der Aerostatik durch Tiberius Cavallo. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig,

zig, im Schwickertschen Verlage, 1786. 262 Seiten, nebst zwey Kupfertafeln, in 8vo.

Herr Cavallo liefert uns hier die Entstehung und Fortschritte der Aerostatik in einem kurzen, doch vollständigen Vortrage, mit einem praktischen Scharfsinn, welcher schon in manchen, über andere Theile der Naturlehre geschriebenen Werken ihm den gerechten Beyfall der Kenner erworben hat. Und obgleich wir die Schriften der Ausländer nur kurz in unserer Bibliothek anzuzeigen gewohnt sind: so glauben wir doch unsern Lesern den Inhalt dieses, in einer eben so neuen als großen Wissenschaft klassischen Buches mit einiger Ausführlichkeit vorlegen zu müssen. — Schon lange kamen die Menschen auf Mittel, über den Erdboden hinaus in die Luft sich zu erheben. Sie suchten dieses entweder mit Flügeln, nach Art der Vögel durch mechanische Kräfte, oder durch einen leichteren Körper als die atmosphärische Luft ist, zu bewirken. Der erste Weg ist, auch jetzt noch, zu erreichen, unmöglich; und Borelli hat schon bewiesen, daß die Kräfte der menschlichen Arm- und Brustmuskeln nicht hinreichend wären, eine Bewegung gegen die Luft zu bewirken, welche einen Mann (dessen Knochen nicht, wie diejenigen der Vögel, hohl und mit Luft angefüllt sind) in den Dunstkreis empor zu heben vermögten. — Die älteste Nachricht vom Fliegen, welche einen Schimmer von Aechtheit zu haben scheint, betrifft die hölzerne Taube des Archytas, des berühmten Geometers zu Tarent, von welcher Aulus Gellius sagt, daß sie durch ein Gleichgewicht empor gehalten, und durch eines in ihr verschlossenen Geistes Athem belebt worden sey. — Unter Nero ward eines Mannes in Rom gedacht, welcher mit künstlichen Flügeln sich hoch in den Dunstkreis empor geschwungen, aber auch sein Leben bey dieser Unternehmung eingebüßt habe. — Im vorigen Jahrhundert war der Jesuit Lana der einzige, welcher seine Vorschläge zu fliegenden Maschinen auf feste und richtige Grundsätze gebauet hat. Und obgleich seine Flugmaschine nie gebraucht worden, weil sie praktische Hindernisse gegen sich hat; so verdienen seine Gedanken davon doch angemerkt zu werden. Er schließt, daß man ein kugelförmiges Gefäß, von welchem Stoff oder Dicke man immer wolle, groß genug machen könne, daß es, wenn die Luft daraus gepumpt ist, leichter werde, als ein gleiches Volumen der Atmosphäre,

und folglich mit einem daran hangenden Gewicht in diesem Elemente empor steigen müsse. Nach Bestimmung dieser Grundsätze berechnet er auch, wie groß vier hole Kugeln von Kupfer seyn müßten, um ein mit Stöcken an ihnen befestigtes Schiff, und einige Reisende in die Luft zu heben. Nachdem unser Verf. noch mehrerer, aber verunglückter und unausführbarer Projecte zum Fliegen, eines Bischof Wilkins, Dante, Schott, Galien, de Gusmann, und anderer Erwähnung gethan, kömmt er zu den beyden Grundsätzen, nach welchen wir jetzt endlich die Kunst zu fliegen gelernt haben: nämlich durch die Entdeckung der specifischen Leichtigkeit der brennbaren Luft, und der Leichtigkeit der durch Feuer ausgedehnten oder verdünnten atmosphärischen Luft. Daß die gemeine Luft sich zusammendrücken, und durch Hitze ausdehnen lasse, war den alten Philosophen schon bekannt; daß die brennbare Luft specifisch leichter sey, als die atmosphärische Luft, bestimmte Hr. Cavendish zuerst mit Richtigkeit in den philosophischen Transactionen vom Jahr 1766. Kurz nach dieser Entdeckung des Hrn. Cavendish kam D. Blak in Edinburg auf die Gedanken, daß ein Gefäß mit brennbarer Luft gefüllt, in die Atmosphäre emporsteigen, in ihr schwimmen könne, wenn es zusammen genommen leichter als ein gleiches Volumen gemeiner Luft wäre. Unser V. machte zuerst, im J. 1782 Seifenblasen mit brennbarer Luft angefüllt, welche in die Höhe steigen; zu deren sichersten Verfertigung er auch hier die praktischen Handgriffe angiebt. Und da es diese Seifenblasen zu machen, ohne diese Vorsichtsregeln nicht leicht gelingt, so wollen auch wir, das Wesentlichste hiervon, unsern Lesern zu gefallen, abschreiben. Das an dem Halse, der, mit brennbarer Luft angefüllten Blase befestigte Rohr muß von starkem Glase verfertigt, 5 bis 6 Zoll lang seyn, die Oeffnungen desselben nicht über $\frac{1}{10}$ Zoll im Durchschnitt halten, und sein äußerstes Ende an einer Lampe so platt als möglich geblasen seyn. Dieses Glasrohr muß man, nachdem man es in eine dicke Auflösung von Seife getaucht, anfänglich mit seinem Ende unterwärts halten, dann stufenweise empor heben, und wenn die Seifenblase ohngefähr zu 2 bis 3 Zoll im Durchmesser angewachsen ist, sie leise vom Glasrohr abschüttelu. Da die mit brennbarer Luft gefüllten, leichter als die gemeinen Seifenblasen platzen; muß man alle, auch die Vorsicht gebrauchen, daß die Luft im Zimmer so ruhig als möglich sey. — Im

zwey-

zweyten Abschnitt erzählt der Verf. wie der ältere Montgolfier, Papierfabrikant in Annonay ohnweit Lyon, im Jahr 1782 auf den ersten aerostatischen Versuch verfallen ist. Indem dieser eine durch Rauch gebildete Wolke aufsteigen sah, versuchte er es, einen dünnen, mit Papier inwendig verklebten Sack mittelst brennenden Papier, mit Rauch, seiner ersten Meynung nach, anzufüllen, (die Luft in ihm auszudehnen, zu verdünnen) und hatte das Vergnügen den Sack aufsteigen, seinen Versuch gelingen zu sehen. Im Beyseyn einer ansehnlichen Versammlung wiederhohlten die beyden Gebrüder Montgolfier, 1783 den 5 Juny diesen Versuch im Großen mit gleich glücklichem Erfolg. Einen leinenen, meist kugelförmigen Sack, dessen Luft sie durch die Hitze angezündeter Wolle und Stroh verdünnten, gebrauchten sie zu diesem Experiment. Sobald man in Paris hievon Nachricht erhielt, und da man die verdünnte Luft eine eigne Luftart zu seyn glaubte, welche nur halb so schwer als atmosphärische Luft ist, so kamen sie auf den Gedanken, daß brennbare Luft, welche wenigstens 8mal leichter als diese ist, zu jenen Versuchen noch schicklicher sey. Hr. Faujas de Saintfond, eröffnete gleich eine Subscription zur Bestreitung der Kosten; die Herren Roberts wurden ausersehen die Maschine zu verfertigen, und Herrn Charles, Professor der Experimentalphysik, die Aufsicht darüber aufgetragen. Bey Füllung dieses Ballon's zeigten sich zwar ungeheure Schwierigkeiten, allein sie überwanden sie glücklich, und auch dieser Versuch wurde mit dem erwünschtesten Erfolg, im Beyseyn einer unbeschreiblichen Menge Zuschauer zu Ende gebracht. Kurz nachher kamen die Herren Mongolfier nach Paris und wiederholten ihre Versuche auch hier im Beyseyn der Akademie, und 8 Tage später in Versailles, vor den Augen der Königlichen Familie mit dem besten Erfolg. Mit diesem letzten Aerostaten ließen sie ein Schaf und einen Hahn (also die ersten Luftschiffer) in die Höhe gehen, welche nach Verlauf von 8 Minuten unbeschädigt auf die Erde zurückkamen. Jetzt wurde die Kunst Luftbälle zu verfertigen schon allgemeiner. Zur Belustigung sowohl, als des Gewinnstes wegen verkaufte man jetzt in Paris schon kleine Luftbälle von Goldschlägerhaut gemacht, welche mit brennbarer Luft leicht zu füllen waren, und weit und breit verschickt wurden. So ward die Kunst die Luft zu beschiffen bekannter und allgemeiner. In den 14 folgenden Capiteln erzählt der Verf. mit Genauigkeit und chronologischer Ordnung die wichtigsten Versu-

ch-

che, welche seitdem mit Aerostaten angestellt sind, unter denen die Luftreise des Hrn. Blanchard übers Meer nach Calais die letzte ist, welche er erwähnt. Wir begnügen uns aber aus diesen nur kurz einige Bemerkungen auszuziehen, da die ausführliche Beschreibung der wichtigsten dieser Versuche aus den öffentlichen Blättern, unsern Lesern ohnedem noch bekannt genug seyn wird. — Der Abbé Bertholon scheint der erste gewesen zu seyn, welcher eine aerostatische Maschine zu Versuchen über die atmosphärische Electricität zu Montpellier angewandt hat. 1783 den 14 September wurde die erste Luftreise in England von einem Italiäner Lunardi ausgeführt; also beynahe 1 Jahr später als Abbé Rozier in Paris die erste Luftreise unternahm. Unser Verf. gesteht selber, daß bis auf diesen Augenblick der größte Theil der anwesenden Engländer die auswärtigen Nachrichten von Luftreisen für Windschnitte gehalten habe; welches man nie von einer Nation hätte vermuthen sollen, unter der zuerst die Grundgesetze dieser Erfindung erfunden waren. So viel vermag Vorurtheil und Animosität! Unser Verf. aber ist weit von dieser antigallischen Denkungsart entfernt, er rühmt hingegen vielfältig die Freygebigkeit und den Eifer dieser Nation, durch welche, diese wahrhaftig große Erfindung in so kurzer Zeit zu dem Grade der Vollkommenheit gelangt ist, zu dem bis jetzt nur Franzosen sie gebracht haben. Beym Schlusse der historischen Nachrichten von Aerostatik sagt der Verf. noch einiges über die Sicherheit und Vortheile der Luftreisen. Auch glaubt er, daß die Furcht vor Zerstörung durch Blitz eitel sey, denn, erstens ist der Stof, aus welchem Aerostaten verfertigt werden, ein nicht leitender Körper, der Aerostat selber durch die Luft, in welcher er schwimmt, isolirt, und endlich können die Luftschiffer den Gewitterwolken auch ausweichen, indem sie sich in höhern oder niedrigern Regionen als diese sich befinden, zu erheben vermögen. — Recensent möchte zu der Bequemlichkeit, welche diese Art vor allen anderu Reisen zum voraus hat, noch hinzusetzen, daß die Luftschiffer immer mit dem Fluido, in welchem sie schwimmen, fortgehen, (ohngefähr so, als wir durch die schnelle Bewegung, welche unsre Erdkugel täglich um ihre Axe macht, mit fortgerissen werden, ohne zu merken, daß wir nicht stille stehen) da bey aller andern möglichen Bewegung, wir immer gegen das Fluidum, in welchem wir sind, angehen, es durchschneiden, und also auch einen etwanigen Gegenstand fühlen müssen, welcher unserm

ſerm Fortgehen, je ſchneller dieſes iſt, eine deſto unangenehmere Aufhaltung, und oft eine falſche Richtung geben muß. Dieſes wird beym Waſſerfahren am merklichſten, und unangenehmſten. Wenn der Luftſchiffer kurzſichtig iſt, oder von hohen Thürmen in Abgründe zu ſehen gewohnt war, ſo wird er mit noch kälterem Blute und alſo auch mit mehrerer Leichtigkeit und Vergnügen über die Erde hinauf in die Luft ſegeln. — Innerhalb den erſten zwey Jahren haben ſchon mehr als 40 Perſonen, unter welchen ſelbſt Frauenzimmer ſich befanden, die Luft bereiſet, und bis auf den Augenblick, da unſer Verf. dieſes ſchrieb, war kein einziges Beyſpiel bekannt, daß jemand ſein Leben auf dieſen Reiſen eingebüßt hätte. — Wir wünſchten, daß der unglückliche Tod des guten Rozier auch jetzt noch dieſes zu ſagen uns erlaubte, da der erſte und freylich auch kühnſte Luftſchiffer dieſem Zufall mit etwas mehr Vorſicht wohl hätte ausweichen können. — Hr. Cavallo giebt gleichfalls den, mit brennbarer Luft gefüllten Bällen, den Vorzug der größern Sicherheit, als den durch Feuer ausgedehnten. Schade nur, daß die Durchdringbarkeit der, bisher dazu gebrauchten Zeuge, und die Luft ſelber jene viel koſtbarer macht als dieſe es ſind. —

In des zweyten, als des praktiſchen Theils, Iſten Capitel, zeigt der Verf. die allgemeinſten Grundſätze der Aeroſtatik, und giebt unter andern, zum Beweiſe, wie die durch Feuer ausgedehnten Aeroſtate in die Höhe ſteigen, einen Verſuch an, welchen wir ſeiner anſchauenden Faßlichkeit wegen, unſern Leſern abſchreiben. „Man binde ein, in Geſtalt eines „Kegels zuſammengerolltes Blatt Schreibepapier (eine Tüte) „mit ſeinem ſpitzen Ende an einer im Gleichgewicht hangende „Wage, und ſetze ein brennendes Licht unter die weitere Oeff„nung dieſer Tüte; ſo wird dieſe, ſo wie die Luft in ihr ſich „erhitzt, in die Höhe ſteigen, der entgegengeſetzte Arm der „Wage aber ſinken.“ — Im IIten Capitel führt Herr C. die hauptſächlichſten Eigenſchaften der brennbaren Luft, und das verſchiedne Verfahren an, wie man ſie aus Sümpfen erhalten, aus Zink oder Eiſen, mittelſt verdünnter Vitriolſäure, oder aus verſchiednen brennbaren Subſtanzen, (unter welchen Steinkohlen die beſte und häufigſte Luft geben) durch die Wirkung des Feuers am vortheilhafteſten entwickeln kann. — Im IIIten Capitel beweiſt der Verf. nach Regeln der Mathematik, wie die ſpharſche

Ge-

Gestalt die vortheilhafteste zu Aerostaten sey, weil sie bey der kleinsten Oberfläche die größte Capacität habe, fügt auch eine Tabelle bey, aus der man die Oberfläche und den Inhalt, (Capacität) eines gegebenen Durchmessers so gleich finden kann, und führt noch viele Regeln an, wie man das Gewicht, die Steigekraft, das Maas des zu Luftkugeln zu gebrauchenden Zeuges berechnen soll, und lehrt die vortheilhafteste Art diesen Zeug dazu zuzuschneiden, zu nähen, zu überfirnissen, mit welchem Firniß man sie überziehn kann; kurz alle praktische Handgriffe zur vortheilhaftesten Bauart aerostatischer Maschinen, ganz so, wie man sie von einem einsichtsvollen praktischen Kenner dieser Kunst erwarten darf. — Das IVte Capitel beschreibt die verschiedenen vorgeschlagenen Mittel, Aerostaten höher steigen, oder sinken zu machen, und die Flügel, welche man um sie zu lenken, angewandt hat. Von diesen letztern verspricht sich unser Verf. aber, wir glauben mit Recht, noch keinen andern Nutzen, als höchstens die Maschine von einem ihr entgegenstehenden Gegenstande ablenken zu können — Das Vte Capitel lehrt die bisher gebrauchten Methoden große aerostatische Maschinen zu füllen, und bezeichnet die hauptsächlichsten Sachen, welche man auf einer Luftreise mit zu nehmen nöthig hat. Um die Luft in den Montgolfiers zu verdünnen, muß man so viel möglich, nur die heiße Luft, nicht den Rauch hineingehen lassen, und also solches Brennzeug wählen, welches geschwind, mit starker Flamme, und ohne viel Rauch brennt. Nach des Verf. angestellten Versuchen ist der Weingeist das beste Brennzeug, diese Art Maschinen nicht nur zu füllen, sondern auch ausgedehnt zu erhalten. Da dieser aber so theuer ist, möchte er wohl nie im Großen anwendbar werden. — Im VIten Cap. beschreibt der Verf. die Versuche und Bemerkungen, welche, und wie sie auf einer Luftreise füglich anzustellen sind, und im VIIten Cap. endlich den verschiednen Nutzen, zu welchen Aerostatik angewandt werden kann. Die Uebersetzung ist angenehm und verständlich zu lesen.

Dr.

Chemische Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunst und Manufak-

nufaktur, von D. Lor. Crell, Herzogl. Br. Lün. Bergr. — Zweyter Bd. 1785. Helmstädt, und Leipz. in der Buchh. d. Gel.

Der 2te Band dieses wichtigen, dem aufgeklärten Chemisten durchaus unentbehrlichen Journals fängt mit dem siebenten Stück an: 1) über die Veränderungen, die Metallkalke durch ihre Schmelzung mit vegetabilischem Alcali, erleiden vom Hrn Dr. Achard. Der Eisenkalk schien durch die Schmelzung mit dem Weinstein'alz sehr verändert worden zu seyn. — Der Kupferkalk verlohr durch das Alkali die Eigenschaft, durch den schwarzen Fluß seine metallische Form wieder anzunehmen, und färbte die Säuren, in welchen er aufgelößt wurde, nicht mehr grün. Der Zinnkalk wird dadurch im Wasser ganz auflösbar; scheint auch nicht wieder zu Metall hergestellt werden zu können. Vom Bleykalk wird durch Alcali auch ein Theil im Wasser auflösbar gemacht. 2) Erfahrungen über das beste Auflösungsmittel des Zinns; vom Hrn. D. Vogler. Königswasser, auf verschiedene Art gemacht, wirkt nicht gleich gut auf das Zinn, und löste dasselbe doch nicht völlig, ohne allen Bodensatz auf, oder fiel wieder, als weißes Pulver nieder, und es war alsdann zu den Färbereyen unbrauchbar. Scheidewasser löste das Zinn vollkommner und reichlicher auf, mißrieth auch weniger; doch fiel oft auch gleich ein schwärzliches, in der Folge, ein weißliches Pulver nieder. Durch Silber gefälltes Scheidewasser wirkte sehr gut auf das Zinn; keinesweges aber das durch Quecksilber gefällte. 3) Eintheilung der Felssteinarten, von der Meisterhand eines schon bekannten, aber bis itzt noch nicht genannten Chemisten; sie ist allerdings trefflich und wichtig; mit oft angeführten Geburtsstätten der Arten; nur verstattet sie keinen Auszug 4) Versuche über eine blaue sympathetische Dinte aus dem Kobolde; vom Hrn. Ilsemann. Man löst $\frac{1}{16}$ reinen erdigten Kobold im Essig, dampfe ihn bis zu $\frac{1}{8}$ ab, thue $\frac{1}{64}$ Kochsalz hinzu, und lasse es auflösen, so hat man eine schöne blaue Dinte. 5) Ueber die Ausscheidung des mineralischen Laugensalzes aus Kochsalz, durch Pottasche; vom Hrn. Liphardt. Die aufgelößte Pottasche wird bis zum Salzhäutchen abgeraucht, dann das Flüßige nach einigen Tagen, zu ohngefähr eben so viel aufgelößtem Kochsalze gegossen, wodurch es

bey-

beynahe ⅓ mineralisches Alkali gab. 6) **Vom Ricinus&l. vom Hrn. Gl. — g.** Er habe 50 Pfund Ricinussaamen zu behandeln gehabt; durch Auskochen habe er durchaus kein Oel erhalten können. Das Aufschlagen und sorgfältige Abschälen des Saurens machte etwas mehr als ¼ Verlust; gestoßen und warm durch das doppelte sogenannte Seihetuch ausgepreßt, erhält man 1 Pfund 6 Unzen schönes weißes fast klares Oel, etwas dicker, als das Gewöhnliche. Gleiche Menge unabgeschälten Saamens gaben 2½ Unze weniger, von gleicher Eigenschaft, und gleicher medicinischer Wirkung. Der Preis dieses selbstgepreßten ist nicht einmal so theuer, als das kaufbare, und dabey doch frisch. 7) **Etwas über den Veilchensaft vom Hrn. Osterrobt.** Sorgfältig ausgelesene Blumenblätter, äußerste Reinlichkeit der Gefäße, Seihetücher u. s. w. die blos zu dieser Arbeit bestimmt, übrigens sorgfältig aufbewahrt werden müssen, sind die Hauptsache. Die gequetschten Blätter werden mit Wasser in einen zinnernen Topf gethan, der in einen andern mit kochendem Wasser gesetzt wird. Auf jedes Pfund des durchgeseiheten Saftes werden 2 Pfund des feinsten Zuckers gethan u. s. w. 8) **Bestätigter Beweiß, daß die Schwefelblumen freye Säure besitzen; vom Hrn. Pitiscus.** Salpeter und Schwefelblumen, oder diese und Digestivsalz geben deutlich einen Scheidewasser- und Salzgeistgeruch, was gepulverter Schwefel nicht thut. 9) **Ueber den Hirschhorngeist mit Bernstein von H * *.** Statt des Vorschlags eines solchen erkünstelten Mittels, soll man den Bernsteingrust destilliren, den Liquor und Oel mit destillirtem Wasser gut durchschütteln, durchsehen, und dann mit Hirschhorngeist mischen; das Rückbleibsel könne zum Berosteinfirniß dienen. 10) **Auszüge aus Briefen vom Hrn. v. Trebra, Vogel, (über den Waydindig) Stößler, Klaproth, Meyer. Auszüge aus den N. Abh. der K. Schwed. Akad. zu Stockholm. Anzeigen chemischer Schriften. Chemische Neuigkeiten.**

Achtes Stück über die Veränderungen, welche die Metallkalke durch ihre Schmelzung mit dem vegetabilischen Alkali erleiden; vom Hrn. Dr. Achard. Der Wismuthkalk wurde durch Alkali weder verändert noch zerlegt, so wenig als der Spiesglaskalk. Der Zinkkalk wird durch Laugensalz zwar nicht auflösbar gemacht, aber doch so verändert, daß er (wenigstens nicht durch den Proceß, wodurch sonst die Zinkblumen hergestellt werden) nicht reducirt wer-

werden kann. 2) Abhandlung vom Mörtel, vom Hrn. J. L. Werner. Hr. W. führt einige Bedenklichkeiten gegen die vom Hrn. Forster ehnlängst gerühmte Methode: dagegen solle man die Mauer zwischen Bretiern aufführen, den völlig durchgebrannten Kalk mit hinlänglichem Wasser löschen, hernach blos mit trocknem Sand verarbeiten, nöthigenfalls mit etwas Kalkwasser anfeuchten u. s. w. 3) Versuch einer Erklärung über die Natur und Entstehung des brennbaren Geistes, vom Hrn. Hermbstädt. Hr. H. ein schon bekannter recht guter Scheidekünstler, vermuthet, daß der brennbare Geist keinen nächsten Bestandtheil der Körper ausmache, sondern, daß erst unter der Gährung, durch Trennung und neue Zusammensetzung der Flüßigkeit entstehe; daß wahrscheinlich die Luftsäure sich alsdenn mit den äußerst zertheilten Oeltheilchen zu Weingeist verbinde. 4) Erfahrungen über das beste Auflösungsmittel des Zinns vom Hrn. D. Vogler. Nach den im vorigen Stücke bemerkten, nicht recht erwünschten, Versuchen wählte Hr. V. den rauchenden sehr reinen und frischen Salpetergeist, den man mehreren angestellten Versuchen zu Folge mit 2 — 3 Theilen destillirten Wasser versetzen mußte. Die Auflösung geschah völlig, ließ nichts fallen, und sie wurde gallertartig; (ein Beweis ihrer Güte) so setzte man etwas Salmiak oder Kochsalz hinzu; so wurde sie gleich wieder flüßig, gerann hernach nie wieder, und ließ sich recht gut mit Brunnenwasser verbinden. Jene Säure also, frisch, ist kräftiger, als das beste Königswasser. 5) Versuche über eine blaue Koboldtinte vom Hrn. Ilsemann; (nach einer andern Methode) Kobold, oder dessen König, in Salpetersäure aufgelößt, durch Alcali niedergeschlagen, im Essig aufgelößt, mit ½ Küchensalz verbunden giebt gleichfalls eine himmelblaue Dinte; aber nicht der salzsaure Kobold. Thut man zu jener Flüßigkeit noch ½ Kochsalz hinzu, und läßt sie kochen; so wird sie blau; beym Verrauchen in einer porcellainen Tasse sieht man am Ende ein Farbenspiel von roth, violet, und blau. 6) Einige Versuche von Reaum. Porcellain, vom Hrn. Lipshardt. Die gläsernen Gefäße wurden, in einer Mischung von Gypskalk und weißem Sand vergraben, auch inwendig damit angefüllt, und im Tiegel in den Töpferofen gebracht u. s. w. Nutzen derselben. Ursach der Veränderung. 7) Auszüge aus Briefen an Hrn. R. Landriani, v. Trebra, Rösler, Gmelin, Knorre. Auszüge aus den Abh.

der Italien. Gesellschaft. Anzeigen chem. Schriften. Chem. Neuigkeiten.

Neuntes Stück. 1) Bemerkungen über die Mittel den Eisengehalt mineralischer Wässer genau zu bestimmen, vom Hrn. Prof. Gmelin. Die Veranlassung war der zu stark angegebene Eisengehalt des Driburger Gesundbrunnen. Er sey nach des seel. Bergmanns damals allein bekannten Angabe des Gehalts der Blutlauge bestimmt, dessen Berechnung sich hernach als irrig gezeigt habe. Dasselbe Berlinerblau gebe geröstet nicht immer dasselbe Eisen. Auch die ätzende flüchtige Lauge sey so wenig zuverläßig, als die fixe, als die mit Kalkwasser bereitete, und wenn man auch zu allen Säuren aller Art zugieße; sie verdienten also das Zutrauen der Chemisten nicht anders, als nach Hrn. Whiterings und Wiegleb's Anwendung. — Das salpetersaure, verkalchte Eisen, werde nicht ganz unauflösbar gegen die Essigsäure, der Salmiakgeist schlägt aus luftsauren Wassern, mehr, als das Eisen nieder. Sicherer ists vorher zu diesen Wasser Vitriolgeist zu gießen, und dann erst den Salmiakgeist anzuwenden. 2) Untersuchung der mit Luftsäure verbundenen Schwererde, vom Hrn. Assess. Klaproth. 1 Loth derselben wurde völlig in Salpetersäure aufgelößt, woraus mit flüchtigem Alcali ½ Gran eisenschüßige Alaunerde niedergeschlagen wurde. Die aus den aufgelößten Crystallen durch Weinsteinalcali niedergeschlagene Erde, nahm wieder ihr vorig es Gewicht, 1 Loth an. 3) Erläuterung über einige, den ungelöschten Kalk betreffende, Versuche; vom Hrn. Scheele. Sie betrifft einen Streit, den er mit Hrn. Hfr. Weber wegen jenes Gegenstandes hat, und dessen im letzten Theile der N. Entdeckungen vorgebrachten Gründe, er sehr treffend beantwortet und die blackische Theorie vertheidigt. 4) Verhältniß der flüchtigen Schwefelleber mit den Metallauflösungen, vom Hrn. Heyer; eine schätzbare, und wohlangestellte Reihe von Versuchen, die dem Scheidekünstler angenehm sind, und manche, nicht genau genug bemerkte Erscheinung der flüchtigen Schwefelleber anzeigen. 5) Ueber die Bereitung der weißen Magnesie, vom Hrn. Klugger. Zu 6 Pfund in kochendem Wasser aufgelößten Bittersalze gießt man das reine Laugsalz aus 6 Pf. Pottasche, und rührt es so lange, bis alles einem dicken Brey ähnlich ist, wobey die Erde ganz grobförmig erscheint. Man verdünnt sie, gießt die Lauge ab, süßt sie öfters aus, u. s. w.

6) Aus-

6) Auszüge aus Briefen, von Hrn. Gerhard, Hagen, Preick, Jorn, Westrumb, Luck. Auszüge aus den Schriften der Königl. Gesellschaft der Aerzte zu Paris. Anzeige chemischer Schriften; chemische Neuigkeiten.

Zehntes Stück. 1) Ueber die Frucht- und Beerensäure, vom Hrn. Scheele. Hr. S. fand, daß die Früchte und Beeren, oft eine, von der Citronensäure verschiedene Säuren haben, die er, weil er sie am häufigsten und reinsten in den Aepfeln fand, Aepfelsäure nannte. Man thut zu dem Safte Kreide, worauf Citronen gesäuerter Kalk niederfällt, wenn jene Säure darin ist. Die Kalkerde bleibt in einer andern Säure aufgelöst, wie sich zeigt, wenn man Laugensalz zusetzt. Die leichteste Scheidung geschieht durch Bleyessig, wo die Apfelsäure sich mit dem Metalle verbindet, die man sodann durch aufgegossene Vitriolsäure wieder trennt, und durch Durchseyhung absondert. Diese Säure ist nicht crystallisirbar, läßt sich leicht in Zuckersäure verwandeln, giebt ein auflösbares Kalksalz, schlägt salpetersaures Queckſilber Silber und Bley nieder; durch alle diese Kennzeichen unterscheiden sie sich von der Citronensäure. Verzeichniß der Pflanzen, die bloße Apfel- oder Citronensäure, oder beyde vermischt, enthalten. 2) Untersuchung des Benzoesalzes vom Hrn. Hermbstädt. Durch öfteres Abziehen der Salpetersäure über dieses Salz erhielt er eine flüßig brandigte Benzoesäure, die mit gleichen Theilen höchst reinem Weingeiste vermischt, eine Naphte gab, deren Geschmack süß war und auch nach bittern Mandeln roch und schmeckte. Es blieb von den Destillationen ein kohlichter Rückstand übrig, der eine halbe Stund geglühet, wenig verlohr. 3) Bemerkungen über den Ranunculus sceleratus Lin. von Hrn. Tielebein. Untersuchungen verschiedener Theile desselben, besonders aber der aus dem destillirten Wasser abgesetzten Crystallen, die ganz auszeichnende Eigenschaften haben. 4) Verhältniß der flüchtigen Schwefelleber mit den Metallauflösungen, vom Hrn. Heyer. Hr. H. endigt die in dem vorigen Stück angefangenen Versuche mit den Metallen, und beschreibt auch das Verhältniß unsrer Schwefelleber mit den Erden. 5) Chemische Untersuchung des Egerbrunnens, vom Hrn. Gren. In einer Kanne fanden sich 275 Gr. Glauberſalz, 47 Mineralalcali, 45¼ Gr. Küchensalz, 7½ Gr. Kalkerde, 4 Gr. Eisen; Luftsäure 93 Cubikzoll. 6) Auszüge aus Briefen von Hrn. R.

Kirwann, Bucholz, v. Scopoli, Hawkins, Klaproth, Meyer, Weddercop, Westrumb, Waldewey, Haße. Auszüge aus den Schriften des Bononiens. Instituts. Anzeige chemischer Schriften, chemischer Neuigkeiten.

Eilftes Stück. Zerlegung des natürlichen Wassereisens, und des Proustischen Perlsalzes; vom Hrn. Scheele. Er wollte, da Hr. Meyer schon durch den synthetischen Weg die Phosphorsäure im Wassereisen gezeigt hatte, es durch die Analyse thun. Er kochte dieses mit 2 Theilen Pflanzenlaugensalz, sättigte das überflüßige Alcali mit Salpersäure, und setzte darauf salpetersaures Queckſilber hinzu. Den Niederschlag des phosphorsauren Metalls vermischte er mit Kohlenstaube, that es in eine beschlagene Retorte, und gab heftiges Feuer. Zuerst gieng das Queckſilber, dann der Phosphor, über; ein meisterhafter Beweis jener Sätze unsrer Landesleute. Eben so zeigte er, Hr. Klaproth habe richtig die Natur des Perlsalzes angegeben; so fällte er salpetersaures Queckſilber mit der Perlsalzsäure, und erhielt auf vorhergehende Art Phosphor. 2) Untersuchung des Stofs der weichen Quarzcrystallen, nebst Gedanken über das Verfahren der Natur, bey der Verdrußung des Quarzes in Crystallgruben vom Hrn. Prof. Storr. Bekanntlich fand Hr. St. noch ganz weiche Quarzdrusen; er untersuchte den gesammleten Stoff auf eine einem wahren Scheidekünstler würdige Art, deren Resultate sich jedoch nicht hier in der Kürze angeben lassen. 3) Beschreibung einer Reise in die Baumholder Bergreviere, im Herzogthum Zweybrücken, und in der Gegend Oberstein; über die Achatgebirge, und den sogenannten Bohn- oder Nierenstein; vom Hrn. Berg- C. R. Danz, den Gegenstand dieses Aufsatzes zeigt die Ueberschrift; die Ausführung ist, so wie sie nur von Hrn. D's besondern mineralogischen Kenntnissen zu erwarten ist; etwas genauer wünschten wir doch das neue sogenannte Saxum metalliferum bestimmt. 4) Kampfer aus der Pfeffermünze vom Hr. Gl — g. Ein Beytrag mehr zu den vielen, daß destillirte Oele oft Kampher enthalten. 5) Untersuchung der grauen Wacke von Hrn. Ilsemann. Sie ist die am Harze häufig vorfallende Steinart, als aufgesetztes Gebürge, auch als Ganggebürge. Die graue Wacke enthält 3 Theile Kieselerde, ¼ Thonerde, (mithin die an Kieselerde reichste, gemischte Steinart.) 6) Auszüge

züge aus Briefen von Hrn. Scopoli, Landriani, Airwan, Scheele, Groſchke. Auszüge aus den Vermiſchten Abhandlung. der K. Schwed. Akad. zu Stockholm — die Anzeigen chem. Schriften und Neuigkeiten. Zwölftes Stück. 1) Beyträge zu Hrn. Dr. Sieffferts Abhandlung über den wurflichten Alaun, vom Hrn. Bergrath Bucholz. Herr B. ſtellete Verſuche mit Alaun und Kalkerde, ebendenſelben und Bitterſalzerde, endlich Alaun und Alaunerde an. Er erhielt beſonders gebildete Cryſtallen von jeder, und vermuthet, daß eben dieſelben, in der Färberey beſſere Dienſte thun würden, als der gewöhnliche Alaun; ſo wie es bereits vom wurflichten erwieſen iſt. 2) Verſuche, auf eine leichtere Art den mit Brennſteinſalz geſättigten Hirſchhorngeiſt, durch Eſſigſäure verbunden mit Bernſteinöl, immer völlig gleichhaltig zu bereiten: vom Hrn. Löwe. Er ſättigte 2 Unzen Potraſche völlig mit deſtillirtem Eſſig, ſetzte 1 Unze Salmiak, 1½ Quent. Bernſteinöl und ½ Quent. Hirſchhornöl hinzu, und deſtillirte. Das Deſtillat war dem officinellen völlig gleich. — — So ſehr wir dieſes, als bloſſen chemiſchen, gut ausgedachten Verſuch, billigen; ſo wenig würde es Apothekern zu verſtatten, noch weniger zu rathen ſeyn, ein ſolches gekünſteltes Mittelſalz, ſtatt des gewöhnlichen zu bereiten: es ſey dann, daß der practiſirende Arzt, oder das mediciniſche Landes-Collegium es verſtatten, wenn auch gleich kein großer Unterſchied in der mediciniſchen Wirkung zu erwarten ſteht. — 3) Verhältniß der gemeinen Schwefelleber mit den Metallauflöſungen; vom Hrn. Heyer. Dieſe Verſuche ſind nach demſelben Plane angeſtellt, als mit der flüchtigen Schwefelleber. Nach der Natur der Dinge können dies nicht lauter neue Bemerkungen ſeyn: allein die Ordnung und Genaulgkeit verdient Lob, ſo wie ſich doch auch manche nicht bekannte Beobachtungen daſelbſt finden. 4) Chemiſcher Verſuch über die Verwandlung des Waſſers in Luft, von Hrn. Weſtrumb. Er trieb Waſſerdünſte durch ein weißglühendes irdenes Rohr, und bekam eine ungeheure, das Volumen des Waſſers 5mal überſteigende Menge verdorbene Luft, (welches zum Theil wohl vom Kitte herrühren mochte.) Hr. W. glaubt nicht, daß brennbare und Lebensluft die Beſtandtheile des Waſſers wären; ſondern das Waſſer wurde durch die Menge der Feuertheile in ein bleibendes elaſtiſches luftartiges Weſen verkehrt; doch die Gründe dieſes ſcharfſinnigen Scheidekünſtlers verdienen weiter erwogen zu werden. 5) Neuere Bereitung des Phos-

phors aus Knochen; vom Hrn. Crell. Da das Phosphorsalz aus Knochen niemals ganz rein ist; so schlägt Hr. C. eine andre Methode vor, wozu ihn Hr. Scheele veranlaßte. Er schmolz schwärzlich calcinirte Knochen mit 1½ Theil Alcali, lößte die Masse auf, schied die Kalkerde durchs Filtrum, sättigte das überflüssige Alcali mit Salpetersäure, und setzte nun salpetriges Queckſilber zu, und verfuhr, wie Hr. Scheele oben angiebt. Hier erhalte man vielen und sehr reinen Phosphor, der auf keine andre Art sich so leicht und gut, auch so wohlfeil erwarten lasse. Herr C. versuchte es auch mit ätzendem Sublimat, nachdem er das Alcali mit Salzsäure vorher gesättiget hatte; und es glückte ihm auch mit einigen Handgriffen. 6) Ueber die beste und gleichförmigste Bereitung von Mindrers Geiste, vom Hrn. Löwe. Eine Unze Pottasche mit Essig gesättigt, bis zu 8 Unzen Flüßigkeit abgeraucht: dann ½ Unze Salmiak hinzugethan, und alle Flüßigkeiten, bey gelindem Feuer überdestillirt. 7) Auszüge aus Briefen von Hrn. Landriani, Delius, Scheele, Knorre, Amelung, Hawkins, Meyer, Westrumb. Auszüge aus den Schriften der K. K. Academie der Wissenschaften zu Brüssel. Anzeigen chemischer Schriften und Neuigkeiten. Möchte doch bey dem Schlusse dieses Jahrgans der chemischen Annalen, unser Wunsch erfüllt werden, daß dieselben eben so lange vom Hrn. C. fortgesetzt werden möchten, als es die Lieblingsschrift jedes Scheidekünstlers zu seyn verdient.

Chemische Annalen, für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunst und Manufakturen, von D. Lor. Crell, Herzogl. Braunschweigischer Bergrath. Erster Band 1785. Helmst. u. Leipz. in der Buchhandlung der Gelehrten 1785. nebst 2 Kupfertafeln.

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieses trefflichen Journals an, so wie wir immer die Stücke desselben eifrig zur Hand nehmen. Denn kein Scheidekünstler wird sie wohl, ohne Belehrung mancher Art durchlesen können.

Das erste Stück dieses Jahrgangs enthält einige Fragen, das Salz betreffend, das nach dem Austreiben der dephlogi-

dephlogiſtiſirten Luft aus Salpeter zurückbleibt, vom Hrn. Gmelin. Es iſt zwar großentheils alcaliſirt: allein ein Theil iſt doch noch mittelſalzig, und enthält phlogiſtiſirte Salpeterſäure, die ſich durch gemeine Salzſäure austreiben läßt. Woher erhält aber die Säure das häufige Brennbare? (Man könnte, mit Hrn. Watt antworten: das Waſſer im Salpeter wird zerlegt, ein Theil geht als Lebensluft über, der andre Theil verbindet ſich mit der Säure.) 2. Hr. Scheele über eine beſondere Erde in der Rhabarber und ihre Beſchaffenheit. Man erhält ſie, wenn man die geſtoßene Rhabarber in Waſſer infundirt, wo ſich das ſchleimigte Weſen auflöſt, und die Erde ſich zu Boden ſetzt. Sie iſt nach der meiſterhaften Unterſuchung, Sauerkleeſalzſäure mit der Kalkerde zu einem unauflöslichen Salze verbunden. 3. Chemiſche Unterſuchung des Strahlſchörls von Ehrenfrüdersdorf; vom Hrn. Wiegleb: er enthält 3 Quent. 28 Gran Kieſelerde, 1 Quent. 46 Gran Bitterſalzerde, 2 Quent. 45 Gran Eiſen: vielleicht etwas Flußſpatſäure, 4 Schmelzverſuche mit Feuerluft; an einigen Edelſteinen und andern Erd- und Steinarten; vom B. R. Geiſer. Er bereitete ſich die Feuerluft aus Salpeterſäure, nach Prieſtleys Angabe, und leitete dieſe, aus dem enthaltenden Gefäße durch Waſſer ausgetrieben, durch das Löhtrohr auf die Löthlampe, und ſetzte dieſer Flamme die zu unterſuchenden Körper aus, (wie die beygefügte Kupfertafel zeigt). Keine Kalkarten ſchmolzen nicht; auch nicht die aus dem Bitterſalz gefällte Erde, dagegen aber ſchmolz die aus dem Schwerſpaht geſchiedene Erde völlig: die Alaunerde nur in dünnen Ecken, ſo wie der Bergkryſtall. Der Diamant verflog und ſchmolz nicht, weder für ſich, noch mit microcosmiſchen Salze und Borazglaſe. Alle übrigen Edelgeſteine und Kieſelarten, Thonarten, Speckſtein, Glimmer, Asbeſt, Zeolith, ſchmolzen mehr oder minder leicht. 5. Ueber einige auf dem Oberharz entdeckte Zeolitharten; vom Hrn. Croll. Hr. Danz entdeckte daſelbſt dreyerley Arten, die ſich bey der Unterſuchung, ſo wie der Isländiſche Zeolith verhielten. 6. Ueber die Erſcheinung des Waſſers, nach der Verbrennung der entzündlichen und Feuerluft: und über verwandte Gegenſtände; vom Hrn. Crell. Die Geſchichte der erſten Entdeckung, daß Lebens und brennbare Luft, durch den elektriſchen Funken angezündet verſchwinden, und eben ſo viel Waſſer geben, als die Luftarten zuſammen wogen. Beſtätigungen dieſer Verſuche, durch große Naturforſcher und neuere, umanalytiſch zu zeigen,

Wasser bestehe aus reiner und brennbarer Luft. 7. Auszüge aus Briefen von Hrn. geh. BR. Gerhard, Scheele, Meyer, Höpfner, Westrumb, Hermbstädt. Auszüge aus den neuen Abh. der K. Schwed. Acad. zu Stockholm. Anzeigen chemischer Schriften. Wohlgeschriebene Lebensgeschichte des zu früh verstorbenen Köstlin vom Herrn Prof. Storr.

Zweytes Stück. 1) Beobachtungen über verschiedene Luftarten, vom Hrn. Hfr. Succow. Sie sind theils aus mancherley Körpern entwickelt, theis mannigfaltig angewandt, verstatten aber ihres Werths ohngeachtet keinen gedrängten Auszug. 2) Vom Gebrauch der silberfarbenen, Potentille in der Färberey, besonders zum Schwarzfärben vom Hrn. D. Vogler. Nützlich und fürs Allgemeine sehr brauchbar. 3) Ueber die wahre Natur des Sauerkleesalzes und seine künstliche Erzeugung; vom Hrn. Scheele. Die Zerlegung erfolgt durch Zumischung des Bleyessigs, wo der Weinessig sich mit dem Alcali, das Bley mit der Säure verbindet. Auf die letzte Vermischung wird Vitriolöl gegossen, so schießt die Sauerkleesalzsäure in schönen Crystallen an. Durch die Kunst erfolgt jenes, wenn man zur aufgelößten Zuckersäure tropfenweise Weinsteinlauge hinzusetzt. 4) Beschreibung und Untersuchung des wesentlichen Chinasalzes: vom Hrn. Hermbstädt. Diesem zufolge ist das Salz als ein erdigtes Mittelsalz anzusehen, das aus Kalkerde und einer vegetabilischen, vermuthlich der Weinsteinsäure bestehe. 5) Farbenverwandlung, oder Anleitung durch Vermischung zweyer wasserhellen Flüßigkeiten, alle Hauptfarben augenblicklich darzustellen; vom Hrn. Tielebein. Dies sind nichts, als die Marggrafischen Versuche, womit er den Türkischen Gesandten in der Versammlung der Königl. Akad. zum Erstaunen brachte; womit auch wohl noch einige Chemisten jetzt sich das Ansehen groser, aber geheimnißvoller Scheidekünstler geben wollten. 6) Eßigsäure in Krystallen mit Alcali übersetzt, vom D. Amburger. Sie soll sich nach der gelinden Verkalckung der blättrigen Weinsteinerde zeigen: aber uns schweben noch einige Zweifel über verschiedene Versuche vor, die wir an einem andern Orte genauer beleuchten werden. 7) Ueber die Veränderung, welche die Erden- und die Metallkalke durch ihre Schmelzung mit dem vegetabilischen Alcali erleiden, vom Hrn. Direkt. Achard,

Achard. Einige Erden scheinen dadurch auflösbar, andre nicht: die genauere fleißige und gründliche Ausführung muß man in der Schrift selbst sehen. Die flüchtige Flußspahterde, die Hr. A. für eine eigenthümliche hält, möchte doch wohl nicht von den mehrsten Chemisten, wenigstens nicht vom Rec. dafür erkannt werden. 8) Auszüge aus Briefen von Hrn. Ferber, Scheele, Westrumb, Hermbstädt, Knorre, Heyer. Auszüge aus den neuen Abhandl. der Schwed. Acad. zu Stockholm, und aus Rozier's Beobachtungen. Anzeige chemischer Schriften, chemische Neuigkeiten.

Drittes Stück. 1) Hr. Gmelin von der Vereinigung des Zinks mit Eisen: er wandte alle Kunstgriffe eines einsichtsvollen Chemisten an, um, wie Henkel angab, eine genaue Verbindung beyder zu Stande zu bringen: allein er fand, daß es ohne ein drittes Zwischenmittel, und auch dann nicht wohl, thunlich seyn möchte. 2) Neuere Bemerkungen über Luft und Feuer, und die Wassererzeugung vom Hrn. Scheele. Er fand den Versuch mit der Feuer- und brennbaren Luft richtig: die erste bestehe aus einem allgemeinen nicht elastischen Grund- oder Salzwesen, sehr wenig Phlogiston, und einer Quantität Wasser; woraus er die vorkommenden Erscheinungen nach seiner bekannten Theorie, scharfsinnig erklärt. 3) Ueber die wahre Natur des Preußischen sogenannten Perlsalzes; vom Hrn. Assessor Klaproth. Diesem einsichtsvollen deutschen Scheidekünstler haben wir die Berichtigung eines Trugschlusses des Hrn. Prouf zu verdanken. Hr. K. vermischte jenes Salz mit Salpeter oder Salzsäure Kalke, und erhielt Kochsalz oder würklichen Salpeter und thierische Erde. Prouss Perlsalz und Säure, ist ein entweder mit mineralischem Alcali oder mit Säure übersättigtes Mittelsalz. 4) Ueber das Gefrieren des Queckſilbers; vom Hrn. Hfr. Laymann: völlig vom Hrn. L. gereinigtes Queckſilber friere gar nicht. 5) Chemische Untersuchungen des schwarzen Stangenschörls vom Hrn. G. C. Wiegleb. Er enthält an Kieselerde 3 Qut. 20 Grn, Alaunerde 3 Quent. 5 Grn, Eisen. 1 Quet. 29 Grn. 6) Bemerkungen und Versuche über die Spießglastinctur des Hrn Theden; vom Hrn. Render. Hr. R. sucht gegen Hrn. Prof. Gmelin zu zeigen, daß jene Tinktur nicht nothwendig, sondern nur zufällig, Spiesglastheile enthalte. 7) Auszüge aus Briefen vom (leider nun verstorbenen) Hfr.

Brückmann, Laxmann (über Gänge in sibirischen Granitgebirgen). Beyer, Höpfner (über die Gebirgsarten der Alpen; und dort gefundenen Turmalin) Glondenberg, Meyer, Westrumb, Hermbstädt, Hofmann. Auszüge aus den Abhandlungen der Kaiserl. Russischen Akademie zu Petersburg. Anzeige chemischer Schriften. Chemische Neuigkeiten.

Viertes Stück. 1) Hr. Scheele über Luft, Feuer und Wassererzeugung: eine Fortsetzung der im vorigen Stücke angefangenen Abhandlung. Besonders erklärt er: die Feuerluft aus dem Salpeter: alles seiner schon benutzten Theorie sehr gut angepaßt. 2) Etwas vom rothen Arsenik; von Hrn. Westrumb. Er zeigt gegen Hrn. Becker; es erfolge allerdings rother Arsenik, blos aus Schwefel und Arsenik. 3) Saures Salz aus dem Nelkenöle; vermittelst der Salpetersäure; vom Hrn. Kels. Das Rückbleibsel einer versuchten Entzündung schoß in Crystallen an, die vierseitig Säulenförmig waren, und Zuckersäure zu seyn schienen. 4) Versuche um die Umstände zu bestimmen, unter welchen Luft hervorgebracht wird, wenn man Wasser, als Flüßigkeit, oder als elastischen Dampf mit verschiedenen roth geglüheten Körpern in Berührung bringt; vom Hrn. Dir. Achard. Aus einer sehr großen Menge von Versuchen erhielt Hr. A. mehrere Luftarten; und zieht aus ihnen den Schluß, daß die Wassererzeugung noch manchem Zweifel ausgesetzt bliebe; daß aber die elastischen Dämpfe des Wassers, das Feuerwesen und Phlogiston annehmen, und hieraus ein lüftförmiges Wesen von beständiger Elasticität oder eine wahre Luft entstehen könne. 5) Versuche über die Luft und das daraus erfolgende Wasser; vom Hrn. Cavendish. Es ist ein vollständiger Auszug aus einer Vorlesung vor der Königl. Societät zu London, die Hrn. C. zugesandt wurde, und woraus offenbar erhellet, daß nicht Hr. Lavoisier, (wie er sich anzumaßen scheint, und die mehresten auswärtigen Gelehrten ihm auch zugestanden) der Erfinder dieser äusserst merkwürdigen Versuche sey: sondern, daß die Ehre Hrn. Cavendish zukomme, von dessen Freunden Hr. L. die erste ihm unglaublich-scheinende Nachricht erhielt. 6) Ueber die kürzeste Bezeichnungsart der Körper und ihrer Veränderungen, bey doppelten Verwandschaften vom Hrn. Crell. Er giebt eigentlich die Bezeichnungsart an, deren sich der würdige

Black

Black in Edinburg bedienet; uns scheint sie auch, so wie Hrn. C. kürzer, und leichter und schneller zu übersehen, (wie die Kupfertafel zeigt). 2) Auszüge aus Briefen von Hrn. Kriegsrath Buchholz, Meyer, Westrumb (über die äußerst merkwürdige Darstellung der Weinstein- und Essigsäure aus Weingeist.) Auszüge aus den neuen Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie zu Stockholm, und der Königl. Gesellschaft zu Montpellier. Anzeigen chemischer Schriften — Neuigkeiten.

Fünftes Stück. 1) Versuche, um zu bestimmen, ob Luft hervorgebracht wird, wenn verschiedene in elastische Dämpfe verwandelte Flüssigkeiten, durch zum Rothglühen gebrachte Röhren gehen: vom Hrn. Dir. Achard. Wasserdämpfe gaben etwas fixe und phlogistische Luft: caustischer Salmiakgeist in nicht geglühten Röhren, phlogistische, in geglühten, größtentheils brennbare; Terpenthingeist brennbare, Baumöl fixe Luft. 2) Chemische Untersuchungen des Feldspahts vom Hrn. O. C. Wiegleb. Er bestand aus 5 Quent. 7 Gran Kieselerde, 2 Quent. 34 Gr. Alaunerde, 7 Gran Eisen. 3) Ueber die beste Bereitungsart der Blutlauge; vom Hrn. Assessor Klaproth. Er sättigt mit Berlinerblau die kaustische Weinsteinsalzlauge, und saturirte alsdann die filtrirte Lauge mit Vitriolsäure, er läßt sie dann stark abrauchen, und anschießen. Er sondert darauf durch mehrmalige Auflösung allen vitriolisirten Weinstein ab: sind die Crystallen völlig rein; so müssen sie keine zarte blaue Streifen oder Punkte bekommen. (Indessen halten sie doch, wie jede Blutlauge, noch immer etwas vom Berlinerblau.) 4) Versuchte Bereitungsart des rothen Arseniks, vom Hrn. Prätorius: sie ist gleichfalls gegen Hrn. Becker gerichtet; es wird gezeigt, Herr B. habe nicht mit den gehörigen Kenntnissen gearbeitet; daher seyen seine Angaben nicht richtig, und Schwefel und weißer Arsenik geben doch allein den rothen. 5) Ueber das Verhalten der rauchenden Salpetersäure gegen die fetten und ätherischen Oele, wie auch flüßigen Balsame, vom Hrn. Hesse. Hr. H. setzt hier seine Versuche fort, die er schon in den n. Entdeckungen angefangen hatte, das Verhalten dieser sehr starken Säure gegen die öligten Substanzen zu untersuchen: sie sind gut, können aber hier nicht einzeln angeführt werden. Gemischte Untersuchung der Kirschensäure, vom Hrn. Herrn-

städt.

städt. Er bekam aus 2 Pfund Kirschensaft 5 Quent. crystall. Zuckersäure, 2 Quent. saures Mittelsalz, und 20 Gran selenitische Erde. 7) Beobachtungen und Versuche über das Rauchen der Vitriolsäure, vom Hrn. Dollfuß. Er enthielt bey sehr geringer Wärme aus Puchsischem Vitriolöl sehr vieles, äußerst fest zusammenhängendes flüchtiges Salz. Vergebens versuchte er, etwas vom Eisöle in dephlogistisirter Salpeter- oder Salzsäure aufzulösen: denn das Flüßige zerstreute sich fast ganz unter heftigem Geprassel. Das dephlogistisirte Vitriolöl wurde weder durch Schwefel noch schwarze oder rothglühende Kohlen, noch Terpentinöl, noch Bernstein und dessen Oel rauchend, noch zu Eisöl. 8) Etwas von dem Harze, das bey der Bereitung des Frobenschen Aethers entsteht; vom Hrn. Westrumb. Es besteht aus Vitriol- aus Pflanzensäure, aus Glaubersalz, Selenit, Kalkerde, Kieselerde, Eisen und etwas Phosphorsäure. 9) Auszüge aus Briefen; von Hrn. geh. BR. Gerhard, Brückmann, Höpfner, Heinemann, P** Scheele. Meyers Auszüge aus den V.. Abhandlungen der Königlich Schwedischen Academie zu Stockholm. Anzeigen chemischer Schriften. chemische Neuigkeiten.

Sechstes Stück. 1) Ueber das Färben der Seide durch Salpetersäure, vom Hrn Prof. Gmelin. Hr. G. versuchte seidene Bänder durch Scheidewasser, mit allerley Substanzen vermischt, in verschiedenen Schattirungen gelb zu färben: fand aber, daß es auch eben so gut, ohne allen Zusatz, blos allein geschehen konnte. 2) Hr. Dir. Achard über die Luft, die aus Flüßigkeiten entsteht, welche durch rothglühende Röhren gehen: die Fortsetzung des St. 5. Vitriolsäure. Salzsäure; dieses gab nicht wenig fixe Luft. Salpetersäure (dephlogistisirte) Weinessig, (phlogistische nebst fixer) Ameisensäure (viele fixe) bloße atmosphärische Luft wurde beym Durchgehen durch die Röhre phlogistisch. 3) chemische Untersuchungen des Feldspahts; vom Hrn. O. C. Wiegleb. Zerlegung desselben auf eine kürzere Art, durch Durchglühen mit Alcali: doch sind die Resultate wenig unterschieden. 4) Hr. Haße über die Oele, mit Salpetersäure behandelt: Fortsetzung des vorhergehenden Stücks; mit gleichem Fleiße und Einsicht. 5) Etwas über die Zuckersäure und den Weingeist; vom Hrn. Westrumb. Aeußerst schätzbare Versuche, die Hrn. W. zu unsern verdientesten

Scheide-

Scheidekünſtlern ſetzen, und bey Ausländern Ehre machen. Aus ihnen folgt, der Weingeiſt beſtehe aus Weinſteinſäure, Waſſer und brennbarem Weſen; er ſey eine natürliche verſüßte Pflanzenſäure. Sowohl die Weinſtein- als die Zuckerſäure laſſen ſich in Eſſig zerlegen; jene enthält nur mehr Brennbares. Kocht man Weingeiſt mit Vitriolſäure und Braunſtein, ſo kann man jenen ganz in Eſſig und Brennbares zerlegen. 6 Auszüge aus Briefen, von Hrn. von Trebra, Landriani, Raſpe, Scheel. Auszüge aus den Schriften der Königl. Acad. der Wiſſenſchaften zu Montpellier. Anzeige chemiſcher Schriften. Chemiſche Neuigkeiten.

Den zweyten Theil dieſes trefflichen Journals iſt uns Verſehen vor dem erſten geſetzt worden.

Zw.

Herrn Sven Rinmann Verſuch einer Geſchichte des Eiſens mit Anwendung für Gewerke und Handwerker, aus dem Schwediſchen überſetzt, von J. G. Georgi. Berlin, bey Haude und Spener. 8. 1785. Erſter Band. 33 Bogen. Zweyter Band, mit Kupfern, Verzeichniß des Inhalts und alphabethiſchem Regiſter, 31½ Bogen.

Es dient dieſem Werke ſchon ſehr zur Empfehlung, daß es von einem Manne kömmt, der ſich vierzig Jahre mit ſeinem Gegenſtande beſchäftigt, und, auch vermöge ſeines Amtes, praktiſch darin geübt hat, und noch mehr, daß ein Mann von ſolcher Erfahrung, was doch immer ſeltener iſt, als es ſeyn ſollte, Schriften und Vorſchläge, ſelbſt blos theoretiſcher Schriftſteller kennt, geprüft und öfters genutzt, berichtigt, und zum Theil vollends aufgeklärt hat; der Hüttenmann findet hier zwar nicht ausführliche Belehrung, wie er ſein Eiſenerz probiren und verſchmelzen ſoll, aber doch Winke, was er ſich für Roheiſen davon zu verſprechen hat, wie er den etwa zu befürchtenden Fehlern deſſelbigen zuvorkommen, oder, wenn ſie ſchon da ſind, ihnen, wo möglich, abhelfen kann, lernt Merkmale, an denen er eine Art Roheiſen von der andern unterſcheiden, und Regeln, wie er jede Art darzu anwenden ſoll, wozu ſie gerade am tauglichſten iſt, erfährt, wie er ſich ſein

Stab-

Stabeisen nach der Natur seiner Erze, der Beschaffenheit und dem Reichthum seiner Brennwaare, seiner übrigen Lage und Verhältnissen, am vortheilhaftesten, und von der besten möglichen Güte verschaffen, und jede, nicht gerade immer nach der Stufe ihrer Güte verschiedene Art Stabeisen zu den Arbeiten auswählen müsse, für welche sie nach ihrer Bestimmung am besten taugt: der Handwerker lernt hier die Merkmale, an welchen er die relative Güte seines Eisens und Stahls zuverläßig erkennen, sogar Mittel, wie er manchem ihrer Fehler noch abhelfen kann: der Fabrikant findet hier Anweisung zur Bereitung des Stahls, so mannigfaltig, daß er daraus diejenige wählen kann, die ihm entweder in Absicht auf die Erze das Roh- oder Stabeisen, das er gerade am besten haben kann, oder auf die Beschaffenheit und Ersparniß der Brennwaare, oder in Absicht auf den Absatz, den er sich davon versprechen darf, die vortheilhafteste dünkt, die zuverläßigsten Mittel, die Schönheit oder Dauer des Eisens durch Schleifen, Poliren, Anlaufen im Feuer, Damasciren, Beizen, Brunniren, Aezen, Einlegen, Lakiren, Klasiren, Verzücken, Verzinnen, Versilbern und Vergolden zu erhöhen und zu befestigen, und lernt die Versetzungen des Eisens mit andern Metallen kennen, von welchen er einen Nutzen hoffen darf: der Künstler lernt daraus die mannichfaltige schwarze, blaue, grüne, gelbe und rothe Farben, die aus dem Eisen, und seinen Auflösungen, und Kalken für Färberey, Wasser- Miniatur- Oel- Fresco- Pastel- Feuer- Email- und Glasmalerey verfertigt werden können, und ihre beste Bereitungsart kennen; der Scheidekünstler findet hier einen Schatz von Erfahrungen; die dem Verf. eigen und größtentheils neu sind; der Verf. hat sie sehr oft mit den Erfahrungen anderer verglichen und zusammengestellt. Das ganze Werk ist in zehen Abtheilungen getheilt, wovon in dieser Ausgabe die fünf ersten nebst dem ersten Abschnitt der sechsten, den ersten, die übrigen den zweyten Band ausmachen.

Die erste Abtheilung S. 1 — 52. §. 1 — 23. betrifft die Farbe des Eisens und seiner verschiedenen Arten. Der dichteste, feinste, und härteste Stahl hat auf der polirten Oberfläche und im reinen Bruche die weißeste Farbe, darin kömmt ihm reines kaltbrüchiges Eisen näher, als anderes gutes Eisen; es zeigt aber im Bruche grobe, vieleckige Körner mit spiegelnden Flächen, langfadichtes ist gewöhnlich rothbrüchig; zeigt im

im Bruche eine silberweiße Farbe, und unordentliche, gleichsam zackige Körner, die weder vieleckig noch schuppicht sind, so ist es meistens von der besten Art: wie dunkler Roheisen von außen und im Bruche ist, desto weicher ist es, wie weißer, desto härter, und am Stahl ähnlicher. Doch läßt sich aus seiner Farbe nicht auf die Güte des daraus zu erhaltenden Stabeisens schließen, nicht alles weiße Roheisen entstehe durch schnelles Abkühlen; so wie nicht jedes weiße durch langsames Abkühlen gar werde. Das grobe Schleifen der Eisenwaare geschieht am besten mit Sandstein: das Scheuren geschehe am besten mit eichenen Stöcken, die man mit Hirsch- oder Semischleder umwinden, mit Tischlerleim bestreichen, und, noch ehe dieser trocknet, theils mit zart geriebenem und durch Flor gesiebtem Kristallglase, theils mit gröber, theils mit feiner geriebenem Smirgel, so viel darauf haften will, bestäuben soll; das rohe Poliren, oder Niederdrücken aller Feilstriche, am besten mit dem Polirstahl, der von dem allerbesten Stahl, so sehr, als nur immer die besten Feilen, gehärtet, gleich gerundet, geschlissen und aufs beste polirt seyn muß; am besten reibe man ihn oft gegen ein auf Holz geleimtes, und mit Eisensafran bestreutes Leder, und wische dann das Eisen mit einem reinen trockenen Lappen ab, der auch mit feiner Kreide, Zinnasche oder Eisensafran bestreut sein könne; soll das Eisen brunirt werden, was aber nur bey ungehärtetem Eisen wohl angeht, so reibt man es vorher mit Smirgel und Oel ab, wischt das Fett wieder mit einem Kreidelappen ab, läßt das Eisen über Kohlen blau anlaufen, und reibt es nun mit dem Stahl, bis es eine gleiche Farbe, und den nöthigen Glanz hat: zum feinen Poliren taugen geschlemmter Schmirgel von unterschiedener Feinheit, levantischer Wezstein, der auch in Stäben bey krausen Arbeiten nützlich ist, sonst mit Oel angerieben wird, Zinnasche, die doch für sich einen zu weißlichten Glanz giebt, Eisensafrane, vornehmlich der geschwefelte Stahl, wohl geschlemmt, und etwa mit ⅓ weißer Zinnasche gemischt, und mit starkem Branntewein befeuchtet, und Blutstein, der Glanz und Politur mit den wenigsten Kosten giebt. Bey gelinder Hitze und mit wenigern Kohlen geben, auch braunsteinhaltige Erze weiches Eisen, überhaupt Rennwerksheerde eher, als hohe Oefen; die Leder, an welchen Scheermesser gestrichen werden, räth der Verf. mit einem Gemenge aus Wallrath, Baumöl und feiner Zinnasche einzuschmieren, denn das Leder mit einem Papier zu bedecken, und mit einem

Stabeisen nach der Natur seiner Erze, der Beschaffenheit und dem Reichthum seiner Brennwaare, seiner übrigen Lage und Verhältnissen, am vortheilhaftesten, und von der besten möglichen Güte verschaffen, und jede, nicht gerade immer nach der Stufe ihrer Güte verschiedene Art Stabeisen zu den Arbeiten auswählen müsse, für welche sie nach ihrer Bestimmung am besten taugt: der Handwerker lernt hier die Merkmale, an welchen er die relative Güte seines Eisens und Stahls zuverläßig erkennen, sogar Mittel, wie er manchem ihrer Fehler noch abhelfen kann: der Fabrikant findet hier Anweisung zur Bereitung des Stahls, so mannigfaltig, daß er daraus diejenige wählen kann, die ihm entweder in Absicht auf die Erze das Roh- oder Stabeisen, das er gerade am besten haben kann, oder auf die Beschaffenheit und Ersparniß der Brennwaare, oder in Absicht auf den Absatz, den er sich davon versprechen darf, die vortheilhafteste dünkt, die zuverläßigsten Mittel, die Schönheit oder Dauer des Eisens durch Schleifen, Poliren, Anlaufen im Feuer, Damasciren, Beizen, Bruniren, Aezen, Einlegen, Lakiren, Klasiren, Verzücken, Verzinnen, Versilbern und Vergolden zu erhöhen und zu befestigen, und lernt die Versetzungen des Eisens mit andern Metallen kennen, von welchen er einen Nutzen hoffen darf: der Künstler lernt daraus die mannichfaltige schwarze, blaue, grüne, gelbe und rothe Farben, die aus dem Eisen, und seinen Auflösungen, und Kalken für Färberey, Wasser- Miniatur- Oel- Fresco- Pastel- Feuer- Email- und Glasmalerey verfertigt werden können, und ihre beste Bereitungsart kennen; der Scheidekünstler findet hier einen Schatz von Erfahrungen; die dem Verf. eigen und größtentheils neu sind; der Verf. hat sie sehr oft mit den Erfahrungen anderer verglichen und zusammengestellt. Das ganze Werk ist in zehen Abtheilungen getheilt, wovon in dieser Ausgabe die fünf ersten nebst dem ersten Abschnitt der sechsten, den ersten, die übrigen den zweyten Band ausmachen.

Die erste Abtheilung S. 1 — 62. §. 1 — 23. betrift die Farbe des Eisens und seiner verschiedenen Arten. Der dichteste, feinste, und härteste Stahl hat auf der polirten Oberfläche und im reinen Bruche die weißeste Farbe, darin kömmt ihm reines kaltbrüchiges Eisen näher, als anderes gutes Eisen; es zeigt aber im Bruche grobe, vieleckige Körner mit springenden Flächen, landstadtisches ist gewöhnlich rothbrüchig; zeigt im

im Bruche eine silberweiße Farbe, und unordentliche, gleichsam zackige Körner, die weder vieleckig noch schuppicht sind, so ist es meistens von der besten Art: wie dunkler Roheisen von außen und im Bruche ist, desto weicher ist es, wie weißer, desto härter, und am Stahl ähnlicher. Doch läßt sich aus seiner Farbe nicht auf die Güte des daraus zu erhaltenden Stabeisens schließen, nicht alles weiße Roheisen entstehe durch schnelles Abkühlen; so wie nicht jedes weiße durch langsames Abkühlen gar werde. Das grobe Schleifen der Eisenwaare geschieht am besten mit Sandstein: das Scheuren geschehe am besten mit eichenen Stöcken, die man mit Hirsch- oder Semischleder umwinden, mit Tischlerleim bestreichen, und, noch ehe dieser trocknet, theils mit zart geriebenem und durch Flor gesiebtem Kristallglase, theils mit gröber, theils mit feiner geriebenem Smirgel, so viel darauf haften will, bestäuben soll; das rohe Poliren, oder Niederdrücken aller Feilstriche, am besten mit dem Polirstahl, der von dem allerbesten Stahl, so sehr, als nur immer die besten Feilen, gehärtet, gleich gerundet, geschlissen und aufs beste polirt seyn muß; am besten reibe man ihn oft gegen ein auf Holz geleimtes, und mit Eisenfeilspan bestreutes Leder, und wische dann das Eisen mit einem reinen trockenen Lappen ab, der auch mit feiner Kreide, Zinnasche oder Eisenfeilspan bestreut sein könne; soll das Eisen brunirt werden, was aber nur bey ungehärtetem Eisen wohl angeht, so reibt man es vorher mit Smirgel und Oel ab, wischt das Fett wieder mit einem Kreidelappen ab, läßt das Eisen über Kohlen blau anlaufen, und reibt es nun mit dem Stahl, bis es eine gleiche Farbe, und den nöthigen Glanz hat: zum feinen Poliren taugen geschlemmter Schmirgel von unterschiedener Feinheit, levantischer Wetzstein, der auch in Stäben bey krausen Arbeiten nützlich ist, sonst mit Oel angerieben wird, Zinnasche, die doch für sich einen zu weißlichten Glanz giebt, Eisenfeilspane, vornehmlich der geschwefelte Stahl, wohl geschlemmt, und etwa mit ⅓ weißer Zinnasche gemischt, und mit starkem Branntewein befeuchtet, und Blutstein, der Glanz und Politur mit den wenigsten Kosten giebt. Bey gelinder Hitze und mit wenigern Kohlen geben, auch braunsteinhaltige Erze weiches Eisen, überhaupt Rennwerksheerde eher, als hohe Oefen; die Leder, an welchen Scheermesser gestrichen werden, räth der Verf. mit einem Gemenge aus Wallrath, Baumöl und feiner Zinnasche einzuschmieren, denn das Leder mit einem Papier zu bedecken, und mit einem

nem warmen Streicheisen zu überfahren. Smirgel wird mit Baumöl, andere Polirpulver mit starkem Brandtewein angerieben; und der Smirgel, zuerst gröberer, dann feinerer, vor dem Härten gebraucht; auch läßt man, um die Feilstriche besser zu sehen, die man hinwegnehmen soll, die Waare etwas blau anlaufen; mit den Polirpulvern muß sie so stark, daß sie sich erhitze, gerieben, und dann mit dem mit Brandtewein angemachten Pulver befeuchtet werden: zu Polirstöcken mit Smirgel taugt Eichenholz, zu solchen aus feinern Polirpulvern Ebenholz, quer in dünne Scheiben geschnitten, und auf die Stöcke geleimt, am besten; um die Kanten der Eisenwaare nicht abzunützen, macht man auch Polirfeilen, die in England aus 16 Theilen Messing, 4 Theilen Wißmuth, 4 Theilen Zinn und einem Theil Eisen bestehen, oder legt man die Waare in einen kleinen hölzernen, länglicht viereckigen Block, der zwischen zwo in der Bank bevestigten Säulen los liegt, bey flachen Sachen taugt der Polirstahl nichts; cylindrische Waaren, die man nicht in die Drechselbank spannen kann, spannt man mit Smirgel bestrichen zwischen zwey Hölzern in einen Schraubenstock, und dreht die Hölzer schnell um, zu Polirscheiben, die übrigens öfters einen streifigen Glanz machen, taugt altes, trockenes, durchaus gleiches Holz von Wallnußbäumen oder Eichen, das keine glänzende Flecken, und keinen glänzenden Schnitt hat, quer durchgeschnitten, am besten, und wird, wie länger man sie gebraucht, desto besser; bey dem Poliren von Klingen geht sie in jeder Minute 2000mal herum; bey ihrem Gebrauche bestreicht man die Waare mit einer Salbe, die aus Rüböl und Smirgel besteht, zuerst aus gröberem, denn aus feinerem; auch krause Sachen, die man in zwey kleinen, an ihren Kanten mit Borsten versehenen umlaufenden Eckrizen polirt, bestreicht man in allen ihren Vertiefungen und Einschnitten damit; bey großen Fabriken hat man auch mehrere horizontale Scheiben, welche das Wasser bewegt. Zu Stahlspiegeln tauge, wenn man Eisen darzu nehmen wolle, noch am besten gutes Gußeisen, mit Kalch cämentirt. Alaun könne bey dem Beizen des Eisens zuerst gebraucht werden; Harn und saure Milch könne auch manchmal nützlich dazu angewandt werden. Alle Laugensalze, auch Glas und Eisenkalch, reinigen die Oberfläche des Eisens, wenn es darin geglüht wird. Kalebrüchiges Eisen taugt, weil es nicht so leicht rostet, zu solchen Sachen, die keinem Brauchen ausgesetzt sind, als: Stahlknöpfe, Schloßfederschilden, und andere

Zier-

Zierrathen ganz gut; Härtung der Oberfläche, wenn ſie nicht mit Salzen, ſondern mit Kohlenſtaub geſchiehet, ſchützt das Eiſen lange gegen Roſt. Waſſerbley mit gleichen Theilen Kampfer und Schweineſchmalz, oder zu ſchwarzer Schmiedearbeit, auch nur mit Leinöl oder Leinölfirniß zu einer Salbe gemacht, und wenn das Eiſen über Kohlen gelb angelaufen iſt, dünn darauf geſtrichen, und mit einem wollenen Lappen ſtark gerieben, ſchützt unpolirtes Eiſen ſehr gut gegen Roſt; neue Flintenläufe füllt man in gleicher Abſicht mit geſtampftem Lein- Hanf- oder Senfſaamen, und läßt ſie nun im Feuer rothgelb oder blau anlaufen, oder ſtößt ein glühendes Eiſen durch: Jagdflinten, und ſelbſt Muſketen legt man in gleicher Abſicht bey ganz gelinder Wärme 8 — 14 Tage in Pechöl, und trocknet ſie nachher. Theer auf das heiße Eiſen oder Leinölfirniß, wenn das Eiſen violet oder rothbraun angelaufen iſt, oder wenn es Dachblech iſt, ein Gemenge aus 1 Pfund Leinölfirniß, ½ Pfund Pech, 2 Loth Harz, 1 Loth Schwefel und etwas Waſſerbley aufgeſtrichen, verhindert das Roſten ſehr gut; bey Japaner Arbeit nur guter Bernſteinfirniß, oder Firniß, der mit Weingeiſt und Kopal, oder ſtatt deſſen Schellack gemacht, in einer Hitze, bey welcher polirtes Eiſen blau anläuft, dünne aufgetragen, in dergleichen Hitze getrocknet, wieder aufgetragen, getrocknet u. ſ. f., und nach dem Trocknen mit Bimsſtein oder Kannenkraut geſchliffen, mit Tripel auf einem Lederlappen polirt, allenfalls mit Oelfarben bemalt, und noch mit Lackfirniß überzogen werden; zu leichtern Farben trägt man auf den eingebrannten Grund von Oel- oder Bernſteinfirniß, Maſtixfirniß mit Terpentinöl auf: bey Eiſenwaaren, die ſtark genutzt werden, erhält ſich die Farbe, womit man es in der Hitze anlaufen läßt, nicht lange; beſſer iſt es, ſie, ehe man ſie anlaufen läßt, mit Baumöl zu beſtreichen; Oel und Fett muß mit Baumwolle, Flachs oder einem Pinſel recht dünne und gleichförmig aufgeſtrichen, und das Eiſen vorher ſo weit erhitzt werden, daß das Waſſer darauf zu ziſchen anfängt, und ſo lange heis bleiben, bis man keinen Geruch mehr wahrnimmt, und alles trocken iſt; auf polirter Waare haftet es nicht ſo gut: Verſuche mit verſchiedenen Oelen, in dieſer Abſicht angeſtellt: Veränderungen in der äuſſern und innern Farbe des Eiſens durch mancherley Mittel.

Die andere Abtheilung S. 63 — 90. §. 24 — 32. hat die Schwere des Eiſens zum Gegenſtand. Nach der eigenen

Erfahrung des Verf. ist sie sehr verschieden, und die Schwere des Wassers = 1000 angenommen zwischen 7000 und 795, die letztere hat der englische Gußstahl, so wie überhaupt im Durchschnitte Stahl schwerer ist, als Eisen, weises Roheisen schweret als graues, in einigen Fällen läßt sich der Gehalt des Erzes durch Wägen bestimmen, wenn man die Erze gestossen und gesiebt los in ein kleines Probirmaas füllt, und dieses genau abwägt. Erfahrung über die Ungleichheit der Schwere in Wärme und Kälte; mit ihr läuft die Dichtigkeit gleich. Das Eisen, das die Wallonschmiede liefere, tauge am besten zu feiner und polirter Waare; denn bey dieser Arbeit werde der Theil des Eisens, der zu viel brennbaren Stoff verliere, zu glasichter Schlake, der andere aber, der so viel behält, als zu seiner Zähigkeit nöthig ist, ziehe sich mehr ins Enge zusammen; die Undichtigkeit komme theils von Luft, theils von Schlakenkörnern, die eingeschlossen seyen; daher verliere sie sich, wenn man solches Eisen in einer Hitze, die nicht so stark ist, daß es darin zu Stahl werden kann, einige Tage lang mit Kohlenstaub cämentire; die größte Schnellkraft erhält hartes, vestes, etwas mit Stahl gemischtes Eisen durch gleiches Hämmern, und, um zu erkennen, ob die Schläge recht gleich sind, läßt man solches Eisen z. B. zu Sägen, Spiralfedern in Schlössern, zuvor mit Rauch überlaufen; durch Feuer verliert das Eisen an Schnellkraft; aber durch Dratzüge und Walzen gewinnt es, wie durch Hämmern; auch die Gestalt trägt viel zur Schnellkraft der Federn bey; bey platten mit 2 parallelen Seiten ist sie am stärksten, bey dreykantigen, oder bey solchen mit einem erhabenen Rücken am schwächsten; Federn in Taschenuhren müssen vom härtesten, zu Degenklinger, Flintenschlössern und dergl. von etwas weicherem Stahl und nicht so dünne seyn. Verfertigung der Stahlfedern und der Klingen.

Die dritte Abtheilung S. 90 — 129. §. 33 — 43. enthält die Erfahrungen des Verf. und anderer über die Wirkungen des Magnets auf das Eisen. Solches, das ein wenig rothbrüchig sey, werde am stärksten, Eisen aus braunsteinhaltigem Erze am schwächsten gezogen, was die Schnellkraft des Eisens verstärkt, verstärkt auch seine magnetische Kraft; feiner Stahl nimmt sie langsam an, behält sie aber auch am längsten, daher müssen die künstlichen Magnetstangen nicht sehr warm geschmiedet werden; zu vieles brennbare Wesen im Eisen

sen stehe der Wirkung des Magnets auf dieses im Wege: kein Metall hebe sie durch seine Beymischung auf, doch werde sie vom Arsenik am meisten geschwächt (Hrn. Brugmanns Versuche scheint der Verf. nicht zu kennen); in den Erzen, die schon roh vom Magneten gezogen werden, seye das Eisen bereits in Metallgestalt. Wie die Magnetnadel zum Suchen des Eisenerzes gebraucht werden könne; von Verfertigung der Stahlmagneten und Kompasnadeln.

Die vierte Abtheilung S. 130—287. §. 44—81 betrachtet das Verhalten des Eisens, und seiner mancherley Arten in verschiedenen Stufen der Wärme und des Feuers. Wie weniger sich der Stahl unter dem Härten ausdehnt, desto dichter und vester wird er nach dem Härten, daher muß der Stahl nicht heißer gemacht, als gerade nöthig ist, daß er die verlangte Härte annimmt. Schmelzstahl wird durch Löschen in Wasser härter, Brennstahl gerade umgekehrt: Eisen seye im Flusse, nicht dichter als kalt, und kalte Eisenbrocken fallen darin anfangs nieder. Es zieht sich auch bey dem Erkalten zuletzt in der Mitte zusammen; Roheisen in eine ganz bedeckte Sandform gegossen, verhalte sich zu anderm, das in offene Formen gegossen werde, in Absicht auf Dichtigkeit = 177 : 196. Zu Kanonenkugeln taüge etwas rothbrüchiges am besten, wenn sie in eisernen Formen gegossen werden, die man in heißen Sand legt, müssen die Gruben, die vom Kalche bleiben, mit Bley, oder Bley und Zink ausgefüllt werden; auch bey Ofenplatten, deren obere Fläche sonst zu schnell erstarrt, kann man das Werfen verhindern, wenn man das Eisen, so wie es in die Formen geflossen ist, reichlich mit Kohlenstaub bestreut. Die Farben, mit welchen das Eisen im Feuer anlaufe, bestimmen zugleich die Hitze, in welcher andere Metalle kochen oder schmelzen; ist das Eisen habergelb, so schmelzt das Zinn, ist es brandgelb, so kocht das Quecksilber, ist es gelb, und beynahe karmosinroth, so schmelzt Wismuth, ist es dunkelblau, so schmelzt Bley, ist es wasserblau oder meergrün, so schmelzt Zink: Stahl läuft eher und mit höheren Farben an, als Roheisen, und dieses eher, als Stabeisen. Daher bemerkt man oft, wenn das Eisen Stahlstrengen, oder der Stahl Eisenstrengen hat, bey gleicher Hitze, verschiedene Farben. Zu sehr harten Werkzeugen, als Hämmern, Grabsticheln, Stempeln u. dergl. muß man den Stahl nicht weiter als gelb, doch mit Unterschied zwischen Stahl

Stahl, zu Tischlerwerkzeug, und überhaupt zu Schneidezeug für Holz, Horn u. dergl. nicht weiter als violet, zu Tischlermessern, D. genklingen, Uhrfedern, die viele Federkraft haben, und sehr schneiden soll u. nur hochblau, und nur den härtesten brüchigsten Stahl, der in groben Federn starken Angriffen widerstehen soll, lichtblau anlaufen lassen; der Stahl muß auch zuvor gehärtet, rein gescheuert, und wenn er Zähigkeit und Stärke behalten, und nur blau anlaufen soll, mit Talg oder Oel bestrichen werden; schon die Hitze des Wassers verursacht ein Anlaufen des Stahls, und mindert seine Sprödigkeit: von den Ursachen dieser Farben, welche das Eisen bey dem Anlaufen zeigt. Der Verfasser sucht sie in einer veränderten Stellung der Eisentheilchen. Vom Glühspan, womit sich die Oberfläche des Eisens bekleidet, wenn es glüht; durch anhaltendes Feuer wird Eisen nach und nach ganz zu einer solchen Schlake; zahlreiche Versuche des Verfassers über diese Veränderung mit allerley Arten Eisen und Stahl; kaltbrüchiges Eisen wird durch Schmieden nicht verbessert, und verliert durch Abbrennen im Feuer am meisten, weil es sein brennbares Wesen am wenigsten halten kann; dieser Verlust ist übrigens nicht blos nach der Art des Eisens, sondern auch nach der Stufe und Gleichheit oder Ungleichheit, und der Dauer der Hitze, der Gestalt des Eisens und der Feuerungswaare verschieden, und geringer, wenn man das Eisen schnell zum Glühen bringt, alle Luft abhält, und das Eisen in einem Brennstoff glüht. Alle Stoffe, welche Säure, vornehmlich Vitriolsäure enthalten, vermehren das Abbrennen; etwas von der Art steckt in vielen Eisensteinen, und muß durchaus im stärkern Feuer ausgetrieben werden: dieser Glühspan ist eine wahre Schlacke, und von dem Kies oder Reisbley in den hohen Oefen wohl zu unterscheiden: Veränderungen, welche die Kälte, andere, welche das Feuer in der Art des Eisens macht; durch letzteres wird das Eisen, selbst der Stahl wieder weich, wenn sie sie vornehmlich in Stoffen bekommen, welche brennbares Wesen einschlucken, und die Glühhitze des Eisens aushalten können, ohne sich mit dem Eisen selbst zu vermengen; frische Bierhefen etliche mal auf Stahl gestrichen, und zwischenher getrocknet, wirkte am besten. Zinn fleckt doch noch etwas eher, als Wismuth. Das beste Eisen zu der feinsten polirten Waare erhalte man in England, indem man klein alt Eisenwerk, Abfall von Eisenblech, alte Nägel u. dergl., auch wohl mit Feilspäne in Tigeln, einen Schuh hoch und einen

Schuh

Schuh weit, und mit Deckeln, mit Glaspulver oder Rohſchlacken, oder auch ohne Deckel, Glas oder Schlacke in einem Steinkohlenfeuer bis zum Schweiſen, und wenn es da zuſammengebacken iſt, unter einem kleinen Waſſerhammer bringe, wärme und zu kleinen Stangen ſchmiede; Vorſchriften bey dem Zuſammenſchweiſen und Gerben des Eiſens; was dabey abfällt, wird in England entweder auf einer Eſſe, auf welche man das Gebläſe anläßt, und von einer andern Feuerſtelle die Flamme von Steinkohlen über die Eſſe ſpielen läßt, oder auf kleinen Scheiben von Sandſtein in 8 — 9 Zolle hohen Haufen auf dem Boden einer Art Reverberierofen mit Steinkohlenflamme geſchweiſt, auf dem Ambos zuſammengeſchlagen, auf kleinen Waſſerhämmern geſchmiedet, und zu Meſſerklingen verarbeitet.

Die fünfte Abtheilung S. 287 — 407. §. 82 — 183. betrifft die Geſchmeidigkeit des Eiſens; das vollkommenſte Eiſen ſey das, welches ſich kalt und warm am meiſten hämmern und ſtärken laſſe; ſeine Kennzeichen; Eintheilung des Eiſens nach der Stufe der Geſchmeidigkeit; nicht alles Eiſen von feinem körnigem Bruche ſeye ſpröde, die Fäden kommen nur vom Schmieden; von der Veränderung, welche andere Metalle in ſeiner Geſchmeidigkeit machen; ein gewiſſer Antheil der vollkommnern Metalle ſchade ihr nichts; auch liege der Grund der Sprödigkeit manches Eiſens nicht in unmetalliſchen Erden oder Salzen, gahre Rohſchlacke ſeye bey dem Schweiſen des Eiſens der beſte Wellſand; ſchon durch bloſſes langſames Glühen könne Eiſen geſchmeidig gemacht werden, mit und ohne dienliche Zuſätze in offenem und in geſchloſſenem Feuer, durch Schmelzen, und Schmelzen und Arbeit zugleich; die verſchiedenen Arten, Eiſenerze und Roheiſen zu friſchen und geſchmeidig zu machen; Stellung der Oefen und ihrer Theile; vom harten und weichen Eiſen, von der Auswahl des Eiſens zu Drath, und von dem Sortiren deſſelbigen, von rothbrüchigem und kaltbrüchigem Eiſen, ihren Kennzeichen und ihrer Verbeſſerung, die er doch auf eine lehrreiche Art für äußerſt ſchwer hält.

Die ſechſte Abtheilung handelt §. 124 — 178. S. 407 — 512. und B. II. S. 1 — 78. ſetzt das Verhalten des Eiſens mit andern Metallen Gold, Platina, Silber, Kupfer, Zinn, Bley, Queckſilber, Braunſtein, Nickel, Kobolt, Arſenik, Spiesglas, Wismuth und Zink, ſowohl ihre Verbindung, als ihre Trennung von dem Eiſen, das Ueberziehen des

Eisens mit mehrern derselbigen aus eigenen und andern Erfahrungen aus einander. Bey dem Gelde finden wir doch des grauen Goldes, und der Anwendung, welche Tillet bey der Quart davon gemacht hat, nicht erwähnt, so wie bey dem Arsenik der Achardischen Versuche nicht. Auch ihm ist es nicht gelungen, Zink, wenigstens in einiger beträchtlichen Menge mit Eisen zu vereinigen.

Die siebende Abtheilung S. 75 — 158. §. 179 — 211. handelt von den Farben des Eisens; hier hat der Verfasser außerdem, was davon schon in andern Abschnitten steht, weniger Eigenes, als in den übrigen Abschnitten. Schwarze Steine und Erze, an welchen das Eisen Antheil hat; geschlemmter Eisenmohr giebt, wenn man ihn mit Leimwasser und Zucker abreibt, einen Tusch, der an Luft und Sonne dauerhafter ist, als chinesischer, und bey dem Vertreiben keine scharfe Kante macht; mit Leimwasser oder mit Harz, und ein wenig Wachs angemacht, konnte man ihn zu Bleystiften gebrauchen, die jedoch schwärzere Striche gaben, als die gewöhnlichen; mit Bernstein oder gutem Leinölfirniß angerieben, eine glänzende schwarze Farbe, z. B. auf Dachblech: der Knopfstein, woraus man in Deutschland schwarze Knöpfe gießt, ist eine Art Trapp: je blasser die Eisenschlacke falle, desto sicherer sey man, daß sich das Eisen ganz von der Schlacke geschieden habe; bey dem Kupferschmelzen verlange man eine schwarze Schlacke; von der schwarzen Farbe des Eisens in Gläsern, in der Färberey, in der Dinte; rothe natürliche und künstliche Eisenfarbe, und andere Steine, die ihre rothe Farbe von Eisen haben; diese lasse sich im Feuer leicht zerstören, und daher können sie auch solche Steine und Erden von Eisen haben, die sich im Feuer weiß brennen, (was sich nun bey der Zerlegung der Edelsteine schon so oft gezeigt hat.) Von gelben, blauen und grünen Malerglas und Feuerfarben aus Eisen.

Die achte Abtheilung S. 159 — 276. §. 212 — 256. hat die Auflösung des Eisens zum Gegenstande. Mehrere Versuche über die bindende Kraft des Eisenrostes, der, wenn er mit Salpeterauflösung gemacht ist, am dauerhaftesten küttet; gebrannter Gyps, Kalch und Ziegelmehl geben mit Eisen den besten Zusatz zu Steinkütt: aber Eisen muß darzu seinen ganzen Metallglanz haben; Schleifschlamm taugt, wenn er nicht an der Luft gelegen hat, mit Sand oder Kalch vermischt, bey

feuch-

feuchter Witterung sehr dauerhaft zum Verapfen der Häuser. Kaltbrüchiges und ungleich hartes Eisen taugen nicht zum Damasciren; aber das erstere, wenn es geschmiedet ist, auch Roheisen, das mit zu vielen Kohlen geschmolzen ist, im Cementwerke: wohlfeilen Eisenvitriol erlange man, wenn man Eisenfeile und Bohrspan aus Stückgießereyen mit gleich vielem Schwefel vermenge, und, wenn sich nach einiger Zeit eine Gährung offenbare, diese mit Wasser dämpfe, und nach einigen Monaten den Vitriol ausziehe. Vom Beizen, Aezen und Damastzeichnen des Eisens. See- und Sumpferze, die etwas flüchtiges Laugensalz enthalten, welches einen großen Theil des Eisens mit sich in die Höhe reißen kann, soll man in gemauerten Roststätten mit Kohlenschutt und Staub stark brennen, und mit Kalch beschickt von Gestübheerden schmelzen.

Die neunte Abtheilung S. 276 — 390. §. 257 — 280. handelt vom Stahl; derjenige sey der beste, der im Ablöschen nach der geringsten Hitze die größte Härte annehme, und in und nach dem Härten die größte Stärke behalte; die Merkmale, die ihn von anderm Eisen unterscheiden; seine Aehnlichkeit mit Roheisen, und die mancherley Arten seiner Bereitung; aus allen Erzen lasse sich etwas Stahl bringen. Vortreffliche Versuche über den Uebergang des Roheisens in Stahl; er beruhe auf einem kleinen Verlust an brennbarem Wesen, vielleicht auch auf einer kleinen Zunahme an Hitze. Zuletzt noch von eingesetztem Eisen.

Die zehende Abtheilung S. 390 — 448. §. 281 — 308. betrifft das Roheisen; es sey kein unraffinirtes Eisen, das noch fremdartige Metalle oder Theile enthalte (sollte das wohl in jedem Roheisen der Fall seyn, auch in dem, das aus Sumpferzen geschmolzen wird, und das vermuthete neue Metall, das Wassereisen, enthält?) Roheisen werde nicht blos von zu schweren Aufsetzen, oder vom Härten bey geschwinder Abkühlung weiß und gelb. Neue Grupen warm mit Fett einschmieren, und das Fett in einem warmen Backofen einbrennen, sie nicht mit Sande ausscheuren, sondern nur auswaschen und trocken wegsetzen, schütze sie lange gegen die auflösende Kraft der Säuren: die Verschiedenheiten des Roheisens unter sich und von andern Eisenarten. Auf Versuche im Großen Roheisen zu verzinnen, hält der Verf. nicht viel.

Die Uebersetzung ist, wie sich erwarten läßt, gut gerathen; doch wäre es zu wünschen gewesen, daß sie ein Mann, der mit den deutschen Eisenwerken, und der deutschen Kunst-

ſprache recht genau bekannt iſt, übernommen hätte; gezwungenes Roheiſen iſt nicht das deutſche Kunſtwort, und Meelbeerenſtrauch nicht der Name, unter welchem der Deutſche die Uvam urſi erkennt.

Mb.

7. Luftkugeln.

Wir wollen unter dieſen Titel alle die Schriften beingen, die ſeit 1783. bis jetzt über dieſe Materie herausgekommen ſind. Da bisher des Hrn. Faujas de St. Fond Deſcription des Experiences de la Machine aeroſtatique de M. M. de Montgolfier, et de celles, aux quelles cette decouverte a donné lieu. à Paris chez Cuchet 1783. die einzige Quelle iſt, aus welcher die zuverläßigen Nachrichten von jener merkwürdigen Erfindung genommen ſind: ſo iſt vor allen Dingen nöthig, ein paar Worte über den Werth dieſes Buchs vorher zu ſagen. Hr. Faujas, der ſich bereits durch ſeine im Jahre 1778. herausgegebene Unterſuchung der ausgebrannten Vulkane in Vivarais und Velay als einen einſichtsvollen Naturforſcher bekannt gemacht, kann mit Recht als ein Hauptbeförderer der ganzen Sache angeſehen werden. Als die beyden Brüder, Stephan und Joſeph Montgolfier, Papiermacher zu Annonay, ihren aus Leinewand gemachten, mit Papier gefütterten Ballon den 5ten Jun. 1783 vermittelſt der durch Feuer verdünnten Luft glücklich hatten in die Höhe ſteigen laſſen: ſo war Er der erſte, der die Wiederholung dieſes Verſuchs veranſtaltete. Er brachte durch ſeine Bemühung ſogleich in Paris eine Subſcription zu Stande, wodurch der Hr. Profeſſor Charles und die Gebrüder Robert hinlänglich unterſtützt wurden, eine ganz neue Art von Luftbällen, aus Taffent, mit elaſtiſchem Gummi überzogen, und mit brennbarer Luft angefüllt, ſteigen zu laſſen, welches die Folge hatte, daß bald darauf kleinere Bälle von Goldſchlägerhaut in Menge gemacht wurden. Weil aber dieſe neue Erfindung den Ruhm und die Bewunderung der Herren von Montgolfier, mit denen Er in naher Verbindung ſtand, etwas ſchwächte: ſo betrug Er ſich gegen die Herren Charles und Robert ziemlich ungerecht, indem Er ihre Erfindung nicht für das, was ſie war, erkennen, ſondern

sondern Jenen alle Ehre zuschreiben wollte. Darüber entstand ein Streit zu Paris. Er arbeitete aber fort, den Namen der Montgolfiers, die bald darauf zu Paris (den 12ten Sept. auf Kosten der königl. Akademie der Wissenschaften) und zu Versailles (den 19ten Sept. in Gegenwart des Hofes) prächtige große Bälle, aber doch nicht mit so glücklichem Erfolge, als das erste mal, steigen ließen, zu verherrlichen, und brachte abermals eine Subscription zu Stande, um eine Denkmünze ihnen zu Ehren prägen zu lassen. Er sammelte auch die schönen Beobachtungen der französischen Meßkünstler bey dem zweyten Versuche, und gab darauf noch zu Ende des Novembers 1783. die vorhingedachte Beschreibung heraus, davon sogleich Uebersetzungen und Auszüge gemacht wurden. Die erste Uebersetzung ist die Wiener. Ihr vollständiger Titel ist:

Beschreibung der Versuche mit der Luftkugel, welche so wol die HH. von Montgolfier, als Andere aus Gelegenheit dieser Erfindung gemacht haben, nebst der Untersuchung der Höhe, welche die auf dem Marsfelde losgelassene Kugel erreicht, und des Weges, den sie gemacht hat; wie auch der zerschiedenen Grade der Luftschwere nach den Lagen des Luftkreises; Einigen Gedanken über die brennbare Luft — und sonders jene, der sich die HH. von Montgolfier bedienen; über die Kunst, die Luftmaschine zu machen, selbe zuzuschneiden, anzufüllen, und die Art den elastischen Gummi aufzulösen ꝛc.; Einem Brief über die Mittel, die Maschine zu leiten, und über den zerschiedenen Gebrauch, zu welchem dieselbe kann gebraucht werden. Das Werk, welches mit 9 Kupfertafeln geziert ist, stellt die verschiedenen Maschinen vor, welche bis auf diese Stunde verfertigt worden sind, sonders jene, die zu Versailles vorgestellt, und die andere, auf welcher Menschen zu 324 Schuhe in die Höhe getragen wurden ꝛc. Herausgegeben zu Paris, vom Herrn Faujas de Saint-Fond.

Ueberſetzt, von Abbé Uebelacker. Wien, 1783. bey Kurzbeck. 8. 1 Alph.

Da dieſe, eben weil ſie die erſte war, vermuthlich ſich in Vieler Händen befinden wird: ſo glauben wir, ihren Beſitzern einen Dienſt zu erzeigen, wenn wir die darin bemerkten Mängel kurz anzeigen. Wenn der Herr Abbé Uebelacker, laut des Vorberichts an den Leſer, nicht beglaubt wäre, (dies ſind ſeine eigenen Worte) ſowol den Gegenſtand der Sache, als beede Sprachen hinreichend zu kennen: ſo würden wir uns die Freyheit nehmen, zum voraus beydes zu bezweifeln. Daß er ſeine eigene Mutterſprache vielleicht nicht verſtände, ſchien uns nicht undeutlich das Titelblatt zu ſagen. Bey dem Umwenden fand ſich eine zweyte Probe. In der franzöſiſchen Ausgabe ſtehen hier die Verſe des Herrn Gudin de la Breneliere:

Montgolfier nous apprit à créer un nuage;
Son génie étonnant auſſi hardi que ſage
Sous immenſe voile enfermant la vapeur,
Par la capacité détruit la peſanteur.
Notre audace bientôt en ſaura faire uſage,
Nous ſoumettrons de l'air le mobile élément,
Et des champs azurés le dangereux voyage
Ne nous paroitra plus qu' un ſimple amuſement.

Des Herrn Abbé Uebelackers Ueberſetzung iſt:

Montgolfier hat uns gelehrt, die Wolken ſchaffen,
Sein Geiſt, nicht minder keck als weis, iſt uns ein Wunder;
Er ſchließt den Dunſt wohl in die zärteſte Leinwand ein,
Und nimmt der Luft durch gewiſſen Umfang ihr Gewicht
Bald wird die kecke Prüfung den Gebrauch uns lehren.
Da wir das feurig Element durch Luft bejochen:
So wird die Gefahr der Reis durchs blaue Himmelsfeld
Uns wirklich zu dem angenehmſten Zeitvertreib.

Ob

Ob er die Sache verſteht, wird ſich ausweiſen, wenn wir den Inhalt des Buchs durchnehmen. In der Vorrede führt Hr. Faujas zuerſt die ab, welche den Franzoſen die Ehre der Erfindung ſtreitig machen, und in den Schriften der Alten ſchon Spuren davon finden wollen. Man weiß die Fabel des Dädalus und Ikarus, die Erfindung des in der Elektricität ſehr nützlich gewordenen fliegenden Drachen und der fliegenden Taube des Archytas von Tarent, die Boethius nach dem Zeugniſſe des oſtgothiſchen Königs Theuderich nachzumachen gewußt; der goldenen Vögel, die Leo der Weltweiſe machte, und welche auf goldenen Bäumen von einem Aſte zum andern ſprangen, nicht einmal zu gedenken. Hr. Faujas de St. Fond führt aber dieſe in der That merkwürdigen Beyſpiele des Alterthums nicht einmal an: ſondern ſchränkt ſich hauptſächlich auf den Lana und Gallen ein. Jener gab in ſeinem 1670 herausgekommenen Prodromo dell' arte maeſtra ein Luftſchiff mit 4 großen luftleeren Kugeln aus Kupfer und einem Seegel an, welches auch Chriſtoph Sturm ausführlich beſchrieben, davon aber Leibnitz mit Grunde geurtheilt hat, daß es Mangel an phyſikaliſcher Kenntniß verrathe. Dieſer hat in der That völlig denſelben Gedanken, den die Herren von Montgolfier ausgeführt haben. Er gedenkt ſich einen ungeheuer großen Würfel von Leinewand, mit Theer oder Wachs luftdicht gemacht, füllt ihn in Gedanken mit Luft, die ſo dünn iſt, als die atmoſphäriſche in der Region des Hagels, und berechnet die Laſt, die dieſer Würfel tragen könnte. Weil er aber nicht angiebt, wie man eine ſolche Luft unten auf der Erde machen könne, und überhaupt es blos für ein Spiel der Gedanken ausgiebt, ſo kann man nicht ſagen, daß die Herren von Montgolfier von ihm die Erfindung geborgt hätten. Unſer Hr. Abbe' weiß einen ganz andern Mann, dem unſtreitig dieſe Ehre gebührt, und widmet ihm, weil er ein Deutſcher iſt, aus Patriotismus im Anhange eine eigene Abhandlung. Der Mann heißt Albert von Sachſen, ein deutſcher Phyſiker, der bereits vor 400 Jahren lebte. Erfindet zwar nicht ſogleich in ſeinen Schriften eine Erklärung darüber; aber Wilkins, Biſchof zu Cheſter (gebohren 1614, ſtarb 1672) ſchreibt in ſeinem vertheidigten Copernicus, daß es wohl möglich ſey, daß Einige unſerer Nachkommen ein Mittel ausfinden dürften, eine Reiſe nach dem Monde anzuſtellen, wenn man anders ſich aus dem Wirkungskreiſe der Schwere unſerer Erde losmachen könnte. Darüber macht nun der Hr.

M. seine Anmerkungen. Er glaubt unter andern auch deshalb nicht, daß es geschehen würde, „weil der, welcher die „reinste dem ersten Aether (Archäus) ähnliche Luft zu machen „weiß, solche wegen der Luftkugeln der Welt nicht offenbar „machen, sondern sie zu was größerm vorbehalten wird; es „auch äußerst schwer wäre, solche im Großen anzuschaffen. „Damit sich aber auch Jenen, welchen die erhabene Physik „nicht bekannt ist, solches begreiflich mache, so ist zu betrachten, daß auf unserm Erdkreise die leichteste Luft aus den „Metallen, und zwar aus jenen, welche am meisten phlogistische Säure besitzen, zu erhalten sey. (Man denkt hier nun schon einen wichtigen Fund gethan, und den Archaeus, oder wenn man lieber will, den Stein der Weisen selbst erhascht zu haben; aber der ehrliche Hr. Abt, der in der erhabenen Physik so gut zu Hause ist, als in der gemeinen, läßt uns in die Luft greifen.) „Denn, sagt er weiter, diese vermischte „Säure, weil das Phlogiston allein nichts wirken kann, sondern vielmehr alles verzehren muß, ist und kann nur von „solcher Art werden, als die obere ätherische Materie (Archaeus); folglich wird man auch nie weiter kommen, als „unsere künstliche Luft homogen bleibt, welches sich höchstens „auf die Erhöhung unserer Atmosphäre beziehen mag.“ Der Mann denkt in der That weit genug hin. — So hoch, als unsere Atmosphäre könnten also allenfalls unsere Luftschiffer kommen? — Doch ohne ihn weiter abzuschreiben, wollen wir hören, was er uns aus dem Wilkins von dem Mönch Albrecht von Sachsen erzählt. Dieser (Phys. l. 3. art. 46. de insidentibus humido) und nach ihm Franciscus Mendoza haben geglaubt: „daß die Luft in einigen Theilen NB. schiffbar „sey, und zwar solches nach dem principio statico, daß NB. „ein hohles oder eisenes Gefäß, z. E. ein Kessel, dessen Substanz schwerer, dann so viel von dem Wasser ist, jedoch wenn „es mit NB. der leichten und ätherischen Luft angefüllt ist, auf „demselben schwimmen und nicht unterfallen soll. Und also „wird NB eine Kufe oder sonst ein hölzernes Gefäß, wenn „es sich zu äußerst dieses elementarischen befindet, und NB. „seine Concavität mit Feuer oder vielmehr mit ätherischer „Luft angefüllt ist, nothwendiger Weise auf eben dem Grunde „herumschwimmen, und eben so wenig fallen können, als ein „leeres Schiff.“ Hr. A. U. meynt, daß dieser Beweis, wobey er so viele NB. gemacht, sowohl mit den strengsten Gesetzen der Physik und Mathematik als mit der Chemie selbst über-

übereinstimme. Wenn das seine Richtigkeit hat, wenn man mit hölzernen Ruder oben auf der Luft herumschiffen kann, so hat Rec. dem schon wegen des Zeuges, woraus die Luftballons bisher gemacht sind, die Luftschifferey nicht so recht behagen will, nichts weiter dabey zu erinnern. — Wir kennen indeß unsern Dolmetscher, und wenden uns zum Buche selbst. Bey dem ersten Versuche zu Annonay bemerkt Hr. Faujas selbst die Veranlassung der Herren von Montgolfier zu diesem Unternehmen. Das Aufsteigen der Dunste und das Schwimmen der großen schweren Wolken in so großer Höhe gab ihnen den Gedanken ein, durch Feuer eine künstliche Wolke zu machen, und sie in einen Schlauch zu fassen. Sie führten dies nach vielen vorhergemachten Versuchen endlich an dem gedachten Tage in Gegenwart der Landesstände von Vivarais glücklich aus. Die Kugel war von Leinwand, und mit Papier gefüttert. Die einzelnen Stücke waren mit Knopflöchern und Knöpfen versehen, um sie zusammen zu knöpfen. Ihr Umfang betrug 110 Fuß, und der körperliche Raum beyläufig (soll heißen ungefähr) 22000 Cubikschuh, ihr Gewicht aber mit dem Gestell 500 Pf. Da das Gewicht der Luft von gleich großem Umfange, wenn ihre eigenthümliche Schweere $\frac{1}{10}$ des Wassers ist, 1980 Pf. wiegt, und die eigenthümliche Schwere der brennbaren Luft (nicht doch, sondern durch Feuer verdünnten Luft) halb so viel, also das Gewicht derselben, also 990 Pf. betrug; so bleiben 490 Pf. Ueberschuß zur Hebung der Kugel, die 1000 Toisen hoch stieg. Immer redet er hier fort von brennbarer Luft. Hr. Faujas nennt es Gas, und hat freylich die irrige Meynung, daß eine gewisse besondere Luftart, die er aber doch von der brennbaren unterscheidet, sich durch das Feuer aus dem Stroh und der Wolle entwickele. Vor der Anfüllung der Kugel hatte sie die Gestalt eines 35 Fuß hohen Sackes voller Falten. Sobald das Feuer darunter kam, blähete sie sich durch den Zug der erhitzten Luft und durch eine geringe Menge Stroh und Schurrwolle, welche darunter angezündet wurden, in wenig Minuten völlig auf. Wie kann nun daraus sich so viel künstliche Luft und noch dazu in so kurzer Zeit entwickeln? Wir wissen, daß sie, nach 10 Minuten wieder in der Weite von 7200 Fuß niedergefallen ist. Den 2ten Versuch machten zu Paris auf dem Marsfelde den 27sten Aug. 1783 Abends um 5 Uhr die Herren Charles und Robert mit einer Kugel von Taffent, die mit elastischem Gummi überstrichen und mit

brennbarer, vermittelst des mit Wasser verdünnten Vitriolöls aus Eisenfeilig gezogenen, Luft gefüllt war, durch Vorschuß des Herrn Faujas, der eine Subscription zu Stande brachte. Rec. hat schon erinnert, daß dies wirklich eine neue von der vorigen ganz verschiedene Erfindung sey. War aber die vorige durch eine leichte Folge von Vorstellungen herausgebracht; so kann man dies noch eher von dieser sagen. Man wußte zwar, daß die Herren von Montgolfier keine brennbare Luft zu ihrem Versuche genommen, (denn wie hätten sie in einem so kleinen Orte, als Annonay ist, so viel Eisenfeilig und Vitriolöl in der Geschwindigkeit für eine so große Maschine anschaffen können?) Aber das wußte man, daß die Kugel mit einer leichtern Luftart gefüllt war. Diese brauchte nicht erfunden zu werden. Schon lange vorher kannte man die brennbare Luft, und wußte aus Priestleys und andern Versuchen, daß sie, wo nicht 10mal so leicht, doch weit leichter sey, als die atmosphärische. Schon seit 1781 wußte man auch hier in Deutschland, daß Seifenblasen, damit angefüllt in die Höhe stiegen, und Covallo hatte wirklich schon einmal versucht, einen von Papier gemachten Ball damit zu füllen. Das Papier aber ließ die Luft durch. Da er auch Schweins- und Fischblasen für ihre Größe zu schwer gefunden, so soll er schon mit Scaligern, der vor 200 Jahren diesen Stoff zur fliegenden Taube des Archytas vorschlug, auf die Goldschlägerhaut verfallen seyn. Indeß kamen ihm die Herren von Montgolfier und jetzt die Herren Charles und Roberts mit ihrem Versuche zuvor. Letztere wählten also brennbare Luft und zum Ueberzuge den gefürnißten Taffent, davon man auch schon in Deutschland eine gute Zeit vorher wußte, daß er luftdicht sey; (denn man brauchte ihn zu Ventilen an der Luftpumpe.) Da nun Hr. Bernard in Paris mit den eben beschriebenen Taffent versehen, ja ganze Magazine von überfürnißten Taffent (just nicht mit aufgelößtem elastischem Gummi, wie Hr. U. hätte bemerken sollen,) in Paris waren: so kostete es nicht lange Ueberlegung, dies Zeug zu einem solchen Balle zu wählen. Die daraus verfertigte Kugel hatte 12 Fuß 2 Zoll im Durchmesser, und 38 Fuß 3 Zoll im Umfang. Bey der Füllung aber begieng man noch viele Fehler. Der größte war, daß man die brennbare Luft nicht durch Wasser gehen ließ, sondern sie unmittelbar aus dem Gefäße, worin man sie machte, durch einen ledernen Schlauch in die Kugel schickte. Man hatte einen Hahn angebracht, um sie nach Bedürfniß

verschließen zu können. Aber die Vitriolsäure und die Eisenfeilspäne erzeugten eine so große Hitze, daß dadurch ein Theil des Wassers, womit erstere verdünnt werden muß, sich in Dünste verwandelte, die mit der brennbaren Luft zugleich überstiegen, und in dieser Verbindung eine kaustische Eigenschaft bekamen. Das Gas war also auch viel schwerer, als reine brennbare Luft. Unser Hr. Abbe' übersetzt dies nach seiner Einsicht folgender Gestalt: „Das mit der Vitriolsäure vermischte Wasser ward durch die Hitze in Dünste verwandelt, die durch die Wirkung der schwefelsauren Luft, die sich zu gleicher Zeit entband, brennbar gemacht wurden.“ Die Dünste also wurden brennbar gemacht! Wir übergehen die andern dabey vorgefallenen Ungemächlichkeiten und Fehler, und merken nur, daß, weil durch ein Versehen die Nacht über der Hahn an der Kugel offen gestanden, der erst bis auf ⅔ mit brennbarer Luft angefüllte Ball den folgenden Morgen sehr aufgeschwollen, und fast voll gefunden wurde. Man wollte wissen, wie viel atmosphärische Luft hineingetreten war, und wählte dazu ein Luftterzerol (Pistolet de Volta) und es trieb mit Gewalt aus. Was mag sich der Hr. A. dabey gedacht haben, als er dies übersetzte? Schwerlich die Voltaische Pistole, die man in der Elektricität so gut kennt. Dies mit einem Theil brennbarer, und 2 Theilen gemeiner Luft gefüllte Gefäß, giebt einen sehr starken Knall, wenn man die darin verschlossene Luft anzündet. Bloße brennbare Luft thut dies nicht. Aus dem Knalle also schlossen sie die Vermischung der brennbaren und atmosphärischen Luft. Sollte wohl Jemand durch des Hrn. Verf. Uebersetzung auf diese Gedanken kommen können? Wie wenig übrigens die sämmtlichen Mitarbeiter die Handgriffe bey diesem Versuche verstanden, sieht man unter andern daraus, daß sie zur Füllung dieses Balls 1000 Pf. Eisenfeiligt in Staube oder Spänen, und 498 Pf. concentrirten Vitriolöl verbraucht haben. Das dazu genommene Vitriolöl war bis auf den 46sten Grad concentrirt. Unser Hr. A. sagt: es war Vitriolöl zu 46 Grad der Zusammenziehung. Daß der überzogene Taffent doch brennbare Luft durchlasse, fand man hier und bey den folgenden Versuchen. Als man die Kugel endlich am Tage des Versuchs um 2 Uhr nach Mitternacht auf einer Tragbahre mit brennenden Fackeln in einem großen Gefolge und mit einer Wache zu Pferde und zu Fuße an Ihren Platz brachte, erfolgte noch ein lustiger Auftritt: die Lohnkutscher, welche

che eine heilige Procession zu sehen glaubten, hielten ihre Wagen an, warfen sich mit abgezogenem Hute demüthig auf die Erde und ließen in dieser Stellung den Zug vorübergehen. Um 5 Uhr Nachmittags gab ein Kanonenschuß das Zeichen, daß der Versuch seinen Anfang nehmen würde; er diente zugleich den Gelehrten, welche sich auf der Dachfläche (sehr gut ist es, daß terrasse dabey steht, um die Dachfläche zu verstehen) des Garde meubles der königlichen Krone (nach der Leipziger Uebersetzung heißt das: auf der Terrasse des königlichen Garde-meuble) auf dem Thurme zu unserer lieben Frauen, und der Militairschule befanden, zur Erinnerung, sich zu ihren Beobachtungen und Berechnungen zuzubereiten. Die Kugel stieg nun in 2 Minuten 488 Klafter hoch: (nach Hrn. Meusnier richtiger 474 Toisen) und verlohr sich in einer Wolke, erschien bald wieder, und verlohr sich in andern Wolken. So glücklich gieng der Versuch des einfallenden starken Regens ungeachtet, von Statten. Der körperliche Raum der Kugel betrug 943 Cubicfuß, 6 Cubiczoll, der Taffent nebst dem Hahne wog 25 Pf. und die Kraft, womit sie aufzusteigen anfieng, war 35 Pf. Man begieng vor ihrem Aufsteigen den Fehler, noch atmosphärische Luft hineinzubringen, um sie völlig auszufüllen. Die Folge davon war, daß sie in der obern Luft an einer Stelle platzte, weshalb sie schon nach ¼ Stunden wieder auf die Erde kam. Man weiß, daß dergleichen Unfälle auch bey den Kugeln der Herren von Montgolfier sich ereigneten. In der Folge hat man, um dies zu verhüten, Ventile angebracht. Sollten aber dadurch dergleichen Unfälle völlig verhütet werden? Wir übergehen die Versuche, die nun in großer Menge mit kleinen Bällen aus Goldschlägerhäuten, mit brennbarer Luft gefüllt, gemacht wurden. Der kleinste Ball darunter hatte im Durchmesser 6 Zoll, und 113¼ Cubiczoll körperlichen Raum. Das Gewicht des Balls betrug 36 Gran, und das Gewicht der darin enthaltenen Luft aus Zink 5 Gran. Seine Aufsteigungskraft also war 10 Gran. Desto größer waren die Luftmaschinen des Hrn. v. Montgolfier, die nun die Pariser zu sehen bekamen. Die erste, welche auf Kosten der königlichen Akademie von ihm verfertigt wurde, war 70 Fuß lang und wog 1000 Pf. die Luft von gleich großem Raume, welche sie verdrängte, 4500 Pf. und die, welche die Maschine einschloß, halb so viel; die hebende Kraft also war 1250 Pf. Gleichwohl waren 50 Pf. Stroh und 10 Pf. zerhackte Wolle hinreichend, in 10 Minuten diese Luftma-

schi-

maschine zu füllen. Indeß verhinderten Regen und Sturm, daß man die Maschine nicht steigen ließ; man wollte sie zu einem künftigen Versuche aufheben, aber der Regen zerstörte sie. Etwas besser gerieth der Versuch am 19ten Sept. zu Versailles in Gegenwart des Hofes mit einer prächtigen Luftmaschine von Leinwand, welche auf beyden Seiten mit Wasserfarbe bemalt war, mit dem Unterschiede, daß man inwendig, um sie feuerfeste zu machen, Alaunerde darunter genommen. Sie zog in einem geflochtenen Korbe oder Keficht ein Schaaf, einen Hahn und eine Ente mit in die Höhe. Sie stieg nur 240 Klafter hoch, denn sie hatte 2 sieben Fuß lange Risse bekommen; doch senkte sie sich langsam nieder. Man hatte zu ihrer Füllung 80 Pf. Stroh und 5 Pf. zerschnittene Wolle gebraucht. Keiner von diesen Versuchen ist uns aber so lehrreich geworden, als der 2te mit brennbarer Luft. Hier hatte man dafür gesorgt, genaue Ausmessungen anzustellen, die, ob sie gleich aus Schuld der Signale nicht gleichzeitig waren, durch die glücklichen Bemühungen des Hrn. Meusnier, Königl. Ingenieurlieutenant, für den Mathematiker doch äußerst schätzbar geworden sind. Nicht nur die Art, wie er die nicht zugleich geschehenen Messungen vereinigt, und zu seinem Zwecke brauchbar macht, sondern auch die Methode durch Hülfe der Logistik, deren Ordinaten die Barometerhöhen angeben, und einer beständigen Größe, welche er den barometrischen Modul nennt, und aus dem Unterschiede der Logarithmen zweyer Barometerhöhen durch den Unterschied der ihnen zugehörigen Höhen beyder Oerter gefunden wird, lehrt er die Dichtigkeit der Luft in verschiedenen Höhen berechnen, und zeigt wesentliche Verbesserungen in der de Lücschen Methode, Höhen durch das Barometer zu messen. Auch über das ganz neue Problem der höhern Mechanik, die Bewegungsgesetze eines solchen aufsteigenden Körpers zu finden, kommen viele scharfsinnige Untersuchungen vor, ob man gleich gestehen muß, daß diese Theorie, so wie sie hier vorgetragen ist, noch nicht zu ihrer Reife gekommen ist. Bedenkt man aber die Kürze der Zeit, in welcher Hr. Meusnier den ganzen Aufsatz gemacht, so muß man nothwendig einen hohen Begriff von seinen Talenten bekommen. Nur Schade, daß unser Hr. A. die mathematische Zeichnungsart nicht recht zu verstehen scheint. Z. E. statt der Gleichung $y^2 + z^2 : (a-z)^2 + y^2 = m^2 : n^2$, woraus $(n^2 - m^2)\, y^2 + (n^2 - m^2)\, z^2 + 2\,amz - a^2 m^2 = 0$, eine Gleichung für den Zirkel, hergeleitet wird, schreibt er $z^2 \times y^2$

$z^2 \times y^2 : (a-z)^2 \times y^2 = m^2 : n^2$, woraus man die Aequation ziehen soll $(n^2-m^2)\, y^2 \times (n^2-m^2) z^2 \times 2am^2 z^2 - a^2 m^2 = 0$. Man sieht, daß er statt des Additionszeichens das Multiplicationszeichen, und statt der Null den großen Buchstaben O gemacht hat. Hr. Meusnier sagt, die Gleichung gehöre deshalb für den Zirkel, weil die Quadrate der Coordinaten gleiche Coefficienten haben. Das übersetzt d. Hr. A. so: weil die Coefficienten der zusammengeordneten Quadrate gleich sind. Dergleichen Beweise der Unkunde in den Anfangsgründen der Mathematik kommen mehrere vor, z. B. den vorhingedachten barometrischen Modul (module barometrique übersetzt er durch die Regel oder das Verhalten des Barometers; Eudiometre heißt der Trockenmesser, und soll das Instrument seyn, dessen man sich in der Hygrometrie bedient, die Feuchte und Trockene der Luft zu messen. Solches Zeug schreibt der Mann, der sich im Anhange ein Mitglied verschiedener Akademien der Wissenschaften nennt? Recensent wird ungeduldig, mehrere Proben solcher Art abzuschreiben, und fühlt auf das lebhafteste den Schaden, den der Schriftsteller und das Publikum leidet, wenn dergleichen gute Arbeiten in die Hände solcher Uebersetzer fallen, die nichts von der Sache verstehen.

Ganz ohne Vergleichung besser ist folgende Uebersetzung eben dieses Werks:

Beschreibung der Versuche mit den aerostatischen Maschinen der Herren von Montgolfier nebst verschiedenen zu dieser Materie gehörigen Abhandlungen von Faujas de St. Fond. Aus dem Französischen übersetzt. Nebst 8 Kupfertafeln. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1784. gr. 8. 268 S., und 2½ Bog. Tit. und Vorr.

Der Hr. Uebersetzer ist nicht nur beyder Sprachen mächtig, sondern was beynahe in jedem Falle und besonders bey diesem Buche eben so nöthig ist, Er versteht auch die Sache. Die gewiß schätzbaren Untersuchungen des Hrn. Meusnier, die man eher selbst erfinden, als in jener elenden Uebersetzung heraus bringen kann, wird man hier mit Vergnügen lesen. Was hier etwa fehlt, als die Lobeserhebungen einiger Großen des Fran-

Französischen Hofs wegen ihrer dem Hrn. von Montgolfier gewährten Unterstützungen oder erwiesenen Höflichkeiten, die in der Wiener Uebersetzung vollständig mitgetheilt sind, wird man gewiß nicht vermissen. Nur darüber wundert sich Rec. daß der geschickte Hr. Uebersetzer den Gedanken des Hrn. Girard de Büssou über die Mittel, die aerostatische Maschine zu regieren, und über den davon zu machenden Gebrauch einen solchen Werth hat beylegen können. Er glaubt, daß dieser Mann sinnreich die nunmehrige Möglichkeit einer Aeronautik gezeigt, und den Werth der Montgolfierschen Entdeckung fühlbar gemacht habe. Das letzte war freylich seine Absicht, und zwar auf Kosten der Hrn. Charles und Robert, von denen er uns gerne überreden möchte, daß sie weiter nichts als Handlanger des Hrn. Faujas bey dem zweyten Versuche auf dem Marsfelde gewesen, die sich bey der Sache mehr angemaßt, als ihnen gebührte und durch ihre Pralsucht und Charlatanerie (denn auf wen sollte der Ausfall sonst gerichtet seyn?) es verursacht haben, daß der Ball in der Luft platzte. Wir wissen, daß er sowohl als Hr. Faujas aus zu großer Partheylichkeit für die Herren v. Montgolfier sich hierin ungerecht gegen jene verdienten Männer betragen haben. Wir werden auch seinem übertriebenen Ausdrucke auf der Medaille: A Etienne et Ioseph de Montgolfier, *pour avoir rendu l'air navigable*, so wenig Beyfall geben, als wir glauben, daß solches durch die Vorschläge des Hrn. v. Büssou oder irgend eines andern uns bekannt gewordenen Franzosen bisher geschehen sey. Schlechterdings ist die kugelförmige Gestalt, daran er noch nichts ändert, zur willkührlichen Direction eines solchen Schiffs in der Luft völlig untauglich, gesetzt auch, daß Leder oder sonst eine andere Hülle für die leichtere Luft Festigkeit genug hätten, und der vorgeschlagene obere Hahn, dafür man in der Folge ein Ventil gebraucht, oder eine mit dem Ballon verknüpfte leere Kugel das Zerreißen verhindern könnten, welches noch lange nicht ausgemacht ist. Wir wollen auch einmal zugeben, daß seine Einrichtungen, mit dem Balle nach Willkühr zu steigen oder zu fallen, in der Ausübung eben so leicht und hinlänglich waren, als sie auf dem Papier zu machen wären. Aber seine Ruder, um das Luftschiff zu regieren, wozu sollen sie bey einem Ballen nützen, der ganz vom Winde getrieben, und, welches wohl zu merken, so schnell getrieben wird, daß in dieser Richtung die Ruder keinen Widerstandspunkt in der Luft finden können? Das Beyspiel der

Vögel konnte er nicht gebrauchen; die sind keine fliegende Kugeln, und ihre Bewegung ist langsamer als die des Windes. Endlich, was können seine Ruder in dem freyhängenden runden Kasten für eine Wirkung auf den Ballon haben? Etwa, daß sich die Schiffer mit demselben unter dem Ballon herumkräuseln, während daß der Ballon seinen Gang ungehindert fortsetzt? Bey dem Vogel sitzen die Flügel fest am Leibe, und jeder Stoß muß unmittelbar auf die Bewegung des Körpers und dessen Richtung wirken. Sollten daher Ruder gebraucht werden, so muß der Ballon eine ablange Figur haben, und die Luftschiffer müssen unterhalb dessen Mittellinie oder Fläche, welche den Körper halbirt, ihren Sitz haben, und zwar in einer gerade entgegengesetzten Lage; sonst kann ihr Rudern nie den verlangten Einfluß auf die Richtung der Maschine haben. Alsdann aber fragt sichs, ob unsere bisher ersonnenen oder noch zu ersinnenden Behältnisse der brennbaren Luft Festigkeit genug zu einer solchen Einrichtung haben? denn der Ballon kann nie in gleicher Ausdehnung bleiben. Wollte man aber die ganze Geschicklichkeit, das Luftschiff zu regieren, darauf einschränken, daß man bey den verschiedenen Strömen in der Luft, die der Zug der Wolken deutlich genug beweiset, durch hinlängliche Erhöhung oder Erniedrigung den wählte, der uns günstig wäre: so würde das Schiff doch allemal erst gewaltig von seinem Laufe verschlagen werden, ehe es in den rechten Strom käme, und käme es auf diese Gränze, so wäre bey einem heftigen Luftstrome immer entweder das Umwerfen oder so etwas zu befürchten, was einem ruderlosen Schiffe begegnet, das vor einen Meerstrudel kömmt; gesetzt auch, daß die Luftschicht zwischen beyden entgegengesetzten Strömen ruhig wäre. Denn der Ball würde doch in eben der Richtung, die er vorher bekommen, in diese Schicht hineindringen. So lange also die Richtung nicht völlig in der Gewalt des Schiffers ist, kann der Ausdruck Schiffbarmachung der Luft, von der Montgolfierschen Erfindung nicht gebraucht werden. So etwas anzugeben, dazu gehört wahrlich unendlich mehr mechanische Kenntniß, als Herr von Büssou hier verrathen hat. Wir übergehen die andern süssen Träume, und besonders, daß es in der Luft weniger gefährlich sey, Schiffbruch zu leiden, als auf dem Meere, weil in diesem Falle das Schiff langsam sich auf die Erde herabsinken würde. Neuere Erfahrungen, und besonders das letzte traurige Schicksal der Hrn. Pilatre de Rosier und Romain am 14ten Jun. 1785. haben

haben dies längst widerlegt. Indeß giebt er selbst den vernünftigen Rath, nichts eher zu wagen, als bis man die Maschine zu regieren weiß. Auch den Irrthum, daß der Gas des Hrn. von Montgolfier eine dünne alkalische Luft sey, wollen wir nicht rügen; da ihn der Hr. Uebersetzer selbst am Ende bemerkt hat. Von den Versuchen zu Paris in der Vorstadt S. Antoine am 15ten, 17ten und 19ten October 1783, wo Hr. Pilatre de Rosier zuerst es wagte, mit einem Montgolfierschen Balle von 70 Fuß Höhe, 46 Fuß im Durchmesser, und 60000 Cubicfuß körperlichen Inhalt an einem Leitseil, der den Ball zurückhielt, die beyden ersten Tage etwa nur 80 Fuß hoch, den letzten Tag aber zwar auch am Leitseile, aber mit einem Gegengewichte von 200 Pfund 250 Fuß hoch, das 3te und 4te mal aber 324 Fuß hoch erst mit dem Herrn Giroud de Villette, und darauf mit dem Marquis d'Arlandes, in die Höhe zu gehen, kann man übrigens die Zeit anrechnen, da Menschen die Luftschiffahrt wagten. Einen Monath vorher, nämlich den 18ten Sept. war der große Euler gestorben, der sich noch vor seinem Ende mit diesem neuen Gegenstande der höhern Mechanik beschäftigte, und die anfängliche Geschwindigkeit einer solchen steigenden Kugel von 100 Fuß 41 Fuß in einer Sekunde gefunden hatte. Der Hr. Uebersetzer beschreibt noch die erste freye Luftreise der Herren Pilatre de Rosier und Marquis d'Arlande mit Montgolfiers Ballon zu la Muette den 21sten Nov. und der Herren Charles und Robert den 1sten Dec. aus den Thuillerien mit einem der nach ihrer vorigen Art mit brennbarer Luft gefüllt war, und eine ungemein viel größere Wirkung that, ob er gleich nur 26 Schuh im Durchmesser hatte. Die aus der Stelle verdrängte Luft wog 771½ Pfund, die Maschine, Netz, Wägen, 2 Personen und andere Geräthe 604½ Pfund, und die Kraft, mit welcher sich die Maschine hob, 20 Pfund. Also bleibt für das Gewicht der brennbaren Luft 147 Pfund. Während des Aufsteigens warfen sie ungefähr 6 Pfund Ballast von sich, und sie kam 334—339 Toisen hoch. Nachdem sie in allem 36½ Pfund herabgeworfen hatten, kamen sie nach 2 Stunden zur Erde. Hr. Charles stieg darauf noch einmal allein, und zwar ungefähr 1700 Toisen nach Hrn. Meusnier Schätzung in die Höhe, und kam nach 35 Minuten wieder zur Erde. Doch man muß die Beschreibung der Reise von ihm selbst lesen, wenn sie nichts von ihrer Schönheit verlieren soll. Am Ende ist noch die vortreffliche Recension des französischen Werks aus dem 7ten

Stücke der Göttingschen Anzeigen vom Jahre 1784 abgedruckt, und eine vorläufige Nachricht von dem neuen Versuche des ältern Hrn. von Montgolfier zu Lyon am 19ten Jan. 1784, dessen Erfolg ihm aber am Ende des Drucks noch nicht völlig bekannt war. Dieses nun und die Geschichte vieler andern Versuche, findet man in 2ten Theile dieses Buchs, unter dem Titel:

Fortgesetzte Beschreibung der Versuche mit den aerostatischen Maschinen, nebst verschiedenen hiezu gehörigen Abhandlungen. Aus dem Französischen des Faujas de St. Fond. Mit einem Nachtrage der neuesten Versuche, und zween Kupfertafeln. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1785. gr. 8. 16½ Bogen.

Es ist aber nicht bloß eine Uebersetzung der Prémiere suite de la description des expériences aerostatiques de M. M. de Montgolfier, par M. Faujas de Saint-Fond. Tome second. à Paris, chez Cachet. 1784; sondern es sind außer den 5 ersten vom Hrn. Faujas beschriebenen Luftreisen noch andere aus den Französischen Journalen so vollständig, als sie darin beschrieben sind, gesammelt, so, daß die Geschichte dieser Versuche hier bis zum März 1785, also ein ganzes Jahr weiter geht, als im Originale. Der größte Theil dieses Buchs besteht also aus Nachrichten, die der Hr. Uebersetzer gesammelt hat. Vom Hrn. Faujas ist die Beschreibung der Versuche 1) zu la Muette den 21sten Novbr. 1783. 2) in den Thuillerien am 1sten Dcbr. 1783 nebst der vom Hrn. Charles aufgesetzten Urkunde. 3) zu Lyon, den 19ten Jan. 1784, dessen Erfolg man bey dem Schlusse des ersten Bandes noch nicht wußte. Der Aerostat des Hrn. v. Montgolfier war aus doppelter Leinwand, mit darzwischen gelegtem dreyfachem durchgenehtem Papier, 126 Schuh hoch, und hatte 102 Fuß im Durchmesser. Man hatte aber, ehe er noch aufstieg, so viel daran zu repariren, daß nur die hartnäckigste Geduld des ältern Hrn. v. Montgolfier und seines Gehülfen, des Herrn Pilatre, den wirklichen Versuch zu Stande bringen konnte. Die Maschine ward durch eine helle Flamme von Erlenholz in 17 Minuten entfaltet und gefüllt.

Sie

Sie wog mit dem Ballaſt und den Perſonen 1600 Pfund. Ungeachtet derſſvielen Löcher, und unter andern eines Vertikalriſſes von 50 Schuhen, war doch der Fall wegen des dabey gebrauchten Feuers ſo erträglich, daß niemand Schaden nahm. Hr. Pilatre de Roſier giebt in ſeinem Briefe an Herrn Faujas davon folgende Nachricht: „der Ball hat eine Laſt von 156 Centner. 3132 Schuh hoch erhoben. Dieſer Verſuch hat 57 Minuten lang gedauert. 145000 Cubicfuß Feuergas (noch immer herrſcht die falſche Idee von einem beſondern Gas) wurden in 17 Minuten aus 500 Pfund verbranntem Erlenholze zur Füllung der Maſchine angewandt. Die Atmoſphäre war ſo ruhig, daß die Maſchine in einer ganz ſenkrechten Richtung aufſtieg. Nach des Hrn. Fleurieu de la Tourette Berichte an eben denſelben, hatte man wirklich dabey die Abſicht, eine große Luftreiſe zu machen. Man weiß, daß 7 Perſonen damit in die Höhe giengen. Das Fallen dauerte 2 bis 3 Minuten.“ Herr Joſeph von Montgolfier las bey dieſer Gelegenheit eine Abhandlung in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Lion, die ihn zum Mitgliede aufgenommen, vor, welche hier mitgetheilt wird, und um ſo viel merkwürdiger iſt, weil ſie die Veranlaſſung zu dieſer Entdeckung und den Gang ſeiner Schlüſſe und Verſuche angiebt. Auch der Brief des Herrn von Sauſſüre über dieſen Gegenſtand iſt wichtig. Er unterſucht hauptſächlich die Hitze innerhalb des Balls, beſonders in den obern Gegenden. Man ſchnitt Thermometerröhren bey dem 60ſten Grade und noch höher über den Eispunkt ab. War nun die Hitze größer: ſo mußte Queckſilber herauslaufen. Man urtheilte daraus, daß die Hitze in den obern Theilen über 160 Grad geſtiegen ſey. Von der Montgolfierſchen Luftmaſchine ſelbſt, die an ſich 14000 Pfund wog, eine Gallerie und Glutpfanne, am Gewichte 900 Pfund ſchwer, auch einen Ballaſt von 3200 Pfund an Menſchen und Steinen hatte, urtheilt er, daß ſie eine Kraft von wenigſtens 16500 Pfund gehabt habe. Sollte eine Laſt von 16000 Pfund mit brennbarer Luft gehoben werden: ſo müßte der körperliche Raum des Ballons 16000 mal 16 Cubicfuß, alſo der Durchmeſſer 79 Fuß betragen. Dieſe aber zu füllen, würde gewaltige Koſten und ungemein viel Zeit erfordern, woraus er folgert, daß zu großen Bällen Montgolfiers Methode beſſer ſey. (wenn nicht Feuersgefahr damit verbunden wäre.) Die 4te hier beſchriebene Luftreiſe geſchah in Mayland den 25ſten Febr. 1784 auf Koſten des

Ritters Andreani. Der Aequator seiner Kugel war ein breiter hölzerner Reif, 66 Pariser Fuße im Durchmesser, daran das mit Papier gefütterte Zeug des Balls befestigt war; und an der untern Oeffnung war noch ein hölzerner Ring, 13 Fuß im Durchmesser, darin die Glutpfanne stand. Man fand aber die innere Befestigung durch den Reif, welcher den Ball ausgespannt erhalten sollte, ohne Nutzen. Das ganze Gewicht der Maschine, nachdem er sie mehrmals hatte verbessern müssen, bestand zuletzt insgesamt aus 1500 Pfund: das Gewicht der aus der Stelle vertriebenen war 5378, woraus man fand, daß die innere Luft durch die Hitze höchstens um $\frac{1}{4}$ des Gewichts der gemeinen Luft verdünnt war. Der 5te Versuch endlich ist der des Hrn. Blanchard auf dem Marsfelde, den 2ten März 1784 mit einer Kugel von Taffent, 26 Schuh im Durchmesser, mit brennbarer Luft gefüllt. Schon seit mehrern Jahren hatte sich Hr. Blanchard bemüht, bloß durch mechanische Mittel sich in die Luft zu heben; aber alle seine Maschinen hatten diese Wirkung nicht gethan: erst nach Hrn. v. Montgolfier Erfindung fand er von seinen Flügeln und Fallschirme Gebrauch. Ob er wirklich von solchem Effecte gewesen, als er angiebt, daran haben schon mehrere billig gezweifelt. — Ein wilder Student aus der Vieharzneyschule, Düpont de Chambon, sprang noch da der Ball abfahren wollte, mit bloßem Degen in die Gondel, die bloß für ihn und den Dom Pech, seinen Reisegefährten, bestimmt war. Man konnte ihn nur mit Gewalt wieder heraus, und von da ins Gefängniß bringen, wobey er die Flügel der Maschine und die Instrumente zerbrach, auch den Hrn. Blanchard an der Hand verwundete. Weil die Maschine dabey so viel Luft verlohren hatte, daß sie mit beiden Luftschiffern wieder herabsank; so mußte auch Dom Pech herabsteigen, und Blanchard gieng allein in die Höhe. Er gieng über die Wolken, und da fühlte er die brennende Wärme der Sonnenstrahlen — (Das ist doch ganz was neues!) Seine ganze Reise dauerte $\frac{1}{4}$ Stunden, in welcher Zeit er Hitze, Kälte, Hunger und außerordentliche Schläfrigkeit, eines nach dem andern ausstand. Ungeachtet seine Ruder und Instrumente zerbrochen waren, meint er doch durch sein Steuerruder und den Schlauch, der die brennbare Luft auffieng, gegen den Luftstrom gefahren zu seyn, und bemerkt sich dabey auf die Zuschauer, die seinen Weg bemerkt hatten. Hr. Faujas, der ihn genau beobachtet hat, macht sich das Ver-

dienst,

dienſt, dieſe Pralerey in einem an ihn gerichteten Briefe ziemlich derb ihm vor Augen zu ſtellen. Sein kleines Steuerruder, das ihm noch übrig blieb, aber doch auch ſehr beſchädigt war, ſchien mehr ein Zierrath, als ein zum Manoeuvre dienliches Stück zu ſeyn. Daß der Schlauch es nicht konnte, iſt auch klar. Man ſahe wohl, daß ſein Ball den verſchiednen Richtungen der Luftſtröme, in die er kam, folgte. Schade, daß dieſer Mann, der durch ſeine öftern glücklichen Luftfahrten und ſelbſt durch die Reiſe über den Kanal ſich ſo merkwürdig gemacht hat, durch manches Vorgeben auch bey ſeinen folgenden Reiſen ſeine hiſtoriſche Glaubwürdigkeit ſo verdächtig gemacht hat. Wir bemerken indeß, daß ſeine Kugel, ehe ein neuer Luftſtrom ſie am Aequator faßte, 4mal in einer Minute ſich umdrehete. Mit der Luftreiſe des Herren de Morveau und Bertrand zu Dijon den 25ſten April 1784 fangen ſich die Sammlungen des Hrn. Ueberſetzers größtentheils aus dem Journal de Paris an. Die Maſchine war mit Rudern verſehen, wodurch ſie in einem Luftſtrom, der ſie nach Oſten trieb, ſich eine Richtung nach Südoſt gegeben zu haben melden. Die Ruder waren am Aequator angebracht, aber ſchon bey dem Abgange der Maſchine ſehr beſchädigt, das Steuerruder hatte ſich verwendet, das eine Seitenruder war am Stiele abgebrochen, und fiel gleich anfangs herab; und das Ruder am Aequator hatte ſich in einem Stricke verwickelt. Es blieben daher nur 2 auf einer Seite übrig, die ſie bey einer Windſtille gar nicht brauchen konnten, bis ſie endlich in gedachten Luftſtrom kamen. Auch geben ſie die Höhe, die der Ballen erreicht, zu 200 Toiſen an. Der Ball hatte 2 Klappen, bekam aber doch einen Riß von 7 bis 8 Zoll am untern Theile, weil die Klappen nicht genug brennbare Luft abführten. Wann die Maſchine den Riß bekommen, wird nicht geſagt. Ueberhaupt ſcheint die ganze Nachricht, wo nicht ganz entſtellt, doch ſehr mangelhaft uns überliefert zu ſeyn. Der folgende Verſuch vom Hrn. Bonin und Mazet ward den 5ten May 1784. zu Marſeille mit einem Aeroſtat von 50 Fuß Höhe angeſtellt. Er fiel bald wieder mit beträchtlicher Gewalt nieder, ungeachtet der eine Reiſegefährte in der Höhe von 5 Fuß vorher aus der Gallerie herausſprang. Ihr Holz zur Unterhaltung des Feuers war zu früh aufgebrannt. Bald darauf, den 23ſten May that Hr. Blanchard ſeine 2te Luftreiſe zu Rouen. Der Ball gieng um 7 Uhr 20 Minuten ab. Nach 15 Minuten

war sein Barometer von 28 Zoll 4 Linien auf 19 Zoll 8 Linien gefallen. Ein heftiger Wind, der ihn im Aufsteigen 22 mal umdrehete, zerbrach endlich sein Steuerruder. Vermittelst seiner Flügel konnte er sich, ohne seinen Ballast zu verlehren, sehr hoch erheben, und auch herablassen. Sobald er aufhörte, seine Flügel zu gebrauchen, sank der Ball. In diesem Augenblicke bemerkte er, daß sein Ball sehr stark gespannt war, und den ganzen in der Kugel leergelassenen Raum ausfüllte. — Er ließ also brennbare Luft ausströmen. Er kam durch 2 Wolken, davon die letzte ihn sehr naß machte. Wie er sie verlassen, stieg er sehr schnell in die Höhe, die Sonne schien wieder, aber seine Kleidung fieng an sich mit Eise zu überziehen (das begegnete doch dem Balle auch: und gleichwol stieg er so schnell?) In diesem Zustande legte er in 2 Minuten beynahe 2 Stunden Weges zurück. (Vom heftigen Winde wird nichts erwähnt) Er beschloß nun vermittelst seiner Flügel sich herabzulassen. Am 4ten Juni 1784 stellten Hr. Fleurand und Mad. Tible zu Lyon in Gegenwart Königs Gustav III. von Schweden eine Luftreise in einem Montgolfierschen Aerostaten an, welche letztere in einem Briefe an ihre Freundin beschreibt. Madame bekam bey dem beschleunigten Falle des Balls eine Kontusion am Fuße, die man mit dem Magnetismus kuriren wollte, worüber sie sich selbst lustig macht. Drey Tage vorher stieg zu Dijon ein Ball, bis auf $\frac{1}{3}$ seines Voluniens mit gemeiner Luft gefüllt, blos durch die Sonnenstrahlen erwärmt in die Höhe, zerriß 2 Seile, zog mit dem 3ten einen Pfahl in die Höhe, und erhob sich über die 43 Fuß hohen Stangen. Er fiel 250 Schritte weit an ein Paar Bäumen zerrissen nieder. Bald darauf, den 12ten Juni machten die Herren de Morveau und de Virly eben daselbst einen zweyten Versuch mit einer aerostatischen Maschine, in der Absicht, um sie lenken zu können. Sie behaupten, daß die Behandlung des Steuerruders über ihre Stellung entschieden, besonders, wenn sie mit den Rudern am Aequator des Balls und denen an der Gondel arbeiteten. Von den Versuchen zu Nantes den 14ten Jun. mit brennbarer Luft in einer Taffentkugel, und zu Bourdeaux den 16ten Jun. mit einem Montgolfierschen Aerostaten ist weiter nichts zu bemerken, als daß am letzten Orte kurz vorher ein Aufstand unter dem Pöbel entstanden, weil die, welche auf Subskription den Ball gemacht, wegen eines Nordwindes, der sie auf das Meer getrieben haben würde, mit der Maschine

nicht

nicht in die Höhe steigen wollten. Verschiedene von der Wache, welche den Tumult stillen sollten, wurden zu Boden geworfen und getödtet. Von den Aufrührern wurden 2 gehenkt. Auch ein 2ter Versuch mislang. Zu Paris ward bald darauf den 23sten Jun. dem Grafen von Haga zu Ehren ein Montgolfierscher Ball gemacht, der 86 Schuh hoch war, und 250 Fuß im Umfange hatte. Er stellte einen Cylinder vor, der eine Kappe von 1540 Schaffellen und unten einen abgekürzten Kegel hatte. Auf der Fahne, die er führte, stand, das Wapen der Königin und der Name Montgolfiere Marie Antoinette. Hr. Pilatre de Rosier und Hr. Prof. Proust giengen mit demselben in die Höhe. Der Ball konnte 25 Cnt. tragen. Durch starkes Feuer und Erhöhung der Glutpfanne erhoben sie sich 11732 Schuh hoch, und blieben in dieser Höhe 8 Minuten lang in einer Temperatur von 5 Graden unter dem Eispunkte. Durch ihre einfachen Handgriffe (welche?) konnten sie nach Gefallen horizontal oder schief gehen. Noch wichtiger aber war der Versuch der Gebrüder Robert im Park von St. Cloud den 15ten Jul. Ihr mit brennbarer Luft gefüllter Ballon war cylindrisch, hatte 50 Fuß in der Länge, 32 Fuß im Durchmesser, und 30000 Cubicfuß Inhalt. Sie wollten versuchen, sich zu heben und zu senken, ohne etwas vom Gas oder Ballast zu verlieren. Auch hatten sie ein Steuerruder und Flügel von Taffent angebracht. Außer den beyden Brüdern stiegen noch der Duc de Chartres und ein vierter, vermuthlich Hr. Hullin, ein Verwandter der Roberts in die Höhe. Mitten im Aerostaten hieng ein Ballon mit atmosphärischer Luft angefüllt, welche herausgepreßt wurde, wenn die brennbare Luft sich stärker ausdehnte, aber auch durch einen Blasebalg von außen wieder gefüllt werden konnte. Die Ruder hatten 12 Quadratschuh Oberfläche, und einen 12 Schuh langen Hebel; das Steuerruder 54 Quadratschuh Oberfläche. Ein schwacher Windstoß trieb sie in die Höhe von etwa 100 Toisen NNW. aber bloß mit Hülfe des Steuers und eines einzigen Ruders, gaben sie sich die vorige Richtung. Sie stiegen weiter in einem dicken Nebel, wo ein Wirbelwind sie dreymal rechts und lincks umdrehete. Sie mußten den Taffent des Steuerruders zerreißen, um es dem Winde zu entziehen. Nun riß der innere Ballon los, und verstopfte die Oeffnung des Schlauchs. Ein Windstoß führte sie plötzlich auf die Oberfläche der Wolken, wo die Sonne die brennbare Luft sehr schnell ausdehnte, dabey ward

der innere Ballon so stark an die Oeffnung des Schlauchs gepreßt, daß er nicht zurückgestoßen werden konnte, und bald zersprengte ihn die Luft gänzlich. Bald darauf stiegen sie bis 2430 Toisen hoch. Sie machten unten 2 Löcher im Aerostaten, der dadurch 7 bis 8 Schuh weit aufriß, worauf sie sehr schnell herabsanken. Durch Auswerfung eines Sandsackes von 60 Pfund retteten sie sich diesmal, so daß sie noch etliche 30 Fuß weit vom Ufer eines Sees an die Erde kamen. Drey Tage darauf stellte Hr. Blanchard seine 3te Luftreise in Gesellschaft des Hrn. Baby zu Rouen in einem Ballon von 98 Fuß Höhe und 26 Fuß im Durchmesser an, mit 2 Paar Flügeln und Rudern, davon aber jedes Paar für sich allein beweglich war. Mit diesen hob er sich nach Gefallen, und widerstand dem Winde, der ihn in der obern Region von der Stadt wegführen wollte. Auch durch eine horizontale Bewegung seiner Flügel giebt er vor, sich gehoben zu haben. Warum aber mag er alsdann von Zeit zu Zeit Ballast ausgeworfen haben, wenn es ihm so leicht war, sich mit seinen Flügeln zu heben? Doch er wollte in Ruhe essen und trinken. Der Wein in der einen Flasche schmeckt nicht recht; er wirft sie unverstopft herab. Sie fällt mit solcher Gewalt herab, daß der Wein (man beliebe dies Wunder wohl zu bemerken, vielleicht kann dadurch ein ganz neuer Satz, daß die Schwere nicht auf die Materie gleichförmig wirkt, bewiesen werden) wie ein starker Rauch aus einem Schornstein herausgieng. Er schien zu kochen (wovon doch wohl?) und sich in Dämpfe aufzulösen, bis endlich die Bouteille sich aus ihren Augen verlohr. (bis dahin also hatte er das Kochen und die Dämpfe gesehen —). Kühn wagt er sich ans Meer, um seinem Gefährten ein Schiff zu zeigen, und sinkt darauf, indem er brennbare Luft herauslässt, schnell herab, auf ein Kleefeld, das er sanft berührt. Sein Begleiter, dem vor Erstaunen das Barometer aus den Händen fällt, sieht ihn starr an, und sagt: „Welch ein majestätisches Niedersinken!“ Doch es versammeln sich zu viel Menschen um ihn; sogleich hebt er sich mit seinen Flügeln ungefähr 1200 Fuß hoch, läßt sich aber doch durch das Geschrey der Menschen erbitten, bis auf 600 Fuß wieder herunterzukommen, worüber die armen Geschöpfe so erschrecken, daß sie entweder die Flucht ergreifen, oder in die Knies sinken. Nur die Beherztesten wagen es, sie anzusehen und rufen: „Seyd ihr Menschen oder Götter? Gebt euch zu erkennen!“ Hr. Blanchard antwortete, daß er

ein

ein Mensch sey, woran wir denn auch nicht gezweifelt haben. Von allem, was er hier erzählt hat, verdient das unstreitig den größten Glauben, daß auch bey der größten Geschwindigkeit des Schiffs ein Licht nicht ausgelöscht seyn würde, woraus er richtig schließt, daß Segel, wenn man sie an einem solchen Schiffe anbringen wolle, sich gar nicht aufblasen würden. Läßt sich aber dabey noch wohl gedenken, daß er gegen den Wind gesteuert? Als er seinen Ball ausleeren wollte, schnitt er den untern Theil ab, öffnete die Klappe, und doch dauerte es über eine Stunde, ehe er völlig leer ward, woraus er schließen will, daß, wenn der Ball auch einen Riß von 3 Schuhen bekäme, der Verlust der brennbaren Luft noch nicht hinreichend seyn würde, einen gefährlichen Fall zu veranlassen. Von der Richtigkeit dieses Schlusses möchte er wohl schwerlich so fest überzeugt seyn, daß er es wagte, ihn durch einen Versuch zu bestättigen. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß Hr. Valet diesen Ball in 1½ Stunden mit brennbarer Luft gefüllt hat. Es stehen hinterher noch verschiedene Bemerkungen aus dem Iournal encyclopedique, woraus man sieht, daß Hr. Blanchard auch in Frankreich mit seinen Erzählungen nicht vielen Glauben findet. Mehr, als ein offenbarer Widerspruch ist ihm darin unter die Augen gestellt. Sicherer ist das Manoeuvre, welches die Herren Robert und ihr Schwager, Hr. Collin-Hullin bey ihrer 3ten Luftreise den 19ten Sept. 1784 bey dem Dorfe Beuvry bey Bethune bey ihrem Herabsteigen machten. Grade unter ihrer Gallerie stand eine Windmühle; durch die Bewegung ihrer ruderförmigen Maschinen aber beschrieben sie einen Bogen, der sie mitten in die Pläne führte, auf welcher sie abstiegen. Eben diese Gebrüder Robert haben in Paris eine Abhandlung über ihre aerostatischen Versuche herausgegeben, darin sie die Gründe angeben, warum sie die cylindrische Gestalt der Aerostaten der sphärischen vorziehen, nebst ihren Versuchen, die Maschine zu lenken. Ruder sind noch das einzige brauchbare Mittel. Um zu wissen, ob die brennbare Luft der Gefahr der Entzündung und Explosion durch ein Gewitter ausgesetzt sey, hat Hr. Charles die Elektricität der Atmosphäre durch einen solchen Ballon durchgeleitet, ohne daß etwas erfolgt wäre, dies möchte wohl nichts beweisen. Daß ein elektrischer Funke brennbarer Luft mit atmosphärischer vermischt entzünde, und zwar mit gewaltiger Explosion, ist unleugbar. Wie kann aber die brennbare Luft in

einem

einem ſolchen Balle ſo ganz von atmoſphäriſcher getrennt werden? Wir übergehen die übrigen Nachrichten auch von einigen in England angeſtellten aeroſtatiſchen Verſuchen, und bemerken nur, daß im März 1785 die Zahl der Luftfahrer 58 betrug. Unter den hier beſchriebenen 35 Verſuchen waren 17 mit verdünnter Luft, und 15 mit brennbarer Luft gemacht, von 3 andern iſt es ungewiß. Aus dieſem großen Werke erſchienen bald folgende Auszüge, die wir nach der Zeit ihrer Erſcheinung im Drucke bemerken wollen.

Kurze Nachricht von den aeroſtatiſchen Verſuchen, ihrem Baue und den damit angeſtellten Verſuchen. Gedruckt und zu finden in Kehl bey der Expedition der gelehrten Zeitung, und in Straßburg bey Stein, 1784. 8. 61 S. nebſt einer auf dem Tittelblatte nicht einmal bemerckten Kupfertafel, welche 1 die mit brennbarer Luft gefüllte Taffentkugel von dem Herren Charles und Robert, und 2. den Montgolfierſchen Aeroſtat, womit Hr. Pilatre de Roſier vom 15ten bis 19ten October in die Höhe gieng, vorſtellt.

Hätte es der Hr. Verf. bloß bey der Ueberſetzung der Nachrichten von dieſem Verſuche aus Hrn. Faujas bewenden laſſen, und ſeine eigene Betrachtungen dabey geſpart: ſo würde ſeine Bemühung ohne Tadel geblieben ſeyn. Doch kann man ja dieſe paar Seiten leicht überſchlagen.

Montgolfier'ſche Luftkörper oder Aeroſtatiſche Maſchinen. Eine Abhandlung, worin die Kunſt ſie zu verfertigen und die Geſchichte der bisher damit angeſtellten Verſuche beſchrieben werden, von Fried. Ludw. Erdmann, I. V. L. Lehrer der Phyſick ꝛc. ꝛc. Nebſt einer Beſchreibung der zwo erſten Reiſen durch die Luft, und Hrn. D. Würtz Gedanken über die Urſachen des Steigens dieſer Luftkugeln.

geln, welche er in dem Muſeo zu Paris, den 1ſten Sept. 1783 vorgeleſen hat. Mit zwo Kupfertafeln, Straßburg, bey Treuttel, 1784. gr. 8. 88 Seiten.

Unſtreitig die Beſte unter den kleinern Schriften über dieſe Materie. Der Hr. Verf. giebt erſt eine kurze Nachricht von den ältern Verſuchen ſich in die Luft zu heben, und erklärt dann das Verfahren der Hrn. von Montgolfier und der Hrn. Charles und Robert, wobey er eine ſehr leichte bloß ſtatiſche Formel des Hrn. Prof. Lichtenberg (Götting. Magaz. 3 Jahrg. 5 Stück 1783) zum Grunde legt. Freylich thut ſie der Frage, mit welcher Kraft ein ſolcher Körper in die Luft ſteigt, und wie ſie ſich nach der verſchiedenen Dichtigkeit der atmoſphäriſchen ſo wol als der im Ballon verſchloſſenen Luft ändert, kein Genüge: eine ſolche Unterſuchung aber iſt nur für wenig Leſer. Er wollte aber jedem, der nur etwas Mathematik verſteht, verſtändlich ſeyn; und überhaupt einen hinreichenden Begriff von dieſer merkwürdigen Entdeckung geben. Sehr richtig erklärt Er die Montgolfierſche Luftart für weiter nichts als für eine durch die Hitze ſtark verdünnte atmoſphäriſche Luft. Hr. v. Sauſſure brachte daher eine Kugel von Goldſchlägerhäutchen, durch ein in dieſelbe gehaltenes glühendes Eiſen zum Steigen. Es wird auch die Methode, die brennbare Luft beym Füllen durch Waſſer gehen zu laſſen, und die Streifen zu einer Kugel zu ſchneiden gelehrt, und eine Vergleichung dieſer Luftart mit der Montgolfierſchen angeſtellt. Alsdenn folgt ein chronologiſches Verzeichniß der 7 erſten Verſuche, nebſt einer Betrachtung über den Nutzen der Maſchine. Am beſten iſt es, dieſen der Zeit zu überlaſſen; ſo viel kann man indeß vorausſehen, daß die hier für den Meßkünſtler angegebenen Vortheile, den Ball zu einer Sternwarte zu gebrauchen, oder geographiſche Meſſungen in demſelben anzuſtellen, juſt am wenigſten in der Ausübung Statt finden werden, weil ſie wol nie einen feſten Standpunkt dem Beobachter gewähren werden. Als ein Anhang iſt die ausführliche Beſchreibung der Luftreiſe des Hrn. Pilatre de Roſier den 21ſten Nov. und der Reiſe der Hrn. Charles und Robert den 3ten Decb. 1783. des Hrn. D. Würz Abhandlung über die Urſachen des Steigens der aeroſtati-

aerostatischen Kugeln, die füglich hätte wegbleiben können, anzusehen.

Der Herren Stephan und Joseph von Montgolfier Versuche mit der von ihnen erfundenen aerostatischen Maschine, ein Auszug aus der französischen Beschreibung des Hrn. Faujas de Saint Fond. von C. G. von Murr. Mit 8 Kupfertafeln. Nürnberg, bey Grattenauer 1784. gr. 8. 10 Bogen.

Wer die sinnreichen Untersuchungen des Hrn. Meusnier nicht lesen kann oder will, für den ist dieser Auszug aus dem Werke des Hrn. Faujas vollkommen hinreichend. Er findet auch dieselben Vorstellungen in Kupfer, dasjenige ausgenommen, welches sich auf jene mathematische Untersuchungen beziehet, recht gut gestochen; auch Citata aus Büchern, besser und richtiger als in einer der hier genannten Schriften. Aber das hätte Hr. v. Murr doch nicht sagen sollen, daß der Brief des Hrn. Meusniers schwankende Hypothesen enthielte. Wenn gleich die schwere Formel für die bewegenden Kräfte eines solchen aufsteigenden Körpers in der Luft noch nicht gehörig berichtigt ist: so verdiente doch das, was über die Entdeckung der Höhe der Kugel aus nicht gleichzeitigen Beobachtungen und über die Untersuchung der Dichtigkeit der Luft in den verschiedenen Schichten gesagt ist, wohl eine ehrenvollere Benennung.

Umständliche Beschreibung der Aerostatischen Maschinen, und der bisher damit angestellten Versuche; nebst einer Anweisung, wie solche so wohl im kleinen als großen zu verfertigen und zu berechnen sind. Herausgegeben von C. F. d'Inarre, beyder Rechte Lizentiaten. Mit 5 Kupfertafeln. Franckfurt und Leipzig bey Brönner. 1784. 8. 154 Seiten.

Auch

Auch ein Auszug aus Hrn. Faujas de Saint-Fond, wobey noch eine und die andere Anekdote angebracht ist, die selbst im größern Werke fehlt. Mathematische Untersuchungen findet man hier nicht, dafür aber etwas von dem Gas des Hrn. von Montgolfier, und des Hrn von Saussure Gedanken über die Dünste. Um selbst dem gemeinen Manne begreiflich zu machen, wie Hr. von Montgolfier sich durch Feuer verdünnte Luft habe machen können, führt er den Schröpfkopf der Bader an. Er bemerckt auch, daß diese Verdünnung vermuthlich von der in Dünste verwandelten Feuchtigkeit in der Luft herrühre, welche daher aufhören müsse, wenn diese wieder in Wassertropfen zusammenschießen. Er äußert dabey den Gedanken, daß sich fast alle unsere künstliche Luftarten und Gazen wieder zu Wasser machen lassen. Wäre dies richtig: so wären unsere so verschiedenen Luftarten, die in unsern Tagen zu einer so ansehnlichen Zahl gebracht sind, größtentheils nichts anders als Dünste. Dies möchten unsere neuen Chemiker sich wohl eben so wenig gefallen lassen, als seine letzte Behauptung, daß alle Sorten Gas, die sich in Wassergestalt wieder sichtbar zeigen, aus Phlogiston bestehen.

Geschichte der Aerostatik, historisch, physisch und mathematisch ausgeführt. Mit Kupfern. Straßburg, im Verlage der akademischen Buchhandlung. Erster Theil. 1784. 8. 357 S. und 4 Bogen Vorrede und Tabellen. Zweyter Theil. 359 S. Seine erste Hälfte ist 1784, und die andere Hälfte 1785 gedruckt.

Unter allen über diese Materie herausgekommenen Schriften wird dieses Werk unstreitig das weitläuftigste und vollständigste werden. Nach dem Vorsatze des Hrn. Verlegers soll es nicht nur die ausführliche Geschichte aller mit den Aerostaten gemachten Versuche mit allen darüber vorhandenen Actenstücken, wo nicht ganz, doch in einem wesentlichen Auszuge, sondern auch die ganze Theorie dieser neuern Kunst enthalten. Das Wort Geschichte soll hier in seiner vollsten Bedeutung genommen werden, nämlich Erzählung der Begebenheiten mit ihren Gründen, so, daß die ganze mathematische und physi-

sche Theorie der Sache mit angebracht wird; und dazu gehört freylich etwas mehr, als der bloße Sammler solcher Nachrichten uns sagen kann. Insbesondere sucht Hr. Kramp, der sich erst in der Vorrede zum 2ten Theile genannt hat, die specifische Federkraft der hier wirkenden Luftarten genau zu bestimmen. Daß diese nicht bloß von der Dichtigkeit der Luft, oder dem Drucke derselben, sondern auch von der Wärme und andern äußern Umständen abhänge, sieht man von selbst. Je veränderlicher und unbeständiger aber diese äußern Ursachen ihrer größern oder geringern Federkraft sind, desto schwerer ist allerdings diese Untersuchung. Ob sie indeß so ganz neu sey, ob nicht schon vor ihm die Subtangente einer Logistik, deren Ordinaten die Barometerhöhen, und deren Abscissen die ihnen zugehörigen Erhöhungen über den angenommenen untersten Ort auf der Erde sind, zur Bestimmung der Dichtigkeit der Luft, für diese aber das Thermometer gebraucht sey, davon wird in der Folge sich schon etwas sagen lassen. Wir merken hier nur vorläufig, daß dergleichen Materien, so wie sie hier vorgetragen sind, Leser voraussetzen, die nicht mehr zu den Anfängern in dieser Wissenschaft gehören. Doch sey es denen, welche auch nichts von dieser Wissenschaft verstehen, zum Trost gesagt, daß sie auch das finden, was der Titel ihnen verspricht, nämlich Geschichte, und zwar gutgeschriebene Geschichte, von einem jungen feurigem Schriftsteller, der für seine Sache bis zum Enthusiasmus eingenommen ist, und, welches wohl nicht so sehr behagen möchte, den Werth seiner eigenen Arbeit nicht gering anschlägt; „eine Entdeckung, (um den Verfasser selbst davon reden zu lassen) „die Leibnitz für unmöglich erklärte, (weil er etwa diese oder jene Angabe für unmöglich erklärt?) „die so sehr über die Grenzen der menschlichen Geschicklichkeit „hinauszugehen schien, daß noch nie eine Mathematik, nie „eine Analysis, nie eine Mechanik sich im Ernste mit ihr be„schäfftigte“ (Mathematik oder eigentlich Mechanik brauchte nur genannt zu werden, und für diese sind so viele wirkliche Gegenstände vorhanden, daß man nicht nöthig hat, in das Reich der Möglichkeiten zu gehen, so leicht auch sonst die Untersuchung seyn könnte) „eine Entdeckung endlich, die noch „bey unsern spätesten Nachkommen ein unvergängliches Denk„mal, ein bleibender Beweis seyn wird, wie unerschöpflich „zu Ende des 18ten Jahrhunderts das Genie und der Erfin„dungsgeist des immer geschäfftigen in seinem Sinne nie ruhi„gen Europäers war.“ Also gerade diese Erfindung am Ende.

des

des 18ten Jahrhunderts entdeckt uns das Genie und den Erfindungsgeist des Europäers in seiner ganzen Größe? Beneidenswerthes Frankreich, das einen Papiermacher hervorbrachte, der uns zuerst lehrte, künstliche Wolken in einen Schlauch zu fassen, und sogleich einen Meßkünstler an seiner Grenze hatte, der in 2 Monathen das beschrieb, und dafür die Gesetze angab, was Leibnitz für unmöglich gehalten, und woran sich keine Mathematik, keine Analysis, keine Mechanik bisher im Ernste gewagt hatte! Noch nie soll ein Geschichtschreiber einen reichhaltigern Vorrath, einen so erhabenen Gegenstand vor sich gehabt haben. Hinterher kömmt nun die gewöhnliche Sprache, daß der Verf. seine Kräfte zu schwach und seine Arbeit noch unreif und unvollständig gefunden; aber es war ja eine ganz ungebahnte Straße, er hatte nur 2 Monathe Zeit dazu, entwarf gleichwohl eine Theorie der specifischen Federkräfte verschiedener Luftarten, und beschenkt unsere Physik unter andern mit folgenden Sätzen, die er allgemein aufgenommen zu sehen wünscht; 1) Daß der Druck, den jede Luftart auszuüben fähig ist, sich wie das Produkt aus ihrer Dichtigkeit in ihre specifische Schwere verhält, woraus 2) von selbst folgt, daß ihre Dichtigkeit sich wie der Druck durch ihre specifische Schwere dividirt, oder bey gleichem Drucke, wie die Dichtigkeiten verkehrt genommen verhalten. Sollte man dann dies nicht schon immer angenommen haben? Gesetzt auch, daß man sich mit dem bloßen Ausdrucke, Federkraft, begnügt hatte? Wir wollen uns indeß durch diese etwas starken Aeußerungen seines schöpferischen Geists nicht abhalten lassen, seinen wirklichen Verdiensten um diese Wissenschaft Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; und eilen daher, den Inhalt dieses ersten Theils genauer anzuzeigen. Der erste Abschnitt enthält Montgolfiers ersten Versuch zu Annonay vom 5ten Jun. den er nochmals für einen der merkwürdigsten erklärt, welche die Jahrbücher der Naturlehre je werden aufzuweisen haben. Sie wollten einen Körper verfertigen, der in allem Betrachte eine künstliche Wolke seyn sollte. Es war gewiß nicht das erstemal, daß man diesen Gedanken gehabt hatte. (Die von ihm im 2ten Theile und vom Hrn. v. Murr mit den eigenen Worten der Schriftsteller angeführten Beyspiele, daß Mehrere dergleichen durch Feuer bewirken zu können glaubten, beweisen es zu deutlich.) Also das erstaunlich große Verdienst der Hrn. Montgolfiers bestand darin, daß sie den Gedanken ausführten, und es leicht ausführen konnten,

weil sie und ihre Nachfolger in diesen Versuchen so reichlich unterstützt wurden. Der zweyte Abschnitt ist den Versuchen der Herren Robert und Charles bestimmt. Diese wußten von Montgolfiers Balle und Füllungsart nichts, und ehe noch Montgolfier seinen Versuch zu Paris wiederhohlen konnte, hatten sie schon ihren seidenen Ball mit brennbarer Luft gefüllt, fertig. Hier findet der Hr. Verf. das Problem, eine aufsteigende Kugel zu machen, nach den vorhandenen Kenntnissen sehr leicht. Sie thaten eben dasselbe und fanden ohne viele vergebliche Versuche sogleich ganz andere und wirksamere Mittel, als sie sahen, daß die Neugier des Publikums so etwas verlangte, so leicht war es, in unsern Tagen bey so vielen schon lange nicht von Franzosen erlangten Vorkenntnissen dergleichen zu erfinden, als man im Ernst darauf dachte! Wir übergehen den 3ten Abschnitt von den Versuchen mit kleinern aerostatischen Kugeln, und den 4ten von der brennbaren Luft, um desto ausführlicher bey dem 5ten zu seyn. Mit zitternder Hand, sagt er in der Vorrede, schrieb ich die Aufschrift nieder: Erste Gründe einer Theorie der specifischen Federkräfte verschiedener Luftarten, eine Aufschrift, die jeden Leser etwas neues erwarten läßt. Aerostatische Maschinen, sagt man allgemein, steigen deswegen in die Höhe, weil die in ihnen enthaltene Luft specifisch leichter ist, als die atmosphärische. Bey flüßigen Wesen, die nicht elastisch sind, ist dies auch der wahre und einige Ausdruck, den wir haben; allein bey den elastischen Körpern, wie z. E. die Luft ist, deren specifische Schwere von dem Drucke abhängt, dem sie ausgesetzt ist, ist es nicht genug, gesagt zu haben, wie groß ihre specifische Schwere sey; es muß auch zugleich der Druck bestimmt werden, dem sie ausgesetzt seyn müssen, um diese specifische Schwere zu haben. Das ist sehr richtig, und längst bekannt. In einer etwas beträchtlichen Höhe ist diese deshalb merklich kleiner. Es muß daher der Druck, aber auch zugleich die Wärme der Luft angegeben werden; oder es werden Barometer- und Thermometerhöhen erfordert, um diese Frage gehörig zu beantworten (welches auch schon unsre Anfänger wissen.) In der Abhandlung selbst wird nun erst der Satz gezeigt, daß Luftarten bey sehr verschiedener Dichtigkeit doch gleiche Elasticität haben. Dabey wird nun noch der Unterschied zwischen absoluter und specifischer Elasticität gemacht. Jene ist die Kraft, womit sie dem Drucke widersteht, ohne auf ihre Dichtigkeit, Wärme oder sonst einen Nebenumstand zu sehen.

Man

Man könnte sich begnügen, wenn alle Luftarten bey gleicher Elasticität auch gleiche Dichtigkeit hätten. Da dies aber nicht ist, so muß man ihre specifische Federkraft bestimmen. Allgemein sieht man schon, daß die absolute Federkraft einer Luft sich verhalten muß, wie das Produkt aus ihrer Dichtigkeit in die specifische Federkraft, wie die absolute durch die Dichtigkeit dividirt. Nach dem Mariottschen Satze steht die Dichtigkeit der Luft mit der Barometerhöhe in geradem geometrischen Verhältnisse; allein das ist nur wahr, wenn sie ihrer Natur nach, die nämliche bleibt, und außer ihrer Dichtigkeit sich sonst nichts bey ihr ändert. Schon die Wärme macht solche Aenderung, und macht daher die Luft specifisch elastischer, wie man bey Ausmessung der Berge durch das Barometer bald fand, so daß schon die französischen Gelehrten, welche einen Grad des Meridians in Quito maßen, einen Unterschied zwischen der Federkraft, die die Luft in einem gewissen Zustande ausüben kann (relative, oder mit unserm Auctor, specifische Federkraft) und zwischen der Elasticität überhaupt (der absoluten) machten. Man weiß nicht einmal, ob die Luft in allen ihren Theilen gleich elastisch ist. Im letzten Falle würden die mehr elastischen Theile die höhern Gegenden einnehmen. Dazu kömmt, daß die unterste Luftschicht voller Dünste ist und mehr Abwechselungen der Wärme erfährt. In diesem Theile also fand Bouguer schon den Unterschied zwischen den specifischen Elasticitäten der Luft am größten, da er in den höhern Regionen minder merklich war. Er findet daher schon, daß sich die specifische Federkraft verhält, wie die Barometerhöhe durch die Dichtigkeit der Luft dividirt. Man weiß übrigens, was die Naturkündiger und besonders Hr. de Luc bey seiner Hypothese noch erinnert haben. Jetzt ist nur die Frage: Wie es zugeht, daß die Mariottsche Regel bey aller Verschiedenheit der Luftarten noch so zutrifft? Die Antwort ist: wenn diese Luftarten vermischt sind, so entsteht wahrscheinlich eine Mittelgattung von Elasticität, wobey jenes Gesetz noch statt findet. Bis dahin sehen wir also im Grunde noch nichts neues. 6ter Abschnitt. Lehrsätze, nach welchen die Dichtigkeit der Luft und der Barometerstand auf jeder Höhe über dem Horizonte bestimmt werden muß, wenn die Masse und die specifische Federkraft der Atmosphäre gegeben ist. Der Hr. Verf. zieht eine Logistik, deren Ordinaten die Barometerhöhen, und deren Abscissen die Höhen des Orts, wo jedesmal das Barometer steht, vorstellen. Eine

ganz alte bekannte Vorstellung, daraus er den eben so bekannten Satz herleitet, daß die Höhe des Orts, oder der Abstand des obern Barometers vom untern, dividirt durch die Subtangente der Logistik, dem natürlichen Logarithmus gleich sey, welcher das Verhältniß der untern und obern Höhe des Barometers bestimmt. Da nun die Barometerhöhen auch die Dichtigkeit der Luft sowohl, als ihre absolute Federkraft messen, weil beydes von dem Drucke der Luft abhängt; also das Differential der Ordinate (hier das Differential der Barometerhöhe) einer Luftsäule der Masse nach gleich ist, die das dazu gehörige Differential der Abscisse bestimmt; die Dichtigkeiten gleicher Massen sich aber verkehrt verhalten, wie die Räume, die sie einnehmen; so verhält sich die Dichtigkeit der Luft zur Dichtigkeit des Quecksilbers, wie das Differential der Ordinate zur Differential der Abscisse; folglich auch wie die Ordinate zur Subtangente. Also verhält sich die Dichtigkeit der Luft zur Dichtigkeit des Quecksilbers, wie die Barometerhöhe zur Subtangente. Die Subtangente aber hängt allein von der Thermometerhöhe ab, und läßt sich für jeden Grad des Thermometers bestimmen, wie er in dem folgenden beweist. Am Ende wird die ganze Theorie, die er hier für neu ausgiebt, auf den Lehrsatz gebracht, daß die Barometerhöhe immer der Masse der Atmosphäre, ihrem Drucke, und also auch der absoluten Federkraft der Luft proportional sey; daß die Dichtigkeiten der Luft sich verhalten, wie die Barometerhöhen, durch die specifischen Federkräfte dividirt, und daß die Subtangenten also mit diesen specifischen Federkräften im Verhältnisse stehen, die Dichtigkeiten der Luft und die Barometerhöhen mögen nun seyn, wie sie wollen. So gut dies alles ist, so kömmt es doch dem Rec. nicht als neu vor. Die ersten Sätzen findet man schon in ältern Schriften, und namentlich in Hrn. Hofr. Kästners Markscheidekunst. Indeß verstattet es ihm weder Zeit noch Raum, alles so genau durchzugehen. Der 7te Abschnitt bestimmt die specifische Federkraft und die Dichtigkeit der Luft durch die vereinigten Beobachtungen der Barometer- und Thermometerhöhen. Es wird aus den Höhenmessungen des Hrn. de Luc bewiesen, daß die specifische Federkraft der Atmosphäre allein von der Thermometerhöhe abhänge, und gezeigt, wie sie sowohl als die Subtangente unsers logarithmischen Systems für jeden Grad des Thermometers bestimmt werden müsse, und solches durch die astronomischen Beobachtungen des Mayer und la Caille bestätigt;

tigt; auch ist eine Tafel berechnet, in der für jeden Grad des Reaumurschen Thermometers die specifische Federkraft unserer Atmosphäre und die Subtangente unsers logarithmischen Systems angezeigt ist, worauf gezeigt wird, wie aus jeder gegebenen Barometer- und Thermometerhöhe die Dichtigkeit der Luft bestimmt werden müsse. Alles dies hatte Hr. Kramp schon in seinen academischen Jahren als ein 16jähriger Jüngling in Französischer Sprache ausgearbeitet, immer ein Beweis von seinen außerordentlichen Talenten, zumal, wenn er, wie wir gern glauben wollen, es für sich selbst gefunden hat. Auf diesem Grundsatze nun beruht die Auflösung des Problems im 8ten Abschnitt, die specifische Leichtigkeit einer aerostatischen Kugel zu bestimmen, wenn ihr Durchmesser, ihr Gewicht, die specifische Federkraft der innern Luft nebst der Barometer- und Thermometerhöhe gegeben sind. Unstreitig ist dies ein überaus schweres Problem, und der Hr. Verf. glaubt, so wenig es vollkommen aufgelöst zu haben, daß er vielmehr behauptet, es gehe über die Grenzen unserer Physik und Mathematik weit hinaus, und das 18te Jahrhundert werde dessen Auflösung dem 19ten in der größten Unvollkommenheit hinterlassen. Was hier die Sache erleichterte, war die Anwendung auf den Aerostaten der Herren Charles und Robert, wo die Kraft, mit welcher die Kugel aufstieg, durch unmittelbare Versuche bestimmt war. Der Hr. Verf. setzt diese Untersuchung in mehrern Abschnitten fort, die einen ungemein weitläuftigen Auszug erfodern würden, wenn etwas davon dem Leser verständlich seyn sollte. Sie gehen bis zum 16ten Abschnitte, wo die Beobachtungen der französischen Meßkünstler über diesen Aerostat beurtheilt und mit der Theorie verglichen werden, und sein Urtheil über den scharfsichtigen Hrn. Meusnier, der unter allen jungen Mathematikern Frankreichs allein für würdig erklärt wurde, d'Alemberts Nachfolger zu werden, und dessen Theorie er hier mit der seinigen vergleicht, wo man von selbst erwarten kann, daß das Mangelhafte derselben nicht vergessen seyn wird. Der 17te Abschnitt endlich enthält einen historischen Bericht über den ersten Montgolfierschen Versuch von den dazu ernannten Mitgliedern der Akademie. Die Hrn. v. Montgolfier fanden, daß eine Wärme von 70 Grad hinlänglich sey, die atmosphärische Luft auf die Hälfte zu verdünnen, und mehr brauchten sie nicht, um einen Körper hervorzubringen, der specifisch leichter, als die atmosphärische Luft wäre. Es überzeugte sie noch mehr der

wirkliche Versuch mit einem hohlen Körper von Taffent, der zum körperlichen Inhalte etwa 40 Cubicfuß hatte, und der mit einem angezündeten Papiere inwendig erhitzt schnell zuerst an die Decke des Zimmers flog, und dann im Garten bis auf eine Höhe von 70 Fuß hinaufstieg. Nun verfertigten sie einen 16mal so großen Körper, der auf die nämliche Art mit erhitzter Luft angefüllt, die Seile zerriß, durch die er sollte zurückgehalten werden, und bis auf 150 Toisen in die Höhe stieg. Darauf kam der Versuch am 5ten Jun. und die folgenden, deren schon mehrmals gedacht ist. Es wird darauf allgemein die physische Ursach dieses Aufsteigens angegeben. Nicht ein besonderes, aus Stroh oder Holz entwickeltes Gas, sondern durch Feuer verdünnte Luft ist die Ursach, wobey noch eine Anweisung gegeben wird, wie dieses Feuer unter dem Balle müsse angebracht werden. Von seinen Blicken in die Zukunft wollen wir übrigens nichts sagen, sondern lieber die Zeit abwarten, bis die Prophezeyungen in Erfüllung gehen. Der 2te Theil dieses Werks hat 2 Hälften. Die erste Hälfte enthält die 12 ersten Abschnitte. Der erste begreift die Geschichte der kleinern mit brennbarer Luft gefüllten Aerostaten, wobey der Streit zwischen Hrn. Faujas de Saint-Fond und den Hrn. Charles und Robert erzählt wird. Hr. Faujas hatte die Unterzeichnung für den Versuch auf dem Marsfelde in keiner andern Absicht besorgt, als daß die Verdienste der Hrn. v. Montgolfier den Parisern sogleich recht glänzend würden; Hr. Charles, Selbsterfinder seines Ballons, fand sich nicht verpflichtet, jenen seine Verdienste zuzuschreiben, und übergieng in seinem Werke weislich jenen mit Stillschweigen. Als nun die Hrn. v. Montgolfier nach Paris kamen, stellte man in allen Blättern des Pariser Journals den Versuch der Hrn. Charles und Robert, als eine blinde Nachahmung des Montgolfierschen vor. Die beyden Roberts sahe man als Handwerksleute bey der Sache an, und den Hrn. Charles, der eigentlich alles ausgeführt und berechnet, der zuerst auf die brennbare Luft und das Federharz gefallen war, nach dessen Theorie endlich die Maschine gefüllt war, vergaß man ganz. Man verwechselte sogar die brennbare Luft des letztern mit dem Gas des Hrn. v. Montgolfier, und ein deutscher Schriftsteller ist sogar dadurch so hintergangen, daß er in einem größern Werke es im größten Ernste umständlich erzählt, wie Montgolfier seine ungeheuren Maschinen mit brennbarer Luft gefüllt habe. Hr. Charles und Robert suchten ihre Ehre

zu

zu retten, erzählten im Pariſer Journale den wahren Verlauf der Sache, und beklagten ſich laut über das Betragen des Hrn. Faujas de St. Fond. Es kam zum Federkriege, und die Sache bekam eine andere Geſtalt. Die beyden Roberts wiederhohlten ein für allemal, daß Faujas de St. Fond an der Ausführung des Verſuchs nicht den geringſten Antheil habe, und Hr. Charles konnte zeigen, daß er, überzeugt von der Möglichkeit einer aeroſtatiſchen Maſchine, ſchon ein Jahr vorher die brennbare Luft und den Fürniß vom elaſtiſchen Harze dazu beſtimmt, daß er aber erſt nach Montgolfiers Verſuche zu Annonay an die Ausführung der Sache ernſtlich gedacht und mit den Hrn. Roberts davon geredet; worauf ihnen Hr. Faujas 25 Louisd'or dazu gegeben, welches der Anfang von der Einnahme der Subſcription war, die dieſer eröffnet hatte. Sie erklärten darauf, daß ſie unterſtützt von zahlreichen Freunden der Wiſſenſchaften einen Verſuch im Großen mit ihrer Erfindung machen wollten, welches ſie 2 Monat darauf erfüllten. Die Ehre dieſer beyden Erfinder war nun gerettet, und jeder ahmte im Kleinen ihre Methode nach. Wir übergehen die Verſuche in England und den Niederlanden, und merken nur, daß in Deutſchland Hr. Achard zu Berlin den erſten und beſten dieſer Art verfertigt hat. Zu Braunſchweig ließ der Hr. Prof. Zimmermann den 27ſten Jan. 1784 einen Ball von 5 Fuß im Durchmeſſer ſteigen. Der Ueberzug war aus Atlas verfertigt, und Hr. Heyer (nicht Hayne) ein geſchickter und erfahrner Chemiker und Apotheker in Braunſchweig, überzog den Ball mit elaſtiſchem Harze, das er nach einer ihm eigenen vorzüglichen Methode aufgelöſet hatte. Er füllte auch den Ball mit brennbarer Luft aus Eiſenfeilig und Vitriolſäure. Die Verſuche wurden nun zahlreich, ſo daß wir die Namen der Städte, wo ſie angeſtellt ſind, nicht abſchreiben können. Selbſt in Philadelphia füllte man kleine Blaſen, und, um Menſchen damit zu erheben, wurden 47 verbunden, die mit einigen Thieren in einem Käfige und einem Tragſeſſel in die Höhe giengen. Weil die Thiere keinen Schaden genommen, ſo ſetzte ſich ein Mann in den Käfig, und ſtieg 15 Fuß hoch, bat aber darauf um Gottes Barmherzigkeit willen, daß man ihn herablaſſen möchte. Für Geld ließ ſich James Wilkok bewegen, 50 Fuß hoch zu ſteigen; und zuletzt ſtieg er für 50 Dollars ohne Leitſeil 97 Fuß hoch in die Höhe. Hier blieb er 5 Minuten und ſahe ganz vergnügt mit dem Kopfe zum Korbe hinaus auf ſeine erſtaun-

ten Zuschauer. Nun kam ein Wind. Sogleich durchstach er der Anweisung gemäß 3 Kugeln, dann wieder 3, und hernach noch 5, aber aus Ungeschicklichkeit alle auf einer Seite. Die Folge war, daß er auf eine hölzerne Wand fiel, und der Arzt einen verrenkten Arm einzurichten bekam. In den folgenden Abschnitten werden die bekannten Montgolfierschen Versuche zu Versailles, Paris und la Muette beschrieben. Im 6ten untersucht er die Wirkungen der Wärme auf das Barometer, und giebt eine Verbesserung der Barometerhöhe durch das Thermometer an. Hier tadelt er den Hrn. de Luc, daß er die Untersuchung der Ausdehnung des Queckſilbers im Barometer an diesem Instrumente selbst vorgenommen habe. Er fand nämlich durch Versuche in einem erhitzten Zimmer, daß eine Queckſil erſäule von 27 Zoll vom Eispunkte bis zum Siedpunkte ſich um 6 Linien ausgedehnt habe. Das soll deshalb falsch seyn, weil nicht blos die Queckſilberſäule, sondern auch die Luft im Zimmer ausgedehnt, und dadurch ihre Elaſticität vermehrt worden sey. Wie? war dann die Stube ein gläserner Recipient? Hat man je gefunden, daß die Luft im Zimmer ſich nicht im Gleichgewichte mit der äußern ſetze? Beobachtet nicht der Hr. Verf. auch im Winter in einer warmen Stube seine Barometerhöhe? und geſetzt, es sey ein kleiner Unterſchied daher zu befürchten, so fragt man billig: Iſt nicht der Fehler in einem Thermometer wegen der Ausdehnung des Glaſes durch die Hitze allemal viel größer, als dieſer? Bey einem Barometer hat die Ausdehnung der Röhre durch die Wärme keinen Einfluß, weil in demſelben das Queckſilber aus dem offenen Gefäße oder Schenkel ſo weit nachfließt, als die Röhre weiter wird. Es iſt zwar durch die Beobachtungen der Herren Schuckburg, Will, Roy, Luz und Roſenthal genug beſtätigt, daß dieſe Ausdehnung nur etwa 5, 5 Linien beträgt, aber es iſt eben ſo gewiß, daß die Ausdehnung des Queckſilbers durch die Wärme am Barometer ſelbſt zu finden, bey weitem die ſicherſte und beſte iſt. Uebrigens ſcheint es doch wohl eine ſo ſchwere Sache nicht zu ſeyn, de Lucs Regel mit der hier vorgetragenen Theorie zu vergleichen, und den Hrn. de Luc gegen die ihm beſchuldigten Trugſchlüſſe zu vertheidigen, welches aber freylich in einer Recenſion zu weitläuftig ſeyn würde. Der 7te Abſchnitt iſt eigentlich eine Berichtigung des 4ten Abſchnitts im erſten Theile, wo er angenommen, daß der Aeroſtat ſchon auf dem Horizonte genau angefüllt ſey, und auch in den höhern Regionen dieſelbe Menge brenn-

brennbarer Luft behalte; folglich Masse und Volumen ungeändert sey. Das ist aber nie der Fall. Wäre das erste, so würde der Ball übergefüllt seyn, und sicher in der obern Luft platzen. Ist er aber zum Theil gefüllt: so ändert sich das Volumen nach dem Druck der äußern Luft, und der relativen Federkraft der eingeschlossenen brennbaren Luft, die wieder von Kälte und Wärme, trockener und feuchter Luft, Elektricität and andern nicht zu bestimmenden Umständen abhängt. Man sieht schon, daß hier Veränderungen vorkommen, die nicht genau bestimmt werden können, und die Theorie der specifischen Leichtigkeit und der Hebekraft aerostatischer Maschinen in der Applikation noch immer sehr problematisch machen. Indeß führt dieser Abschnitt den prächtigen Titel: „Vollständige Theorie der specifischen Leichtigkeit und Hebekraft aerostatischer Maschinen.“ Er erklärt hier zuerst, was eine zum Theil gefüllte, eine ganz gefüllte, und eine übergefüllte Kugel sey; und giebt Ausdrücke für diese Fälle an. Aber nun fragt sichs: Welcher Ballon ist ganz oder übergefüllt, und wie kann man in jeder Region und unter jeden Umständen das eigentliche Maaß seiner Füllung, davon doch alle Berechnung abhängt, wissen? Ohne sich auf diese Schwierigkeiten einzulassen, gab der Herr Prof. Zimmermann in Braunschweig dem Hrn. Verf. eine sehr einfache Formel, für die anfängliche Kraft des Aufsteigens, die er hier mittheilt. Wenn a das Gewicht der gemeinen Luft, so der Aerostat verdrängt, b das Gewicht der Maschine ohne innere Luft, d die Hebekraft und n : m das Verhältniß des innern Gas der Maschine zur äußern Luft ist: so ist $d = a - \left(\frac{an}{m} + b\right)$ $\frac{n}{m} = \frac{a - b - d}{a}$; und diese letzte Formel theilt der Hr. Verf. hier mit. Wenn nun ein Bruch k den gefüllten Theil des ganzen Raums in der Kugel ausdrückt: so muß man für a nun ka setzen; und $\frac{n}{m} = \frac{ka - b - d}{ka}$. Bey dem ersten Pariser Versuche der Hrn. Charles und Roberts war $\frac{n}{m} = \frac{1}{4}$, und die Kugel überfüllt. Er geht hierauf zu dem Falle über, wo durch eine Klappe das Zerreißen einer überfüllten Kugel verhütet werden kann; zeigt aber an, daß seine Rechnung über die Bewegung einer solchen Kugel, die von seinen vorigen Resultaten völlig verschieden ist, noch nicht fertig

ist,

ist, und in einem seiner folgenden Theile erscheinen soll. Wir können dem Hrn. Verfasser in seinen weitern Untersuchungen hier unmöglich folgen, versichern aber, daß Kenner der höhern Mechanik das Buch gewiß schätzen, und dessen Fortsetzung mit Verlangen entgegen sehen werden. In den folgenden 8ten und 9ten Abschnitten wird der 2te Versuch der Herren Charles und Roberts, und eine Rechnung über den körperlichen Inhalt, die Hebekraft und die Bewegung seiner Maschine, nach des Hrn. Verf. Grundsätzen mit den Rechnungen des Herrn Meusnier verglichen. In dem 10ten, 11ten und 12ten Abschnitte ist die vom ältern Hrn. von Montgolfier zu Lyon verfertigte sehr große Maschine beschrieben, die den 19ten Jan. 1784. nach einer sehr kurzen Reise verunglückte. Saussure bemerkte dabey, daß die durch Feuer verdünnte Luft in der Maschine verdorben sey. Diese unvermeidliche Eigenschaft der atmosphärischen Luft, daß sie durch das Feuer bis auf einen gewissen Grad verderbt wird, und ihre specifische Federkraft zum Theil verliert, ist eine der vorzüglichsten Ursachen, warum die Montgolfierschen Aerostaten niemals das werden leisten können, was man von ihnen erwartet. Auch verdient das Urtheil der Mitglieder der Lyoner Akademie bemerkt zu werden. „Die großen Aerostaten, sagen sie, erfodern ein sehr wirksames Feuer und eine Flamme, die allein 18 bis 20 Fuß hoch seyn muß, wenn anders die Maschine in ihrer Ausdehnung erhalten werden soll. In Versuchen dieser Art ist es das Leben der Menschen, das auf dem Spiele steht, und bey aller möglichen Vorsicht wird man sich niemals rühmen können, aller Gefahr vorgebeugt zu haben. Wir reden hier nicht einmal von der Montgolfierschen Methode und der nach Montgolfiers Grundsätzen verfertigten Maschine, wenn sie ganz frey dem Winde überlassen ist: man kennt die fürchterlichen Besorgnissen, die sie schon verursacht hat; man kennt auch die sehr weisen Maasregeln und die ausdrücklichen Befehle, Versuche dieser Art, so viel möglich einzuschränken, um von Dörfern und Städten, auf welche ein brennender Aerostat fallen könnte, die Feuersgefahr abzuwenden, die immer unvermeidlich und in ihren Folgen fürchterlich wäre. **Bey allen Aerostaten überhaupt steht immer das Leben der Menschen auf dem Spiele**; und sie mögen verfertigt seyn, wie sie wollen; so soll man sie nie andern Führern, als nur solchen anvertrauen, die mitten in der Gefahr ihrer Reise die gehörige Gegenwart des Geistes nicht verliehren, u. s. w.; und wenn je

diese

dieſe Erfindung für die Menſchheit wichtig und brauchbar ſeyn wird: ſo kann es erſt alsdenn ſeyn, wenn man die Maſchine willkührlich und horizontal dirigiren kann.“ Herr von Montgolfier las zu Lyon bey ſeiner Aufnahme in die dortige Academie eine Abhandlung über die Geſchichte ſeiner Unterſuchung vor. Man ſieht darin bey weiten nicht die Spuren ſeiner großen mathematiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſe, die man überall ihm zuſchreibt. Bald ſchreibt er die Wirkungen ſeiner verdünnten Luft der Elektricität zu; bald verwechſelt er wieder die Feuermaterie mit der elektrtichen Materie, und giebt Gründe des Aufſteigens ſeiner Maſchine, und der horizontalen Direktion vermittelſt einer Oeffnung auf die Seite der Maſchine, die weder den Naturkundiger, noch den Meßkünſtler befriedigen können. Der 13te Abſchnitt endlich, welcher die zweyte Hälfte dieſes Bandes ausmacht, iſt eine Ueberſetzung des Buchs: Sur l'art de voler, depuis la plus haute antiquité juſqu' a ce jour; pour ſervir de ſupplement à la deſcription des experiences aeroſtatiques de M. Faujas de St. Fond, par M. David Bourgeois à Paris 1784. Dies Werk, das ſchon im erſten Theile des Faujas de St. Fond angekündigt, aber erſt in der Mitte des Jahrs 1784 erſchien, hat der Hr. Verf. hier frey überſetzt. Nicht blos wegen der Wendungen der Rede, welche in die Natur der deutſchen Sprache umgeſchaffet werden mußten, ſondern auch wegen Abkürzung und Veränderung mancher Materien, giebt ihr der Hr. Verf. dieſen Namen. Es iſt wenigſtens der 4te Theil des Buchs weggelaſſen, und dafür ein anderer 4ter Theil hinzugeſetzt. Durch jene Abkürzung iſt nichts weſentliches verloren gegangen, durch dieſe Zuſätze aber die litterariſche Kenntniß ſehr vieler Schriftſteller, von denen Bourgeois höchſtens die Namen angeführt, die Artikel von Sturm, Becher und Galien, die er ganz mit Stillſchweigen übergieng, auch mancher mathematiſche Beweis ergänzt, und zuletzt der Entwurf des völlig ausgearbeiteten 3ten Theils dieſer aeroſtatiſchen Geſchichte mitgetheilt. Der Hr. Verf. behauptet darin bewieſen zu haben, daß die willkührliche Direktion dieſer Aeroſtaten völlig in unſerer Gewalt ſtehe, wenn die Bedingungen erfüllt werden, die ſein Calcul fodert. Vorzüglich verlangt er eine andere Geſtalt der Maſchine, nämlich ſolche, die durch Umdrehung eines Kreisſegments um ſeine Sehne erzeugt wird. Dabey giebt er Ruder an, und damit dieſe wirken können, eine Befeſtigung der Barke nicht durch Seile, ſondern durch

feſte

feste Körper. Vermuthlich wird der Hr. Verf. dabey darauf Rücksicht genommen haben, daß diese festen Körper der unvermeidlichen Ausdehnung und Zusammenziehung des Aerostaten nicht hinderlich sind, und doch die durch die Ruder hervorgebrachte Richtung derselben gleich gut mittheilen.

Phil. Lohmeieri, Physicae quondam in academia Rintelensi professoris publ. et ord. Dissertationem physicam de Artificio navigandi per Aërem, die 4 Martii anni 1676. resp. *Dav. Prescheur* habitam et recusam ibidem anno 1708. Reipublicae litterariae communicat *Nic. Barrey*, D. Accedunt *Petri Franc. Lanae* cogitata de arte aëronautica. Hagae Comitum, apud I. van Cleef, Bibliopolam, 1784. gr. 8. 59 Seiten.

Franz Lana und Philipp Lohmeier von der Luftschifferkunst. Ins Teutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Inuentis, facile est, addere. Tübingen, bey Heerbrandt, 1784. 8. 6½ Bogen.

I. N. I. Exercitatio physica de artificio navigandi per aërem, quam Deo T. O. M. clementer annuente in illustri acad. Hasso-Schaumburgica praeside *Phil. Lohmeiero*, physicae prof. publ. et ord. in auditorio maiori publico eruditorum examini subiiciet ad diem 4 Martii anno 1676. *Franc. Dav. Prescheur*, Caissellanus Hassus. Rintelii, typis Wächterianis, 4. 55 Seiten.

Die erste dieser 3 genannten Schriften hat hinter Lohmeiers Dissertation; die Gedanken des Jesuiten Lana, so wie sie Georg Paschius in seinem Buche de novis inventis Lipsiae, 1700.

1700. aus Io. Christo. Sturms collegio experimentali curioso tentam. X. vorgetragen, woraus auch Lehmeier seine Dissertation zusammengeschrieben hat. Des Lana Worte selbst sind es aber nicht, wie man aus Vergleichung der Stell., die sich der Hr. von Murr aus dem in der Bambergschen Universitätsbibliothek befindlichen Exemplar hat abschreiben lassen, leicht sieht. Dies Buch hat den Titel: Francisci de Lanis Magisterium naturae et artis.

Die Tübingensche Uebersetzung der Lohmeierschen Dissertation hat eben diese Stelle des Lana ganz ausführlich aus seinem Prodromo premesso all' arte Maestra übersetzt.

Die 3te enthält bloß die Lohmeiersche Schrift deutsch und lateinisch.

Man mag aber den Lana, oder Sturm oder Lehmeier durchlesen, so viel man will: so wird man doch keine Möglichkeit finden, nach ihren Angaben ein in die Höhe steigendes Schiff zu bauen.

Beschreibung einer geschwinden Reise auf dem Luftschiffe nach der obern Welt. Als ein Beytrag zu der gegenwärtigen neuern Erfindung der Herren Montgolfier und du Rosier. Mit einem Kupfer. Frankfurt und Leipzig, im Jahr 1784. 8.

Auditus, Visus, Odor, Gustus und Tactus wollen eine Reise nach dem Mars anstellen, um dessen Trabanten zu besehen. Fama entwirft ihnen dazu ein Schiff nach Eberh. Christ. Kindermanns Angabe und seiner 1759. herausgekommenen Reise in Gedanken. Ein leichtes Schiff von Sandelholz mit 6 Metallkugeln bespannt, daraus die Luft durch Feuer herausgejagt ist, einem Segel und Rudern, die auch mit Kugeln versehen sind, bringt die Schiffer auf den verlangten Planeten. Mehr braucht man nicht abzuschreiben, um zu beweisen, daß das Buch unter aller Kritik sey.

Versuche über die neuerfundene Luftmaschine des Herrn von Montgolfier, besonders in wiefern solche in der Kriegskunst eine Aenderung machen, und einem Staate nützlich und nachtheilig seyn können,

könne, von J. C. G. Hayen, Königl. Preuß. Ingenieur, mit Kupfertafeln. Berlin, Nicolai, 1784. 8. Ein Alphabet.

Der Titel besagt, was dieses Werk für einen Zweck habe. Es erschien, als man in Deutschland noch keine weitere, als Zeitungsnachrichten, von der neuen Erfindung hatte; als das Werk von Saint-Fond noch nicht übersetzt war. Daher würde es leicht seyn, jetzt manches zuzusetzen, was seitdem bekannt worden.

Die Kunst zu fliegen nach Art der Vögel, erfunden von Carl Friedr. Meerwein, Hochfürstlich Baadischen Landbaumeister. Mit Kupfern. Frankfurt und Basel, bey Brämer und Thurneysen dem Jüngern, 8. 46 Seiten.

Der Herr Landbaumeister Meerwein, welcher den Grund der Schwere in der Luft, die Dichtigkeit der untern Luft aber nicht im Drucke der Obern findet, welcher weder in dem Baue noch in der Struktur des Menschen selbst, noch in seiner Stärke oder in dem Mangel tauglicher Materialien einen Grund finden kann, warum der Mensch nicht so gut wie die Vögel fliegen lernen könnte, giebt uns Flügel an, womit wir fliegen sollen. Eine wilde Ente hat ihm das Maaß dazu gegeben. Wie kann doch der Mann verlangen, daß wir seine Flügel brauchen sollen, wenn er es uns nicht erst vormacht? Seit 1781. hat er sie schon fertig; und doch fliegt er nicht, lernt es auch nicht. — Auf einer Anhöhe über ein tiefes Wasser, wo ein Lehrling den ersten Versuch machen soll, sieht es etwas zu gefährlich aus, und wir wollen selbst den Herrn Verfasser nicht dazu aufmuntern, weil der Spaaß gar zu übel ablaufen möchte.

Gedanken eines Cosmopoliten bey Gelegenheit der aerostatischen Maschine, nebst drey Kupfertafeln. Hamburg, 1784. gr. 8. 39 Seiten.

Der

Der ehrliche Cosmopolit ist unzufrieden darüber, daß man von der Erfindung der Luftbälle so viel Aufhebens macht. Er zeigt uns, was wir selbst mit Hrn. Hutjes schon wissen, daß lange vor den Franzosen Andere den Gedanken gehabt, zu fliegen oder Luftschiffe zu bauen. Aber haben sie dann denselben ausgeführt? Die Untersuchungen, die man in den höhern Gegenden der Atmosphäre mit den Luftbällen machen wollte, könnten auch nicht weit her seyn, weil noch kein Luftball die Höhe unserer größten Berge erreicht, wo man schon astronomische und physische Beobachtungen, (und zwar auf einem festen Standpunkte, so lange man wollte, in jeder beliebigen Höhe und bestimmten Zeit) habe machen können (und wirklich gemacht hat). Auch zeigt er, wie höchstkostbar ein solches Fahrzeug von brennbarer Luft, und wie sehr leicht Feuersgefahr bey Montgolfiers Verfahren zu befürchten sey. Das alles ist bekannt: hat aber die Erfindung deswegen ihren Werth verloren? Doch wir haben schon zu viel aus dieser unbedeutenden Schrift angeführt. Wir merken nur noch, daß unter den 3 Kupfertafeln die erste Sturms Angabe von Lana's Luftschiffe, und die beyden andern eine lederne Wasserhose vorstellen, welche im Zeughause zu Braunschweig aufbewahrt, und wodurch der Körper über dem Wasser erhalten wird.

Ps.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Neue Briefe über die Schweiz von C. C. L. Hirschfeld. Erstes Heft; mit Kupferstichen. Kiel, bey dem Verfasser, 1785, 12 Bogen, 8vo.

Schon vor zehn Jahren gab der Verfasser Briefe, die Schweiz betreffend, heraus, die damals mit Recht viel Beyfall erhielten, und zu den ersten Nachrichten gehörten, die wir in Deutschland von den Sitten, der Verfassung und Lebensart dieses Landes erhielten. Seitdem hat sich nun freylich

lich die Zahl dieser Nachrichten sehr vermehrt; und wir besitzen itzt einige der besten und lesenswürdigsten Beschreibungen dieses so merkwürdigen Landes, die jedoch den neuen Fleiß unsers Verf. nicht entbehrlich machen, welchen er hier auf die Beschreibung einer neuen Reise durch die Schweiz verwandt hat. Seine Bemerkungen sind desto schätzbarer, je reifer die Kenntnisse sind, die er sich von allem, was dies Land betrifft, theils durch seinen ehemaligen zweyjährigen Aufenthalt in demselben, und theils durch seine itzt nach einem fast zwanzigjährigen Zwischenraume durch Vergleichung des ehemaligen und jetzigen Zustandes, und durch wiederholte, zum Theil ruhigere, Aufmerksamkeit auf so manche interessante Gegenstände, erworben hat. Dazu kömmt die geschmackvolle Einkleidung, durch welche sich diese Briefe sehr vortheilhaft, und mehr noch, als ihre ehemaligen Vorgänger auszeichnen. Des Verf. Schreibart trägt itzt sichtbare Spuren einer größern Ausbildung an sich; und statt des Schimmernden und Geschmückten, welches ihr ehedem eigen war, empfiehlt sie sich itzt dem Kenner weit mehr durch edle Simplicität, und einen nicht gemeinen Grad ächter Eleganz. Hiedurch wird der an sich schon unterhaltende Stoff dieser Briefe noch einnehmender, und die Lesung derselben auch dem angenehm und interessant, dem die darin vorkommenden Gegenstände nicht mehr neu oder fremd sind.

In dem ersten dieser Briefe findet man einige sehr gute und belehrende Anmerkungen über Reisen und Reisebeschreibungen überhaupt, die gewiß in unserm an Schriften dieser Art sehr ergiebigen Zeitalter nicht überflüßig sind. Der Verf. sieht die Schwierigkeiten einer wirklich interessanten Reisebeschreibung vollkommen ein; vornehmlich die Schwierigkeit, das persönliche Interesse des Erzählers von dem so mannichfaltigen und verwebten Interesse des Lesers zu unterscheiden. Sehr richtig scheint uns auch die Bemerkung zu seyn, daß aufgeklärte Jünglinge, und Männer in ihren muntersten Jahren, weit geschickter zum Beobachten auf Reisen sind, als Männer, die von den Jahren schon so mancher Vortheile beraubt werden, welche jene schon selbst durch ihr Alter voraushaben. Nicht weniger schwer, als richtige Beobachtung, ist auch die gute Auswahl der gemachten Bemerkungen; und eine Menge von äußern und zufälligen Umständen sowohl, als der persönliche Charakter des Reisenden, haben in seine

Beschrei-

Beschreibung einen gar großen Einfluß. Uebrigens setzt hier der Verf. noch seinen Freund, an den er diese Briefe richtet, und mit ihm seine übrigen Leser in den rechten Gesichtspunkt, aus welchem sie die zu ertheilenden Nachrichten zu beurtheilen haben. Er verspricht keine vollkommene Gemälde von den Wundern und Schönheiten der Schweiz. Eben der große Reichthum dieses Landes an Naturschönheiten erschwert es dem Reisebeschreiber, sie würdig zu schildern; und für die Neuheit und Erhabenheit dieser Gegenstände ist selbst die Sprache zu schwach, zu farbenleer, um sie nach dem Eindrucke zu malen, den sie auf die Einbildungskraft oder auf das Gefühl machen. Und sonach verspricht der Verf. nur einzelne, ausgehobene und nicht ganz unerhebliche Bemerkungen über die Natur, die Sitten, die Staatsverfassung, und mancherley Einrichtungen dieser verbundenen, aber so sehr verschiedenen Freystaaten. Es scheint ein Vorrecht der Ausländer zu seyn, von der innern Verfassung und den Sitten der Schweiz freymüthig zu schreiben. Die einheimischen Schriftsteller halten, so lange sie im Lande sind, bey aller ihrer Wahrheitsliebe, ihre Bemerkungen darüber zurück.

Der zweyte Brief schildert die vielen Annehmlichkeiten, welche die Schweiz für einen Reisenden in sich vereinigt; und in dieser Schilderung erkennt man den gefühlvollen und geübten Beobachter und Kenner der Natur, dem die Gartenkunst ihre beste bisherige Theorie zu verdanken hat. Zugleich findet man hier manches über die rathsamste Art, in der Schweiz zu reisen, um sich dadurch den Anblick und Genuß der herrlichen Naturscenen zu erleichtern. Auch sind die Vortheile und Annehmlichkeiten nicht geringe, welche die Einrichtungen dieses Landes zur Aufnahme und Beförderung der Reisenden vor so manchem andern Lande voraus haben. Zu diesen kömmt noch die gesunde Luft, deren der Reisende hier genießt, und die Milde des Himmelsstrichs; obgleich die Grade der Wärme und Kälte in der Schweiz sehr verschieden sind. Noch findet man in diesem Briefe einige Bemerkungen über die Sprache und Kleidertrachten des Landes. Von dem letztern sind einige, etwas zu flüchtig ausgeführte, und in der Zeichnung nicht allzu korrekte Abbildungen in Kupfer beygefügt.

Nach dieser allgemeinen Vorbereitung fängt nun die Reisebeschreibung selbst mit dem dritten Briefe an, der Basel

betrifft; eine Stadt, die sich durch ihre Lage, durch die Anzahl der Fremden, durch ihre Handlung und Manufakturen, und durch ihre innere Einrichtung in manchem Betrachte sehr auszeichnet. Gelegentlich bemerkt der Verfasser, S. 61. daß die Schweiz fast überall Prachtgesetze habe, und daß fast überall, wo sie am strengsten sind, die meiste Prachtliebe herrsche. S. 75 ff. findet man einige Bemerkungen über die Gärten der Baseler, die mancher Verbesserungen fähig wären, zu denen der Verf. Vorschläge giebt.

Ihr Charakter, der ins Ernsthafte und Steife fällt, wird im vierten Briefe beschrieben. Die Ursachen dieses Ernstes, der zum Nationalsinn der meisten Schweizer gehört, werden hier kürzlich untersucht. So auch hernach, S. 95 ff. einiges über die Ursachen der auch hier schon nicht ganz ungewöhnlichen Kröpfe, die in der Luft und dem Wasser des Landes zu liegen scheinen; obgleich sie itzt in der Schweiz, und selbst in Alpen, nicht mehr so allgemein sind, als ehedem.

Im fünften Briefe wird zuerst von dem berühmten Todtentanz zu Basel geredet, der wenig Lob verdient, und nicht, wie man oft glaubt, von Holbein, sondern von einem gewissen Kluber ist. Viel Liebe zur Malerey herrscht von jeher in Basel; und itzt scheint sich die Neigung dort, wie fast in der Schweiz überhaupt, von den historischen und allegorischen Gemälden zu Landschaftsstücken, besonders helvetischen, zu wenden. — Sodann etwas über die Staatsverfassung von Basel, die zwar auf den ersten Anblick aristokratisch ist, aber mehr zur Demokratie herabhängt, und im Grunde eine aus beyden vermischte Form ist. Zuletzt noch von der bekannten Abweichung der Uhren zu Basel und einigen Merkwürdigkeiten in der Nähe dieser Stadt.

Der sechste Brief betrifft des Verf. weitere Reise nach Solothurn, welches kleiner und minder lebendig, als Basel, ist, wo aber doch viel Wohlstand und Reichthum unter denen Familien herrscht, die an den Aemtern und Einkünften des Staats Theil nehmen. Die Einwohner verdienen überhaupt den guten Ruf eines gegen Fremde sehr gefälligen und artigen Betragens. Die Regierung ist, wie bekannt, aristokratisch; und der souveraine Rath besteht aus 101 Mitgliedern.

Die Beschreibung des Weges von Solothurn nach Bern macht den Anfang des siebenten Briefes; und bey dieser Gele-

Gelegenheit beschreibt auch der Verf. das schon oft beschriebene Nahlische Grabmal in der Kirche des Dorfes Hindelbank, wovon auch eine Kupfertafel beygefügt worden, die, wenn wir nicht irren, die Kopie einer größern ist.

In dem achten und letzten Briefe dieses Hefts, beschreibt der Verf. noch die Lage von Bern, und das Innere der Stadt, die seit etwa sechzig Jahren ihre schönsten Häuser bekommen hat, und die man itzt als ganz neu betrachten kann. In ihrer Reinlichkeit ist sie ein Muster; und die Spaziergange in ihrer Nähe sind reizend.

Bk.

Patriotisches Archiv für Deutschland. Zweyter Band. 568 Seiten.

— — Dritter Band. 579 Seiten in 8vo. Frankfurt und Leipzig, bey Schwan zu Manheim in Commission, 1785.

Absicht und Einrichtung dieses Werks sind aus der Anzeige des ersten Theils bekannt; und der innere Gehalt dieser Theile ist auch den ersten vollkommen gleich. Der politischen und frömmelnden Klagen sind sehr viel; und des wahrhaftig Nützlichen und Belehrenden ist sehr wenig. Auch hier giebts pietistische Glaubensbekenntnisse, letzte Stunden, bekannte und unbekannte, erhebliche und unerhebliche Anekdoten, von Regenten, Ministern, Maitressen, Günstlingen, Hofpredigern, Professoren, Juristenfacultäten ꝛc. Das beste Stück ist der erste Aufsatz des zweyten Bandes: Regierungsgeschichte des jetzigen Fürsten-Bischofs Heinrich VIII. zu Fulda, im Grundrisse, vornehmlich in Absicht der innern Landesanstalten und Verbesserungen, vom Herrn Hofkanzler von Kaiser. Nächstdem verdienen in eben diesem Bande noch: Nro. V. die Nachrichten von dem Meklenburgischen Kanzler Husanus, Nro. VI. die Nachrichten von der Dienstentlassung des Braunschweigischen Ministers Hieronymi von Münchhausen, Nro. XI. Die Nachricht von der Würtenbergischen Kirchen- und Schulverfassung gelesen zu werden. Von den Kabinetsstücken sind viele aus den bekanntesten Büchern und Journalen hier wieder abgedruckt; die ohnehin nicht werth waren, zum erstenmal

betrifft; eine Stadt, die sich durch ihre Lage, durch die Anzahl der Fremden, durch ihre Handlung und Manufakturen, und durch ihre innere Einrichtung in manchem Betrachte sehr auszeichnet. Gelegentlich bemerkt der Verfasser, S. 61. daß die Schweiz fast überall Prachtgesetze habe, und daß fast überall, wo sie am strengsten sind, die meiste Prachtliebe herrsche. S. 75 ff. findet man einige Bemerkungen über die Gärten der Baseler, die mancher Verbesserungen fähig wären, zu denen der Verf. Vorschläge giebt.

Ihr Charakter, der ins Ernsthafte und Steife fällt, wird im vierten Briefe beschrieben. Die Ursachen dieses Ernstes, der zum Nationalsinn der meisten Schweizer gehört, werden hier kürzlich untersucht. So auch hernach, S. 95 ff. einiges über die Ursachen der auch hier schon nicht ganz ungewöhnlichen Kröpfe, die in der Luft und dem Wasser des Landes zu liegen scheinen; obgleich sie itzt in der Schweiz, und selbst in Alpen, nicht mehr so allgemein sind, als ehedem.

Im fünften Briefe wird zuerst von dem berühmten Todtentanz zu Basel geredet, der wenig Lob verdient, und nicht, wie man oft glaubt, von Holbein, sondern von einem gewissen Kluber ist. Viel Liebe zur Malerey herrscht von jeher in Basel; und itzt scheint sich die Neigung dort, wie fast in der Schweiz überhaupt, von den historischen und allegorischen Gemälden zu Landschaftsstücken, besonders helvetischen, zu wenden. — Sodann etwas über die Staatsverfassung von Basel, die zwar auf den ersten Anblick aristokratisch ist, aber mehr zur Demokratie herabhängt, und im Grunde eine aus beyden vermischte Form ist. Zuletzt noch von der bekannten Abweichung der Uhren zu Basel und einigen Merkwürdigkeiten in der Nähe dieser Stadt.

Der sechste Brief betrifft des Verf. weitere Reise nach Solothurn, welches kleiner und minder lebendig, als Basel, ist, wo aber doch viel Wohlstand und Reichthum unter denen Familien herrscht, die an den Aemtern und Einkünften des Staats Theil nehmen. Die Einwohner verdienen überhaupt den guten Ruf eines gegen Fremde sehr gefälligen und artigen Betragens. Die Regierung ist, wie bekannt, aristokratisch; und der souveraine Rath besteht aus 101 Mitgliedern.

Die Beschreibung des Weges von Solothurn nach Bern macht den Anfang des siebenten Briefes; und bey dieser Gele-

Gelegenheit beschreibt auch der Verf. das schon oft beschriebene Nahlische Grabmal in der Kirche des Dorfes Hindelbank, wovon auch eine Kupfertafel beygefügt worden, die, wenn wir nicht irren, die Kopie einer größern ist.

In dem achten und letzten Briefe dieses Hefts, beschreibt der Verf. noch die Lage von Bern, und das Innere der Stadt, die seit etwa sechzig Jahren ihre schönsten Häuser bekommen hat, und die man itzt als ganz neu betrachten kann. In ihrer Reinlichkeit ist sie ein Muster; und die Spaziergänge in ihrer Nähe sind reizend.

Bk.

Patriotisches Archiv für Deutschland. Zweyter Band. 568 Seiten.

— — Dritter Band. 579 Seiten in 8vo. Frankfurt und Leipzig, bey Schwan zu Manheim in Commission, 1785.

Absicht und Einrichtung dieses Werks sind aus der Anzeige des ersten Theils bekannt; und der innere Gehalt dieser Theile ist auch den ersten vollkommen gleich. Der politischen und frömmelnden Klagen sind sehr viel; und des wahrhaftig Nützlichen und Belehrenden ist sehr wenig. Auch hier giebts pietistische Glaubensbekenntnisse, letzte Stunden, bekannte und unbekannte, erhebliche und unerhebliche Anekdoten, von Regenten, Ministern, Maitressen, Günstlingen, Hofpredigern, Professoren, Juristenfacultäten ꝛc. Das beste Stück ist der erste Aufsatz des zweyten Bandes: Regierungsgeschichte des jetzigen Fürsten-Bischofs Heinrich VIII. zu Fulda, im Grundrisse, vornehmlich in Absicht der innern Landesanstalten und Verbesserungen, vom Herrn Hofkanzler von Kaiser. Nächstdem verdienen in eben diesem Bande noch: Nro. V. die Nachrichten von dem Meklenburgischen Kanzler Husanus, Nro. VI. die Nachrichten von der Dienstentlassung des Braunschweigischen Ministers Hieronymi von Münchhausen, Nro. XI. Die Nachricht von der Würtenbergischen Kirchen- und Schulverfassung gelesen zu werden. Von den Kabinetsstücken sind viele aus den bekanntesten Büchern und Journalen hier wieder abgedruckt; die ohnehin nicht werth waren, zum ersten-

mal gedruckt zu werden; wir rechnen insonderheit dahin S. 551 die juriſtiſchen Eskimos aus dem deutſchen Muſeum. Solche beißende Urtheile laſſen ſich über alle Stände, mit dem ſeichteſten Kopfe und böſeſten Herzen ſchreiben; auch finden ſich in allen Ständen Menſchen, die als Originale von ſolchen Gemälden angeſehen werden können; ohne daß Herr von Moſer ein Atteſtat in Forma wegen der Exiſtenz derſelben darunter zu ſetzen nöthig hat; noch mehr aber muß man ſich wundern, wenn er ſolche ſcheußliche Carrikaturen Gemälde in Rembrands Manier nennt.

Im dritten Bande zog Nro. II. Leben Herzog Eberhards Ludwigs zu Würtemberg von Renz (Renz) unſere Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich. Die beyden Kupferſtiche zu dieſen Bänden, des Erfurther Statthalters von Dalberg, und des ehemaligen Göttingiſchen Curators von Münchhauſen, ſind die ſchönſte Zierde derſelben.

Sf.

Leonhard Meiſters, öffentlichen Lehrers bey der Kunſtſchule in Zürich, Helvetiſche Scenen der neuern Schwärmerey und Intoleranz. Zürich, Orell, u. ſ. w. 1785.

Wichtige Beyträge zur Geſchichte der Schwärmerey und Intoleranz in der Schweiz ſind dieſe Nachrichten größtentheils. Erſt etwas von Intoleranz und Ketzereifer. Die Geſchichte der Einführung der formula Conſenſus liefert merkwürdige Proben davon. Bey dieſer Gelegenheit werden aus jener Zeit (dem vorigen Jahrhundert) verſchiedene Beyſpiele der Intoleranz der Züricher Geiſtlichkeit beſonders gegen heterodoxe Lehrer beygebracht. — Zingg, Pfarrer zu St. Jakob gerieth wegen angeſchuldigten Arminianismus in Lebensgefahr, und mußte ſich mit der Flucht retten. — Hochholzer, Pfarrer zu Stickenbach ward wegen Verdachts arianiſcher Irrthümer, unerachtet er ein orthodoxes Glaubensbekenntniß unterſchrieb, ſeines Amtes entſetzet, und blos wegen ſeines hohen Alters mit ſchwerer Ahndung verſchont. — Heinrich Bülod, Profeſſor der hebräiſchen Sprache wurde, weil er lehrte, der jetzige hebräiſche Text ſey jünger als die Verſion der LXX, und die Punkte ſeyn eine Erfindung der

Maſo-

rethen zu schwerer Verantwortung gezogen, und zum Widerruf genöthigt, welches er sich so sehr zu Gemüth zog, daß er darüber verrückt ward. — Vom Pietismus in der Schweiz zu Ende des XVII. und Anfangs des XVIII. Jahrhunderts. Die Strenge, die man in der Schweiz gegen Sectirer aller Art bewies, half ihn nur mehr ausbreiten. Die Pietisten waren zur Sinnlichkeit sehr geneigt. Und ihr Wandel war oft unordentlich. Dies beweiset unter andern Stadingers Beyspiel, von welchem Propheten M. schon vieles in den Vorlesungen über die Schwärmerey gesagt hat. Sowohl die Geschichte dieses Propheten als Obmann Bodmers, eines Patrons der Pietisten, dürfte manchem Leser zu weitläuftig, und nicht interessant genug vorkommen. Merkwürdiger ist die Geschichte der Brügglersekte, und ihrer beyden Stifter des Hieronymus, und Christian Kahlen. — Von Jakob Wetstein, Prediger in Basel. Dieser berühmte, um die Kritik des N. T. so verdiente Mann wurde sowohl durch seine Kollegen, als durch seine merkwürdige Arbeit wegen Heterodoxie verdächtig. Ein Verdacht, der durch den Neid der Basler Geistlichkeit viele Nahrung erhielt, und ihm harte Verfolgungen zuzog. Der Verfasser fügt noch verschiedene nützliche Reflexionen über die Schwärmerey im Epilogus bey. Wir zeichnen folgendes aus: „Man „ärgert sich, wenn wir die Verirrungen der Voreltern aufdecken, und man vergißt, daß die Voreltern uns hierin zum „Beyspiele dienen; daß auch sie, auch ein Bullinger und „Zwingli, auch ein Heinrich und Jakob Hottinger ihre Voreltern eben nicht in schmeichelhaftem Lichte dargestellt haben! „Und obs denn in unsern Tagen so ganz außer Weg sey, durch „die Erinnerung an das Vergangene die Zukunft zu warnen? „Giebts denn gar niemand mehr, der wie Davel durch Gebet Wunderkuren erwartet? Niemand, der wie König „das tausendjährige Reich prediget? Keine Sophie de Klermont im Wamms, wie unter der Haube, die Gold machen wollen? Ist nicht erst noch in Winterthur ein Betrüger Namens Busch aus dem Würtembergischen an den „Pranger gestellt worden, ein Erzbetrüger, hinter welchem „man einen überaus merkwürdigen alchymistischen, und magischen Briefwechsel gefunden? Könnte nicht die Bekanntmachung dieses Briefwechsels, in wiefern sie mit Schonung „gewisser Namen möglich wär, manchem zur heilsamen Warnung gereichen? Prahlte nicht der Betrüger, daß er ver-

„mittelst des Dienstes der Geister wissen könnte, was in der „Ferne, und in der Zukunft geschähe? Wenn die Anzeige „der Geister unrichtig war, wußte er sich nicht durch das „Vorgeben zu entschuldigen, daß sich die Geister solcher Täu„schungen, zu seiner Demüthigung und Läuterung bedienten? „Schickte er nicht einem Gönner einen untergeschobenen Brief, „in welchem er diesem Gönner durch einen Pseudonym Elias „Berger ansagen läßt: Er sollte dem jungen Seher ja nicht „das Geringste in den Weg legen, ihm also auch noch so an„stößige Freyheiten gestatten, unumschränkt in jedem häusli„chen oder Handlungsgeschäfte nur seine Rathschläge befol„gen, und ihm auf Bürgschaft der Unsichtbaren, der Magier, „und der Thronengel alles Geld sogleich zukommen lassen u. „s. w.“ Mancher, dem diese kleine Schrift noch nicht zu Gesicht gekommen ist, wird es uns vermuthlich Dank wissen, daß er diese Anekdote die außer Zürch unbekannt, und eine so merkwürdige Probe des Unfugs der Alchymisten an manchen Orten ist, beyläufig erfährt.

Gz.

Beschreibung einer Reise aus Teutschland durch einen Theil von Frankreich, England und Holland. Erster Theil, welcher bis auf die Ueberfahrt von Calais nach Dover geht. 15 Bogen. Zweyter und letzter Theil. 1 Alphabet. Whoever thinks a faultless piece to see, thinks what ne'er was, nor is, nor e'er shall be. Pope, Esl. on Criticism. Breslau, Meyer. 1783. 8.

Die Reise ist am 1sten März 1774 angefangen, und in eben diesem Jahre auch vollendet worden. Die Beschreibung derselben aber kann weder zur Belehrung, noch zur Unterhaltung dienen. Wir geben einige Beweise, und zwar den ersten gleich aus dem Bogen A.

„Der Münster (in Straßburg). Unter denen (den) „Gebäuden ist gewiß die Münsterkirche, nebst ihrem be„wun-

„wundrungswürdigen Thurm, das Merkwürdigste; so „oft ich an diesem künstlich gebauten Thurm vorbey kam, „blieb ich eine Weile dabey stehen, sah ihn allemal mit Be„wundrung (Bewunderung) an, und staunte ob der küh„nen Unternehmung".

„Es ist in meinen Gedanken so etwas Babylonisches „dabey — ein Monument menschlicher Hoffarth und „Großsprecherey, auch ist er der Stadt sehr lästig, dessen „Unterhalt um so mehr kostspielig, da er wegen seiner aus„nehmenden Höhe mehrere Blitze an sich zieht, und öfters „dadurch beschädiget wird. Bey außerordentlichen Fest„lichkeiten wird er seine ganze Höhe hinauf, bis auf „die oberste Spitze mit vielen Lampen erleuchtet, „welches, wenn es nehmlich Windstill ist, einen ganz „außerordentlichen Anblick verursachen muß. Auch „hatte *) ich die Neugierde diesen wunderbaren Thurm zu „ersteigen; erstieg **) ihn immer weiter, immer höher, „kam endlich an Stiegen (Treppen) die nur mit freyer „Luft umgeben und gedeckt sind; empfand eine viel fei„nere Atmosphäre — einen Blick umher, und es grauete „mir, mich so deplaciret, so hoch zu sehen. Sonderbar ist's, „daß diese Kirche catholisch, dessen (deren) Thurm aber prote„stantisch ist, indem die darauf wohnende Wächter luthrisch „(lutherisch) seyn müssen". Etwas elenderes erinnern wir uns nicht über dieses höchst merkwürdige Gebäude gelesen zu haben, als unser Reisende hier seinen Lesern vorzusetzen die Stirn hat.

Nicht wenig thut sich der Verf. darauf zu gut (S. 117 flg.) daß Rousseau seinen Besuch mehrmalen (mehrmahls) angenommen hat. Wir wollen doch hören, was er von dem berühmten Manne sagt.

„Von Jean Jacques Rousseau".
„Von Philosophen überhaupt".

*) Welche Wortfügung!

**) So viel uns bekannt ist, hat man einen Thurm erstiegen, wann man auf demselben so weit gestiegen ist, als man nur steigen kann. Also sollte es heißen: stieg immer weiter, immer höher ꝛc.

„Es ist eine sonderbare Sache um die Philosophen „und um die Philosophie selbst. Maulphilosophen ha„ben wir in großer Menge; wenn aber Fälle kommen, wo „wahre Philosophie nöthig ist, so (alsdann) vergessen sie „meistens, daß sie Profession davon machen. Es ist „ein leichtes zu sagen, wie man Armuth und alle Wider„wärtigkeit tragen, sich über viele Gegenstände hinaus„setzen solle, aber selbst die Last auf den Schultern zu neh„men, das ist wieder eine ganz andere Sache. Die mei„sten Philosophen leben entweder im Wohlstande, oder su„chen sie dazu zu gelangen, und predigen alsdenn „(alsdann) unter diesem Obdache, denen Leuten welche „draußen im Regen stehn (stehen) etwas vor".

„Analysirung der reellen Philosophie des J. J. Rousseau."

„Der berühmte J. J. Rousseau trachtete weder nach „Reichthum noch nach Ehren, *) sondern wendete al„les von sich, was ihm dazu hätte verhelfen können, pre„digte Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit, und „sein Lebenswandel war Ausübung seiner Schriften; „deßentwegen halt(e) ich ihn für den größten aller mir be„kannten neuen Philosophen. Wenn er sich aber zuletzt we„nig mehr mittheilte, wenn er keinen Umgang haben wollte, „wenn seine letzten Lebensjahre einen gewissen Grad von Mi„santhropie bey ihm vermuthen mochten, so war er doch in „Wahrheit nichts weniger als ein Menschenfeind; seine Zu„rückhaltung entstand vielmehr durch die vielen wiederwärti„gen Erfahrungen, welche er von dem Betragen mancher„ley Menschen gemacht hatte; daher kam es, daß er keine neue „Bekanntschaften machen wollte, und auch selbst unter „denen, welche er hatte, eine große Auswahl machte, und nur „mit wenigen umgehen wollte; sehr freundschaftlich aber „lebte er mit seinem Weib(e)". Wir sind müde, mehr von diesem höchst seichten Geschwätze hieher zu setzen. Doch mag noch die Beschreibung seiner Person hier stehen. „Er war mittler Statur, seine Mine etwas finster, wo„zu die breite, und dicke braune Augenbraunen nicht wenig „beytrugen, unter diesen sah man große braune, etwas tief in „dem

*) So etwas in einer Leichenpredigt gesagt, kann allenfalls entschuldiget werden.

„dem Kopf liegende Augen herfür (hervor) leuchten; daß „dieſe ſehr belebt, und von vielem Ausdrucke waren, „das verſteht ſich bey einem ſolchen Manne von ſelbſt„. Und ſo auf jedem Bogen, jeder Seite. Alles iſt von der Oberfläche abgeſchöpft. Es iſt ſchlechterdings kein, gar kein Gegenſtand, von dem man ſich aus dieſem Buche unterrichten könnte; ſelbſt nicht die Materie von den Pferden. Und doch geſteht der Verf. ſelbſt (Thl. 2. S. 114) „daß ſeine „Befliſſenheit, diejenige(n) Kenntniſſe zu erlernen, welche „zur Dirigirung eines Marſtals (Marſtalls) und aller „dazu nothwendigen Theile gehören, ihn hauptſächlich zu dieſer ganzen Reiſe nach beyden Reichen angereitzet „habe, ich wollte ſehen, ſetzet er hinzu, wie dasjenige Fach, „welchem ich mehrere Jahre in Teutſchland gefolgt, und „wozu ich von einem ſehr guten Lehrmeiſter unterwieſen *) „worden (bin), in dieſen Ländern behandelt wird". Aber auch das, was er hin und wieder in den beyden Theilen ſeines Buches, von dieſen ſeinen Lieblingsthieren, z. B. Th. 2. S. 116 — 134 von „der Engliſchen Pferdezucht und ihrem **) Reiten überhaupt", den Reitſchulen in London, „denen (den, oder dem) Pferderennen in England, der Race „derer (der) Rennpferde" und dergleichen m. ſchreibt, iſt nichts weniger als befriedigend.

In das Prädicat artig iſt der Verf. ſehr verliebt. Auf jedem Bogen beynahe ſtößt man etlichemal auf daſſelbe. Ja auf Einem Blatte (Th. 1. S. 149 — 150) kommt es dreymal vor, „ein artiger Gedanke!" eine „ganz artige" Menagerie von ſchönem Flügelwerk; und noch weiter ein „artiges Bosquet": das kleine Luſtſchloß, la Lucienne, (Th. 1. S. 153) iſt „ganz artig" gebaut und meublieret; der Vorderſeite des Schloſſes (zu Bruchſal Th. 2. S. 323) gegen über ſind „artige Stallungen" u. ſ. w. Wir denken, wer die eigentliche Beſchaffenheit einer Sache nicht beſtimmter anzugeben weiß, der thut beſſer, wenn er ganz davon ſchweigt. Was in aller Welt ſagen doch dergleichen allgemeine Beywörter?

Auch

*) Welches Deutſch! Warum nicht: welches ich — getrieben habe, und worin ich — unterwieſen worden bin.

**) Sollte heißen: von der Pferdezucht und dem Reiten der Engländer, (oder, in England) überhaupt.

Auch nicht einmal die allerbekanntesten Namen von Personen und Oertern sind richtig geschrieben. So stehet (Th. 1. S. 70) „der Pallast des Prinzen Condi“; entweder mußte es des Pr. von Conty, oder des Pr. von *Condé* heissen. Wir kennen in England weder einen Lord Shelhowrn (Th. 2. S. 27) noch einen Herzog von Crafton (Th. 2. S. 166); wol aber einen Lord Shelburne, und einen H. von Grafton. Th. 1. S. 142 lesen wir Bertr. de *Guelio*, schreyber hat hier der Verf. nicht richtig gesehen, oder doch nicht genau abgeschrieben; denn es kann nicht anders, als Bertr. du *Guesclin* heißen. Wir erinnern uns zwar öfters von einem Audinot gehört zu haben, aber von keinem Odinot, den der Verf. Th. 1. S. 96 aufstellt. „Gleich hinter Eberne, wird Th. 1. S. 45 gesagt, wächst der beste Champagner Wein“; uns ist kein Eberne bekannt, wohl aber ein Epernay. Auch wissen wir von keinem Lustschlosse Choisy in Frankreich, wie Th. 1 S. 156 steht; sondern von einem, welches Choisy heißt. Weit häßlicher sind aber noch die Namen nicht unbekannter Oerter in Deutschland verunstaltet; so ist z. Ex. das bekannte Würtembergische Landstädtchen Vayhingen, oder Vaihingen, Th. 2. S. 325 in Faingen und das noch bekanntere Pfälzische Städtchen Oggersheim, Th. 2. S. 321 in Wochersheim verstellet worden.

Unsre Leser haben aus dem vorhergehenden bereits gesehen, daß Schnitzer gegen die Deutsche Grammatik in diese Reisebeschreibung nicht selten sind. Hier sind noch einige Beweise; Stutte, Hauptgestütter, Jachtpferde, Rennbahne, anstatt Stute, Hauptgestüte, Jagdpferde, Rennbahn; Th. 2. S. 260 heißt es: „obngerechnet, daß bey — anhaltender Sommerhitze bisweilen in ganzen Gegenden nicht „gemalet werden kann“; soll heißen gemahlen werden kann. „Meaux ist — wegen denen guten und sonderbaren Käsen, welche daselbst verfertiget werden, bekannt“ Th. 1. S. 51; anstatt wegen der g. u. s. Käse; den wegen hat den Genetiv, nicht den Dativ oder Accusativ. Und warum führnehmsten, fürtreflich? Des Verf. Bekanntschaft mit der Französischen und Englischen Sprache ist ebenfalls nichts minder, als vertraut. Th. 1. S. 142 lesen wir thresor, S. 89. thuileries, S. 36 einen gew. Fond; und doch müßte tresor, tuileries, Fonds geschrieben seyn. Th. 2. S. 166 — 167 sagt der V. „Außer diesen sind daselbst „zu

„(zu Cambrigde) noch eine große Anzahl Personen, welche „Mit-Aufseher über diese Studenten sind, und Fellowships „genannt werden"; fellows, sollte es heißen; fellowship ist die Stelle eines fellow.

Doch wir müssen schließen, und nur noch vorher bemerken, daß der Verfasser am Ende der Zueignungsschrift „sich zu höchsten Hulden unterthänigst empfehlend stets er„stirbt des regierenden Herrn Markgrafen von Baden unter„thänigst- treu- gehorsamster Cammerherr, Friedr. Just. von Günderrode". Es ist also eben derselbe, der 1781 die Briefe eines Reisenden über den gegenwärtigen Zustand von Cassel (S. unsr. Bibl. XLIX. 452); in eben dem Jahre die Beschreibung einer Reise durch den kleinen Theil des Schwarzwaldes, welcher unterschiedene Gesundbrunnen, Bäder und Calw enthält (A. Bibl. L. I. 494), 1782 die neuen Fragmente zur Kenntniß des Menschen in Briefen, und anderes mehr von dem nehmlichen Gehalte, herausgegeben hat, und der im May 1785 zu Carlsruh mit Tode abgegangen ist.

Rk.

Mónumenta anecdota Historiam Germaniæ illustrantia, ex sua Bibliotheca aliisque edidit et figuras æri inciſas addidit *Georgius Guilielmus Zapf*, Ser. Principis de Hohenlohe Consiliarius Aulic. *Vol. I.* Augusti. Vindelic. sumtibus editoris 1785. 4.

Der Hr. Hofrath Zapf erfüllet hiermit sein Versprechen, so er schon vor 3 Jahren angekündiget hat. Er hat diesen 1 Theil auf seine Kosten drucken lassen. Wir wünschen ihm daher viele Liebhaber und Kenner, daß der gute Abgang ihn zur Fortsetzung dieser brauchbaren Sammlung reizen möge.

In der Vorrede sind die Hauptstücke angezeigt, und auch nachgewiesen, woher und durch wen er sie erhalten hat, worunter sich ein wichtiges Diplomatarium aus der großen Sammlung des berühmten Freyherrn von Zurlauben in Zug, und eine diplomat. Geschichte des Benedictiner

Klosters

Klosters Rheinau, von dem gel. Benedictiner Hrn. Mauritius Hochenbaum von der Meer vorzüglich auszeichnen. Beides ist von ihren Verfassern mit gelehrten Anmerkungen erläutert. Wir wollen die darin enthaltenen V. Stücke kurz anzeigen, und mit einigen Anmerkungen begleiten.

S. 1 — 222. fängt das wichtige *Diplomatarium Miscellum* des gedachten Freyherrn von Zurlauben an, so 102 Urkunden begreift, und vom Jahr 815 — 1398 reicht, die zum Theil mit wichtigen historischen, geographischen und critischen Noten, von dem Hrn. Baron erläutert sind. Die erste Urkunde ist ein Schenkungsbrief des Kaisers Ludewigs des frommen an das Bischoffthum Lausanne, und den damaligen Bischoff Fredurius vom J. 815, so aber nicht von der Urschrift, sondern aus einem Chartulario Lausannensi Sec. XIII. genommen ist, wovon aber doch die Formularien und der ganze Stil mit andern Originaldiplomen dieses Kaisers bei dem Schöpflin in *Alsat. diplom.* und in andern accuraten Sammlungen völlig übereinkömmt, obwol die Recognition des damaligen *Durandi Diaconi ad vicem Helisachar* fehlt, der sonst in den Jahren 815 — 820. des Kaisers Urkunden recognosciret hat. Bei einer Urkunde des Kaiser Karls des Dicken vom J. 885. S. 18. hat der Hr. Baron eine wichtige Anmerkung, die Regierungsjahre des Kaisers, und wie solche gerechnet sind, betreffend gemacht, die bei seinen Urkunden genau beobachtet werden muß, indem er verschiedene Epochen von der Theilung der Länder seines Vaters, im J. 876. darinn angenommen hat. Sie ist aber zu weitläuftig zu extrahiren, und muß a. a. O. selbst nachgesehen werden, wie dergleichen chronologische Untersuchungen bei den Datis der Urkunden öfter vorkommen. Aber die Datirungsformel und der Schluß eines Schenkbriefes eines Privatmannes vom J. 886. — *Datavi die Veneris VIII. Idibus Augusti* Anno VI. imperante Dno nostro Karolo tercio *per circumquasque regiones* feliciter — scheint dem Recensenten verdächtig S. 21. Das Wort *Datavi* kömmt zwar in diesen Diplomatario öfters vor, auch vielleicht sonst, aber der *dies Veneris* ist ganz ungewöhnlich damals. S. 42. ist die species investiturae per *Axodoriam et scindolam* merkwürdig in einer Urkunde vom J. 919. S. 48. und 54. findet man zwei wichtige Urkunden vom Könige Heinrich I. von den J. 926 und 930 von Urschriften genommen. Auch vom K. Otto I. und Otto II. sind

hier

hier von Urschriften Diplomen von den Jahren 967 und 972. S. 61. und 67. Vorzüglich viele von den Burgundischen Königen auch von Urschriften genommen, und von den ältesten Bischöffen von Lausanne aus dem XI. und XII. Jahrhunderte. Die Geschichte der Bischoffthümer Kostnitz, Lausanne, Chur, der Grafen von Habsburg, von Kyburg ꝛc. vieler Klöster und adelichen Familien, selbst des vornehmen Geschlechts de la Tour, Chatillon, Freiherrn von Zurlauben in der Schweiz ꝛc. wird durch diese treffliche Urkundensammlung ungemein erläutert, zumal der Hr. Baron allemal genau angegeben hat, woher die Abschrift genommen ist, und wo die Urschrifft verwahret wird, welches der ganzen Sammlung ein wahres Zutrauen giebt.

Hierauf folgt *No. II. Historia Diplomatica monasterii Rhenaugiensis. Auctore R. P. Mauritio Hochenbaum van der Meer.* S. 225. Zuerst hat der Hr. V. zwey wohlgeschriebene *Dissertationes praevias de Antiquitate Rhenaugiæ* sub antiquo Romanor. imperio, et sub Alemannorum principatu und weiter de fundatoribus monasterii Rhenaugiensis vorangeschickt, die, wie die ganze Ausführung, in einem guten lateinischen Stiel geschrieben, und aus den besten Quellen bewiesen ist, nur Schade, daß der Corrector gar zu nachläßig verfahren ist, indem man alle Augenblick auf erhebliche Druckfehler stößt, die zumal in einer wichtigen Urkundensammlung höchst schädlich sind.

In der zwoten Dissertation hat der Verf. bewiesen, daß die Guelffen die würklichen Stifter dieses Klosters sind, und zwar, daß solches zuerst Wolfehardus im J. 778 fundiret, und obwol selbiges ums J. 832 wieder destruiret worden, so hat es doch Wolfenus nach der hier No. 9. mitgetheilten Urkunde im J. 851 wieder völlig hergestellet S. 243. und 44.. Bei welcher Gelegenheit die Genealogie der Guelffen S. 245 ꝛc. ausführlich beleuchtet ist, wo man sich aber wundern muß, warum der Herrausgeber Hr. Zapf die schon vor 2 Jahren herausgekommene *Monumenta Guelfica* des verdienten Herrn Priors Haß zu Weingarthen nicht in beigefügten Noten zur Erläuterung gebraucht hat, weil man aus allen sieht, daß der Verf. Hr. Mauritius van der Meer vorher diese diplom. Geschichte seines Klosters geschrieben hat, sonst würde derselbe davon einen guten Gebrauch gemacht haben, welches aber der jetzige Herrausgeber

sup-

suppliren mußte, wenn er ein ächter Geschichtforscher, nicht bloß ein Sammler seyn wollte. Hierauf fangen S. 259. die *Annales monasterii Rhenaugiensis* ab A. 778 — 1778 an. Obwol der erste Stiftungsbrief des Wolfhards oder Welffs des großen fehlt, auch die ersten Bestätigungen des K. Karls des großen und seines Nachfolgers K. Ludewig des frommen fehlen, so ist es doch aus der Bestätigung K. Ludewigs des teutschen sehr wahrscheinlich gemacht, daß beide – quaecunque autem – persona statum – *Caroli Avi nostri*, ac — *Hludovici patris nostri* una cum nostra confirmatione transgredi praesumpserit, vorher die Stiftung bestätiget haben, obwol die Person und der Name des ersten Stifters eines Guelffen noch nicht völlig erwiesen ist S. 259. 260. Der dritte Restaurator des Klosters Wolfenus ist desto gewisser, der es im J. 851 völlig wieder hergestellet S. 270 und einen Gozbert zum Abt gesetzet hat, mit welchem also die Reihe der Aebte in dieser Geschichte S. 271 anfängt. Im J. 855 ohngefehr, schenkte ein großer Dynast dieser Gegend, mit Namen Sigmar, an das Kloster Rheinau die *Cellam albam*, woraus nachher das berühmte Kloster S. Blasien im Schwarzwalde entstanden ist, welche Schenkung der K. Ludewig der teutsche im J. 858 bestätiget hat S. 276. Vorgedachter Wolfenus übergab im J. 858 dem K. Ludewig dem teutschen, das von ihm restaurirte Kloster Rheinau in den Schutz des Kaisers in mundeburdium et specialem protectionem. — Der Kaiser bestätigte die Stiftung nochmals, und nahm das Kloster mit allen seinen Gütern in seinen besondern Schutz S. 280 281. Bei allem diesem angeführten kann man überall des großen Gelehrten Fürsten und Abts zu St. Blasien *Historiam nigrae Silvae in Tom. I.* S. 70 *Saec. VIII.* vorzüglich S. 140. sq. Saec. XI. nachsehen, und hiemit zusammen halten, so dem dunklen Zeitpunkte viele Erläuterung giebt, welche der Herausgeber hiebey in besondern Noten auch hätte gebrauchen können und sollen.

Das Kloster erhielte auch von dem nemlichen Kaiser einen ansehnlichen Strich vom Rheinstrom nebst der Fischereygerechtigkeit, und die Freiheit nach dem Absterben des Wolwein, ihren Abt selbst nach der Regel des Heil. Benedicts zu wählen. Hierüber hat der Kaiser eine doppelte Orig. Urkunde im J. 870 ausfertigen lassen S. 288. Ein wichtiger

Fehler

Fehler des *Chronici Gottwic. p.* 581. ist hier S. 293. angemerket, die bey der Angabe der alten Gaue in selbigen fast gar zu häufig sind. Von dem Wohlstande des Klosters Rheinau am Ende dieses Jahrhunderts schreibt der Verf. S. 269. apicem perfectionis attigisse videtur. Tanta siquidem rerum temporalium affluentia, tanta virorum illustrium copia, tanta denique regularis vitæ observantia præstabat, ut illius ætas vere aurea dici mereatur. Protendebat plures in pagos ac regiones sua latifundia, *Cellam albam*, quæ nunc dicitur *S. Blasii*, sibi habebat adjunctam, media suas inter possessiones, hinc *Turgoviæ*, illinc *Cleggoviæ* secura Rheno innatabat, ut vix aliud monasterium a suis incunabilis tanta amplitudine videatur fundatum. Summorum Regum ac Principum gaudebat gratia, Comites ac Dynastæ certatim sua bona contribuebant, neque deerant inter hos, qui se ipsos Deo ibi consecrarent —" welches zugleich zum Beweiß seines guten lateinischen Stils dienet.

Im XI. Jahrhunderte führet der würdige Hr. Verf. sehr oft Stellen aus dem *Hermanno Contracto* an, die in den gedruckten Exemplarien corrupt und unrichtig angegeben sind. Wir wünschten, daß es demselben gefallen möchte, diesen alten wichtigen Geschichtschreiber nach alten Codicibus, davon Recens. zwei im Kloster Reichenau, von welchen wahrscheinlich einer, der erste Orig. Codex seyn möchte, und auch einen alten in der Bibliothek zu S. Emmeram in Regenspurg gesehen hat, nochmals vom neuen mit seinen Anmerkungen herauszugeben, wie er wohl vorgehabt hat, er würde damit dem Publiko einen wichtigen Dienst leisten, und vielleicht ist er auch der einzige, der darinn was solides leisten könnte, weil die Hauptcodices in seiner Gegend stecken. Die Geschichte des Klosters ist nach der Folge weiter sehr gründlich und aus den besten Quellen erwiesen, weiter fortgeführet. Wir sehen auch aus vielen Stellen der Ausführung, daß der oftgedachte Hr. Baron von Zurlauben vieles dem Hrn. Verfasser aus seinem Urkundenschatze mitgetheilet hat. Nach einer Bestätigungsurkunde des Kaisers Heinrichs III. im J. 1049. besaß das Kloster Ortschaften damals mit vielen anklebenden Gerechtigkeiten, eine ansehnliche Besitzung S. 332. Unter dem XVII. Abt Chuno sind die *Consuetudines Cluniacenses* zu Rheinau eingeführt, die

schon vorher das Kloster Hirschau angenommen hatte S. 347.

Im Anfange des XII. Jahrhunderts litte das Kloster von dem Grafen Arnold von Lenzburg viel Ungemach, indem er unter dem Vorwande des Vogteyrechts dasselbe um seine besten Güter plünderte, und es dauerte sehr lange, bis es sich seiner Tyranney entledigen konnte. S. 352 *seq.* Nachdem es endlich an einem gewissen Luthold von Weissenburg, einen bessern Schutzvogt erhalten, welcher vielmehr bei seinem Absterben seine Erbgüter dem Kloster schenckte, S. 359. obwohl hernach Ulrich Graf von Lenzburg die Vogtey wieder usurpiret, und das Kloster beängstiget hat, bis 1172 sein Geschlecht mit ihm erlosch S. 368. Doch auch hierdurch kam es noch nicht in Ruhe, sondern die adliche Familie von Cranckingen, die die Vogtey von dem Könige Philipp gekauft hatte, beschwerte das Kloster noch mehr S. 372. 73.

Gegen das Ende des XII. Jahrhunderts findet man zuerst hier, wie auch in andern reichen Klöstern, Aebte von adelichen Familien. Hier war schon 1161. ein Dietheim von Orbweiler, und hernach Heinrich II. ein Herr von Martenbach Abt, S. 366 und 370. Doch kommen sie nur noch sparsam vor, entweder suchte das Kloster durch ihre Wahl den Schutz einer mächtigen Familie, oder es erhielt einen Zuwachs von Gütern. Aber im J. 1241 bekam solches von dem Kaiser Friederich II. ein wichtiges Diplom unter einer güldenen Bulle, worin seine Güter und Gerechtsame nicht allein reichlich bestätiget sind, sondern der Kaiser hat auch darin dem Abt den Reichsfürsten-Titel ertheilet, welchen die Rheinauschen Aebte über 200 Jahre geführet haben, auch in der Eigenschaft auf Reichstägen erschienen sind, so lange bis sie unter den Schutz der Schweizer sich begeben haben S. 380. Auch in dieser Bestätigungs-Urkunde sind über 30 Ortschaften, die damals dem Kloster gehörten, namhaft gemacht, die auch der jetzige Kaiser Joseph II. im J. 1777 bestätiget hat. S. 387 ꝛc. findet man gute Nachrichten von den Grafen von Stühlingen, nachherigen Landgrafen, und wie die Land[illegible]schaft an das Fürstenbergische Haus gekommen ist.

Der

Der XXX Abt des Klosters **Johann von Krenkingen** hat die Klostergüter sehr mitgenommen, und einen großen Theil davon seinem Geschlechte zugewandt, wovon der Hr. Verf. S. 394 schreibt: Interim *Iohannes de Crenkingen*, abutens titulo Abbatis pessundare monasterium, usque ad finem Saeculi ab ejus fundatione quinti non destitit, quin omnia susque deque vertit, bonis temporalibus in familiares divisis, et contra mentem fundatorum consumptis, atque regulari disciplina penitus destructa — multo magis id accidit in monasterio, *cujus Rector non tam Pastorem quam Raptorem* se exhibebat.„ Endlich hat der Kaiser **Rudolff I.** das Kloster von seinen Bedrückungen befreiet, und dieses reiche Geschlecht ist bald darauf ganz zurück gekommen, und endlich 1470 ganz ausgestorben S. 397. Mit dem Anfange des XIV. Jahrhunderts hat das Kloster fast beständig lauter Aebte von adlichen Familien gehabt. Unter dem Abte **Heinrich von Neuwenburg** zählte ums Jahr 1330 das Kloster 10 adliche Vasallen in der Stadt **Rheinau**, deren Obliegenheit und Lehnspflicht unter andern war, daß sie den Abt auf Reisen mit ihren Bedienten begleiten mußten. Ferner hatte es auf dem Lande noch 43 Vasallen, die hier aus dem damals geschriebenen **Lehnbuche**, namentlich angegeben sind, S. 414 und 415. Würcklich ein ansehnlicher Lehnhoff, doch hatten die Klöster die Vasallen zu ihrem Schutz damals nöthig. Dieser Abt stiftete sich auch dadurch ein gutes Andenken, daß er nicht allein dieses **Lehnregister** auf Pergament anfertigen lassen, sondern auf gleiche Art ein *Urbarium*, worin alle Einkünfte von den Klostergütern ꝛc. aus 50 Ortschaften genau verzeichnet sind S. 416, doch ist noch ein älteres vorhanden, so aber schadhaft ist.

Im J. 1336 verordnete der Pabst **Benedict XII.** daß bey den Benedictinern alle 5 Jahre ein Generalkapitel gehalten werden sollte, um die Klosterdisciplin wieder herzustellen, und nachdrücklich zu erhalten S. 417. Bey den Cistercienſern war dieser Gebrauch schon älter, und weil Benedict XII. ein Cistercienser Mönch vorher war, so hatte ihm solches Gelegenheit gegeben, daß er auch diesen Orden dazu anhalten wollte. Dergleichen Versammlungen sind schon vormals auch unter den Karolingern öfters gehalten. Die Schutzgerechtigkeit über dieses Kloster führten damals die Grafen **von Habsburg**, wobey solches besser, wie vorher gesah-

ren ist S. 422, wie denn auch sein Abt Heinrich von Eitlingen dem Kloster einige Güter zugewandt hat. In einer Urkunde vom J. 1374, worin die Klostergüter und Gerechtsame bestätiget sind, wird der Abt — *Reverendissimus Princeps* — genannt, S. 428. welche auch der Kaiser Joseph II. 1777 bestätiget hat. Mit vorgedachtem Abt, der 1380 gestorben ist, endiget der Hr. Verfasser seine Klostergeschichte.

Hierauf folgt S. 431. der *Codex diplomaticus ad Historiam monasterii Rhenaugiensis*. Zuerst sind *Traditiones* aus einem *Chartulario*, dessen Alter der Verf. aus dem XIII. Jahrhunderte angiebt. Die erste ist vom J. 855, und die 2 folgenden vom J. 856. Beide betreffen die *Cellam albam*, die der Dynast Sigemar dem Kloster Rheinau geschenket hat S. 434. In der IV. Tradition vom J. 862. S. 435 wird das Kloster deutlich genennt — *monasterium Wolveni*, quod nominatur *Renaugia*, wobei der Hr. Verf. S. 435 in der Note (p) angemerket hat, daß das Kloster S. Blasien im X. Jahrhunderte, durch die Verwüstungen der Ungarn von dem Kloster Rheinau abgesondert sey. Der Rheinausche Mönch Reginbert hat zuerst den Anfang daselbst gemacht, und K. Otto I. nebst dem Bischoff Conrad von Kostniz haben diese neue Anlage unterstützet, die hernach der Dynast Heinrich von Seldenbüren im XI. Jahrhunderte mit ansehnlichen Gütern versehen hat S. 435. Doch muß man hiebey des gefürsteten Abts Gerberts von S. Blasien seine *Historiam silvae nigrae* im I. Th. lesen. Die erste Urkunde von der Urschrift ist vom Könige Ludewig v. J. 870, worin das Kloster ansehnliche Güter in Kleggau erhält, mit allen Gerechtigkeiten, auch mit der freien Fischerey im Rhein in einer Distanz von 2 Stunden, und der freien Wahl ihres Abts, worüber das Kloster 2 Originale, wie in wichtigen Urkunden gewöhnlich, erhalten hat S. 436. Die Vertauschungsurkunde Karls des Dicken vom J. 872 möchte wohl eine diplomatisch kritische Untersuchung verdienen S. 438 welches der Raum dieser Blätter aber verbiethet, denn verdächtig ist sie allemal. Wenn der Vergleich, der zwischen dem Bischoff Eberhard von Kostniz, und Heinrich von Lupfen, über die Rheinausche Vogtey im J. 1251 geschlossen ist, würklich ein Original in deutscher Sprache geschrieben ist, indem

3 Siegel daran hangen sollen, und keine alte Uebersetzung, so gehört sie unter die größten Seltenheiten, und ist gewiß eine von den allerersten, wie denn auch dem Recensenten bekannt ist, daß man in dieser Gegend zuerst angefangen hat, Urkunden in deutscher Sprache auszufertigen, wovon auch in des Herrgotts *Genealog. Aug. gent. Habsburg.* Proben von Habsburgischen Urkunden in deutscher Sprache von den Jahren 1260 — 1270 schon vorhanden sind, aber vom J. 1251 ist mir bei genauer Untersuchung noch keine zu Gesicht gekommen. Man sollte es aber dem scharfsichtigen Hrn. Verf. wohl zutrauen, daß er alles genau geprüfet haben wird, indem man es bey diesem wichtigen Umstande in der Diplomatik mit Recht verlangen kann.

In einer Urkunde vom J. 1374 wird der damalige Abt zu Rheinau — der *hochwürdig Fürste* Abt Heinrich — genannt S. 519. auch S. 521. Aus einer andern Urkunde vom J. 1375 S. 522 sieht man, daß das Kloster zu Schaffhausen und Waldshut das Bürgerrecht hatte, und mit dieser Urkunde wird auch für diesesmal der *Codex diplomat.* beschlossen.

IV. Reflexiones in Chartam traditionis Cellae Albae, quae nunc nomen S. Blasii sortitur, von eben dem Verfasser, S. 525 Die kurze Traditionsurkunde vom J. 858. ist in dem angezeigten *Codice diplomatico No. II.* abgedruckt. Der Hr. Verf. sucht in diesen Reflexionen die gegen solche gemachte Einwürffe zu heben, und zwar den ersten, daß am Ende desselben bey dem Dato auch das Regierungsjahr des Pabsts Nicolai angezeigt sey, weil solches in richtigen Diplomen des IX. Jahrhunderts nicht gewöhnlich sey. Er antwortet darauf, daß dieses nur von dem Schreiber des Chartularii und Kopialbuchs, so im XIII. Jahrhunderte verfertiget ist, hinzugesetzet sey, wie bey allen übrigen auch von ihm geschehen ist, in den noch vorhandenen Urschriften finde sich dieses nicht. Auf den Zweyten, daß in derselben *Wolwenus* — loci hereditarius Tutor genannt sey, da es doch gewiß, daß er im J. 858, wo die Tradition ausgestellet ist, nicht mehr Tutor, sondern schon ein würklicher Mönch zu Rheinau war, und gleich darauf zum Abt desselben gewählet sey, sagt er — daß zwar damals, wie die Tradition ausgefertiget sey, *Wolwenus*, nicht mehr *Tutor* gewesen, wohl aber zu der Zeit, wie sie — *viva voce facta et acceptata*; cum ergo Charta scriem facti viva voce per-

acti authoritate publica atteſtetur: hinc ad actum firmandum ille *Tutor* exprimi debuit, qui primaevam traditionem acceptavit, et acceptando roboravit, ut quod gratuito fuerat traditum, jamjam perpetuo foret monaſterio appropriatum.„ Wir haben mit Fleiß die eignen Worte angeführt, damit wir den eigentlichen Sinn des Verfaſſers nicht verfehlten, ohngeachtet wir die Erklärung nicht völlig ſtringent finden. Aufs dritte, weil Sigemar als Albae Cellae Dominus nicht in eigner Perſon von ſich, in der Tradition ſpricht, ſondern in der dritten — Vir quidam Nobilis Sigemar tradidit — ſagt er — Nil intereſt, an Notarius, qui chartam ſcripſit, prima aut tertia perſona uſus fuerit, qui etiam ſuo proprio nomine ſcribere potuit. Licet enim Chartae, quae in tertia perſona loquuntur, *Recenſiones* ſeu *Notitiae* a Rei diplomaticae commentatoribus vocentur, non ideo tamen omnes ſunt privatae, neque publica authoritate deſtitutae, prout *Patres Benedictini Congregat. S. Mauri* (Tom. I. §. 345 Syſtem. Diplomat. edit. German.) annotant, qui chartas pene omnes antiquas uſque ad Saec. IX. *publicas eſſe cenſendas*. Er beweiſet dieſes auch aus dem Herrgott in *Geneal. A. Gent. Habsb.* und aus dem *Codic. tradit. Laurish.* und hierin hat er vollkommen recht. Hiernächſt beweiſet er in der II. Reflexion, daß die Traditiones ſehr oft mündlich — *viva voce* — ſolenn vor Gericht geſchehen ſind, und doch erſt nach Jahr und Tag ausgefertiget worden, welches gleichfalls zu der Zeit gewöhnlich war, indem man damals mehr auf ſolenne Uebergaben *per ſymbola* z. B. *per ramum arboris*, *per cespitem* ꝛc. gehalten, und alſo nicht ſo genau auf ſchriftliche Ausfertigungen und Urkunden geſehen hat, wie jedem Kenner bekannt iſt, der nur einigermaßen weiß, wie es mit den ſolennen Uebergaben der alten Deutſchen beſchaffen geweſen iſt. Die 2 übrigen Reflexionen, ſo das Alterthum, und die Lage der obgedachten *Cellae Albae* betreffen, ſind etwas weitläuftig, und der Raum unſrer Blätter will nicht verſtatten, uns darauf weitläuftig einzulaſſen. Dieſes aber wundert uns, daß Hr. Zapf als Herausgeber, dabey nicht einige Noten und Erläuterungen aus des gefürſteten Hrn. Abts Gerberts *Hiſtoria Silvae nigrae* I. Th. gemacht hat, die vermuthlich auch hierzu viele Aufklärung geben würden, weil dem Recenſ. eben jetzo dieſes treffliche Werk nicht zur Hand iſt.

No.

No. V. folgen einige Noten des Hrn. Verf. über das in Kupfer gestochne Verzeichniß der Mönche des Klosters Rhelnau, die im IX. Jahrhunderte in die Brüderschaft der Mönche zu S. Gallen aufgenommen sind, welches aus einem Codice membr. Saec. IX. zu S. Gallen genommen ist. Hauptsächlich wird S. 547. angemerkt, daß nicht alle Mönche ꝛc. so darin angegeben sind, wirklich noch im Jahr 825. gelebt haben, sondern einige davon schon todt waren. Auch dieses ist bemerkt, daß der Reginbertus mit einer andern Hand, und einer schwärzern Tinte aus dem X. Jahrhunderte dazwischen geschrieben sey. Ueberhaupt ist die Zeitrechnung dabey nicht genau beobachtet. Indessen muß Recensent gestehen, daß die Buchstabenzüge in dem Abstich dem Ende des IX. Jahrhunderts gemäß sind, bis auf die Namen, so mit stärkern Buchstaben *Kathere etc.* gestochen sind, die das X. Jahrhundert verrathen. Den Schluß machen V. Kupfertafeln mit Siegeln und Monogrammen, worunter ein Siegel von K. Ludewig dem Deutschen vom J. 858, eines vom K. Otto II. und eines vom K. Otto III. befindlich ist. Das letzte auf der Taf. II. No. III. vom K. Otto III. scheint dem Recens. verdächtig, indem die Krone und der Zepter gar zu zierlich für den Zeitpunct ist, wahrscheinlich hat der Zeichner und Kupferstecher beydes allzuzierlich gezeichnet und gestochen. Das Originalsiegel kann immer ächt seyn. Noch etliche von den Henricis und eines von dem Könige Otto IV. aus dem Guelfischen Hause von einer Urkunde des 1209. Jahrs, so auf der Kupfertaf. unrichtig 1208 angegeben ist S. 476. Eine güldne Bulle vom K. Friedrich II. vom J. 1241. und ein Siegel von dem Kaiser Ludewig IV. aus dem Baierschen Hause, mit einem Rücksiegel. Auf dem Hauptsiegel hat der Kaiser die Füße auf 2 liegende Löwen gestellet, auf welchen 2 wieder sehende Adler stehen. Auf dem Zepter in der rechten Hand sitzt oben ebenfalls ein Adler, in der linken hält er den Reichsapfel mit einem Kreuz. Auf dem Rücksiegel ist auch ein rücksehender Adler. Dieser Kaiser und sein Nachfolger Karl IV. haben eigentlich den Adler auf die Kaiserl. Siegel zuerst eingeführt. Die VIte und letzte Kupfertafel zeigt lauter österreichsche und gräfliche Habsburgische Siegel. Die letztern sind sehr einfach, und zeigen blos einen aufrecht stehenden Löwen in einem dreyeckigten Schilde.

Wir ſehen dem II Bande mit Verlangen entgegen, und erſuchen den Hrn. Herausgeber, bey den angedruckten Urkunden und Schriftſtellern, wo es nöthig iſt, auch ſeine Erläuterungen beyzufügen, um den Vorwurf eines bloſſen magern Herausgebers zu vermeiden.

Kurze Erzählung der Streitigkeiten über die alten Urkunden, von einem Freunde der Wahrheit 1783. Zum Druck befördert 1785. Frankfurt und Leipzig, in Kommiſſion zu Mannheim in der Schwanſchen Buchhandlung, 6 Bog. 8.

Obwohl der Hr. Verf. ſich nicht genannt hat, ſo wollen wir ihn doch wohl errathen, weil Stil und Denkungsart mit den 3 Diſſertationen des Hrn. Johann Schwab, Exjeſuiten und Profeſſors der Diplomatik und Phyſik zu Heidelberg, (Heidelberg 1777) überall einerley iſt, denen die erſte den Titel hat — *Verum Germen temeritatis infamandi jure petit, quod Opus Mabillonii ad eruendam veritatem?* Alle drey vertheidigen den Jeſuiten Germon wegen ein. Wie ſehr hat ſich derſelbe gewundert, wie er in der Vorrede ſchreibt, daß die neuerlich zu Wien herausgekommene Einleitung zur Diplomatik (vermuthlich von Gruber) die Jeſuiten als Feinde der Diplomatik angegeben hat, und dieſes bewog ihn, den Orden von dieſem Vorwurf zu befreyen, und dieſe kleine Schrift drucken zu laſſen. Der Hr. Verf. hat ſie in 5 Abſchnitte eingetheilet, die wie nach einander kurz und unvortheilhaft, wie der Verf. ſagt — *Nullius addictus jurare in verba magiſtri* — durchgehen wollen, da der Rec. zu keiner Gemeinde gehöret, noch weniger Vortheile oder Schaden von regulirten Kuchenen, Benedictinern, und Exjeſuiten zu gewarten hat, ſondern alle Männer hochſchätzt, welche unpartheyiſch in dieſem Fache die Wahrheit geſchrieben und vertheidiget haben, ſie mögen von welchem Orden ſie wollen.

Der 1ſte Abſchnitt vertheidiget den Satz — daß Streitigkeiten über Urkunden ein höheres Alter haben, als insgemein bekannt iſt. In dem erſten §. ſind die entgegenſtehenden Worte des Dominikaners Laurea, die falſchen Documente des Jeſuiten und dergleichen mehr angeführet. Hier-

auch

nach sind Bewtißstellen aus dem Eckhart und Muratori weitläuftig extrahirt, daß in allen Jahrhunderten Diplomenverfälscher existiren, und die wenigsten Archive von dieser falschen Waare frey sind. Dieses sind bekannte Wahrheiten, die kein diplomatischer Kenner leugnet, und die man kaum nöthig hatte, so weitläuftig in dieser kleinen Schrift auszuführen. Der Hr. Verf. aber will nur dadurch erweisen, daß die hier angeführten Männer, die so treulich vor der falschen Waare gewarnet haben, keine Aufrührer, Friedenstörer, Zankſüchtige neidische Grübler und übertriebne Pyrrhoniſten — gewesen sind, wofür sie ebenfalls auch kein Kenner hält, aber wir sehen schon voraus, worauf alles dieses zielet; doch wir wollen ihm weiter folgen. Im zweyten §. kömmt er der Sache näher, und führt einzelne Beweiſe davon an. Zuerst das *Chronicon Caſſinenſe*, so 1513 zu Venedig herauskam, wobey verschiedne falsche Urkunden abgedruckt waren, deren Falschheit zuerst Baronius in seinen Annalen entdeckte, und einige davon verwarf, dem der Abt M. Lauretus, so dieses Chronicon zum drittenmal zu Neapel 1616 drucken ließ, beypflichtete. Dieses nahm der Abt des Klosters Monte Caſino Aug. de Nuce sehr übel, und begegnete ihm in seiner Vertheidigung (bey dem Muratori Script. Rer. Ital. Tom. IV. S. 161.) sehr grob, wo er unter andern sagt — Quid verbis opus eſt? vix unum ſine flagitio mendoque verſum deprehendes, ut non tam Leonis hiſtoriam, quam errorum Odyſſeam edidiſſe videatur — wobey der Verf. die Anmerkung macht — hier haben wir 3 Männer eines Ordens, derer einer den andern verwirft. Der dritte §. führt den Satz weiter aus. Der Kard. Baronius (in seinen Annalen Tom. VII. S. 538.) sprach im J. 1596. dem Päbſt Gregorius den Großen den Benedictinerorden ab. Dieser wollte sich diese Zierde nicht rauben lassen, mithin traten viele Männer von dem Orden auf, das Gegentheil zu beweisen. Der erste war Conſtantin Belloti, der *Gregorium M. inſtitutæ S. P. Benedicti reſtitutum* schrieb, so zu Brixen 1603. 4. gedruckt ist, aber er berief sich auf Urkunden, die aus dem Klosterarchiv zu Monte Caſino genommen, und also den Gegnern verdächtig waren. Diesem folgte ein Niederländer Henricus Zypäus, der zu Ipern 1611. 8. *S. Gregorium M. ex nobiliſſima et antiquiſſima in eccleſia Dei familia Benedicta orjundum*, drucken ließ. Vorgedachter Lauretus schrieb eine Diſſertat. *de Monachatu Gregorii*,

Wir sehen dem II Bande mit Verlangen entgegen, und ersuchen den Hrn. Herausgeber, bey den ungedruckten Urkunden und Schriftstellern, wo es nöthig ist, auch seine Erläuterungen beyzufügen, um den Vorwurf eines bloßen magern Herausgebers zu vermeiden.

Kurze Erzählung der Streitigkeiten über die alten Urkunden, von einem Freunde der Wahrheit 1783. Zum Druck befördert 1785. Frankfurt und Leipzig, in Kommission zu Mannheim in der Schwanischen Buchhandlung, 6 Bog. 8.

Obwohl der Hr. Verf. sich nicht genannt hat, so wollen wir ihn doch wohl errathen, weil Stil und Denkungsart mit den 3 Disquisitionen des Hrn. Johann Schwab, Exjesuiten und Professors der Diplomatik und Physik zu Heidelberg, (Heidelberg 1777) überall einerley ist, davon die erste den Titel hat — *Virum Germon temeritatis insimulari jure possit, quod Opus Mabillonii ad examen revocarit?* Alle drey vertheidigen den Jesuiten Germon ungemein. Um so mehr hat sich derselbe gewundert, wie er in der Vorrede schreibt, daß die neuerlich zu Wien herausgekommene Einleitung zur Diplomatik (vermuthlich von Gruber) die Jesuiten als Feinde der Diplomatik angegeben hat, und dieses bewog ihn, den Orden von diesem Vorwurf zu befreyen, und diese kleine Schrift drucken zu lassen. Der Hr. Verf. hat sie in 6 Abschnitte eingetheilet, die wir nach einander kurz und unpartheyisch, wie der Verf. sagt — Nullius addictus jurare in verba magistri — durchgehen wollen, da der Rec. zu keiner Gemeinde gehöret, noch weniger Vortheile oder Schaden von regulirten Korherren, Benedictinern, und Exjesuiten zu gewarten hat, sondern alle Männer hochschätzt, welche unpartheyisch in diesem Fache die Wahrheit geschrieben und vertheidiget haben, sie mögen seyn von welchem Orden sie wollen.

Der Iste Abschnitt vertheidiget den Satz — daß Streitigkeiten über Urkunden ein höheres Alter haben, als insgemein bekannt ist. In dem ersten §. sind die untergeschobenen Werke des Dominikaners Annius, die falschen Decretalen des Isidors und dergleichen mehr angeführt. Hernach

nach sind Beweißstellen aus dem Eckhart und Muratori weitläuftig extrahirt, daß in allen Jahrhunderten Diplomenverfälscher existiren, und die wenigsten Archive von dieser falschen Waare frey sind. Dieses sind bekannte Wahrheiten, die kein diplomatischer Kenner leugnet, und die man kaum nöthig hatte, so weitläuftig in dieser kleinen Schrift auszuführen. Der Hr. Verf. aber will nur dadurch erweisen, daß die hier angeführten Männer, die so treulich vor der falschen Waare gewarnet haben, keine Aufklärer, Friedenstörer, Zankſüchtige neidiſche Grübler und übertriebne Pyrrhoniſten — gewesen sind, wofür sie ebenfalls auch kein Kenner hält, aber wir sehen schon voraus, worauf alles dieses zielet; doch wir wollen ihm weiter folgen. Im zweyten §. kömmt er der Sache näher, und führt einzelne Beweiſe davon an. Zuerst das *Chronicon Caſſinenſe*, so 1513 zu Venedig herauskam, wobey verschiedne falsche Urkunden abgedruckt waren, deren Falschheit zuerst Baronius in seinen Annalen entdeckte, und einige davon verwarf, dem der Abt M. Lauretus, so dieses Chronicon zum drittenmal zu Neapel 1616 drucken ließ, beypflichtete. Dieses nahm der Abt des Klosters Monte Caſſino Aug. de Nuce sehr übel, und begegnete ihm in seiner Vertheidigung (bey dem Muratori Script. Rer. Ital. Tom. IV. S. 164.) sehr grob, wo er unter andern sagt — Quid verbis opus eſt? vix unum ſine flagitio mendoque verſum deprehendes, ut non tam Leonis hiſtoriam, quam errorum Odyſſeam edidiſſe videatur — wobey der Verf. die Anmerkung macht — hier haben wir 3 Männer eines Ordens, derer einer den andern verwirft. Der dritte §. führt den Satz weiter aus. Der Kard. Baronius (in seinen Annalen Tom. VII. S. 538.) sprach im J. 1596. dem Pabst Gregorius den Großen den Benedictinerorden ab. Dieser wollte sich diese Zierde nicht rauben lassen, mithin traten viele Männer von dem Orden auf, das Gegentheil zu beweisen. Der erste war Conſtantin Belloti, der *Gregorium M. inſtitutа S. P. Benedicti reſtitutum* schrieb, so zu Brixen 1603. 4. gedruckt ist, aber er berief sich auf Urkunden, die aus dem Klosterarchiv zu Monte Caſſino genommen, und also den Gegnern verdächtig waren. Diesem folgte ein Niederländer Henricus Zypäus, der zu Ipern 1611. 8. *S. Gregorium M. ex nobiliſſima et antiquiſſima in eccleſia Dei familia Benedicta orzundum*, drucken ließ. Vorgedachter Lauretus schrieb eine Diſſertat. *de Monachatu Gregorii*,

ſchon vorher das Kloſter Hirſchau angenommen hatte S. 347.

Im Anfange des XII. Jahrhunderts litte das Kloſter von dem Grafen Arnold von Lenzburg viel Ungemach, indem er unter dem Vorwande des Vogteyrechts daſſelbe um ſeine beſten Güter plünderte, und es dauerte ſehr lange, bis es ſich ſeiner Tyranney entledigen konnte. S. 352 *ſeq.* Nachdem es endlich an einem gewiſſen Luthold von Weiſſenburg, einen beſſern Schutzvogt erhalten, welcher vielmehr bei ſeinem Abſterben ſeine Erbgüter dem Kloſter ſchenckte, S. 359. obwohl hernach Ulrich Graf von Lenzburg die Vogtey wieder uſurpiret, und das Kloſter beläſtiget hat, bis 1172 ſein Geſchlecht mit ihm erloſch S. 368. Doch auch hierdurch kam es noch nicht in Ruhe, ſondern die adliche Familie von Cranckingen, die die Vogtey von dem Könige Philipp gekauft hatte, beſchwerte das Kloſter noch mehr S. 372. 73.

Gegen das Ende des XII. Jahrhunderts findet man zuerſt hier, wie auch in andern reichen Klöſtern, Aebte von adelichen Familien. Hier war ſchon 1161. ein Diethelm von Orbweiler, und hernach Heinrich II. ein Herr von Wartenbach Abt, S. 366 und 370. Doch kommen ſie nur noch ſparſam vor, entweder ſuchte das Kloſter durch ihre Wahl den Schutz einer mächtigen Familie, oder es erhielt einen Zuwachs von Gütern. Aber im J. 1241 bekam ſolches von dem Kaiſer Friederich II. ein wichtiges Diplom unter einer güldenen Bulle, worin ſeine Güter und Gerechtſame nicht allein reichlich beſtätiget ſind, ſondern der Kaiſer hat auch darin dem Abt den Reichsfürſten-Titel ertheilet, welchen die Rheinauſchen Aebte über 200 Jahre geführet haben, auch in der Eigenſchaft auf Reichstägen erſchienen ſind, ſo lange bis ſie unter den Schutz der Schweizer ſich begeben haben S. 380. Auch in dieſer Beſtätigungs-Urkunde ſind über 30 Ortſchaften, die damals dem Kloſter gehörten, namhaft gemacht, die auch der jetzige Kaiſer Joſeph II. im J. 1777 beſtätiget hat. S. 387 ꝛc. findet man gute Nachrichten von den Grafen von Sthülingen, nachherigen Landgrafen, und wie die Land- ſchaft an das Fürſtenbergiſche Haus gekommen iſt.

Der

Der XXX Abt des Klosters **Johann von Krenkingen** hat die Klostergüter sehr mitgenommen, und einen großen Theil davon seinem Geschlechte zugewandt, wovon der Hr. Verf. S. 394 schreibt: Interim *Iohannes de Crenkingen*, abutens titulo Abbatis pessundare monasterium, usque ad finem Saeculi ab ejus fundatione quinti non destitit, quin omnia susque deque vertit, bonis temporalibus in familiares divisis, et contra mentem fundatorum consumptis, atque regulari disciplina penitus destructa — multo magis id accidit in monasterio, *cujus Rector non tam Pastorem quam Raptorem* se exhibebat. „ Endlich hat der Kaiser **Rudolff I.** das Kloster von seinen Bedrückungen befreiet, und dieses reiche Geschlecht ist bald darauf ganz zurück gekommen, und endlich 1470 ganz ausgestorben S. 397. Mit dem Anfange des XIV. Jahrhunderts hat das Kloster fast beständig lauter Aebte von adlichen Familien gehabt. Unter dem Abte **Heinrich von Neuwenburg** zählte ums Jahr 1330 das Kloster 10 adliche Vasallen in der Stadt **Rheinau**, deren Obliegenheit und Lehnspflicht unter andern war, daß sie den Abt auf Reisen mit ihren Bedienten begleiten mußten. Ferner hatte es auf dem Lande noch 43 Vasallen, die hier aus dem damals geschriebenen **Lehnbuche**, namentlich angegeben sind, S. 414 und 415. Würcklich ein ansehnlicher Lehnhoff, doch hatten die Klöster die Vasallen zu ihrem Schutz damals nöthig. Dieser Abt stiftete sich auch dadurch ein gutes Andenken, daß er nicht allein dieses **Lehnregister** auf Pergament anfertigen lassen, sondern auf gleiche Art ein *Urbarium*, worin alle Einkünfte von den Klostergütern ꝛc. aus 50 Ortschaften genau verzeichnet sind S. 416, doch ist noch ein älteres vorhanden, so aber schadhaft ist.

Im J. 1336 verordnete der Pabst **Benedict XII.** daß bey den Benedictinern alle 3 Jahre ein Generalkapitel gehalten werden sollte, um die Klosterdisciplin wieder herzustellen, und nachdrücklich zu erhalten S. 417. Bey den Cistercienſern war dieser Gebrauch schon älter, und weil Benedict XII. ein Cistercienser Mönch vorher war, so hatte ihm solches Gelegenheit gegeben, daß er auch diesen Orden dazu anhalten wollte. Dergleichen Versammlungen sind schon vormals auch unter den Karolingern öfters gehalten. Die Schutzgerechtigkeit über dieses Kloster führten damals die Grafen **von Habsburg**, wobey solches besitzt, wie vorher gesah-

ren ist S. 422, wie denn auch sein Abt Heinrich von Litlingen dem Kloster einige Güter zugewandt hat. In einer Urkunde vom J. 1374, worin die Klostergüter und Gerechtsame bestätiget sind, wird der Abt — *Reverendissimus Princeps* — genannt, S. 428. welche auch der Kaiser Joseph II. 1777 bestätiget hat. Mit vorgedachtem Abt, der 1380 gestorben ist, endiget der Hr. Verfasser seine Klostergeschichte.

Hierauf folgt S. 431. der *Codex diplomaticus ad Historiam monasterii Rhenaugiensis*. Zuerst sind *Traditiones* aus einem *Chartulario*, dessen Alter der Verf. aus dem XIII. Jahrhunderte angiebt. Die erste ist vom J. 855, und die 2 folgenden vom J. 856. Beide betreffen die *Cellam albam*, die der Dynast Sigemar dem Kloster Rheinau geschenket hat S. 434. In der IV. Tradition vom J 862. S 435 wird das Kloster deutlich genennt — *monasterium Wolveni*, quod nominatur *Renaugia*, wobei der Hr. Verf. S. 435 in der Note (p) angemerket hat, daß das Kloster S. Blasien im X. Jahrhunderte, durch die Verwüstungen der Ungarn von dem Kloster Rheinau abgesondert sey. Der Rheinausche Mönch Reginbert hat zuerst den Anfang daselbst gemacht, und K. Otto I. nebst dem Bischoff Conrad von Kostniz haben diese neue Anlage unterstützet, die hernach der Dynast Heinrich von Seldenbüren im XI. Jahrhunderte mit ansehnlichen Gütern versehen hat S. 435. Doch muß man hiebey des gefürsteten Abts Gerberts von S. Blasien seine *Historiam silvae nigrae* im I. Th. lesen. Die erste Urkunde von der Urschrift ist vom Könige Ludewig v. J. 870, worin das Kloster ansehnliche Güter in Kleggau erhält, mit allen Gerechtigkeiten, auch mit der freien Fischerey im Rhein in einer Distanz von 2 Stunden, und der freien Wahl ihres Abts, worüber das Kloster 2 Originale, wie in wichtigen Urkunden gewöhnlich, erhalten hat S. 436. Die Vertauschungsurkunde Karls des Dicken vom J. 872 möchte wohl eine diplomatisch eritische Untersuchung verdienen S. 438 welches der Raum dieser Blätter aber verbietet, denn verdächtig ist sie allemal. Wenn der Vergleich, der zwischen dem Bischoff Eberhard von Kostniz, und Heinrich von Lupfen, über die Rheinausche Vogtey im J. 1251 geschlossen ist, würklich ein Original in deutscher Sprache geschrieben ist, indem

3 Siegel daran hangen sollen, und keine alte Uebersetzung, so gehört sie unter die größten Seltenheiten, und ist gewiß eine von den allerersten, wie denn auch dem Recensenten bekannt ist, daß man in dieser Gegend zuerst angefangen hat, Urkunden in deutscher Sprache auszufertigen, wovon auch in des Herrgotts *Genealog. Aug. gent. Habsburg.* Proben von Habsburgischen Urkunden in deutscher Sprache von den Jahren 1260 — 1270 schon vorhanden sind, aber vom J. 1251 ist mir bei genauer Untersuchung noch keine zu Gesicht gekommen. Man sollte es aber dem scharfsichtigen Hrn. Verf. wohl zutrauen, daß er alles genau geprüfet haben wird, indem man es bey diesem wichtigen Umstande in der Diplomatik mit Recht verlangen kann.

In einer Urkunde vom J. 1374 wird der damalige Abt zu Rheinau — der *hochwürdig Fürste* Abt Heinrich — genannt S. 519. auch S. 521. Aus einer andern Urkunde vom J. 1375 S. 522 sieht man, daß das Kloster zu Schaffhausen und Waldshut das Bürgerrecht hatte, und mit dieser Urkunde wird auch für diesesmal der *Codex diplomat.* beschlossen.

IV. Reflexiones in Chartam traditionis Cellae Albae, quae nunc nomen S. Blasii sortitur, von eben dem Verfasser, S. 525 Die kurze Traditionsurkunde vom J. 858. ist in dem angezeigten *Codice diplomatico, No. II.* abgedruckt. Der Hr. Verf. sucht in diesen Reflexionen die gegen solche gemachte Einwürffe zu heben, und zwar den ersten, daß am Ende desselben bey dem Dato auch das Regierungsjahr des Pabsts Nicolai angezeigt sey, weil solches in richtigen Diplomen des IX. Jahrhunderts nicht gewöhnlich sey. Er antwortet darauf, daß dieses nur von dem Schreiber des Chartulárii und Kopialbuchs, so im XIII. Jahrhunderte verfertiget ist, hinzugesetzet sey, wie bey allen übrigen auch von ihm geschehen ist, in den noch vorhandenen Urschriften finde sich dieses nicht. Auf den Zweyten, daß in derselben *Wolvenus* — loci hereditarius Tutor genannt sey, da es doch gewiß, daß er im J. 858, wo die Tradition ausgestellet ist, nicht mehr Tutor, sondern schon ein würklicher Mönch zu Rheinau war, und gleich darauf zum Abt desselben gewählet sey, sagt er — daß zwar damals, wie die Tradition ausgefertiget sey, *Wolvenus*, nicht mehr *Tutor* gewesen, wohl aber zu der Zeit, wie sie — *viva voce facta et acceptata;* cum ergo Charta scriem facti viva voce per-

acti authoritate publica atteſtetur: hinc ad actum firmandum ille *Tutor* exprimi debuit, qui primaevam traditionem acceptavit, et acceptando roboravit, ut quod gratuito fuerat traditum, jamjam perpetuo foret monaſterio appropriatum.„ Wir haben mit Fleiß die eignen Worte angeführt, damit wir den eigentlichen Sinn des Verfaſſers nicht verfehlten, ohngeachtet wir die Erklärung nicht völlig ſtringent finden. Aufs dritte, weil Sigemar als Albae Cellae Dominus nicht in eigner Perſon von ſich, in der Tradition ſpricht, ſondern in der dritten — Vir quidam Nobilis Sigemar tradidit — ſagt er — Nil intereſt, an Notarius, qui chartam ſcripſit, prima aut tertia perſona uſus fuerit, qui etiam ſuo proprio nomine ſcribere potuit. Licet enim Chartae, quae in tertia perſona loquuntur, *Recenſiones* ſeu *Notitiae* a Rei diplomaticae commentatoribus vocentur, non ideo tamen omnes ſunt privatae, neque publica authoritate deſtitutae, prout *Patres Benedictini Congregat. S. Mauri* (Tom. I. §. 345 Syſtem. Diplomat. edit. German.) annotant, qui chartas pene omnes antiquas uſque ad Saec. IX. *publicas eſſe cenſendas*. Er beweiſet dieſes auch aus dem Herrgott in *Geneal. A. Gent. Habsb.* und aus dem *Codic. tradit. Lauriſh.* und hierin hat er vollkommen recht. Hiernächſt beweiſet er in der II. Reflexion, daß die Traditiones ſehr oft mündlich — *viva voce* — ſolenn vor Gericht geſchehen ſind, und doch erſt nach Jahr und Tag ausgefertiget worden, welches gleichfalls zu der Zeit gewöhnlich war, indem man damals mehr auf ſolenne Uebergaben *per ſymbola* z. B. *per ramum arboris*, *per ceſpitem* ꝛc. gehalten, und alſo nicht ſo genau auf ſchriftliche Ausfertigungen und Urkunden geſehen hat, wie jedem Kenner bekannt iſt, der nur einigermaßen weiß, wie es mit den ſolennen Uebergaben der alten Deutſchen beſchaffen geweſen iſt. Die 2 übrigen Reflexionen, ſo das Alterthum, und die Lage der obgedachten *Cellae Albae* betreffen, ſind etwas weitläuftig, und der Raum unſrer Blätter will nicht verſtatten, uns darauf weitläuftig einzulaſſen. Dieſes aber wundert uns, daß Hr. Zapf als Herausgeber, dabey nicht einige Noten und Erläuterungen aus des gefürſteten Hrn. Abts Gerberts *Hiſtoria Silvae nigrae* I. Th. gemacht hat, die vermuthlich auch hierzu viele Aufklärung geben würden, weil dem Recenſ. eben jetzo dieſes treffliche Werk nicht zur Hand iſt.

Nc.

No. V. folgen einige Noten des Hrn. Verf. über das in Kupfer gestochne Verzeichniß der Mönche des Klosters Rhelnau, die im IX. Jahrhunderte in die Brüderschaft der Mönche zu S. Gallen aufgenommen sind, welches aus einem Codice membr. Saec. IX. zu S. Gallen genommen ist. Hauptsächlich wird S. 547. angemerkt, daß nicht alle Mönche ꝛc. so darin angegeben sind, wirklich noch im Jahr 80[illegible]. gelebt haben, sondern einige davon schon todt waren. Auch dieses ist bemerkt, daß der Reginbertus mit einer andern Hand, und einer schwärzern Tinte aus dem X. Jahrhunderte dazwischen geschrieben sey. Ueberhaupt ist die Zeitrechnung dabey nicht genau beobachtet. Indessen muß Recensent gestehen, daß die Buchstabenzüge in dem Abstich dem Ende des IX. Jahrhunderts gemäß sind, bis auf die Namen, so mit stärkern Buchstaben *Kathere etc.* gestochen sind, die das X. Jahrhundert verrathen. Den Schluß machen V. Kupfertafeln mit Siegeln und Monogrammen, worunter ein Siegel von K. Ludewig dem Deutschen vom J. 858, eines vom K. Otto II. und eines vom K. Otto III. befindlich ist. Das letzte auf der Taf. II. No. III. vom K. Otto III. scheint dem Recenf. verdächtig, indem die Krone und der Zepter gar zu zierlich für den Zeitpunct ist, wahrscheinlich hat der Zeichner und Kupferstecher beydes allzuzierlich gezeichnet und gestochen. Das Originalsiegel kann immer ächt seyn. Noch etliche von den Henricis und eines von dem Könige Otto IV. aus dem Guelfischen Hause von einer Urkunde des 1209. Jahrs, so auf der Kupfertaf. unrichtig 1208 angegeben ist S. 476. Eine güldne Bulle vom K. Friedrich II. vom J. 1241. und ein Siegel von dem Kaiser Ludewig IV. aus dem Baierschen Hause, mit einem Rücksiegel. Auf dem Hauptsiegel hat der Kaiser die Füße auf 2 liegende Löwen gestellet, auf welchen 2 wieder sehende Adler stehen. Auf dem Zepter in der rechten Hand sitzt oben ebenfalls ein Adler, in der linken hält er den Reichsapfel mit einem Kreuz. Auf dem Rücksiegel ist auch ein rücksehender Adler. Dieser Kaiser und sein Nachfolger Karl IV. haben eigentlich den Adler auf die Kaiserl. Siegel zuerst eingeführt. Die Vte und letzte Kupfertafel zeigt lauter österreichsche und gräfliche Habsburgliche Siegel. Die letztern sind sehr einfach, und zeigen blos einen aufrecht stehenden Löwen in einem dreyeckigten Schilde.

Wir ſehen dem II Bande mit Verlangen entgegen, und erſuchen den Hrn. Herausgeber, bey den ungedruckten Urkunden und Schriftſtellern, wo es nöthig iſt, auch ſeine Erläuterungen beyzufügen, um den Vorwurf eines bloßen magern Herausgebers zu vermeiden.

Kurze Erzählung der Streitigkeiten über die alten Urkunden, von einem Freunde der Wahrheit 1783. Zum Druck befördert 1785. Frankfurt und Leipzig, in Kommiſſion zu Mannheim in der Schwaniſchen Buchhandlung, 6 Bog. 8.

Obwohl der Hr. Verf. ſich nicht genannt hat, ſo wollen wir ihn doch wohl errathen, weil Stil und Denkungsart mit den 3 Disquiſitionen des Hrn. Johann Schwab, Exjeſuiten und Profeſſors der Diplomatik und Phyſik zu Heidelberg, (Heidelberg 1777) überall einerley iſt, davon die erſte den Titel hat — *Vtrum Germon temeritatis inſimulari jure poſſit, quod Opus Mabillonii ad examen revocarit?* Alle drey vertheidigen den Jeſuiten Germon ungemein. Um ſo mehr hat ſich derſelbe gewundert, wie er in der Vorrede ſchreibt, daß die neuerlich zu Wien herausgekommene Einleitung zur Diplomatik (vermuthlich von Gruber) die Jeſuiten als Feinde der Diplomatik angegeben hat, und dieſes bewog ihn, den Orden von dieſem Vorwurf zu befreyen, und dieſe kleine Schrift drucken zu laſſen. Der Hr. Verf. hat ſie in 6 Abſchnitte eingetheilet, die wir nach einander kurz und unpartheyiſch, wie der Verf. ſagt — Nullius addictus jurare in verba magiſtri — durchgehen wollen, da der Rec. zu keiner Gemeinde gehöret, noch weniger Vortheile oder Schaden von regulirten Korherren, Benedictinern, und Exjeſuiten zu gewarten hat, ſondern alle Männer hochſchätzt, welche unpartheyiſch in dieſem Fache die Wahrheit geſchrieben und vertheidiget haben, ſie mögen ſeyn von welchem Orden ꝛc. ſie wollen.

Der Iſte Abſchnitt vertheidiget den Satz — daß Streitigkeiten über Urkunden ein höheres Alter haben, als insgemein bekannt iſt. In dem erſten §. ſind die untergeſchobenen Werke des Dominikaners Annius, die falſchen Decretalen des Iſidors und dergleichen mehr angeführt. Hernach

nach sind Beweißstellen aus dem Eckhart und Muratori weitläuftig extrahirt, daß in allen Jahrhunderten Diplomen-verfälscher existiren, und die wenigsten Archive von dieser falschen Waare frey sind. Dieses sind bekannte Wahrheiten, die kein diplomatischer Kenner leugnet, und die man kaum nöthig hatte, so weitläuftig in dieser kleinen Schrift auszuführen. Der Hr. Verf. aber will nur dadurch erweisen, daß die hier angeführten Männer, die so treulich vor der falschen Waare gewarnet haben, keine Aufklärer, Friedenstörer, Zankſüchtige neidiſche Grübler und übertriebne Pyrrhoniſten — gewesen sind, wofür sie ebenfalls auch kein Kenner hält, aber wir sehen schon voraus, worauf alles dieses zielet; doch wir wollen ihm weiter folgen. Im zweyten §. kömmt er der Sache näher; und führt einzelne Beweise davon an. Zuerst das *Chronicon Caſſinenſe*, so 1513 zu Venedig heraus kam, wobey verschiedne falsche Urkunden abgedruckt waren, deren Falschheit zuerst Baronius in seinen Annalen entdeckte, und einige davon verwarf, dem der Abt M. Lauretus, so dieses Chronicon zum drittenmal zu Neapel 1616 drucken ließ, beypflichtete. Dieses nahm der Abt des Klosters Monte Caſino Aug. de Nuce sehr übel, und begegnete ihm in seiner Vertheidigung (bey dem Muratori Script. Rer. Ital. Tom. IV. S. 761.) sehr grob, wo er unter andern sagt — Quid verbis opus eſt? vix unum ſine flagitio mendoque verſum deprehendes, ut non tam Leonis hiſtoriam, quam errorum Odyſſeam edidiſſe videatur — wobey der Verf. die Anmerkung macht — hier haben wir 3 Männer eines Ordens, derer einer den andern verwirft. Der dritte §. führt den Satz weiter aus. Der Kard. Baronius (in seinen Annalen Tom. VII. S. 538.) sprach im J. 1596. dem Pabst Gregorius den Großen den Benedictinerorden ab. Dieser wollte sich diese Zierde nicht rauben lassen, mithin traten viele Männer von dem Orden auf, das Gegentheil zu beweisen. Der erste war Conſtantin Belloti, der *Gregorium M. inſtituta S. P. Benedicti reſtitutum* schrieb, so zu Brixen 1603. 4. gedruckt ist, aber er berief sich auf Urkunden, die aus dem Klosterarchiv zu Monte Caſino genommen, und also den Gegnern verdächtig waren. Diesem folgte ein Niederländer Henricus Zypäus, der zu Ipern 1611. 8. *S. Gregorium M. ex nobiliſſima et antiquiſſima in eccleſia Dei familia Benedictia orundum*, drucken ließ. Vorgedachter Lauretus schrieb eine Diſſertat. *de Monachatu Gregorii*,

worauf Const. Cajetanus zu Salzburg 1620. 4. eine Schrift — *pro Ioanne Diacono S. R. E. Cardinali de S. Gregorii Monachatu Benedictino* herausgab. Aber alle diese übertraf Mabillon in seiner Dissertat. *de Monastica vita Gregorii I.* (*in Vett. Annal. Paris.* 1721. S. 499.) an Gründlichkeit und Ueberzeugung.

Daß Baronius auch Freunde und Vertheidiger hatte, kann man sich gar leicht vorstellen. Der erste, so schon gegen den Bellotum schrieb, war Ant. Gallonius, ein Oratorianer, der zu Rom 1604. 4. Librum apologeticum für den Baronius und seine Sätze herausgab, und ihn entschuldiget. Er sagt unter andern darin — Quod si ab ipso (Baronio) quaedam contigit asserta privilegia sive donationum instrumenta *redargui impostura*e, id non insultans, sed dolens fecit, dolens inquam, quod florentissima Monachorum institutio S. Patris Benedicti istiusmodi sordibus aspergatur inquinamentis, quae, et quod deterius est, non expurgantur a suis, immo intacta sinantur, amentur et conserventur. Non hoc agit, qui ea *redarguit falsitatis, ut bonorum illorum vos injustos arguat possessores, neque quod bona illa falsorum documentorum auctoritate possideatis, sed hoc potius, quod pluribus ejusdem monasterii naufragiis, deperditis germanis eorundem donationum scriptis, aliquis ex vestris impostor illa cunctis finxerit, quae sunt confutata diplomata.* — Diese Entschuldigung ist zwar fein, aber wahrlich nicht vortheilhaft für die Diplomen des Klosters Cassino. Ueber dieses angeführte schließt er nun am Ende des §, daß die Oratorianer keine Verschwörung gegen die Benedictiner gehabt, noch weniger einen Anschlag auf ihre Güter, welches nur einem La Croze, und einem J. P. Ludewig einfallen könnte. Darinn geben wir ihm völlig recht, daß diese bisher erzählten Streitigkeiten zu specielle Sachen betreffen, als daß man solches daraus vermuthen möchte. Vielmehr sind wir ihm Dank schuldig, daß er solche so ausführlich gesammlet hat, weil vor ihm noch niemand so genau es ausgeführt hat. Allein darin thut er dem La Croze und dem Canzler Ludewig unrecht, daß bey diesen special Streitigkeiten diesen beyden Männern eingefallen sey, daß darunter ein Anschlag auf die Benedictinergüter gemacht sey, sondern diesen gegründeten Einfall und Verdacht, äußern sie erst lange nachher, wie die Jesuiten anfiengen allen alten

Diplo-

Diplomen den Glauben abzusprechen, von diesen bisher angeführten kleinen Streitigkeiten schreiben beyde kein Wort. Mithin ist es schon sehr schlecht gehandelt, daß der Verf. den Verdacht dieser beyden Männer hierauf so fälschlich angewendet hat, um dadurch den Leser, der nicht nachschlägt, vorher einzunehmen. Man siehet hieraus, daß der Verf. nichts weniger als unpartheyisch ist, sondern daß der Geist des Jesuitenordens stark auf ihm ruhet, welcher von jeher darin bestanden hat, daß die Jesuiten sich selbst allen andern Menschen vorziehen, daß sie ihren Orden in allem schlechterdings vertheidigen, und schlechterdings gegen jeden Partheyen machen, der irgend einen aus ihrem Orden angreift, oder der die Fehler, die der Orden selbst begangen hat, entdeckt.

Der vierte §. setzet die Streitigkeiten fort, die die Italiäner mit den Franzosen über verschiedene Punkte hatten. Die Mönche zu Monte Cassino hatten bisher geglaubt, ganz unstreitig den Körper des H. Benedicts in ihren Mauren zu haben. Ein Cölestiner Johann du Bois aber behauptete in *veteri Bibliotheca Fleuriacensi* (*Paris* 1605. 8.) daß sein Körper in dem Französischen Kloster Fleuri aufbewahret würde, welchem auch Baronius (*Annal. Tom. XII. ad A.* 1107.) Beyfall gab. Darauf schrieb Lauretus zu Neapel 1607. 4. seinen Tr. *de vera existentia Corporis S. Benedicti in Casinensi ecclesia.* Doch die Franzosen vertheidigten ihren Satz mit vieler Lebhaftigkeit, besonders der Benedictiner Hugo Menard, und auch Sim. Millet, hiernächst auch le Cointe, bis endlich auch Mabillon sich darinn mischte, und seine Dissertat. *in historiam translationis corporum S. Benedicti et S. Scholasticae in Galliam* schrieb, worin er sehr bescheiden gegen die Cassinenser seine Brüder handelt, doch zuletzt in seinem Werke *de arte diplomat. Lib. III. C.* 3. darüber so urtheilet — Perspectis illorum (*Cassinensium*) instrumentorum erratis, *haec tandem reprobarunt Cassinenses nostri*, qui bona fide iis utebantur, uti *Bellotus* et *Cajetanus*, *atque ex Chronici sui postrema editione expunxerunt* — Aber der gute Mabillon wollte doch seine Brüder nur im Grunde etwas schonen. Muratori hat diesen Streit noch im J. 1723. (*Tom. II. Script. Rer. Ital.* S. 349) — *Quaestionem implicatissimam* genannt, und Querini in seinen Commentarien hat sich noch 1753 für die Cas-

Casinenser erkläret, mithin ist der Streit noch nicht entschieden. Daß diese Streitigkeiten zur Kritik und zu scharfen Untersuchungen der Wahrheit Gelegenheit gegeben, und also Nutzen gestiftet haben, sind wir mit dem Verfasser abermal völlig einig.

Aber nun §. 5. sagt er — Aber noch immer sehe ich keine Jesuiten, dachte ich doch, sie wären die Anzettler, die Aufklärmer, die Erbfeinde der alten Urkunden gewesen — Diese Exclamation ist verdächtig, denn auch bey diesem Umstande interessirten sich ja die Jesuiten nicht, und sie pflegen sich nicht um die Dinge zu bekümmern, die sie nichts angehen, aber bey denen, die ihnen interessant seyn können, sind sie desto geschäfftiger. Es war ihnen gleichgültig, ob der Körper Benedicts in Italien oder in Frankreich war, sie konnten davon keine Vortheile ziehen, und wenn dies nicht ist, bemühen sie sich nicht leicht. Es wird sich aber bald deutlicher zeigen, ohngeachtet der Verf. als ein feiner Jesuit, schon der Sache eine Wendung giebt, als hätte er sie lieber als Angreifer, wie Vertheidiger gehabt ꝛc. Den ersten Streit, den also die Jesuiten hatten, betraf das bekannte Werkchen — *de imitatione Christi*, wovon man in Deutschland den Thomas von Kempis, in Italien und Frankreich aber den Pariser Kanzler Joh. Gerson als Verfasser seither gehalten hatte. Ich will den Streit, der hier weitläuftig und genau angezeigt ist, nicht extrahiren, indem er zur Hauptsache wenig interessirt, auch die Jesuiten wenig Antheil aus vorgesagten Ursachen daran hatten.

Endlich treten sie hier §. 6 als rüstige Kämpfer auf, ohngeachtet der Verf. ein ehemaliger Ordensbruder, sie auf eine recht feine Art, seinem ehemaligen Orden getreu, von dem gerechten Vorwurf, den ihnen alle diplomatische ächte Kenner gemacht haben, zu befreyen sucht. Er spricht von Komplots, mischt Zeiten und Schriftsteller durcheinander, und führt abgebrochne Stellen der Jesuitischen Gegner an, mit einem Worte, er wird auf einmal so äußerst partheyisch, daß er bey allen Lobeserhebungen und Komplimenten, die er dem Mabillon macht, blos allein den Jesuiterorden zu entschuldigen sucht, ohne bey der Wahrheit zu bleiben, und dieses hat er so listig eingekleidet, und so scheinbar gemacht, daß man glauben sollte, die Jesuiten hätten nichts weniger vorgehabt, als die alten Urkunden verdächtig zu machen,

und

und dadurch ihre verborgne wirkliche Absicht zu erreichen. Doch wir wollen ihnen Schritt vor Schritt folgen.

Erstlich erwähnt er des Jesuiten Mangnerecks, und des Raßlers, die ein ganz offenbar falsches Diplom des Stifts zu Lindau vertheidiget haben, des Joh. Launoi, der einige andere unächte Urkunden angegriffen, vieler Jesuiten, die diplomatische Geschichte geschrieben haben, und daraus kann er kein Complot gegen das ehrwürdige Alterthum finden, aber auch niemand hat aus den angeführten eine Verschwörung vermuthet; sondern der Verf. drehet hinterlistigerweise die Sache nur falsch, um die Aufmerksamkeit von den rechten Beschuldigungen gegen den Jesuitenorden abzuwenden. Der angeführte Kanzler von Ludewig S. 24 in der Vorrede des I. Th. seiner Reliquien spricht ja nicht von dem Mangnereck, Raßler und Launoi, sondern er spricht a. a. O. von Papebroch, Henschen, Hardouin, und Germon, lauter Männern, die nichts geringeres vorhatten, als das ganze Alterthum und allen historischen Glauben zu untergraben, auch alle alte Diplomen, diese ehrwürdigen Stücke des Alterthums, für falsch und untergeschoben zu erklären. Von diesen gefährlichen Männern und wahren Diplomenstürmern sagt Ludwig in der angeführten Stelle S. 24 — taeduit piguitque ultimos (Iesuitas) sui ortus, novi et veluti adolescentis, aliisque omnibus aetate posterioris. *Id ergo egerunt Iesuitae, vt omni vetustati indicerent bella,* ne aliis praecipui aliquid eos oporteret relinquere. Deinde cum antiquioris aevi ordines insigniter gauderent suis litterariis thesauris et diplomatum festivo ac venerabili apparatu, contra hominum novorum Iesuitarum tabularia calva et vacua essent horum cimeliorum, irretorto oculo intuira sunt, quicquid redoluit sacram vetustatem. *Inde hujus instituti furor, quo chartas omnes in dubium vocare ausi sunt, simulque pretio omni eos destituere.* Sed facile praeviderunt hunc conatum odii et periculi esse plenissimum. Igitur quicquid nefarii et improbi consilii fuerat, illo involucro texerunt alicujus remedii adversus haereticos. Qui facilius ratiunculis et argutiis profligari possent, quam venerandae antiquitatis monimentis, in quibus illi ponerent omne suum praesidium. *Atque hoc forte consilio quoque describere susceperunt Acta Sanctorum.* Vt scilicet in hoc argumen-

gumento campum haberent ampliſſimum omnia convellendi, exaggerandi litterarias impoſturas, fraudes, fabellas, commenta, cum iisque etiam plenae fidei documenta et teſtes imperendi, *commiſcendi prima cum ultimis*, et demum *ſubvertendi deſtruendique omnem vetuſtiorum ſeculorum memoriam.* — Wir haben mit Fleiß die ganze Folge von Ludwigs Gedanken in Verbindung hieher geſetzet, damit man ſeine wahre Meynung daraus ſehen kann, die hier der Verf. S. 39 mit Fleiß verſtümmelt angeführet und ganz unrecht angewendet hat. Unſer große Diplomatiſt Hr. Gatterer ſagt eben dieſes in ſeinen *Elementis*, nur mit kürzern Worten — Ieſuitarum ſodalitas prope univerſa in bello illo diplomatico univerſali id potiſſimum agere videretur, *ut diplomatum fide ſublata, vetuſtiorum ordinum ſacrorum et Benedictinorum imprimis, jura et poſſeſſiones tollerentur, vel turbarent certe.* — Jeder aufmerkſame Leſer wird uns wenigſtens darinn Recht geben, daß bey den vorher und gleich Anfangs angeführten Streitigkeiten wegen des Körpers des H. Benedicts ꝛc. ein Intereſſe und Bewegurſache von einem oder dem andern Theile vorhanden ſeyn mußte, warum eine Parthey ſo heftig gegen die andere geſtritten hat, mithin muß man ganz natürlich daraus ſchließen, daß auch die Jeſuiten der Henſchen, Pabebroch, Harduin, Germon ꝛc. und der Orden, dies Primum Mobile eines jeden Jeſuiten, ein Intereſſe und eine Grundurſache hatten, warum ſie ſo heftig auf alle Monumente und Diplomen losſtürmeten, und ihnen allen Glauben abſprachen, als wenn ein ganzes Heer von Falſariis alle alte Urkunden, wie Harduin ꝛc. ſchreibt, geſchmiedet hätte. Ohne Urſache iſt es wahrlich nicht geſchehen, mithin wird der Kanzler Ludewig und Gatterer nicht ganz unrecht haben, und ſchwerlich wird der Verf. die Jeſuiten von dieſem großen Verdachte befreyen. Doch wir wollen ihn weiter hören.

Er ſucht S. 39. dieſe Meynung des Ludewigs auch dadurch verdächtig zu machen, daß er eine Stelle von ihm S. 40. anführt, worin er die *Acta Sanctorum* als ein wichtiges Werk zur Geſchichte lobt, (in praefat. S. 110) woraus er beweiſen will, daß dieſem Mann der Kopf zuweilen nicht recht geſtanden ſey, daß er, was er vorher getadelt, anjetzo ſolches wieder gelobt hätte. Allein

daß

daß dieses eine wirkliche jesuitische Verdrehung, ein wahrer jesuitischer Fechterstreich ist, sieht jeder Unbefangene gleich ein. Ludewig hatte ja S. 24. nicht das Werk selbst getadelt, sondern die Absicht nur, warum es zu schreiben angefangen sey, mithin stimmt beydes sehr gut zusammen, und zeigt am wenigsten einen verrückten Kopf an. Denn daß viel gutes und brauchbares in diesem wichtigen Werke ist, wird kein Kenner leugnen, aber auch sonst wahrlich abgeschmacktes Zeug genug. Aber nun geht es auf die Protestanten los, nun wird die Religion und der Religionshaß auch herein gemischt, die litterarische Eifersucht und was nicht noch mehr ist. Rüsiungen, die immer mehr Verdacht gegen den Verf. erregen müssen, womit er sich bey vernünftigen Leuten mehr schadet, als seine Ordensgenossen vertheidiget. La Croze, dieser so gründlich gelehrte Mann, wird als ein flüchtiger übergetretener Maurianer Mönch, der also keinen Glauben verdienet, geschildert S. 40. Die gelehrten Protestanten sind immer den Jesuiten gram gewesen, die Diplomatik wäre den Jesuiten noch ein unbearbeitetes Feld gewesen, (warum mischten sie sich denn so stark darein?) und was dergleichen Ausflüchte mehr sind.

Nun wird mit vieler Mühe von S. 42 an gezeiget, wie die *Acta Sanctorum* nach und nach angefertiget, und welche die ersten Urheber und Mitarbeiter waren, worunter Henschenius der erste Mitarbeiter des Bollandus war. Dieser gab 1655. die bekannte *Diatrib. de tribus Dagobertis* heraus, worin er das Archiv der Abtey S. Denis verdächtig machte, aus dem Grunde, weil Jac. Doublet in seiner *Histoire de l' Abbaye de S. Denis* (*Paris. Vol. II.* 1625. 4.) verschiedne Urkunden daraus abdrucken lassen, die wirklich verdächtig sind, und welche nachher Felibien in seiner neuern Geschichte der Abtey (*Paris* 1706. *fol*) vermuthlich aus Kritik des Mabillons, der sie selbst dafür erkannt, weggelassen hat. Aber muß man etlicher falschen und interpolirten Urkunden wegen, das ganze Archiv verdächtig halten? Dabey wieder eine Exclamation — ob man heraus durch Ludewigs, la Croze ꝛc. Augen ein Jesuitisch Complot entdecken könne?

Der siebente §. führet weiter so fort, und hat erstlich den Jesuiten und zweyten Bollandisten den Daniel Papebroch zum Vorwurf. Er schrieb 1675 sein *Propylaeum* anti-

antiquarium circa veri ac falſi diſcrimen in vetuſtis membranis, ſo in *Actis SS. April. T. II.* abgedruckt iſt. Er urtheilet darin über des vorgedachten Doublets Werk alſo — *Dagoberti* regis et fundatoris privilegia XVII. filiorum ac ſucceſſorum eius VII alia, tam VIII. *Pippini* regis, ac rurſum ſeptendecim *Caroli M.* ſubjiciuntur, et ſic deinceps, *quae vel omnia vel pleraque malae fidei ſunt.* — Auf ſolche Art iſt wenig übrig geblieben, und zum Scheine ſagt unſer Verf. ſelbſt, daß er darin zu ſtrenge ſey, doch nimmt er es dem Ludewig wieder ſehr übel, daß er dieſe übertriebene Arbeit — conatum peſtilentiſſimum et improbum — nennet, Ludewig ſetzt aber die Urſach gleich hinterher S. 28. — etiam *regulas criticas* artis hujus dare auſus eſt. *Quibus ſi locum feciſſet orbis literatus, porro vix ſupereſſet diploma, cui non poſſet inuri macula aut nota partus adulterini apud rerum ignaros.* — Weil auch hernach der Papebroch durch den Mabillon beſſer belehret ward, und ſeine Sätze widerrief, ſo überzeuget ſchon dieſer Umſtand, daß er ſehr gefehlet, mithin rechtfertigt dieſes den Ludewig in ſeinem ſtrengen Urtheil, ohngeachtet dieſes wahr iſt, daß er dadurch dem Mabillon Gelegenheit gab, ſein unſterbliches Werk *de re diplomatica* zu ſchreiben, und 1681. zuerſt drucken zu laſſen. Eine ſchlechte Sache und Handlung hat ſchon oftermal im Gegentheil etwas Gutes gewirket. Genug, Papebroch widerrief, ob er es aus Ueberzeugung, oder aus Furcht, wie faſt mehr wahrſcheinlich iſt, gethan hat, ſteht dahin. Mabillon, der allezeit ſeine Gegner höflich behandelte und mit vieler Behutſamkeit ſeine Sätze vorlegte, wie es auf einem noch ungebahnten Wege die Klugheit an ſich fordert, ſagt in der Vorrede die güldenen Worte, die jeder Diplomatiſt an ſein Schreibepult ſetzen ſollte. — Iam vero diligentiae moderationem coniungere operae pretium duxi, ratus, ut in moralibus civilibusque rebus, ſic in artibus *omnem definitionem eſſe periculoſam, praeſertim in illis, quae necdum penitus illuſtratae ſunt diſciplinis:* propterea, *quod ex incautis aſſertionibus facile in errorem inducantur alii, quibus comperta et explorata non eſt earum rerum cognitio. Quapropter in affirmando, quod obſervaveram, tardus et circumſpectus; in negando parcior ac religioſior ſtudui* — und verlangt, daß man ſein Werk darnach behandeln ſoll, welches er gleich nachher noch deutlicher macht. Zuletzt aber zielt er daſelbſt deutlich auf die Je-

ſuiten

suiten, den Papebroch und seine Anhänger, wenn er schreibt — In refellendis autem obiectis atque *convicits*, *quae ab iratis adversariis aliquando profecta sunt*, medium tenere conatus sum, ut nec nimius essem in falsis refellendis, neque fallax in veris dissimulandis, quoniam et certam culpam tueri, altera culpa est, *et quascunque demum ineptas cavillationes aut accusationes refellere velle*, lectoris otio est abuti. — Si quis vero accusationibus nonnullis me non penitus feciſſe satis existimet, cogitet apud se, tanto difficilius esse defendere, quam accusare, quanto facere, quam sanare vulnera facilius. — Welche waren wohl die — irati adversarii, waren es nicht die Jesuiten, nicht der einzige Papebroch allein? Warum hat der Verf. S. 52 ꝛc. dann diese Stelle nicht angeführt? Er mißbraucht der Güte und der Moderation dieses großen Mannes, und sucht aus dem Briefwechsel des Papebrochs mit dem Mabillon S. 53 f. eine solche Stelle aus, die dem ungeübten Leser Blendwerke machen und blos der Sache eine scheinbare gute Wendung geben kann, worin der Verf. ein Meister ist, (wie es die Jesuiten immer gewesen sind) daher schreibt er auch S. 55 — die Bescheidenheit zweener tugendhaften Gelehrten soll in ihrem ganzen ehrwürdigen Schimmer da stehen. — Schimmer freylich genug — und wer kann den Schluß dieses §. S. 57. ausstehen?

Nun kommen §. VIII. erstlich die Lobsprüche über Mabillons Werk, die wir nicht ausschreiben dürfen, weil es sich selbst lobt, und die angeführten Stellen von ein paar Jesuiten, die es auch, vielleicht zum Schein gelobt, beweisen in der Hauptsache nichts. Kurz was S. 60—65. aus verschiedenen Schriftstellern mehrentheils gegen den Mabillon angeführt ist, gereicht fast alles zu seiner Verkleinerung, besonders was S. 61. 62. von dem Baudelot de Dairval angeführt ist, der von ihm und seinen Beantwortungen gegen Peries Einwürfe sagt — elles sont en verité si peu detruites, que je ne puis comprendre, qu'un homme de mérite, comme *D. Mabillon*, ait voulu exposer sa reputation et celle de son Ordre *par une si miserable defense*. — Dieser sagt ferner von des Mabillons Werk *de re diplomat.* selbst: — Bien des gens avec moi et quelques uns mêmes de ses amis ont trouvé, *que cet ouvrage ne donne qu'une connoissance fort legère et fort bornée sur cette matière pour*

l'intelligence des titres et des autres manuscripts. — Kann man von dieſem vortrefflichen Werke wohl verkleinerlicher ſchreiben? Es iſt wahr, daß man darin viele Sachen findet, die man gewiß nicht darin finden würde, wenn Mabillon ſolches anjetzo geſchrieben hätte, wo dieſes Feld weit mehr gebauet iſt, und ſo viele Hülfsmittel ans Licht getreten ſind. Wenn man aber bedenket, daß er der erſte iſt, der die Bahn gebrochen, ſo wird jeder Kenner geſtehen, daß er Verhältnißweiſe etwas Meiſterhaftes darin geliefert hat, ein Werk, das noch lange einen wichtigen Rang in dieſem Fache behaupten wird. Was S. 65. von dem Abt Beſſel und ſeinem *Prodrom. Chron. Gottwic.* aus dem Georgiſch (*Praef. ad Regeſta chron. dipl.* 1740.) geurtheilet wird, hat weit ſtärkern Grund, indem derſelbe gar zu viele und übereilte Regeln giebt, die zum Theil aus ſchlechten diplomatiſchen Sammlungen, wie aus dem Lünig, Leuckfeld, Margarini, Ughelli ꝛc. abſtrahiret ſind, wo hergegen Mabillon weit behutſamer nur wenig Regeln gegeben hat, wie auch ſeine Präfation, die wir deswegen vorher extrahirt haben, ſelbſt lehret. Der Schluß dieſes §. zeigt abermal, in welcher Abſicht dieſe verkleinerlichen Stellen ſo mühſam aufgeſucht ſind. Es ſoll gewiſſermaßen ſchon den Leſer einnehmen, und als eine kleine Bruſtwehre für den Jeſuiten P. Germon dienen, den er im neunten §. auftreten läßt.

IX. §. erzählet erſtlich hiſtoriſch und nach der Zeit-Rechnung die Schriften, die der Jeſuit Germon gegen den Mabillon und die alte Diplomen, worauf er ſein Lehrgebäude gegründet hatte, geſchrieben, und auch die Schriften, die Mabillon und ſeine Vertheidiger dagegen geantwortet haben. Dieſer Streit fieng ſich im J. 1703 an, worin vorgedachter Jeſuit ſeine erſte *Diſceptatio ad Ioh. Mabillonium de veteribus Regum Francorum diplomatibus, et arte ſecernendi antiqua diplomata vera a falſis* zu Paris in 12. drucken ließ. Er machte darin dem Mabillon heftige Vorwürfe, und forderte vorzüglich von ihm Beweis über die Aechtheit der Urkunden, worauf er ſein Syſtem gebauet, und griff dabey mit der größten Verwegenheit das Archiv zu S. Denis ſelbſt an. Obwohl ſeine vorgebrachten Argumente mehr witzig, ſpitzfindig und ſcheinbar, als ſolide, ſind, ſo antwortete ihm doch Mabillon in ſeinem Supplement, ohne ihn zu nennen, 1704. darauf gründlich. Unter des Germons Hauptargumenten iſt

auch

auch dieſes — daß die ſchlechte Orthographie, der Barbariſche Styl, und das ſchlechte Latein der alten Fränkiſchen Urkunden ſchon an ſich deutlich verriethe, daß ſie zuſammen untergeſchoben wären. Schon dieſes beweiſet, daß er entweder kein Kenner, oder höchſt boshaft war, indem eben die angegebenen Data ihr Alterthum und ihre Aechtheit erweiſen. Wären ſie, wie Harduin ꝛc. behaupten, im XIII u. XIV Jahrhunderte geſchmiedet, ſo würden ſie ſo barbariſch nicht klingen. Juſtus Fontanini nahm ſich gleich der Sache an, und ließ 1705 ſeine ſehr gründlichen *Vindicias antiquorum diplomatum adverſus B. Germonii Diſceptationem* zu Rom (nicht zu Florenz, wie hier ſteht) in 4. drucken. Dieſen hätte der Verf. in ſeinem Urtheil über jenen S. 5 — 13. leſen, und auch daraus etliche Stellen anführen ſollen, wie er bey andern gewohnt iſt, beſonders was er S. 7 ſagt — ut vere dicam quod ſentio, vix quicquam oggerat (ſc. Germonius,) quod tanto ante non refutaverit Mabillonius: cujus ſcriptum relegens, *cenſorias Germonii notas pulvere et vento leviores eſſe, quisque vel invitus fatebitur.* — Iſt es nicht ein elendes Argument, wenn der Germon im I. Cap. ſchreibt — er könnte es nicht glauben, daß wirkliche ächte Orig. Urkunden aus dem VIten und folgenden, auch ſogar aus dem IX Jahrhunderte noch exiſtent ſeyn könnten, weil es unglaublich ſey, (ſolches auch Mabillon hätte beweiſen müſſen) indem ſie auf Egyptiſch Papier, auf Baumrinde und auf Pergament geſchrieben, ſo lauter vergängliche Sachen ſeyn, wie ſolche *injuria temporum*, und nach ſo häufigen Verwüſtungen der barbariſchen Völker auf uns hätten kommen laſſen können, dieſes ſey ih unglaublich ꝛc. Was er auch hiernächſt 1706. in ſeiner *Diſceptat. II.* auf des Mabillons Supplement geantwortet, beſtehet in Verdrehungen und zweydeutigen Erklärungen auf gut Jeſuitiſch, z. B. ſagt er a. a. O. S. 329 — ego nullam falſi ſuſpicionem aſperſam volo, vel iis diplomatibus, quae publica auctoritate aſſervantur, vel aliis, quae in privatorum ſcriniis reperta cum iis conſentiunt, ſed *neque rejicio omnia Merovingicae aetatis*, quamvis pauca hujusmodi in publicis tabulariis reperiantur. Hoc tantum dico, non debere illa jactari pro indubitatis, niſi ſuſpicionibus, quibus laborant, plane diſſipatis. — Wie ſtimmt dieſes mit dem vorigen? Alſo ſind jetzo ihm Merovingiſche ächte Orig. Urkunden möglich, vorher nicht ꝛc. Man halte nur hiergegen die Menge von

Lobeserhebungen, die S. 69 — 73. für den Germon zusammengehäufet sind, wozu dieses anders, als sein großen Verdienste durch Blendwerke den Unkundigen anzupreisen, und dem Jesuitenorden zu schmeichlen. Man lese nur die aus dem *Iournal des Sçav. Tom. XXXII. A.* 1704. *p.* 10. und im *Novemb.* 1706 von seiner Behandlungsart — Elle est excellente, et peut servir de modelle a tous ceux, qui se mêlent d'ecrire. Les matieres y sont disposées dans un ordre, qui fait plaisir, le stil en est net, pur, clair, chatie et sans aucun embarras; le P. Mabillon y est traité avec tous les égards qui sont dus à une personne de son merite, et l'ordre entier des Benedictins avec tout le respect imaginable; Les manieres douces, polies et engageantes du P. Germon ne sauroient manquer d'augmenter l'estime, qu'ont pour luy ceux qui le connoissent, et de luy attirer celle de tous les honnêtes gens, dont il pourroit n'etre pas encore connu. — Ist dieses nicht übertrieben? Man braucht nur die 2 Disceptationes selbst zu lesen, um vom Gegentheil überzeugt zu seyn, besonders auf welche Art er den *Ruinart* und *Fontanini* behandelt; wenn er von dem letztern S. 153. schreibt — in priori parte auctor plerumque *auras diverberat, et in debellandis monstris, quae ipse finxit, inani labore desudat*: in posteriori autem, ubi rem propius attingit, *tela intorquet partim invalida et sine ictu, partim repulsa jam et penitus confracta*! — Dergleichen Brocken lieset man häufig, sind diese — les manieres douces, polies et engageantes du P. Germon! — Doch will der Verf. S. 75 den Schein annehmen, er habe ohne Theilnehmung die Gesinnungen gleichzeitiger Schriftsteller angeführt, warum spricht er dann S. 72. von bekannten Jesuiterfeinden, und sagt, Fontanini hätte blos zu Gefallen des Ab. Passionei die Feder angesetzet, und also parthyisch geurtheilet.

Endlich kömmt der Jesuit Johann Hardouin §. 10. auf den Platz gleich mit den aufgesuchten Lobsprüchen — vir de re litteraria meritissimus — und eruditae Galliae lumen hodie ac decus praecipuum — aber doch ist hinzugesetzt — ein seltsamer Mann — ja freylich seltsam genug, der andern einbilden wollte, daß ein ganzes Heer von Falsarien im XIII. und XIV. Jahrhunderte alle alte Handschriften und alte Diplomen verfertiget hätte. Mehr

braucht

braucht man nicht anzuführen, um zu zeigen, daß Harduin, entweder auf den geheimen Befehl der Obern seines Ordens handelte, oder freylich seltsam genug war, ohngeachtet er Gelehrsamkeit genug hatte, aber sie nicht allemal zum Besten anwandte. Wer ihn hier auch entschuldigen will, den kann man nicht wohl für unpartheyisch halten. Nun sollen auch die Jesuiterfeinde nicht *bella*, sondern *horrida bella* in die Welt ausgeblasen haben ꝛc. und auch große Complotts wieder entdeckt haben, wenigstens ist es hier S. 77. so vorgestellet. Vielleicht hat man mehr darüber gelacht, als dergleichen Folgen besorgt. Der gelehrte La Croze muß wieder, als ein entwichener Benedictiner (gleich als wenn dieses was zur Sache thäte) auf den Platz, und Ludewig muß ihn begleiten S. 80. Von ihren Beschuldigungen gegen den Harduin sagt der Verf. Clodius accuſet moechos? Catilina Cethegum — und führt daselbst aus dem *Iournal des Sçav.* eine treffliche Lection, wie er sagt, für die gelehrten Herzen- und Nierenprüfer an ꝛc. So fährt dieser ganze §. fort, den Harduin zu vertheidigen, und man siehet hier den ganzen Geist des Jesuitismus wieder aufleben.

Der Schluß geht dahin, daß noch beständig diplomatische Streitigkeiten einzeln fortdauern, wie es auch ganz natürlich ist, da falsche Urkunden genug dazu Gelegenheit geben, und daß nicht leicht ein ganz vollständig System der Diplomatik zu hoffen, auch selbst das *Nouveau Traité de Diplomatique* der Benedictiner nicht ohne Mängel und Fehler sey, wie Recensent sehr gern zugiebt. Ob aber der Verf. durch diese kleine Schrift wirklich seinen Endzweck erreichen wird, daß er dadurch den ehemaligen Jesuiterorden von dem großen Verdacht in diesem Puncte befreyen wird, daran zweifeln wir sehr, ohngeachtet er keine Mühe gesparet, diese schlechte Sache zu vertheidigen. Sehr merkwürdig ist es doch, daß viele Protestanten glauben, der Jesuiterorden wäre ganz ausgetilgt, und gleichwohl merkt man, daß die Exjesuiten jetzt allenthalben anfangen, die Grundsätze ihres Ordens wieder empor zu bringen.

Hf.

Skizen (warum denn nicht Skizzen, wenn man doch einmal ausländiſche Wörter ohne Noth brauchen will?) aus dem Leben und Karakter (Charakter) großer und ſeltener Männer unſerer und älterer Zeit. Zum Behuf der Nacheiferung und Veredlung guter Herzen in der Jugend. Zwote Sammlung. Quedlinburg und Blankenburg, bey Ernſt. 1785. 13 Bog. in 8.

Siehe da wieder ein Plagium! Unſer Hr. Kollege Um. der das erſte Schubfach (im 61ſten Band S. 468. u. f.) beſichtigte, merkte den Unrath noch nicht, ſondern meynte, es wären gutgeſchriebene Biographien. Freylich wohl! denn ſie rühren größtentheils von Wielands Meiſterhand her. Aus deſſen deutſchem Merkur ſtahl der ungenannte Plagiar die meiſten Stücke. Auch in dieſer zweyten Sammlung iſt gleich der erſte Aufſatz: Von dem berühmten Propheten Joachim, Abt des Ciſtercienſerordens, aus dem deutſchen Merkur 1779 Nr. 2. S. 149. u. f. jedoch nicht vom Hrn. Wieland, ſondern vom Hrn. Jagemann, der ihn auch in ſeinen Briefen über Italien noch einmal abdrucken ließ. Hier alſo eine dritte Edition! (Im Vorbeygehn! Hr. J. würde ſeinen aus italiäniſchen Büchern geſchöpften Bericht noch beſſer aufgeſtutzt haben, wenn er Wellers, eines deutſchen Gelehrten, Nachricht vom Abte Joachim ꝛc. gekannt hätte. Sie ſteht in Wellers Altem aus allen Theilen der Geſchichte B. 1. S. 206. u. f.) Die folgenden Artikel vom Ritter Bayard, Michel Angelo Amerigi da Caravaggio und Jervas, erinnern mich uns auch geleſen zu haben, aber nicht wo. So auch Joh. Barklai zuverläßig. Die Nachricht von Kap. Cook iſt aus dem Götting. Magazin Jahrg. 1. St. 2. Weil man aus den beygeſetzten Buchſtaben G. C. L. den Verf. (Hrn. Prof. Lichtenberg in Göttingen) hätte errathen können: ſo ließ ſie der Sammler weg, auf daß die einfältige Welt glauben ſollte, er ſey Vater zum Kinde. Die Lebensbeſchreibung des Biſchofs Palafox iſt wieder aus dem deutſchen Merkur vom J. 1778. Febr. und März.

Und nun bey dieſer Gelegenheit ein Wunſch, der Recenſenten ſchon lang auf dem Herzen liegt. Möchte doch ein genauer und geduldiger Litterator, z. B. Hr. Bibliothekſchrei-

ber

ber Ekkard in Kopenhagen, dem wir die überaus nützlichen Register über die Götting. gel. Zeitungen verdanken, sich entschließen, ein allgemeines Register über unsre besten periodischen Schriften, die zum Theil zu vielen Jahrgängen angewachsen sind, (deutscher Merkur, deutsches Museum, Ephemeriden der Menschheit, Litteratur und Völkerkunde, Götting. Magazin, Berlin. Monatsschrift u. s. w.) ausarbeiten, weil doch die Herausgeber und Verleger derselben für dieses höchst nöthige Hülfsmittel ganz und gar nicht sorgen! Wie viel Zeit würde man dabey ersparen! Aber freylich recht genau und korrekt müßte es eingerichtet werden.

Nk.

Tableau von Leipzig im Jahr 1783. Eine Skizze. Exceptis Excipiendis. 1784. 192 S. in 8.

Gern möchte uns der Verf. glauben machen, er sey, noch ehe er Merciers Tableau de Paris zu Gesichte bekam, entschlossen gewesen, vielleicht zum Besten seines Zeitalters, ein Gemälde von den Sitten großer Städte aufzustellen; sein Entschluß sey nur befestigt worden, nachdem die Ausgabe jenes Buchs bekannt geworden wäre. Wir können ihm dafür die Versicherung geben, daß er, nach dieser Charakteristik zu urtheilen, einer der allerletzten sey, der es wagen sollte, die Sitten großer oder kleiner Städte zu malen. Er bleibt, ohngeachtet seines affektirten halbfranzösischen Titels, nur ein armseliger Copist; er mag sich noch so viel Ansehen geben, noch so viel Geräusche erregen, um bemerkt zu werden. Zwar macht er sich den Einwurf, daß sich von Leipzig kein so auffallendes Gemälde, wie von Paris, verfertigen lasse; weil aber doch diese Stadt durch ihre Cultur und Handlung so merkwürdig geworden sey, so wolle er ihre jetzige Lage näher bestimmen, die, wie er hoffen darf, der Wißbegierde mancher seiner Zeitgenossen zu Statten kommt. Er fand es für gut, Paris mit Leipzig parallel zu stellen, so wie auf seinem Pulte Merciers Tableau neben seinem Schreibebogen lag. Daher entstanden die Vergleichungen, die meisten Rubriken, u. s. w. Ueber die lächerliche Selbstgenügsamkeit mit plattem Nachäffen gepaart! Er bildet sich zwar ein, daß er des Merciers Buch gar trefflich beurtheilen könne. Man habe daran, meint er, nichts

zu tadeln gefunden, als daß sein Verf. es in der mißmüthigsten Lage, und aus Rache gegen persönliche Privatbeleidigungen möchte geschrieben haben; allein er habe vielmehr mit philosophischem Geiste und nie zu strenge die Feder geführt. Wie weit mehr, und wie viel wichtigeres wäre über dieses so unterhaltende Buch eines sehr scharfsichtigen Beobachters, der mit der kühnsten Freymüthigkeit urtheilt, zu sagen? So sehr es uns in Deutschland belustigt und mit unter auch belehrt hat; so wünschen wir doch nicht, daß seine Manier unter uns herrschend würde, wenn ein Sittengemälde großer Städte entworfen werden soll. Da möchte ein ernster Browne in seiner Estimate of manners etwas nachahmungswürdiger seyn, als der beynahe unaufhörlich witzige, satyrische, scherzende, manches offenbar übertreibende Schriftsteller, der, ob er gleich auch herrlich treffende Betrachtungen in Menge hat, doch auch oft nur in Epigrammen und Allusionen spricht, Materien berührt, über die man recht viel zuverläßiges erfahren möchte, und gleich wieder davon abspringt, sich in räthselhafte Ausdrücke einhüllt, und zuweilen den Leser ungewiß läßt, ob er spotten oder erzählen will, u. dgl. m. Das ist freylich ein Gericht, gerade für den Pariser Gaumen zugerichtet; allein so schlüpfrig es auch bey manchem étranger hinuntergehen dürfte, so wird er doch bald darauf fühlen, daß er Paris noch lange nicht zuverläßig genug kenne. Und nun eben diese Manier, die selbst ein Hauptzug im Gemählde von Paris ist, hat sich unser Verf. bestrebt nachzumachen; aber er bleibt gar sehr hinter der Feinheit, und den immer doch hervorschimmernden Einsichten eines Mercier zurück. Er, der ein tableau im Großen auszumalen glaubt, ist ein bloßer Tablettenkrämer, der eine Schublade seines Kastens nach der andern herauszieht, ein kleines Gewäsche darüber macht, und darauf weiter geht. Solche Schubläden sind hier die Rubriken: Portechaisen. Politische Tischgesellschaft, Oekonomie, Demoiselen. Studenten, Disputation, Ladendiener, Apotheken, Degen, Almosen, Schriftsteller, Censoren, Prediger, Lotterie, und eine Menge anderer. Es ist so leicht, über gewisse Stände, Sitten, Auftritte u. s. w. zu spötteln, Gemeinplätze, witzige Einfälle u. dgl. m. anzubringen, daß man dem Schwätzer, der, anstatt das Charakteristische bedachtsam zu schildern, sich bloß in ein solches vermeintlich unterhaltendes Plaudern verliert; gar bald den Rücken zuwendet. Kahle abgenutzte Scherze, eben so triviale Deklamatio-

mationen, übereilte falsche oder schiefe Nachrichten, und beleidigende Raisonnements giebt es hier eine große Anzahl. Man sehe z. B. was der Verfasser S. 153. über die Prediger hingekleckst hat, wo er sich so gar nicht schämt, den Kirchen- und Ketzeralmanach anzuführen; ingleichen das ungereimte Zeug über die Censoren, S. 180. Wahrhaftig nichts beweiset den Nutzen einer gemäßigten Censur nachdrücklicher, als das Daseyn eines solchen Werkchens, das ihr allem Ansehen nach entflohen ist. Die herrliche Stelle über die philosophischen Vorlesungen S. 170 fg. scheint ganz besonders den neulichen Herrn Studenten zu verrathen, der auch an so vielen andern Orten des Büchleins den Kopf herausstreckt. Nächst Leipzig, wo er Böhmen die Rathsbibliothek (nicht doch, die Universitätsbibliothek) durch seine eigene vermehren läßt, (S. 21.) mag er auch Hamburg besonders wohl kennen, indem er in einer Hamburger Postille die verfluchten Matrosen gefunden hat. (S. 86.) Am ekelhaftesten aber wird er, wenn er mehrmals (S. 5. 116. 122.) einen elenden Bücherschmierer, Namens Kritzinger lächerlich zu machen sucht. Er hätte es destomehr unterlassen sollen, weil er in seiner Art so gut ein Sudler ist, wie jener. Der ganze Unterschied kömmt darauf an: K. ist ein Jaseant; der Verfasser ein vermeinter Bel Esprit, der aber noch nirgends gründliche Kenntnisse, und desto mehr Dreistigkeit über alles zu schwatzen, an den Tag legt. Jener wird durch seine exemplarische Dummheit manchmal wirklich belustigend; dieser erregt durch seine Unverschämtheit, seichtes Herumflattern, und eine stolz herabsehende Miene, Unwillen. Wir leugnen nicht, daß auch einige treffende und nicht übel abgefaßte Bemerkungen vorkommen; aber — rarae nantes in gurgite vasto!

Ub.

9. Gelehrtengeschichte.

Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, von D. Anton Friedrich Büsching. — Erster Theil. Halle, Curts Wittwe, 1783. 416 Seiten in groß 8. ohne Vorrede und Register. — Zweyter Theil. 1784. 368 Seiten ohne Vorrede und Register. — Dritter Theil. 338 Seiten ohne Vorrede und Register.

Hr. Büsching, qui mores hominum multorum vidit urbes, theilt hier eine neue Probe und eine der angenehmsten davon mit. Er war längst Willens, einigen denkwürdigen Personen unter seinen verstorbenen Gönnern und Freunden ein Denkmal zu setzen; bekam aber auch sonst viele Nachrichten über andere Männer, deren Andenken vorzüglich erhalten zu werden verdient, in die Hände. Davon fängt er hier an, Gebrauch zu machen, und erklärt sich bereit, mich andere solche Beyträge, die man ihm zuschicken möchte, in der Fortsetzung dieses Werks zu nützen. Der Reichthum, der hier aus Originalhandschriften und eigener genauer Kenntniß ans Licht gezogenen, recht im eigentlichen Verstande zu nennenden merkwürdigen Anekdoten, ist beträchtlich groß. Denn es sind nicht blos die Hauptpersonen, denen jeder Theil gewidmet ist, über deren Leben viele wenig oder gar nicht bekannte Erläuterungen vorkommen; sondern es werden gelegentlich auch eben dergleichen Nachrichten in Menge von andern mit ihnen in Verbindung gestandenen, oder in ihrer Geschichte angeführten Personen, erzählt.

Da dieses Buch zugleich sehr unterhaltend, und auch sehr lehrreich ist, mithin schon Leser genug bekommen haben wird: so können wir uns an einer kurzen Beschreibung desselben begnügen. Man findet im ersten Theil: I. Beytrag zu der Lebensgeschichte des Kanzlers Christian Freyherrn von Wolf. Es sind lesenswerthe Aufklärungen derselben vom J. 1733. bis zum J. 1741. durch eine Anzahl Briefe von Wolf, Rein-

Reinbeck, dem Grafen von Manteufel zu Leipzig, u. a. m. wozu noch einige Schreiben des jetzigen Königs von Preuſſen an Reinbecken wegen Wolfens Zurückkehr nach Halle kommen. In dem erſten derſelben ſchreibt der Monarch: „Ich bitte ihn, ſich um den Wolf Mühe zu geben. Ein „Menſch, der die Wahrheit ſucht und ſie liebt, muß unter „aller menſchlichen Geſellſchaft werth gehalten werden; und „glaube ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit „gemacht hat, wenn er den Wolf hieher perſuadirt.“ Dagegen ſchreibt nun der Graf von M. an Reinbecken von Wolfen: Il m'a paru depuis longtemps, quelque grand Philoſophe qu'il ſoit, fort ſuſceptible de toutes ſortes de foibleſſes humaines. Je ſuis perſuadé, qu'il ne ſeroit jamais revenu à Halle, s'il en avoit été exemt. Hr. B. ſucht in der Vorrede zu zeigen, daß der letzte Theil dieſes Urtheils nicht gegründet geweſen ſey; allein der Graf ſcheint von Schwachheiten zu reden, die man jetzt ſo genau nicht mehr kennt. „Recenſent wünſcht bey der Gelegenheit, daß der Briefwechſel zwiſchen dem Grafen und Wolfen, der ſich auf der Univerſ. Bibliothek zu Leipzig befindet, und in welchem er ehemals mit ſo vielem Vergnügen geblättert hat, wenigſtens zum Theil bekannt gemacht werden möchte. — II. Beytrag zur Lebensgeſchichte D. Johann Guſtav Reinbecks. (S. 139. fg.) Schon in den vorher angeführten Briefen ſieht man das ungemeine Anſehen, in welchem dieſer würdige Theologe bey ſeinen Königen ſelbſt geſtanden, und was für einen wichtigen Antheil er an den kirchlichen und akademiſchen Angelegenheiten ſeiner Zeit gewommen habe. Hier aber wird ſolches noch durch eine Menge Cabinetsſchreiben K. Friedrich Wilhelms, auch etliche von ſeinem großen Sohne an denſelben, beſtätigt. Hr. B. der die in dieſen Beyträgen geſammleten Briefe, (darunter freylich auch manche geringfügigen Inhalts ſind,) wegen ihrer Verfaſſer der erhaltenen Stelle werth ſind, und in eine zuſammenhängende Erzählung bringt, meldet S. 161 von einem Schreiben K. Friedrich Wilhelms an Reinbecken, einen ſolchen Brief hätten wenige Könige geſchrieben. Der König ſagt nämlich darinne, er werde gewiß weiſen, daß er Gott lieb habe, indem er die abgebrannte Kirche zu St. Petri in Berlin innerhalb Jahresfriſt völlig wieder aufbauen laſſen werde. Jedermann weiß, daß dieſer vortreffliche Fürſt der Religion ſehr ergeben geweſen iſt; und Hr. B. hat auch an einem andern Orte (S. 203) eine

treffende Anmerkung über den Einfluß dieſer Geſinnungen des Königs auf ſeine Generale und Soldaten gemacht. Aber daß er eine Kirche wiederherſtellen ließ, iſt doch weder eine auſſerordentliche Sache, noch ſelbſt allein genommen, ein Beweis von großer Liebe zu Gott. — III. Lebensgeſchichte des Kön. Preuß. Geheimen- und Landraths Carl Gottlob von Näßler, (S. 237. fg.) aus ſeinen eigenhändigen Nachrichten. Hr. B. hatte von dieſem thätigen und großmüthigen, aber ſo ſchlecht belohnten Patrioten ſchon in ſeinen wöchentlichen Nachrichten des Jahrs 1776. gehandelt; hier aber beſchreibt er ſein Leben vollſtändig, und in einer großen Mannichfaltigkeit merkwürdiger Auftritte. Hr. B. folgt den eigenhändigen Nachrichten des ſel. Näßler, die ihn freylich in allem entſchuldigen, und beſonders ſeine Abſetzung nach der 1749. geſchehenen Coccejiſchen Juſtizreform als eine große Gewaltthätigkeit beſchreiben. Andere gleichzeitig lebende Perſonen zeugen aber, daß doch reelle Beſchuldigungen gemacht worden ſind.

Folgende denkwürdige Perſonen erſcheinen im zweyten Theile: I. Heinrich XXIV. jüngerer und des ganzen Stamms älteſter Reuße Graf und Herr von Plauen ꝛc. (S. 1 — 30.). Er ſtarb im Jahr 1748. mit dem Nachruhm, Weisheit, Frömmigkeit und arbeitſame Wohlthätigkeit in einem hohen Grade vereinigt zu haben. II. Anton von Geuſſau, Gräfl. Reuß. Plauiſcher Rath und Hofmeiſter zu Köſtritz. Bey dieſem trefflichen Manne, der im Jahr 1749 aus der Welt gieng, war, wie Hr. B. richtig ſagt, eine ſeltene Verbindung von gründlicher und ausgebreiteter Gelehrſamkeit, großer Weltkenntniß, feiner Lebensart, aufrichtiger Liebe Gottes und ächter Menſchenliebe. Die Nachrichten von ihm ſind aus Hrn. B. perſönlicher Bekanntſchaft mit ihm, aus des Königl. Dän. Geheimen Raths Graf von Lynar im J. 1749. verfertigten Lebensgeſchichte des Hrn. von G. als ſeines ehemaligen Lehrers und Führers, beſonders aber aus dem Tagebuche des letztern gezogen, welches er auf der Reiſe durch Frankreich und Italien mit dem jetzigen Hrn. Fürſten Reuß zu Greitz von J. 1740. bis 1742. gehalten hat, und welches ſo reichhaltig an Merkwürdigkeiten von Höfen, Perſonen, Sitten, hiſtoriſchen Umſtänden der damaligen Zeit u. ſ. w. iſt, daß man den Auszug daraus gern den ganzen übrigen Raum dieſes Theils füllen ſieht. Hr. B. hatte es ſchon vor mehr als drey-

dreyßig Jahren für den zweyten Theil seiner Erdbeschreibung gebraucht; er hat auch nachher die Anekdoten von gelehrten Männern in Frankeich und Italien, die er daraus gesammelt hatte, zu dem 7ten Theil der Anekdoten zur Lebensgeschichte berühmter Gelehrten mitgetheilt. Noch, sagt er, wäre es der Mühe werth, aus diesem Tagebuche dasjenige zu ziehen, was zur Kenntniß vieler seltener und merkwürdiger Bücher, und vieler Werke der schönen Kunst, ja selbst zur Erläuterung Römischer Schriftsteller, darinnen enthalten ist: und wir hoffen, daß er es an einem andern Orte thun werde. Herr B. vermuthet auch, daß manche französische oder italiänisch: Namen hier nicht ganz richtig geschrieben oder gedruckt seyn mögen: und so haben wir es wirklich gefunden. Aber diese Unrichtigkeiten hätten meistentheils leicht verbessert werden können. Rochechoir, welches mehrmals vorkömmt, ist das bekannte Haus Rochechouart. La Princesse d'Avrez (S. 152) muß wohl d'Havré heißen, und S. 153. vermuthlich statt Seneler, Seignelai. Die Nachrichten, welche Hr. von G. von der zu seiner Zeit in Frankreich gewöhnlichen Proselytenmacherey giebt, sind sehr merkwürdig. Protestanten, welche auf den unveränderlichen Geist der Ausbreitung, der in der katholischen Kirche herrscht, aufmerksam sind, werden hier Beyspiele finden, daß sogar Damen von Stande, und die sonst ganz im Weltton lebten, dennoch auch, sobald sie einen Protestanten erblickten, denselben bekehren wollten.

Im dritten Theil hat Hr. B. zuerst das Leben von drey seiner besten verstorbenen Freunde, die aber auch bey den Gelehrten überhaupt im ruhmwürdigen Andenken stehen, von dem Staatsrath Gerhard Friedrich Müller zu Moskau, von dem D. Eberhard David Hauber zu Kopenhagen, und von dem Hofrath Christian Ludwig Scheidt zu Hannover dergestalt beschrieben, daß er vieles Unbekannte von ihnen erzählt, ihre Schriften vollständig angeführt, zum Theil auch ihren Inhalt näher angegeben, und überdies noch von andern merkwürdigen Personen, die in ihre Lebensgeschichte zum Vorschein kommen, viele Nachrichten mitgetheilt hat. Darunter wird insonderheit die Charakterisirung des Kaiserl. Russischen Gesandten am Dänischen Hofe, Freyherrn von Korff, gefallen. Hr. B. sagt von diesen seinen drey Freunden, sie wären vorzüglich mit unter denjenigen, welche sein Verlangen nach dem Himmel beförderten, um wieder zu ihnen zu kommen,

men, und ewig mit ihnen vereinigt zu bleiben. Noch hat er diesem Theile einen Anhang über den berühmten Ritter von Ramsay beygefügt. (S. 317. fg.) Das obengemeldete Tagebuch seines Freundes, des Herrn von Geusau, hat dazu den meisten Stoff verschafft. Die Nachrichten, welche Ramsay, der bekannte Verfasser der Voyages de Cyrus, dem Hrn. von G. im Vertrauen von der Freymaurerey gegeben hat, sind höchst merkwürdig. Zwar kann nicht jedermann verstehen, was hier vorkömmt, und man siehet wohl, daß sie Hr. von G. auch nicht verstanden hat, was ihm R. in einer gewissen bildlichen Sprache ziemlich deutsch zu erkennen gab. Indessen da jetzt viele grose Mißbräuche, welche in diesem berühmten Orden entstanden, und in der Welt viel Unheil machten, schon viel näher bekannt sind, so findet man hier eine deutliche Bestätigung vieler Wahrheiten, welche jetzt unter dem Cirkel vernünftiger Maurer anfangen bekannt zu werden. Man siehet deutlich, wenn man verschiedene nachher geschehene Dinge genau vergleicht, daß damals schon dieser Orden zu wichtigen politischen Zwecken gebraucht worden ist, und daß Ramsay, bey allen seinen anscheinenden gottseligen Gesinnungen, ein Werkzeug einer auch in unsern Tagen bekannt werdenden Politik war. Die Lebensgeschichte dieses sonderbaren Mannes ist hier bey weitem noch nicht genug erörtert, aber die Geschichte seiner Schriften erhält hier vieles Licht. Das Jahr seines Todes ist dem Hrn. B. unbekannt geblieben

Ub.

Denkmal Isak Iselin gewidmet von seinem Freund Salomon Hirzel. Basel, bey Schweighäuser, 1782.

Der sel. Iselin hat unstreitig einen Biographen verdient, der durch Heraushebung seiner moralischen und patriotischen Verdienste ihm ein rühmliches Denkmal stiftete. Hier leistet ein warmer Freund und Verehrer von ihm seiner Asche diesen Dienst. Die gefühlvolleste Herzenssprache, hier und da vielleicht gar zu laut und warm, herrscht vom Anfang bis zum Ende. Wird der schärfere Prüfer auch hie und da Genauigkeit in der Anordnung und Plan vermissen, so wird der

schwer-

schweizerische Patriot es doch immer mit Vergnügen sehen, wie ächte Tugend und Vaterlandsliebe mit vorzüglich großen Talenten gepaart hier den verdienten Zoll der Bewunderung erhalten. Ausländische Leser werden den verdienstvollen Schriftsteller Iselin auch gern in seinem öffentlichen und häuslichen Leben, wo nicht ganz, doch zum Theil kennen lernen wollen, und sich von der Durchlesung dieser mit Empfindung abgefaßten und unterhaltenden Biographie durch die häufigen Sprachfehler, Provinzialismen und andere Mängel des Styls nicht abschrecken lassen. Hz.

Ignatz de Luca, kaiserl. königl. Raths und Professors, Journal der Literatur und Statistik. Erster Band. Insbruck, mit akademischen Wagnerischen Schriften, 1782. 33 Bogen in klein 4. mit einem blauen Umschlag.

Immer hofften wir noch auf die Fortsetzung dieses Journals; sie scheint aber nun, da der Verfasser ohnehin nicht mehr in Insbruck, sondern in Wien lebt, völlig verschwunden zu seyn. Wir wollen deswegen wenigstens den Inhalt dieses ersten Bandes in unserer Bibliothek aufbewahren. Die Absicht des Verfassers gieng auf Bereicherung der vaterländischen Literargeschichte und Statistik. Ihr zufolge gab er vors erste die Geschichte der Universität zu Insbruck, und den Anfang einer statistisch-topographischen Nachricht von der gefürsteten Grafschaft Tyrol. Bey Abfassung jener folgte er, so weit seine mangelhaften Quellen es erlaubten, dem Plane der Püterischen Universitätsgeschichte von Göttingen. Voraus gehen einige historische Nachrichten von der Stadt und Universität überhaupt; alsdann folget das Verzeichniß der jetzigen (damaligen) Lehrer zu Insbruck, nach den Fakultäten, mit kurzen Erzählungen ihrer Lebensumstände und Verzeichnissen ihrer Schriften. Ferner, Verzeichniß anderwärts beförderter oder sonst abgegangener Insbrucker Lehrer. Von den Universitätsgebäuden, der öffentlichen Bibliothek, den Privatbibliotheken und andern gelehrten Anstalten. Von den Einrichtungen der akademischen Vorlesungen. Von den übrigen Einrichtungen der Stadt und Universität in Polizey, Disciplin, Religionsduldung und ökonomischen Dingen. Der Anfang

fang der Nachricht von Tirol liefert in 4 Abtheilungen: Atlas Tirolensis, oder Verzeichniß aller bis itzt vom Lande Tirol und dessen Theilen aufgefundenen chorographischen Charten; Landcharten, die einzeln vorhanden sind, und in Büchern und Atlanten; Landcharten, auf welchen T. mit andern Ländern erscheint; Miscellancharten, nämlich religiöse, wie auch Weg- und Strassencharten. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Nachricht vollendet ans Licht träte, wenn es nicht etwan schon in des Verfassers österreichischen Staatsanzeigen geschehen ist. Im Anhange ist abgedruckt: Diploma Universitatis Oenipontanae; Caes. Reg. Privilegia Univers. Oenip. Statuta generalia; Statuta Univ. alia, certas duntaxat personas attingentia; Portraite im großen Hörsaal zu Insbruck (Hr. de L. hat zu jedem dieser 28 Bildnisse kurz die Lebensumstände derer, die sie vorstellen, gesetzt); Verzeichniß der Professoren an der Universität zu Insbruck nach den Fakultäten vom J. 1673. bis 1781. zusammen 308, und darunter 79 Jesuiten. Bey verschiedenen sind die Lebensumstände und Schriften kurz angeführt.

Of.

Biographie des Doktors M. A. Weikard, von ihm selber herausgegeben. Berlin, bey Nicolai, 1784. 96 Seiten in 8.

In dem wahrheitliebenden, bescheidenen Tone, worin dies Büchelchen geschrieben ist, darf jeder verdienstvolle Mann von sich selber sprechen. — Außerdem aber, daß man hier den Mann, dem die Arzneywissenschaft so viel verdankt, seine Schicksale, und besonders die merkwürdige Art, sich unter den größten Hindernissen selbst zu bilden, kennen lernt, ist diese kleine Schrift auch ein wichtiger Beytrag zur Geschichte der deutschen katholischen Universitäten, und des Katholicismus überhaupt, den sich jetzt so viele Protestanten (unter andern Hr. Garve) so sehr verbessert und gemildert vorstellen, weil sie wirklich gar nichts davon kennen. Hier können sie kennen lernen, welche gar scheußliche Seiten er noch hat. Der Verfasser schildert mit unpartheyischer Freymüthigkeit die Verfolgungen, die er von unwissenden, eigennützigen Mönchen auszustehen gehabt hat, und die wahrscheinlich jeder, der weiter

steht,

ſteht, oder der es gar wagt, in das Weſpenneſt des Aberglaubens zu greifen, ſo lange auszuſtehen haben wird, als Mönche und Exjeſuiten auf katholiſchen Akademien die Hauptrolle ſpielen. — Die Schreibart des Verfaſſers iſt beſonders lebhaft. Junge Aerzte vornehmlich werden dieſe Lebensbeſchreibung mit eben ſo großem Nutzen als Vergnügen leſen.

Yg.

Leipziger gelehrtes Tagebuch. Auf das Jahr 1784. Leipzig, verlegts Breitkopf, 8 Bogen in 8.

Wir wollen, wie gewöhnlich, zur Notiz unſerer Leſer, dieſes Diarium in einen Auszug, und die Vorfallenheiten dieſes Jahrs in Claſſen bringen. Geſtorben ſind der junge D. Ludwig, D. Plaz, und zwar noch erlebtem Magiſter- Doctor- und Ehſtandsjubiläum mit der zweyten Gattin; er konnte griechiſch diſputiren, und in lateiniſchen Verſen reden; ſeiner Prof. Schwabe, er war mit acht Groſchen nach Leipzig gekommen, hinterließ aber, außer einer Bibliothek von 20000 Bänden, ein, meiſtens im Breitkopfiſchen Hauſe und zu Gottſcheds Zeiten erworbenes anſehnliches Vermögen: deswegen er auch Hrn. Breitkopf, ſeinen ehmaligen Schüler, außer einigen anſehnlichen Legaten, zum Erben und Teſtamentsvollzieher ernannte. Er war ein Mann von eiſernem Fleiße, wie das angehängte Verzeichniß ſeiner meiſtentheils überſetzten Schriften zeigt, ſtarb aber doch nur als außerordentlicher Prof. der Philoſophie. Auch verlohr noch Leipzig in dieſem Jahe den ſel. Prof. Clodius. Was der Herausgeber, Herr Prof. Eck, ſowohl in ſeinem Namen, als aus dem Munde des Hrn. D. Morus, der den Tag nach ſeinem Tode als neugewählter Rector ſeine Antrittsrede zu halten hatte, und darin des Verſtorbenen erwähnte, zu deſſen Lobe ſagt, mache beyden, ſowohl dem ſel. Clodius, als ſeinen Freunden Ehre. Folgende Promotionen ſind vorgenommen worden: eilf ſind zu Magiſters creirt worden; ſieben haben die höchſte Würde in der Arzneygel., vier in der Rechtsgel. und Hr. Prof. Weber in Wittenberg, in der Theologie, empfangen, und in dieſer Abſicht Inauguraldiſputationen gehalten. Unter den Doctoren der Medicin war zum erſtenmal ein Iſraelite, Salomo Hirſch Burgheim aus Magdeburg, zu deſſen Promotion die lan-

desherrliche Erlaubniß besonders, jedoch nur mit der Einschränkung ertheilt wurde, daß er weder öffentlich lehren, noch Hoffnung zu einem akademischen Amte haben sollte — welches er vermuthlich wohl selbst nicht verlangt haben würde. Habilitirt haben sich drey Magisters, und Antrittsreden zu Professuren haben gehalten Hr. Pr. Rößig als Pr. E. der Ph. und Hr. D. Haase als Pr. der Anat. und Chirurgie. Inscribirt sind worden, bis zu Ende des Winterhalbenjahrs, 100, und im Sommerhalbenjahr 194. An neuen Stiftungen hat die Universität erhalten, ein Legat von 4000 Thalern von dem wackern Kaufmann Quandt zu Stipendien; eins vom Kaufmann J. Fr. Richter, von 2000 Thalern, gleichfalls zu Stipendien für Studenten; und ein Vermächtniß der verwittweten Frau Gräfin J. G. L. von Besuchef, geb. von Carolowiz, bey dessen Erwähnung aber nicht gesagt wird, worin solches bestehe. Abgegeben hat Leipzig Hrn. D. Weber nach Wittenberg, Hrn. D. Munsch nach Frankf. an der Oder, und den jungen Magister Wahl nach Bückeburg. Das Verzeichniß der diesjährigen Arbeiten der Leipziger Gelehrten, Bücherschreiber und Künstler (in der bildenden Gattung, denn der musikalischen Arbeiten wird nicht gedacht), ist von mehr als einer Seite lesenswürdig. Auch gewährt dieses gelehrte Tagebuch wegen der Lebensumstände sowohl, als vollständigen Schriftverzeichnisse der verstorbenen sowohl als angebenden Gelehrten, einen wesentlichen Beytrag zur Gelehrtengeschichte, und zur Ergänzung und Fortsetzung des Meuselschen Gelehrten Deutschlands.

Ag.

Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1785. Leipzig, verlegts Breitkopf, 1786. 9 Bogen in 8vo.

Wir liefern daraus folgenden Auszug. Durch den Tod hat Leipzig in diesem Jahr verloren den Prof. Theol. und Superintendent D. Körner, den Geh. Kammerrath D. Rhsinus, den Senior des Leipziger Ministeriums, D. Richter, und den Professor Werner: bey jedem werden nach kurzen Lebensnachrichten, die Schriften vollständig angeführt. Unter den verstorbenen Leipziger Gelehrten, stellt der Verf. einen

den churfürstl. Geh. Legationsrath und Oberbibliothekar, Joh. Heinr. Kauderbach, gewesenen churfächs. Minister im Haag, mit auf, weil er, nachdem er von dem letzten Posten 1766 zurückberufen wurde, in den letzten Jahren in Leipzig privatisirt hat. Sein höchst merkwürdiges Leben hat er selbst zum Gebrauch für dieses Tagebuch aufgesetzt, daher es auch der Herausgeber billig ganz und ungeändert eingerückt hat. Wir wollen nur einiges wenige daraus ausziehen. Als er noch im Haag privatisirte, und ehe er daselbst als Resident angestellt wurde, wurde ihm der junge Graf Alex. Poniatowsky zur Erziehung übergeben. Dieser gieng nachher in Französische Kriegsdienste, und hinterließ Kauderbachen sein Portrait unter einem Krystall. Einst fiel dasselbe ohne die mindeste Erschütterung herab, und zerbrach in tausend Stücke. K. bemerkte sich Tag und Minute, und erfuhr nachher, daß sein Freund in der nämlichen Stunde bey der Belagerung von Ypern das Leben verloren hatte. Er that nachher mit Erlaubniß seines Hofs eine zweyjährige Reise durch Frankreich und Italien. In Lucca wurde er durch eine Deputation der Signoria mit einem Ehrengeschenk beehrt, das ihm aber, ehe er noch etwas davon genießen konnte, durch die bösen Zollbedienten an dem Thor zu Florenz wieder abgenommen wurde. Die höchste Würde in der Gottesgelahrheit haben erhalten drey Leipziger Prediger, Dezenkolb, Kühnöl und Wolf; in der Rechtsgelahrheit sieben, und in der Arzneywissenschaft sechs. Baccalauren der Theologie sind drey, Magisters der Philosophie, dreyzehn geworden. Habilitirt haben sich die Magisters Kind und Rummel. Neue akademische Bürger sind in dem, den 23. April geendigten Winterhalbenjahr 94, und im Sommerhalbenjahr 308, zusammen also 402, inscribirt worden, und die Universität hatte in diesem Jahre sieben Grafen. Antrittsreden zu neuen akademischen Aemtern haben gehalten, die Hrn. D. Kühn und D. Hebenstreit als außerordentliche Lehrer der Medicin, D. Junghans als außerordentl. Lehrer der Rechtsgelehrsamkeit; M. Born und M. Keil als außerordentl. Lehrer der Weltweisheit, Hr. D. Eschenbach als Prof. der Chemie, und M. Beck als Prof. der griechischen und latein. Sprache. Abgegangen sind M. Aßmann nach Wittenberg, und Pr. Schleußner nach Göttingen. Das Verzeichniß der Schriften Leipziger Gelehrten, das sich auf 108 Nummern beläuft, und der Kupferstiche Leipziger Künstler übergehen wir. Pf.

Gottlieb Emanuel von Hallers — Bibliothek der Schweizergeſchichte, und aller Theile, ſo dahin Bezug haben. Syſtematiſch-chronologiſch geordnet. Zweyter Theil. Bern, Haller, 1785. 656 Seiten in gr. 8.

Da wir bey der Anzeige des erſten Theils von dieſem muſterhaften Werke, (A. D. B. LXV. B. II. St. S. 507. fgl.) die Einrichtung und den Werth deſſelben hinlänglich beſchrieben haben: ſo bleibt uns jetzt von dem zweyten nichts mehr zu ſagen übrig, als welches der beſondere Inhalt deſſelben ſey. Er faßt den dritten und vierten Abſchnitt in ſich. In jenen ſind die Schriftſteller über die Schweizeriſche Gelehrtengeſchichte dergeſtalt verzeichnet, daß erſtlich die allgemeinern Werke dieſer Art, ſodann diejenigen, welche von Bibliotheken und Kabinetten, von hohen und niedern Schulen, auch andern Erſtungen, ingleichen von gelehrten Geſellſchaften handeln, die Sammlungen und Wochenſchriften, die Lebensbeſchreibungen, die Nachrichten von Künſtlern, endlich die Briefe Schweizeriſcher Gelehrten, von No. 1 — 1830. auf einander folgen. Der vierte Abſchnitt aber begreift die Genealogiſche und Heraldiſche Geſchichte in ſich, No. 1831 — 2176. Wiederum kommen nach den allgemeinen Schriften, diejenigen vor, welche das Welfiſche, Habsburgiſche, Savoyiſche und Zäringiſche Haus, die Grafen von Kyburg, von Toggenburg, von Chreyerz und von Zohna betreffen, ſodann ſolche, in welchen die dreyzehn Cantone, die verbündeten Orte, und die gemeinſchaftlich beherrſchten Länder genealogiſch und heraldiſch erläutert werden.

Der kleinen, zum Theil in großen Werken aufgeſuchten Schriften, nicht weniger der Handſchriften, iſt auch hier eine beträchtlich reiche Anzahl; und von den letztern iſt oft ein ſehr umſtändlicher Begriff gegeben worden. Aber auch bey den gedruckten Büchern trifft man viele lehrreiche Nachrichten und Betrachtungen an. Wir vermeſſen zu einem beſonders merkwürdigen Beyſpiele, auf dasjenige, was S. 487 — 495. über des P. Wielands im Kloſter Muri, wo er im Jahr 1763. in ſeinem 32ſten Jahre ſtarb, Vindicias Vindiciarum Koppianarum, ac proinde etiam Actorum Murenſium, Muri, 1760. auf 190 Quartſeiten, beygebracht worden iſt. Dieſe

Schrift,

Schrift, ſagt Hr. von H. iſt gründlich, ſtark, etwas bitter, ſcheint dem Syſtem nicht zuwider, welches das Oeſterreichiſche Haus aus dem Thierſteiniſchen herleitet; der Verfaſſer hatte aber von der durch den Freyherrn von Zurlauben entdeckten Urkunde, (durch welche Herrgotts und Heers Meynung vernichtet, die Acta Murenſia und die Herſtammung des Hauſes Oeſterreichs vom Habsburgiſchen beſtätigt wurde,) noch keine Kenntniß. Er lieferte übrigens ſchöne Nachrichten von den Grafen von Lenzburg; keine Urkunden, wohl aber Kritik. Sein Werk iſt aber ungemein ſelten, weil es niemals verkauft, ſondern durch Vermittelung der Höfe zu Rom und Wien gleichſam in der Geburt erſticket, und ſtets geheim gehalten worden iſt; ob man es gleich mit vielen Cartons verſehen hat, worinne viele wichtige Stellen ausgelaſſen ſind. Hr. v. H. hat dieſe weggeworfenen Stellen hier angehängt, wofür ihm die Geſchichtforſcher verbunden ſeyn müſſen. Eine andere Ausgabe des Buchs erſchien zu Baden auf 200 Quartſeiten, welche mit der Abhandlung des Herrn von Zurlauben (in den Mémoirés de l'Acad. des Inſcr. de Paris, T. XXXV. p. 677 — 701. Charte de l'an 1153 etc.) franzöſiſch und lateiniſch bereichert worden iſt.

Dm.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Immanuel Joh. Gerh. Schelleri Praecepta ſtili bene latini inprimis Ciceroniani, ſeu eloquentiae romanae, quatenus haec noſtris temporibus in dicendo et ſcribendo uſurpari poteſt, ſumma diligentia maximoque perſpicuitatis ſtudio tradita et illuſtrata. Editio altera auctior et emendatior. *Pars Prior* et *Poſterior*. Lipſiae, ſumtibus Fritſchii, 1786. 2 Alph. 11½ Bogen in gr. 8.

Wir haben diese praecepta A. D. B. B. XLI. S. 271 flg. nach Verdienst empfohlen, und diese zweyte Auflage ist ein Beweis, daß es noch Schulen giebt, die sich durch das Geschrey deutscher Schullehrer nicht irre machen lassen, Anweisungen zur guten Latinität für nöthig zu halten, und davon beym Unterricht der Jugend Gebrauch zu machen. Diese neue Auflage, ob sie gleich bey gleichem Druck und Format, an Bogenzahl nicht stärker ist, als die erste, ist dennoch, wie wir aus eigener Vergleichung versichern können, sonderlich im ersten Theil, durch einige neue Beyspiele, Beweise, Zusätze und Aenderungen, vor der ersten hie und da vermehrt. S. 62 z. E. bestätigt der Verf. seine Behauptung, daß in dem bestimmten Gebrauch der Wörter, creare, dicere, cooptare, eligere etc. keine Eleganz liege, durch gesammlete Beyspiele ihres vermischten Gebrauchs selbst bey den Alten. S. 88, hängt er eine Anmerkung an, wie aus gewissen Empfindungen, z. E. ofus, cerius, mentum, die eigene Bedeutung der Worte geschlossen werden könne. Und dergleichen Beyspiele könnten wir mehrere anführen. Auf die in den Recensionen der ersten Ausgabe gemachten Erinnerungen hat er, so viel wir gesehen haben, weder in der neuen Vorrede, noch in dem Buche selbst Rücksicht genommen, außer daß er die von uns gerügte anstößige Stelle der Vorrede von S. XXII. bis XXVIII. hier in dem neuen Abdruck weggelassen hat. Die Druckfehler der ersten Auflage sind gleichfalls, wie sichs von selbst versteht, verbessert worden.

***Titi Livii* operum omnium Volumen III. animadversionibus illustravit *Frid. Andr. Strauch.* Gothae, apud Ettingerum, 1784. 1 Alph. 9 Bogen in 8.**

Dieser dritte Band des Livius enthält wieder fünf Bücher der römischen Geschichte, nämlich das XXI. bis zum XXV. Daß der Drakenborchsche Text zum Grund gelegt, und nur hie und da von dem Herausgeber, wo er es nöthig fand, nach eigener oder Gronovs und Crevviers Conjectur, oder nach Handschriften verändert, und durch und durch mit Anmerkungen begleitet worden ist, die entweder die Geschichte der Lesarten liefern, oder die seinigen rechtfertigen, und folglich kritisch

sind

sind, oder den Einsicht in die Erzählung des Geschichtschreibers zu Hülfe kommen, und hauptsächlich den livianischen Ausdruck, aus dem Autor selbst oder aus andern Schriftstellern, erläutern, und überhaupt grösstentheils sehr an ihrer Stelle stehen, wollen wir aus den Anzeigen der beyden ersten Theile nicht wieder holen. Wir wollen nur ein und das andere Beyspiel von Textesveränderungen in diesem Theil anführen. B. XXII. Cap. 29. ist die Lesart: Sed tunc Tarento id est Italia non abimuerimus, zuerst in den Text aufgenommen; so wie Cap. 25. ad C. cecidisse, für adcisse von. Cap. 26. quod sedes suas tenuerant. Cap. 27. ex loco edito fumo significans. Cap. 30. wo die gewöhnlichen Ausgaben lesen: (Alpes) pervias paucis esse, exercitibus invias, giebt er vor exercitibus, nec ein — und die Absicht Hannibals scheint dies allerdings zu rechtfertigen. Cap. 32. verbeßt er in den Worten: Annibal ad Druentia campestri maxime itinere cum bona pace ad *Alpes* incolentium ac loca Gallorum pervenit, die Worte ad Alpes, und der Verstand gewinnt auf die Art: Han. ab Dr. camp. max. it. *ad Alpes*, cum bona pace incol. ea loca Gall. pervenit. Cap. 33. lesen alle Handschriften und ältere Ausgaben: et captiue ac pecoribus, dafür setzt Valla: et captiuorum pecoribus, welche Conjectur alle folgende Herausgeber beybehalten. Hr. Ger. wagt dafür eine andere, und durch den Polybius III. 51 bestätigte Conjectur: et captivo *frumento* ac pecoribus. Cap. 65. — *quive* pater senatorius esset, andert er sehr glücklich: *cuive* etc. B. XXII. Cap. 5. zu Ende, statt avertitque cursu rapido amnes; a c. *rapidos* a. Wir übergehen andere Stellen, könnten auch Beyspiele glücklicher Erklärungen, oft durch bloße Aenderung der Interpunction, oder durch Vergleichung des Polybs, und des dem Livius eignen Redegebrauchs, anführen, wenn es solcher Beyspiele bedürfte, um diese Ausgabe allen denen, die forthin den Livius lesen wollen, zum Handgebrauch zu empfehlen.

M.

II. Erziehungsschriften.

Versuch eines Briefwechsels über das öffentliche Schul- und Erziehungswesen. — Gesammelt und herausgegeben von A. C. und K. Bertel. Viertes Stück. 1785.

Zuerst lieset man „Auszüge aus alten Bielefeldschen Schullisten, aus denen die Steigen und Fallen der Schülerzahl „und des Schulgeldes erhellet.“ Sie gehen vom Jahr 1699 bis 1716. Aus diesen unerheblich scheinenden Listen zieht hier Hr. B. wichtige und wahre Resultate, welche freylich die Beherzigung, nicht etwa bloßer Schulephoren oder Magistrate — (denn große Hindernisse können die nicht heben, oder aus einer Art von Despotismus wollen sie es nicht) — sondern der Fürsten und Staatsminister verdienten. In Bielefeld — und das gilt fast von allen Orten — ist laut dieser Listen, und seit diesen 85 Jahren das Schulgeld nicht im geringsten erhöhet, obgleich damals der Scheffel Rocken etwa 1 Gulden, jetzt im Mittelpreise 1½ Thaler, damals ein Fuder Holz 1½ Thaler, jetzt 2½ Thaler und drüber kostet. „Folglich sind die Einkünfte der Schullehrer jetzt offenbar kaum „halb so gut, als vor 85 Jahren, und auch das nicht einmal, „wenn man, wie billig, Geistesnahrung mit in Anschlag „bringe. Man fordert aber für diese Hälfte des Lohnes, ja „für noch weniger, noch immer die ganze Arbeit, und noch „hundererley Verbesserungen obendrein. Quo iure? quo „aequitate? Denn daß sie in jener Welt dafür belohnt werden, darauf, so unbestritten gewiß es ist, leihet ihnen doch „Niemand einen Thaler, sondern sie müssen in dieser Welt bezahlen, wie jeder andre, und zwar nach den jedesmaligen, „nicht nach den vormaligen Preisen der Dinge? — Wenn „also nicht der Staat (oder das Publikum jeder Stadt) einen ansehnlichen Theil seiner Einkünfte an die Stadtschulen „verwendet, und dadurch allen ihren Lehrern hinlänglichen „Unterhalt verschaffet, so sind die tausende der Schriften und „Bücher von der Verbesserung des Schulwesens und alle „übrige zu diesem Zwecke getroffene Anstalten eitel und vorgeb-

„lich.

„lich, unnütz und nichtswürdig.“ — So schreibt nicht blos Hr. B., so drücket sich der Hr. Oberconsist. Büsching aus; so denken die vernünftigsten Männer und Kenner, und würden eben das schreiben, wenn in gegenwärtigem Jahrhunderte noch zu erwarten stände, daß Regenten und Könige sie hörten, mit väterlicher Huld und oberlandesherrlicher Macht das riserne Joch zerbrächen, und die Sache der öffentlichen Lehranstalten, die es doch wahrlich so sehr verdient, zu ihrer eignen Sache, zur Sache des Staates machten.

Ein Beyspiel, fast ohne Beyspiel, wenn es gleich nur einer einzelnen Schule zu Nutze kam, gab vor ohngefähr sieben Jahren der Hochsel. Landgraf von Hessen-Cassel, Friedrich II. Er schenkte der Stadtschule zu Cassel ein neues steinernes Gebäude von 18000 Th. an Werthe, gab noch 6000 Th. zu dessen zweckmäßiger Einrichtung und zur Verbesserung der Wohnungen der Lehrer, vermehrte ihren Besoldungsfond mit 20,000 Th., und um seine fürstliche Wohlthat ganz Wohlthat seyn zu lassen, gab er der Schule, statt des bisherigen Scholarchats, ein vom Landesherrn unmittelbar abhängiges Directorium. Die ganze Einrichtung und die Verfassung dieses Lyceums werden in der dritten Nummer dieses Stückes mitgetheilt. Wo ist der Edle, der seinem Fürsten oder dessen vertrauten Räthen es empfehlen darf, auf ähnliche Art ein Wohlthäter der Schulen, des Landes, der Nachwelt zu werden?

Dj.

Das Buch für Anfänger im Lesen und Denken, von C. H. Wolke. St. Petersburg 1785. Aus der Breitkopfischen Buchdruckerey. Mit Erlaubniß des Polizeyamts. 20 Bogen in 8.

Herr Wolke liefert hier ein Elementarbuch, oder wie er es selbst nennt, eine elementarische Encyclopädie, zum ersten Unterricht für die Jugend, welcher auch in die französische und russische Sprache übersetzt werden soll. Viele haben dergleichen schon versucht, aber, wie es Recensenten dünkt, keiner hat noch das rechte Ziel getroffen. Von dem Verf. konnte man um so eher etwas zweckmäßiges erwarten,

da er bey vieljähriger Uebung im elementarischen Unterricht über die Fassung des kindischen Alters Beobachtungen anzustellen Gelegenheit gehabt, sich auch den Ruf erworben hat, daß er grade in diesem Geschäfte vorzügliche Talente und practische Kunstgriffe besitze. Es kömmt bey einem solchen Buche alles auf die Wahl des Inhalts, auf den Stufengang im Unterricht, und auf die faßliche und angemessene Art des Vortrags an, und wie Rec. das gegenwärtige in dieser dreyfachen Absicht gefunden habe, will er seiner Einsicht nach sagen.

Nach einem vorausgeschickten deutschen, lateinischen und russischen Alphabet, und einer kurzen Uebersicht der Sprachlehre, welches beydes doch nach des Verf. Geständniß nicht für Anfänger im Lesen seyn soll, — wie dann beydes auch flach und unzweckmäßig ist, — kömmt er S. 11. auf die erste Vorbereitung der Anfänger, welche in mancherley Uebungen im Lesen besteht, denn das Buchstabiren hält er, wie manche andere, für unnöthig und zeitverderbend; indessen sagt er nicht, wie er es mache, daß Kinder ohne Buchstabiren zum Lesen gebracht werden. In diesen Leseübungen sind allerley Worte angebracht, welche den natürlichen Schall der Sachen ausdrücken, welches sehr zweckmäßig ist, auch hätte deren Anzahl noch können vermehrt werden.

S. 24. f. verbindet er mit diesen Uebungen zugleich Uebungen im Denken, wo er zwar sehr schicklich mit sinnlichen Wahrnehmungen anhebt, aber es bald auch vergißt, daß alles elementarisch faßlich und anschaulich seyn sollte. So sind unter den Fragen, welche zu Erregung der Aufmerksamkeit dienen sollen, verschiedene wo nicht gar die meisten, welche nicht einmal von Erwachsenen, geschweige denn von Kindern beantwortet werden können. z. B. Was ist geschmacklos, übelschmeckend, wohlriechend, stinkend, kalt, hart u. s. w. In vielen der darauf folgenden Stücke ist zwar der Vorsatz kenntlich, nach der Fassung der Jugend Stoff zum Denken und Urtheilen darzureichen, aber der vorgesetzte Zweck wird nicht immer dadurch erreicht werden, weil der Verf. die Sachen mehr in seiner Fassung, als in der Fassung der Jugend angesehen, mehr nach seiner als nach der Fassung der Jugend ausgedruckt hat. Der Vortrag ist oft zu abstract, da er doch concret und anschaulich seyn sollte: oder es wird schon mehr Fähigkeit zu denken, oder mehr Kenntniß der

Sprach-

Sprachbedeutung vorausgesetzt, als bey Kindern vorausgesetzt werden kann; aber es müßte doch das meiste treffender, interessanter und sinnlicher dargestellt werden, wenn es wirklich die Aufmerksamkeit der Jugend reizen, das Denken bey ihr anregen, oder ihre Empfindung treffen sollte.

Mitunter glückt es zwar dem Verf. aber großentheils scheint er den Ton nicht getroffen zu haben, der die jugendliche Seele anziehen, ihres Verstandes sich unvermerkt bemächtigen, oder ihr Herz in Bewegung setzen könnte. Fabeln, Erzählungen und Poesien, welche das erste Denken des Menschen am leichtesten beschäftigen, und Ideen, natürliches Urtheil und gute Empfindungen in ihm erzeugen können, sind zwar hier auch allenthalben eingestreut; aber man liest sie ohne Theilnehmung und Wärme, und das Kind gewiß auch mehrentheils ohne sie zu verstehen und ihren Sinn zu empfinden; nicht zu gedenken, daß viele darunter dem Inhalt sowohl, als der Darstellung nach ganz unzweckmäßig gewählt sind. Zum Beweise lese man nur die Fabel S. 42. S. 47. Etwas von der wichtigen Kunst sich Gedächtniß zu machen S. 54. die langweilige Erzählung Monsieur Obenhin S. 55. f. und besonders das lange Gedicht eines Murza zu Ende des Buchs S. 272 f. dessen Einrückung für das Kind nicht zweckmäßig, und nichts weniger als elementarisch ist. Die Fragen und Antworten hingegen S. 64. f. sind größtentheils, nur die letztere ausgenommen, wirklich elementarisch, wenn das, was die Antworten besagen, auch zugleich in der Natur dargestellt wird.

Von S. 80 an wird nun etwas von denjenigen Kenntnissen gesammlet, die dem Menschen zum vernünftigen und bürgerlichen Leben am unentbehrlichsten sind. Aus der Rechenkunst nämlich S. 80 die sogenannten vier Species und die Regel de Tri, wo besonders die Anweisung zu einer leichtern Art zu dividiren S. 95 gefallen wird, da die gewöhnliche für die Jugend weitläuftig und mühsam ist. Herauf folgt die nöthige Kenntniß der Zeit S. 106, wo die Eintheilung derselben, die Jahrszeiten nebst ihren Wirkungen gelehret werden. Von der Natur wird S. 119. ziemlich allgemein und unbestimmt geredet, überhaupt ist noch zu zweifeln, ob der Begriff der Natur Kindern verständlich sey, die vielmehr die Werke der Natur anschaulich kennen lernen sollten. Von der Erdkunde S. 123. nichts als etwas weniges

zur

zur Kenntniß einer Landcharte, und noch etwas von der mathematischen Geographie, das für Kinder nicht faßlich ist, da sie vielmehr mit der physischen Beschaffenheit der Erde fürs erste bekannt gemacht werden sollten. Die Charte von Rußland folgt hierauf, S. 128 wo auch solche Dinge nur erwähnt sind, die für Kinder noch nicht gehören. Der Blick auf die fünf Erdtheile S. 139 f. ist mehr ein Namenregister der Länder und einiger Hauptstädte, als eine Charakterzeichnung der darauf wohnenden verschiedenen Menschen. Was demnächst von der Größe und Bewegung der Erde S. 146. und von den Weltkörpern und ihren Entfernungen von der Erde S. 148 f. gesagt wird, möchte wiederum der Fassung der Jugend nicht angemessen seyn, ist auch nicht faßlich genung vorgetragen. Statt dessen hätten wir die Wirkungen der Sonne und des Mondes auf unsre Erde und den daraus entstehenden Erfolg, nebst den reichen und wohlthätigen Producten der Erde selbst, vor das Anschauen der jungen Seele gebracht sehen mögen; alsdenn würde die Anwendung solcher Kenntniß lehrreicher, fruchtbarer und rührender, als die S. 155. u. f. ob sie gleich nicht ganz ohne Werth ist, — ausgefallen seyn, und auf die Erkenntniß dessen, der das alles gemacht hat, treffender vorbereitet haben.

Die folgenden moralischen Stücke, als die vorbereitende Religionslehre S. 166. die Lehren der Religion und Tugend S. 173. Freudengenuß in Gottes Natur S. 180 sind, die Verse ausgenommen, nicht ohne Verdienst; aber Recensenten scheinen sie dabey zu leer an Stoff, zu declamatorisch, zu wenig faßlich für die Jugend zu seyn. Was für interessanten Stoff bietet, das Anschauen der Welt und die Eindrücke, die es auf jede Menschenseele macht, zur Verehrung Gottes und zur Liebe des Guten dar, die hier nicht benutzt worden sind! — S. 184. f. ist etwas aus der Geschichte der Erde und ihrer Bewohner, aber, wie es Recensenten dünkt, ohne Plan und ohne Beziehung auf die jugendliche Fassung ausgehoben. Aus der Geschichte des A. T. manches, das für Kinder nicht gehört und ihnen nicht verständlich ist; manches anziehende und treffende hingegen ist nicht berührt. Etwas aus der Mythologie, das Anfänger gar nicht zu wissen brauchen, und für den allgemeinen Unterricht nicht dienlich ist. Aus der Völkergeschichte einzelne Brocken, welche mehr allgemeine Angaben einiger großen Veränderungen, als Character-

unterzüge der sich bildenden Menschheit sind. Von Jesu, der doch in der Geschichte der Menschen Epoche gemacht hat, nur wenig ausgezeichnetes; dessen Lehre und Charakter doch so vieles hat, das in seiner simpeln Darstellung zur Bildung einer jugendlichen Seele geschickt ist. Das Ganze wird mit einem Auszuge der merkwürdigsten Begebenheiten in der Geschichte Rußlands beschlossen.

Rec. gesteht, daß er sich ein Buch für Anfänger im Denken nach Stoff, Plan, Stufengang, Darstellung, Styl und Interesse anders vorstelle; ob er es gleich schwer hält, alles zu einem Zweck zu vereinigen. Besonders sollte es an Simplicität des Styls und an lebendiger Darstellung hervorstechen. Hr. Wolke kann simpel seyn, und ist es zuweilen genug; destomehr muß man sich wundern, daß er davon so leicht ins declamatorische oder abstracte übergeht, das beydes für die Fassung der Kinder nicht seyn kann. Unruhe und Zerstreuungen auf einer langen Reise, sind vermuthlich Schuld daran, daß er seinen Zweck nicht fest vor Augen behalten, seinen Stoff nicht sorgfältig genug demselben gemäß gewählet hat, noch sich in seinem Ton gleich geblieben ist. Der Recensent wünschte um so viel mehr, daß dieses Buch noch zweckmäßiger wäre als es ist; da man in Rußland die elende österreichische Normalmethode mit unglaublichen Kosten einzuführen anfängt, welche nothwendig undenkende Köpfe macht, und gar keine Begriffe entwickelt. Die Wolkische Methode ist zuverläßig unendlich zweckmäßiger und vorzüglicher, ja sie hätte ein Gegenmittel gegen den Schaden werden können, den das steife gedankenlose mechanische normalische Tabellenwesen gewiß thut. Es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, daß ein Elementarbuch dieser Art so vollkommen wäre, als die Methode an sich, und ohne Zweifel auch Hrn. Wolke mündliche Lehrart vorzüglich und zweckmäßig ist.

Em.

Nachrichten von einigen berühmten Schulanstalten in Deutschland. Erstes Stück. Vom Hallischen Waisenhause. Aläthopolis. Ohne Jahrzahl, 60 Seiten in 8.

Der

Der Verf. dieser kleinen Schrift las sonst, wie er sagt, viele pädagogische Schriften und Beschreibungen berühmter — (berühmte Schulen sind selten die nutzbarsten) — und auf dem Papiere guter Schulen, zog sich daraus das Ideal einer guten Schule, besuchte nun vorgeblich auf einer Sommerreise einige Schulanstalten, und fand viel Fehlerhaftes. Wer er auch sey, ich hätte es ihm wollen vorhersagen, ohne daß er die Reise zu thun nöthig hatte. Einmal müssen bei einer Menge von Schulen, insofern Unvollkommenheiten bleiben, als sie nicht von erfahrnen Schulmännern allein abhängen, sondern von Geistlichen und Stadträthen. Was würde man von Medicinalanstalten denken, deren Direction von Feldmessern und Advocaten abhängen sollte? Die Geistlichen haben ihr Consistorium: Schulen und Ihre Lehrer sollten auch billig von einem ganz eignen, gehörig auctorisirten, mit Sachkundigen Männern besetzten Collegium und sonst von niemand abhangen. Für das Zweite, möchte ich wohl die Anstalt in der Welt sehen, die man, mit einem gewissen lange gewünschten Ideal von Vollkommenheit im Kopfe besucht, und dann noch vollkommen finden würde. Wer zu viel erwartet, läuft immer Gefahr zu wenig zu finden.

„Unter allen Erziehungsanstalten, die ich besucht habe, „habe ich keine schlechter, und unsern aufgeklärten Zeiten zu„widerlaufender gefunden, als das Waisenhaus in Halle". Diß ist das Thema der Schrift, und der Beweis liegt in der kurzen Erzählung der dortigen Einrichtung. Nach R. Bedünken sind diejenigen Schulen, welche zugleich Erziehungsinstitute seyn sollen, und wo sich eine große Menge auswärtiger Zöglinge sammlet, meistens die unvollkommensten. Den Namen Erziehungsinstitute führen sie nur uneigentlich: denn die Erziehung hat ihren meisten Einfluß — zum Guten oder zum Bösen — schon geäußert, ehe Knaben in ein solches Institut kommen: und ehemals, als diese Institute errichtet wurden, kannte man die Mittel nicht, um den Schaden zu vermindern, sahe auch überhaupt allenthalben mehr auf Unterricht, als auf Erziehung. Unter einer Menge ungleichartiger Knaben, unter der mechanischen Einrichtung eines solchen Instituts lassen sich die Fehler der früheren Erziehung gerade am wenigsten vernichten. Eine jede andere Schule, nur nicht Klosteranstalt, kann bei specieller Aufsicht irgend

rgend eines Lehrers oder guten Hauswirthes in dem Falle mehr nützen und weniger schaden.

Die Directoren des Waisenhauses mögen sonst wohl ihre unbestrittene Verdienste haben, hängen aber in der Pädagogik noch an verjährten Grundsätzen und Vorurtheilen. Gleichwohl beruht auf ihnen die ganze Einrichtung. Die sechs Inspectoren haben nur mechanische Geschäfte, und da der Unterricht blos durch Studenten gegeben wird, so zieht dieses eine augenblickliche Veränderung der Lehrer nach sich, zieht viele Leute von der niedrigsten Herkunft auf dasige Universität, welche aus äußerster Dürftigkeit sich um diese kümmerliche Unterstützung bewerben. Wie kann das also eine vortreffliche, oder für Eltern beruhigende Anstalt seyn, wo akademische Jünglinge aus den niedrigsten Ständen, folglich ohne eigne feinere Erziehung, ohne Geschliffenheit der Sitten, ohne reiferen Verstand, ohne beobachtende Erfahrung, Lehrer, Erzieher und Aufseher von beynahe achthundert Knaben und Jünglingen seyn sollen? wo acht bis zwölf Schüler verschiedenes Alters bey einem Präceptor auf einer nicht geräumigen Stube wohnen, den Tag mechanisch verleben, in grosser Anzahl auf Sälen beysammen schlafen, und zwar von neun Uhr Abends bis sechs Uhr morgens im Bette seyn müssen? Schaudernd wahrlich für jeden Menschenfreund und Menschenkenner! Schaudernd, daß nach dem hier angeführten Zeugnisse eines Lehrers vom Waisenhause selbst, hier die gefährlichsten Laster der Jugend im Schwange gehen!

Dazu kömmt, daß der schnelle Uebergang vom mechanischen Mönchszwange, zur akademischen Freyheit, nach allen Erfahrungen für Jünglinge äußerst nachtheilig, und für ihre Sitten die gefährlichste Fallbrücke ist, und der Natur der Sache nach seyn muß.

Der Unterricht ist noch immer von dem Schlage, wie vor vierzig Jahren: kurz, schlechte Lehrer, schlechter Lohn, schlechte Arbeit, schlechte Lehrbücher und Methode, noch griechische und hebräische Dokimastika, mechanisches Beten und Singen und Andächteleyen vollauf.

Wer das Waisenhaus zu Halle nie selbst mit beobachtendem Blicke gesehen, oder über seine innere Einrichtung Augenzeugen gehört hat, der mag leicht auf den Argwohn kommen, daß in dieser Schrift übertriebene Verunglimpfung

sey.

ſey. Aber was R. theils ſelbſt davon geſehen, theils von gewesenen Zöglingen und Präceptoren gehört hat, iſt in der That nur gar zu übereinſtimmend mit den Klagen des Ungenannten.

Dt.

Die Harzgegend, oder eine kleine Reiſe von drey Tagen, zum Unterricht und Vergnügen der Jugend, von J. A. E. Götze. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1785. 8. 11½ Bogen ſtark.

Man kennt die vortreffliche Gabe des V. junge Gemüther auf die große Naturſcenen, und die Vorfälle des gemeinen und bürgerlichen Lebens aufmerkſam, gute Empfindungen und eigenes Nachdenken in ihnen rege zu machen, ſie auf eine eben ſo angenehme als nützliche Weiſe zu beſchäftigen, und ihnen den Gedanken einer allwaltenden Vorſehung recht tief einzuprägen, ſchon aus ſeinem Zeitvertreib und Unterricht für Kinder; auch dieſe kleine Schrift entſpricht dieſem Endzweck vollkommen in einem ſo würdigen, edeln, und dabey doch ſo vertraulichen Tone, daß wir ſie Kindererziehern zum Gebrauche und Schriftſtellern in dieſem Fache zur Nachahmung nicht genug empfehlen können; vorzüglich haben uns die Betrachtungen über den Wurm am Harze gefallen. Der ganze Boden in und um die Bode herum, ſeye Fortſaz des großen Granitgebirges, auf welchem der Brocken ſein Haupt erhebt, auch die Rostrappe habe vormals damit ganz zuſammengehangen. Daß andere Bäume, außer der Eiche keine Lohe geben, S. 142. die Stapelie mit der Fritillarie verwechſelt wird, überſieht man in einem Werke von dieſer Art und von dieſen Vorzügen gerne. Der ſogenannte Erbenaſt ſehen die Larven einer Art Raubfliege, und ein Lockbiſſen der Schweine, Droſſeln und Krammetsvögel.

Mb.

---

12. Haus-

12 Haushaltungswiſſenſchaft.

D. Joh. Gottl. Gleditſch, Königl. Pryſ. und Akademiſten, phyſikaliſch ökonomiſche Betrachtungen, über den Heideboden in der Mark Brandenburg, deſſen Erzeugung, Zerſtörung und Entblößung des darunter ſtehenden Flugſandes, nebſt einigen darauf gegründeten Gedanken, einen dergleichen Flugſand durch Wiederherſtellung ſeiner natürlichen Erd- und Raſendecke feſte oder ſtehend zu machen. Berlin, 1782. 8. 6 Bogen.

Unter den vielen zum Beſten der Preußiſchen Staaten abzweckenden Angaben und Einrichtung, welche eine Frucht des unermüdeten Eifers, und der lebhaften Thätigkeit des vortrefflichen Königl. Preuß. Staatsminiſters, Freyherrn von der Schulenburg, ſind, kann man auch die edle Abſicht rechnen, welche dieſen um das Wohl des Landes ſo verdienten Miniſter veranlaſſet, gegenwärtige Abhandlungen durch den Hrn. Pr. Gleditſch ausarbeiten zu laſſen Niemand konnte wohl mehr ſeinen Wünſchen hierinn entſprechen, als dieſer unſer Märkiſcher Linneus.

So wohl in der Mark als andern angränzenden Königl. Preuß. Provinzen finden ſich manche unbebauete Sandſchellen, welche theils unbrauchbar, theils für die angrenzenden Ländereyen ſchädlich ſind. Dieſer Sand würde zur Kienen-Holzſaat faſt durchgängig tauglich ſeyn, wenn es möglich wäre, ihm zum ſtehen zu bringen, ſo daß der Wind den Saamen nicht fortführen könnte. Durch den Holzanbau würde nun den Nachkommen, und dem Landesherrn ſowohl ein anſehnlicher Vortheil zuwachſen, als auch die Aecker vieler jetzt lebenden Unterthanen vor Verſandungn geſchützet werden. So wichtige Vortheile bewogen den Miniſter, dem Hrn. Verf. dieſe Materie zum Nachdenken zu empfehlen. Hierüber nun hat er uns ſeine Gedanken in zwey Abhandlungen bekannt gemacht.

In der ersten untersuchet er, wodurch öfters Versandungen hervorgebracht werden. Unter Heideboden verstehet der V. (S. 2.) Holz, welches auf einem mit Heidekraut bewachsenen Boden stehet. Diese Erklärung ist um desto nöthiger, da man sonst unter Heide auch Land verstehet, welches unbebauet, aber doch zur Viehweide dienet, es ist auch nicht jederzeit von der Art, daß man unter seiner Oberfläche Flugsand findet. Der Hr. V. handelt also hier von solchem Heideboden, worauf Holz stehet, und der, wenn man ihn von seiner oberen Decke entblößet, nichts als Flugsand zeiget. Er bemerket, daß die Decke dieses Bodens unter dem jungen Aufschlag entstanden, dieser erhält den Boden feucht. Aus dem Verfaulen der abgefallenen Nadeln oder Blätter entstehen unter demselben Flechten und Schwämme, unter diesen halten sich Insekten auf, welche daselbst sterben, bis endlich aus dem Verfaulen aller dieser Pflanzen, und thierischen Körper, eine staubartige Erde entstehet, wodurch sich nach vielen Jahren, die Decke des Heidebodens, welche den Flugsand überziehet, formiret hat. Es verweiset also der V. das gänzliche Abholzen der Schläge in dergl. Boden, denn eher wieder Aufschlag zu hoffen ist, so kann durch Platzregen und Witterung, die Decke dieses Bodens aufgerissen werden. Wenn dann Sturmwinde dazu kommen, so wird sie völlig zerstöhret, und der Sand auf die nächsten Grundstücke getrieben. Schon Cramer in seiner Anleitung zum Forstwesen warnet den Forstmann, dergleichen Oerter nicht ganz abzuholzen. Besonders ist dieses bey den Vorhölzern zu beobachten. Hier ist es nothwendig dem Schlage durch einen Mantel Schutz zu verschaffen. Vor dem Aufreißen der Decke solches Heidebodens warnet dann auch der V. jeden Forstmann, weil dadurch dem Winde freye Gewalt gegeben wird, den Sand fortzuführen. Hier eifert er mit Recht gegen das schädliche Streurechen, weil dadurch sowohl die obere Decke des Heidebodens zerrissen, als auch dem jungen Anflug Schutz und Nahrung geraubet wird. (S. 27.) Läßet man sich nun einfallen, noch über dem Getreidesaamen neben dem Holzsaamen in dergleichen aufgerissenen Flugsandboden einzustreuen, so ziehet dieser die wenigen Kräfte, welche darinn vorhanden, noch mehr aus, und man kann alsdann leicht denken, was man für Holz auf solchem Boden ziehen wird.

Alles

Alles dieses ist der ganzen Aufmerksamkeit eines denkenden Forstmannes werth, und lehret ihn, was er zu thun hat, wenn er einen Schlag abholzet, wo viel Heidekraut stehet, und wie er sich bey dem Ansäen oder Beförderung des Anflugs zu verhalten wünschte. Er wird den Boden unter der Decke untersuchen, und wenn er Flugsand findet, so muß er den Schlagen Schutz schaffen, ehe er die Decke aufreißet, sonst ist Mühe und Arbeit vergebens. In solchen Fällen, wenn der Schlag groß ist, muß dieser Schutz an mehr als einem Orte angebracht werden.

In der zweyten Abhandlung zeiget der H. V. diejenigen Mittel an, vermöge welcher man den Versandungen vorbeugen, und Sandschellen so zum stehen bringen kann, um Holzsaamen darauf zu säen. Er giebt hierzu die Regeln, kein Buschwerk auszurotten, was den Sandschellen zum Schutz dienet. Ist dergleichen Strauchwerk nicht schon vorhanden, so muß man es durch Einlegen der Sand- und Erdweiden (Salices pumilæ fruticosæ arenariæ) Schutz schaffen, oder man stecke Rehheide (Spartium scopatium) oder Wachholder. Ferner bewürket man dieses durch Anpflanzung zwey bis vierdoppelter Reihen Kropfweiden, Aespen, und Birken (S. 52.) Hierbey muß man sich der Vortheile, welche die Natur gewähret, so viel als möglich bedienen; man lege die Pflanzung hinter Hügeln oder Büschen an, damit sie vor dem Anfall der Hauptstürme geschützet werden. Manche Landleute haben die Gewohnheit, saget der V., daß sie die Sandschellen durch Reiß- oder Flechtzäune decken, die aber wegen unrechter Anlage bald zerreissen. Rez. hat in der Kurmark an verschiedenen Orten Sandschellen auf diese Art gedeckt gefunden, und der dazwischen ausgestreute Saame ist vortrefflich aufgeschlagen. Bey der Anlage müßte man den Zaun nach der Seite des stärksten Windstriches in einen spitzen Winkel führen. Es sind wenigstens diese Zäune das geschwindeste Mittel einer Sandschelle etwas Schutz zu verschaffen, und wenn man hinter derselben Pflanzungen anleget, so haben selbige Schutz, und dienen, wenn der Zaun umfällt, zu seiner vortrefflichen dauerhaften Bedeckung. Bey dergleichen Anpflanzungen, die auf den Sandschellen im Freyen geschehen müssen, empfielet der V. die sogenannten Sandstrahlen zu vermeiden, und solche zuletzt zu bepflanzen. Sie zeichnen sich deutlich durch die Windstriche aus, weil der Wind daselbst hauptsächlich seinen Zug nimmt.

Die Hauptanpflanzungen, welche der H. V. in Vorschlag bringet, und wodurch der Sand so zum stehen gebracht wird, daß Holzsaat darauf ohne Gefahr gesäet werden kann, sind (S. 65.) *Elymus arenarius*, Strandhafer, er wächset am Meeresstrand, so wie im Flugsand, man trifft ihn häufig in Churland und um Riga an, er treibet Halme von 3 bis 4 Fuß lang. Im Mecklenburgischen hat man schon durch Saamen mit gutem Erfolg damit Proben gemacht, und er gestattet dem Kienensaamen das Aufschlagen. *Arundo arenaria*, Sandrohr, Sandschilff, Sandhaber. Ist eine vortreffliche Pflanze um den Sand zum stehen zu bringen. Wenn sie auch von dem Winde ganz überwehet wird, so wächst sie doch durch den Sand hervor; man findet sie so häufig in den Königl Preußl. Landen. Der Saame kömmt selten zur Vollkommenheit. Man muß sich daher einen Vorrath von Wurzeln anschaffen, welche diese Pflanzen zur Seite austreibet, und die jungen Triebe abstechen, so viel als man zum Decken der Sandschelle nöthig erachtet. Sie wird in Graben oder Furchen von einer guten Queerhand tief geleget, und die Erde wird mit dem Fuß um selbiger feste getreten. Die beste Zeit hierzu ist vom September bis December, und vom März bis in den April. Es ist gut, wenn man die Wurzeln vorher in Sumpf- und Grabenwasser leget. *Carex arenaria*, kleine kriechende Sandsegge, kleine braune Sandsegge, deutsche Sassaparille, läuft zwar nicht so tief als ersteres in den Sand, beziehet aber den Boden und erlaubet die Holzsaat, sie wird ebenfalls häufig in Königl. Landen gefunden. Man kann sie durch frische Wurzeln fortpflanzen, welche man in Stücken von 6 Zoll schneidet, man bringet sie in den feuchten frischen Sand ein, oder man nimt Pflanzen, weichet sie in Wasser, und leget sie nachher ein. Die Wurzelstücke leget man in kleine Gräben von 1½ bis 2 Fuß auseinander. Alle diese Pflanzen lassen sowohl den Kienensamen zwischen sich aufgehen, als daß sie auch dem jungen Aufschlag Schutz und Schatten geben, wenn sie aber von selbigem überwachsen werden, so verdorren und vergehen sie von selbst.

Wie sehr wäre zu wünschen, daß diese Vorschläge jeder Forstmann und Landwirth beherzigte. Es würde gewiß durch das Anpflanzen dieser Gewächse unendlich mehr Nutzen gestiftet werden, als durch manche spielende und Kosten verderbende

de Anpflanzungen. Nur Liebe zum Forſtweſen, Luſt, Fleiß, Unbefangenheit und ein mühſames Subject, gehöret dazu, um dergleichen nützliche Vorſchläge in Ausübung zu bringen. Was iſt es nicht für eine angenehme hinreißende Ausſicht, für jeden Patrioten, einen ſchlechten unbrauchbaren Boden für die Nachkommen zu Hervorbringung eines ſo unentbehrlichen Produktes umzuſchaffen? Gewiß würden dieſe die Aſche des Urhebers und aller derer, welche dieſer vortrefflichen Verbeſſerung die Hände gebothen, noch nach Jahrhunderten ſegnen und verehren.

Jg.

Journal für die Gartenkunſt, welches eigene Abhandlungen, Auszüge und Urtheile der neueſten Schriften, ſo vom Gartenweſen handeln, auch Erfahrungen und Nachrichten enthält. Viertes Stück. Fünftes Stück. Stuttgart, Mezler. 1784. Jedes Stück 10 Bogen in 8.

Die in beyden Stücken vorkommenden Abhandlungen betreffen: die Mittel, das Wachsthum der Pflanzen zu befördern, wobey von Düngungsarten geredet wird; ferner die Cultur der Bohnen; die Tazetten und ihren Cultur; die Primel oder Schlüſſelblumen, (aus Lüdors Luſtgärtnerey,) dabey wird S. 65. im 5ten Stück der Vorſchlag gemacht, die Schlüſſelblume mit der primula offic. zu befruchten, um den Geruch zu geben; endlich die Erdbeeren. Daß die S. 148 angeführten Verſuche, durch abgeſchnittene Zweige, ſelbſt durch Waſſerreiſer, die Bäume zu vermehren, zuweilen glücken, weis Recenſent aus eigner Erfahrung.

B.

13. Vermischte Nachrichten.

Ein Heftlein an den großen Heftmacher der Staatsanzeigen (Titl.) Herrn Professor Schlözer zu Göttingen. 1783. S. 38. 8.

Wider den Aufsatz: Immaculaten-Proceß in Inspruck, im zweyten Heft der Schlözerschen Staatsanzeigen v. 1782. tritt hier ein Schriftsteller aus dem Jesuitischen Reich der Finsterniß hervor. Wir müssen unsere protestantischen Leser damit bekannt machen, welche keinen Begriff von dem Geist des Jesuitismus haben, der hier klar zu Tage liegt. In jenem Aufsatz ward berichtet, zu Inspruck sey der D. Schwarzl darüber in Ansprache genommen, daß er nicht den, seit Papst Paul V. von den Jesuiten auf allen Katholischen Universitäten eingeführten, und alle Jahr am 8ten Dec. als am Empfängnißfest Mariens von allen Professoren zu leistenden Eid, auf die unbefleckte Empfängniß abgelegt, sondern allein auf die katholische Lehre geschworen habe: nachdem er aber bereits den darüber entstandenen Proceß verloren, sey ihm vom Kaiser rescribirt: Schwarzl würde zwar besser gethan haben, wenn er gar nicht geschworen, sondern seine Bedenken an die Behörde eingegeben hätte; indessen sey dieser Eid de immaculata künftig bey allen Universitäten, Lyceen, Promotionen ꝛc. hinweg zu lassen.

Es ist erstaunlich, und zeigt, wie finster es noch in katholischen Ländern aussieht, daß gegen diesen Bericht nichts erheblicheres eingewandt werden kann, als was dies Heftlein enthält. Das Factum selbst, so weit die Erzählung den D. Schwarzl, betrifft, wird mit Stillschweigen übergangen, und also zugegeben. Nur dawider, daß die Jesuiten den unsinnigen Eid eingeführt zu haben beschuldiget werden, hat der Vers. nicht sowohl Gegengründe, als Zweifel, durch welche die Schande des Ordens nicht gemindert wird. Denn daraus, daß die Lehre selbst, welche der Eid voraussetzt, schon vor der Stiftung des Ordens auf vielen Universitäten die geltendste war, auch schon auf einigen förmlich beschworen zu werden pflegte, folgt gar nicht, daß die Jesui-

Jesuiten nicht nachher seit Pauls V. Zeiten, überall die Urheber und Beförderer der häßlichen Gewohnheit, den Eid am 8ten Dec. erneuern zu lassen, gewesen sind. Daß in der Eidesformul auch Gregors XV. Constitution erwähnt wird, daraus macht der Verf. des Heftleins dem Schlözerischen Correspondenten eine schikanöse Einwendung gegen die Wahrheit der Sache, als wenn damit angedeutet würde, daß die Formel schon zu Pauls V. Zeit so gelautet habe, da doch Gregor erst nach diesem Papst geworden. Er will nur nicht sehen, daß die Formel so, wie sie jezt lautet, in den Schlöz. Anzeigen abgedruckt sey. Und solcher Jesuitischer Misdeutungen findet man mehrere. — Bey dem allen findet es der V. gar nicht unrühmlich für seine Ordensbrüder, daß sie der Einführung jenes Eides beschuldiget werden. Denn er sagt dürr heraus: Die Jesuiten würden demjenigen allen Dank wissen, der durch Beweise darthun könnte, daß auf ihre Vermittelung ein solcher Eid in alle kathol. Universitäten eingeführt sey; wie sich dann diese Gesellschaft mit allen hohen Schulen, mit fast gar allen geistlichen Orden beflissen, und um die Wette beeifert habe, diese gottselige Meinung auszubreiten, und zu unterstützen, und alle christliche Herzen zur Liebe und Verehrung der göttlichen Mutter zu entzünden. In Wahrheit, ein Bekenntniß, das sehr wichtig ist, und bey einem jeden aufgeklärten Menschen den Verdacht, daß die Jesuiten von jeher sich bemüht haben, und noch immer treulich fortfahren, sinnlose Sätze, und ungeistliche Schwärmerey und Andächteley unter den Leuten auszubreiten, gar sehr verstärkt. Der unverständige Mensch hat aber so wenig arges daraus, daß er vielmehr vom Herrn Schlözer, weil doch derselbe ein Protestant, und kein Nestorianer sey, mithin die Vorzüge der Mutter Gottes nicht verläugnen könne, vielmehr Nachahmung jenes frommen Jesuitischen Eifers, als Vorwürfe erwartet. So! wir Protestanten werden also Nestorianer, wenn wir der Schrift und dem gesunden Menschenverstande gemäß behaupten, die Jungfrau Maria habe weiter keine besondern Vorzüge, noch weniger sey sie einer Verehrung werth. Indessen will der Jesuit nicht zugeben, daß dieser Eid enthalte, man glaube, Maria sey ohne Sünde empfangen. Von diesem Glauben, sagt er, der mit keinem Worte in der Formel angeführt wird, mein Hr. Professor, werden Sie sich

ſa nicht befallen laſſen, daß man jemals durch einen Eid einen göttlichen Glauben, als über einen Artikel, den uns das Wort Gottes vorträgt, gefordert habe. Wer verſteht das? Und wenn die Worte: ſpondeo, voveo ac juro, me velle pie tenere, nicht den Sinn haben, daß der Schwörende glauben müſſe, wenn ſie heißen ſollen, er wolle es vertheidigen, darüberhalten, deſto ſchlimmer, daß man die Leute durch Eidſchwüre zwingt, etwas zu vertheidigen, was nicht blos kein Vernünftiger glauben kann, ſondern auch ganz ungereimt finden muß. „Weder die Kirche, heißt es weiter, noch ganze Akademien, noch die Jeſuiten haben dies jemals gelehrt (daß mans auch glauben müſſe, was man ſchwöret) noch gefordert. Es war ein bloßer Eid, den man Gott und ſeiner göttlichen Mutter zu Ehren ablegte, daß man das, was uns ſo viele Zeugniſſe der älteſten Kirchenväter, Lehren und Schulen beſtätigen, auch im Herzen halten, und mit dem Munde verfechten wolle, und jene, ſo dieſe durch das Anſehen faſt der ganzen chriſtlichen Welt (doch nur der katholiſchen Welt, aber daß wir Proteſtanten auch Chriſten ſind, kümmert keinen Jeſuiten) unterſtützte gottſeelige Meynung von der unbefleckten Empfängniß beſtreiten und leugnen würden, mit allen Kräften in Lehren, Predigten und Schriften zu widerlegen. Welcher Unſinn! nicht glauben und doch im Herzen halten! nicht glauben und doch mit allen Kräften verfechten! Gott zu Ehren ſchwören, daß man im Herzen halte, was man nicht glaubt! Noch dazu eine bloße Schulmeinung und Mönchsgrille, die doch nur faſt, und nicht einmal faſt, von der ganzen Katholiſchen Kirche angenommen wird! Wo ſind dann auch die älteſten Kirchenväter, die dieſe Meinung durch ihre Zeugniſſe beſtätigen? Hat doch ſelbſt der Römiſche Stul noch immer ſich vorbehalten, über das Thomiſtiſche und Scotiſtiſche elende Gezänk davon den letzten Ausſpruch zu thun? — Ueber alle ſolche Fragen und Skrupel iſt der leichtfertige Menſch, der die Ehre und das geſetzgeberiſche Anſehen der Bande, zu welcher er ſich zählt, höher achtet und heiliger hält, als Anrufung des Namens Gottes im Eide, und Gewiſſenhaftigkeit, weit hinweg; es iſt ja nur ein Eid, ſagt er, wer wird ſich daraus was machen, ob es wahr iſt, was er ſchwört, ob er's glaubt, ob ers halten kann? ꝛc. ꝛc. Noch mehr Feſtigkeit in der Jeſuitiſchen Moral giebt dieſer Heftleinmacher

macher zu erkennen, wenn er hernach in seiner Kritik über das Restript des kaiserlichen Guberniums erklärt, in den Worten der Eidesformel sey nichts anders zu finden, als daß sich der Eid auf den gegenwärtigen Willen beziehe, den man wirklich zu haben bekennet, die unbefleckte Empfängniß in seinem Herzen und bey andern zu behaupten. Gegenwärtiger Wille zu glauben, was man nicht glaubt, was widersinnig, was abscheulich zu denken ist! Gegenwärtiger Wille und gegenwärtiger Widerwille, wie kann das mit einander bestehen! und welche Sittenlehre kann in einer Eidesformel beides vereinigen! Keine andre, als die, welche die abscheulichen Grundsätze von philosophischer Sünde, von Probabilismus, von Königsmord ꝛc. mit Vernunft und Christenthum zusammen zu reimen gewußt hat.

Glossen zu den Schlözerischen Staats-Anzeigen, aus dem Corpus juris. Frankf. und Leipzig 1785. 3 Bogen.

Ob der Verfasser witzig oder gelehrt seyn will, ist schwer auszumachen. Er liefert beynahe das ganze zwanzigste Heft der Schl. Anzeigen, und stellt bey jedem Artikel desselben ein oder mehrere Römische Gesetze hin, die etwa auf die Sache, von der geredet wird, accommodirt werden könnten.

Briefe nach Eichstädt. Zur Vertheidigung der Publicität überhaupt und der Schlözerischen Staatsanzeigen insbesondre. Frkf. und Eichstädt. 1785. 4 Bogen.

Herr Hofr. Schlözer vertheidiget sich gegen die Vorwürfe, die ihm vom Herrn Generalvicarius Lehenbauer in Eichstädt, wegen der von ihm in den Staatsanzeigen gemachten bekannten Hartmannischen Inquisitionsgeschichte, aber doch bey Gelegenheit derselben, gemacht waren. Vermuthlich nimmt er gegen die Lichtscheuen, und aus bösem Gewissen wider alle Publicität eingenommenen, und eifernden Justizmörder in Kirche und Staat, sein heilsames Mittel, die Staatsanzei-

gen, in Schutz. Er hat sehr Recht. Aber die Unterdrücker der Publicität bekommen alle Tage mehr Macht, und suchen alles hervor, damit nicht helle werde, was sie verdunkelt wissen wollen.

Fr.

Anrede an die Helvetische Gesellschaft in Olten von H. H. Füßli, nebst einem Epilogus von J. H. Schlosser. Gehalten den 14ten May 1782. 8.

— — — — von H. Dreyherr Mönch von Basel. Gehalten den 2ten Brachmonat 1783. 8.

Die Helvetische Gesellschaft, welche sich jährlich einmal zu Olten (ehemals in Schinznach) versammelt, ist immer eine sehr lobenswürdige Anstalt, Schweizer mit Schweizern näher bekannt zu machen, und die noch hie und da glühenden Funken des patriotischen Geists ihrer Vorfahren aufzuwecken. Hier liegt in zwey bey einer solchen Zusammenkunft gehaltenen Reden ein Beweis vor uns, daß die Ideen wahrer Freyheit und Vaterlandsliebe, auch die dankbare Erinnerung an die Thaten ihrer Voreltern, noch nicht bey ihnen erloschen seyen. H. Füßli (Professor der vaterländischen Geschichte in Zürich) hat sich, wie auch aus seinen andern Schriften erhellt, durch unermüdetes Forschen in der Geschichte seiner Väter mit dem Geist, und den Grundsätzen derselben so innig vertraut gemacht, und ist von der edeln Einfalt ihrer Sitten und dem Männlichen ihres ganzen Charakters so lebhaft gerührt, daß er nichts eifriger wünscht, als „daß die heutigen Schweizer den alten ähnlich seyn möchten". Ein Wunsch, dessen Erfüllung ihm so möglich, als zur wahren Wohlfart seiner Nation höchst nothwendig scheint. Es ist seinem edlen und wohlmeinenden Enthusiasmus zu vergeben, wenn er hier das Nationelle mit dem Temporellen verwechselt, wenn er von Schweizern verlangt, sie sollen sich unter allen Nationen allein vor den nachtheiligen Einflüssen des Luxus verwahren, sie sollen sich nicht etwa bloß noch immer durch gewisse Charakterzüge als Schweizer deutlich machen, noch immer Spuren jener Einfalt, Redlichkeit, Seelenstärke ihrer Voreltern an sich tragen, sondern sie sollen ihren Vätern auch so viel möglich

wöglich ganz ähnlich werden. Aber das sollte H. F. doch nicht vergessen, daß ebendasjenige in gegenwärtiger Zeit schwerlich das Fundament der bürgerlichen und politischen Glückseligkeit der Schweizer seyn kann, was in den vorigen Zeiten es freylich gewesen ist und seyn mußte. Der kriegerische Geist der Schweizer konnte bey der damaligen Lage ihrer benachbarten Staaten, bey der damaligen Art Krieg zu führen, u. s. w. ihnen freylich eine Sicherheit gewähren, die sich in unsern von jenen so verschiedenen Zeiten, wohl nicht mehr davon erwarten ließe. Die Maxime, die H. Füßli S. 43, 44. empfiehlt „daß die Schweizer ja das Aufsehn machen in der Welt auf alle Weise vermeiden sollen, dürfte wohl dieser in mancher Rücksicht so glücklichen Nation mehr als alle Kriegsübungen für ihre äußere Sicherheit Gewähr leisten. Ganz im Geist der ächten Schweizer, aber auch mehr nach ihrer jetzigen Lage, und ihren jetzigen Sitten modificiret sind die Regeln, die er zur Erreichung des großen Zwecks der politischen Glückseligkeit in Beziehung auf ihr Verhalten in äußern und innern Staatsangelegenheiten S. 33 — 55 festsetzt. Sie verdienen von allen schweizerischen Patrioten mit aller Aufmerksamkeit betrachtet zu werden, so wie das, was er S. 68 — 72 von den Reisen junger Herren, und der Erziehung der Töchter sagt, von schweizerischen Hausvätern nicht einmal sondern sehr oft gelesen, und beherziget werden sollte. Der Anhang von H. Schlosser scheint eine weitläuftige Untersuchung anzukündigen. Indeß läuft am Ende alles auf einen bekannten Gemeinspruch hinaus, daß die Furcht Gottes die Grundlage der Glückseligkeit eines Staats sey. Unstreitig hätte dieser Satz auf den Gegenstand, wovon die Rede war, deutlich ausführlich, und bestimmt angewandt werden sollen. H. Dreyerherr Mönch bleibt in seiner bey einer ähnlichen Gelegenheit gehaltenen Rede mehr bey allgemeinen Begriffen stehen. Der Inhalt seiner Rede ist der Begriff von der Freyheit, den der V. zu bestimmen, und gegen gewöhnlichen Mißverstand zu retten sucht. Sehr viel gutes, brauchbares, wahres, zweckmäßiges, und an diesem Ort, und zu dieser Zeit sehr gut angebrachtes haben wir darin gefunden: wenn wir auch hie und da nähere Bestimmtheit, mehr Präcision der Begriffe, Vollständigkeit an einigen, und mehr Kürze an andern Orten gewünscht hätten. Herzlich gern wünschen wir jeden, der diese Denkmäler schweizerischen

schen Geistes, und patriotischer Gesinnungen zu schätzen weiß, die Provinzialismen, die in diesen Reden vorkommen, besonders aber die häufigen Versehen gegen Grammatik, und Stil, die einem in der letztern aufstoßen, übersehen.

Sg.

Ueber Religion, Freydenkerey und Aufklärung, eine Schrift zu den Schriften unserer Zeiten, der Jugend geweiht von Karl von Eckartshausen. München, bey Strobl. 1786. gr. 8. 12 Bogen.

Bedauernswerth ist ein Land, wenn darinnen Aufklärung und Selbstdenken unter die politischen Verbrechen gezählet wird, wenn mächtige Hierarchen jeden aufglühenden Funken der reinen Vernunft auszutreten suchen, und wenn Intoleranz von jeder Art nach Belieben schalten und walten kann; allein noch bedauernswerther ist es, wenn sogar einige von den edlern Männern, welche noch einigermassen dem Einbruch der Geistesfinsterniß und Intoleranz entgegen wirken könnten, die Wahrheit verlassen, und zu den Feinden derselbigen übergehen. Die Ursachen eines solchen Verhaltens können verschieden seyn. Auf Seiten der überlegenen Parthey zu känneseln, ist schmale und unertheilhafter; oder man scheint auch anfänglich vermuthlich mancherley klarer Dünste mehr zu seyn, als man wirklich ist, macht wohl, so lange der Feind in der Ferne ist, mit dem hölzernen Säbelchen allerley Luft- und Kreuzhiebe, weicht aber bey Annäherung des Feinds Wehr und Waffen in den nächsten Sumpf, und verkriecht sich; oder es ist wirkliche Geistesschwäche und moralische Kraftlosigkeit, die weder feste Grundsätze noch reine und unbefangene Einsichten hat, sondern wie das Schilfrohr vom Winde hin und her geweht wird. Wenn man nun zusammen nimmt, was seit einiger Zeit in Baiern geschehen ist, und noch geschieht, was Herr von Eckartshausen in verschiedenen Schriften zum Besten der unterdrückten Menschheit thun zu wollen, affektirt hat, und was er endlich in dieser Schrift wirklich thut: so wird man mich verstehen. Die Gegenstände, über welche er hier redet, sind wichtige Angelegenheiten der Menschheit und des Christenthums, besonders in unsern Tagen. Männer haben darüber geschrieben, und Philosophen darüber gedacht.

Und

Und Herr von Eckartshausen? — winselt darüber, wie ein Weib, schwatzt darüber wie ein Quacksalber, und predigt darüber wie ein bigotter Pfaffe. Meinetwegen mag er immer nach seinen eingeschränkten Einsichten, nach seinen Vorurtheilen, und nach seiner Empfindeley, gute Absichten haben; aber wozu das lächerliche, sentimentalische Gekreische? S. 10. „Wenn ihr die Beweggründe, aus welchen ich heute „zu euch spreche, tadeln könnt, so behandelt mich auf öffent„lichem Platze wie einen Geschändeten, zerreißt einsmals, „wenn ich nicht mehr bin, meine Grabstätte, e theiliget meine „Gebeine“ (sollen sie etwan gar zu wunderthätigen Reliquien „werden?) „pflanzet Dörner um meine Grube, und entehret „mein Andenken durch Flüche. — Sehr mir ins Gesicht:“ (Ach ja, der physiognomische Leser beliebe nur das dieser Schrift vorgedruckte Bildniß des Hrn. v. E. anzusehen!!) „ist eine Tücke in meinem Auge, ist Falschheit an meiner Stirne, fühlt „meinen Puls,“ (das thun aber sonst nur die Aerzte bey den Fieberkranken) „er schlägt ruhig, keine Leidenschaft wallt „in meinen Adern; ich will zu euch sprechen, als wäre dieses „die letzte Rede in meinem Leben, als schlössen sich meine Lippen auf ewig; so will ich sprechen, wie ein Sterbender am „Rande der Grube,“ (die fangen gemeiniglich an, etwas irre zu reden) „der keinen Antheil an dieser Welt mehr hat, und „der für jedes Wort von dem Ewigen zur Rechenschaft gezogen wird: und wenn eure Herzen undurchdringlich zu meiner Stimme seyn können: so müsset ihr kein Gefühl und „keine Seele mehr haben.“ — Ich frage einen jeden Leser, ob er ohne Ekel ein solches kahles, leeres Gechwätz anhören kann? Nichts als zusammengestoppelte Redensarten, ohne Sinn, Geschmack und Geist! — Der erste Satz, von welchem der Verfasser ausgeht, ist dieser: „den Mitmenschen aufklären, heißt ihn dem Licht näher führen; ihn dem Licht näher führen (wozu dieser Umweg?) heißt dem Menschen das Wohl der Menschheit gründlicher einsehen lassen, und diese Einsicht besteht in der Kenntniß der Bruderliebe.“ Der letzte Satz ist ein Lustsprung, wobey man den vorhergehenden ganz aus dem Gesichte verliert; doch logisch richtig zu denken, ist die Sache solcher Köpfe nicht. Dann will er weiter darthun: daß das große Geheimniß der Aufklärung darin bestehe, das Privatinteresse und die Selbstliebe des einzelnen Menschen mit dem Interesse und der Liebe der ganzen Menschheit zu vereinigen. — Das ist einseitig und unbestimmt. Aufklä-

rung darf zwar von der moralischen Natur des Menschen nicht getrennt werden, wenn sie wahre Aufklärung seyn soll; sie erhöhen und unterstützen vielmehr einander; allein sie wird hauptsächlich in den intellectualischen Kräften des Menschen, und durch dieselben gezeugt, und erhält von ihnen ihre ächte Wirkungskraft und Richtung. Wie viele Scheiterhaufen sind nicht aus lauter **Bruderliebe** zum vermeinten **Seelenheil der Ketzer**, und zum Besten der gläubigen Brüder und der heiligen Kirche angezündet worden? Die Verfolger wußten entweder nicht, was sie thaten, oder sie meinten, sie thäten Gott einen Dienst daran, das ist, sie hatten falsche Begriffe und Vorurtheile. Blinder Glaube hatte ihre Vernunft gefangen gehalten. Recht hat der Verf. zwar, wie er Philosophie und Religion als Aufklärungsmittel angiebt, auch wenn er sagt: daß Philosophie (ächte niemals) oft in Freygeisterey, und Religion ohne Philosophie in Aberglauben ausarte. Aber hier hätte er bestimmen sollen, was **wahre Philosophie**, was **wahre Religion** sey. Das ist aber seine Sache nicht. Dafür findet man ein verwirrtes Hin- und Hergerede, daß man nicht weiß, was er unter Philosophie und Freygeisterey, unter Religion und Aberglauben eigentlich verstehe. Höchstschädlich kann freylich eine gewisse, fälschlich sogenannte, neuere Philosophie für die **Sittlichkeit** und bürgerliche Gesellschaft werden, wenn sie noch immer mehr nachbetende Schüler unter dem Volke finden sollte, und insoferne Hr. von E. diese unter seiner Freygeisterey verstehe, so hab' ich nichts dargegen einzuwenden. Aber aus allem siehet man wohl, daß er seine ächte Philosophie verunglimpft, um den mächtigen Verfolgungen zu höfeln. Ist denn auch die Religion, welche er den Freygeistern entgegensetzt, wohl diejenige, welche Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetet? Die wahre, reine Christusreligion, gereiniget von allen menschlichen Zusätzen und abentheuerlichen Meinungen? Aus mehr als einer Aeußerung kann man schließen, daß bey ihm Religion ausschließungsweise die **alleinseligmachende römische Religion** sey, denn er spricht zu viel vom **Glauben seiner Väter**, vom **Glauben an das Unbegreifliche**. S. 89. spricht er: „Ich will „den Menschen zu überführen suchen, daß alle noch so unbe„greifliche Lehren des Glaubens uns entweder besser oder „glücklicher machen sollen.“ Da würde ein feiner Beweis herauskommen! Man sollte doch endlich aufhören — wie auch hier geschieht — **Religionsgeheimnisse** mit den unbe-

greif-

gentlich sogenannten Naturgeheimnissen, oder vielmehr natürlichen Erscheinungen, deren Grund uns wenigstens jetzt noch nicht bekannt ist, zu vergleichen. Daß der Magnet das Eisen an sich zieht, das sehe ich; aber nicht so, daß bey der Transsubstantiation die Oblate aufhöre, Mehl und Wasser zu seyn u. s. w.

Der Schluß der ganzen Abhandlung ist wieder sehr absurd-pathetisch, und würde keinen übeln Monolog in einem herzbrechenden Trauerspiel geben. „Ihr Lieben meines Vaterlandes! solltet ihr wieder die Ueberzeugung eures Herzens der erkannten Wahrheit widerstreben, so will ich an die ehrwürdige Grabstätte eurer Väter hintreten, mit meinen Händen die Erde aufscharren," (Schade dann für die Finger, die so niedliche Sachen schreiben!) „und mit gräßlicher Stimme ins dumpfe Gewölb hinabrufen: Stehet auf ihr Redlichen," (das heißt wirklich zu viel prätendirt!) „und erinnert eure Söhne eurer Gottesfurcht, eurer Ergebenheit für die Religion," (die Baiern haben sich allezeit durch ihre Ergebenheit gegen die Hierarchie und die Diener derselbigen, so wie auch durch thätigen Ketzerhaß, ausgezeichnet) „eurer Liebe fürs Vaterland, eurer Treue für den Fürsten! zeiget ihnen eure gefalteten Hände vor den Altären der Gottheit, eure schuldlosen Herzen in den Hallen des Heiligthums. Beschwöret sie durch eure grauen Haare, die die Tugend rühmlich weiß werden sah; durch die Wunden, die fürs Vaterland bluteten, daß sie die Wege der Tugend und des Glücks nicht verlassen sollen, und wenn eure redliche altdeutsche Miene, euer ehrwürdiges Ansehen die verdorbenen Herzen nicht wieder zurückführt, so soll der Marmor, der eure Gebeine verschließt, über mich zusammenstürzen, und meine Asche zu der eurigen sammeln, und der Sturmwind soll die ausgeartete Zöglinge in alle Welttheile verwehen, die nicht würdig sind, eine Erde zu betreten, worauf einst Baiern stunden, die Männer waren." —

Noch muß Recensent zweyer Noten gedenken. Die eine besteht aus einer gar lächerlichen Grimasse über Nicolais Reisebeschreibung. Daß sie eine gar lächerliche Grimasse ist, kann folgende Stelle beweisen: „Wie erstaunte ich, als ich den Abschnitt über München in seiner Reisebeschreibung las. Mir ward, als erwachte ich aus einem angenehmen Traume.

Wie

„Wie ein Schattenbild verschwand das Ideal meines Gemäl„des. Ich fand Nicolais Züge nicht mehr — nicht die Zü„ge des Menschenfreundes — nicht die Zügr des Mannes — „nicht die des Gelehrten. Wie in einer Feengeschichte ver„führte mich die lockende Gestalt bis in die Mitte des Buchs, „veränderte dort ihre Bildung, und stund vor mir da, schreck„lich wie ein Gespenst. Ist es Traum oder Wahrheit? schrie „ich auf. Nein, das ist nicht Nicolai, der dieses schrieb! „nein, er ist es nicht, bey der Gottheit nicht! — Nur den„ken, daß er es seyn könnte, wäre Beleidigung für den „Mann, dem ich so viele Würde, so viel Bescheidenheit zu„traue. Ein menschenfeindlicher Satyr, der sichs zum Beruf „gemacht hat, jede Nation zu tadeln, nur das Böse in jedem „Lande aufzusuchen, um alles lächerlich zu machen, hat mit „Nicolai gefrevelt, und um den Gutdenkenden zu täuschen, „seinen entweihten Namen vorgesetzt. Ja, ich behaupte es, „das ist Nicolais Werk nicht.“ (Kann man Ziererey und Unsinn weiter treiben?) „Es ist schrecklich, auf welche into„lerante Art der Autor dieses Buches das Oberhaupt unsrer „Kirche herabsetzt. — Ich erkläre auch die Note, die der „Verfasser anführt, und die Lavater über die Physiognomie „des Pater Grubers gemacht haben soll, als falsch u. s. w.“ (Man kann die Absurdität nicht weiter treiben. Nicolai erzählt ein Urtheil, das ihm Lavater mündlich gesagt hat, und Hr. von Eckartshausen, dieser unbedeutende Schwätzer, will nicht, daß Lavater gesagt haben soll, was Nicolai hörte? Uebrigens möchte Hr. E. und viele Leutchen in München Hrn. N. wahre Schilderung mit Recht beherzigen.) — Die bittersten Verfolgungen, welche in Baiern über so viele rechtschaffene und aufgeklärte Männer ergangen sind, und noch ergehen, der verzehrende Feuereifer, den die Fränke, Gruber, Joste, Frölich, Strobl und Consorten gegen Andersdenkende ausgießen, und so viele andere Gräuel, das sind also keine Intoleranz? Sind vielleicht höchstens kleine menschliche Schwachheiten, die man mit dem Mantel der Bruderliebe zudecken muß? Sind vielleicht gar gerecht, löblich, christlich, wenigstens ächt katholisch? Sind also die muthigen Freunde der Wahrheit und des Lichts, die edlen Vertheidiger der gekränkten Rechte der Vernunft und der Menschheit, welche bey gleichen die Menschheit, Vernunft und Religion entehrende Fakta erzählen, darüber urtheilen, und darüber ihren gerechten Unwillen äußern, böse und gottlose Leute? Soll also

blos die eine Parthey berechtiget seyn, mit Keulen und Steinen bewaffnet, alles niederzuschlagen, hingegen die andere kein anderes Recht haben, als zu leiden, zu schweigen, und sich niederschlagen zu lassen? — Die andere Note betrifft die Ohrenbeichte, welche der Verfasser sogar philosophisch vertheidigen will. — Von S. 107—152 steht die akademische Rede: über die litterarische Intoleranz unsers Jahrhunderts, welche schon besonders gedruckt, und im 1sten Stücke des 66sten Bandes dieser A. D. B. nach Verdienst gewürdigt worden ist. In einem Anhang will Hr. von E. diese Rede gegen eine Recension in den Nürnbergischen gel. Zeitungen vertheidigen; aber es ist alles ganz elendes Geschwätz. Endlich redet er auch noch etwas über Journalisterey und Publicität. Man kann sich leicht vorstellen, wie feind ein Mann von seiner Gesinnung, diesen Wohlthäterinnen der Menschen ist, und wie unbestimmt ein so seichter Kopf darüber raisonnirt. Um seine Schwäche durch einen fremden Schild zu sichern, läßt er das bekannte königl. preußische Ministerialrescript, das Journal von und für Deutschland betreffend, hier abdrucken, allein ohne zu bedenken, daß dasselbige hieher gar nicht paßt, daß es blos auf einen einzelnen Fall geht, wo ganz besondere Umstände waren, und daß die kön. preuß. Regierung allen andern größen und kleinen Regierungen von jeher, als ein nachahmungswürdiges Beyspiel der religiösen, politischen und litterarischen Duldung vorgegangen ist, und gewiß auch in der Zukunft noch ferner vorgehen wird. Zu allerletzt bekömmt noch der brave und aufgeklärte Verfasser der gutgemeinten Paragraphen an Baierns Prediger eine Lektion, daß er nicht fein säuberlich mit dem gepredigten Unsinn umgegangen ist.

Hhm.

Nachrichten.

Beantwortung der Preisfrage, von der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, in der A. D. Bibl. LXIV. Bande, 1stem Stücke, S. 303. 1ster Theil der Frage: ist in der Bibel oder in der gesunden Vernunft ein Grund vorhanden, der uns verpflichtet, die Erklärungen anderer Menschen, von

den Aussprüchen Jesu und seiner Apostel, zu Glaubensartikeln zu machen, und von den Christen zu fodern, sie als wahr und untrüglich anzunehmen? Antwort: Nein; Beweis: vide Bibel des N. Testaments, und gesunde Vernunft des A. und N. Testaments.

2ter Theil der Frage: Und wenn dies nicht, vielmehr erweislich wäre, daß es geradezu gegen die Bibel und die gesunde Vernunft sey; was ist wohl von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Projekts „ein neues Glaubensbekenntniß für Katholiken und Protestanten aufzusetzen“ zu halten? Antwort: nicht viel; Beweis: weil das neue Glaubensbekenntniß vermuthlich auch von Menschen, und zwar von anderen Menschen, als Jesus und die Apostel waren, würde aufgesetzt werden.

Sollte durch gelehrtere und weitläuftigere Abhandlungen über diese Fragen am Ende nichts besseres herauskommen, so hätte der Verfasser dieser Beantwortung einige Stralen der Hoffnung zum Preis.

B. . . 20 April 1786.

א. ד.

* * *

In der neuen akademischen Buchhandlung zu Marburg wird nächstens einer unserer Pädagogen herausgeben: Lustige Kinderbibliothek. Sie wird eine der wichtigsten Lücken, welche bey Kindern ganz besonders Bedürfniß ist, die scherzhafte, Unterhaltung ausfüllen. Moralische und wissenschaftliche Kinderschriften haben wir genug; aber an einer komischen Lektüre, die beynahe geschickter, als jede andere zur Verbindung des Utile mit dem Dulce ist, fehlt es fast gänzlich. Der Herausgeber wird zugleich den Versuch machen, durch diese Bibliothek die Kinder auf die Lesung unserer Romanen und Liebesgeschichten, die ihnen über kurz oder lang doch in die Hände fallen, so vorzubereiten, daß bey solchen Schriften künftig Geschmack, Kritik und am Ende das Zwerchfell mehr ins Interesse gezogen werden, als Herz und Phantasie; womit er schon viel gewonnen zu haben glaubt. Mit der Bearbeitung des Don Quixote wird er beginnen, dem Werke selbsten wird eine besondere Beylage für die Erwachsenen beygefüget werden, welche die Absichten des Verfassers, den Nutzen und Gebrauch des Buchs selbst näher entwickelt.

Hr.

* * *

Hr. C. C. Andre, Fürſtl. Waldeckiſcher Edukationsrath, hat angekündigt, daß er eine weibliche Bildungsanſtalt zu Schnepfenthal bey Gotha unternehmen wolle; wovon die nähere Beſtimmung in einer beſondern Nachricht zu finden iſt.

* * *

Ein militairiſches Werk unter dem Titel: Reine Taktik der Infanterie, Cavallerie und Artillerie, wird angekündigt. Der Inhalt deſſelben im Einzelnen, und wie der Verfaſſer (der ſelbſt als Officier mehrere Jahre gedient hat, und gegenwärtig als öffentlicher Lehrer der Taktik bey einem bekannten Erziehungsinſtitut ſteht) die Materien abzuhandeln denkt, iſt in einer Nachricht beſchrieben. Das Werk ſoll franzöſiſch und deutſch erſcheinen.

* * *

Hr. Friedrich Ludwig Aſter, Churfürſtl. Sächſiſcher Ingenieurmajor, kündigt einen praktiſchen Unterricht in der Kriegsbaukunſt nach Hrn. Johann Chriſtoph Glaſers Grundſätzen an, welcher auf Subſcription in 6 Heften nach und nach herauskommen wird, wovon den Inhalt eine Nachricht beſagt.

* * *

Hr. Georg Sigism. Otto Laſius, Churf. Braunſchweigiſcher Ingenieur, kündigt ein Buch von 12 Bogen in 4 auf holländiſch Papier unter dem Titel: Beobachtungen über die ſämmtlichen Gebirgarten des Harzes, nebſt einer genauen petrographiſchen Charte von Harzgebirgen, und deren Erklärung auf Pränumeration an. Auch iſt derſelbe erbötig, eine Sammlung der ſämmtlichen Gebirgarten des Harzes in einer vollſtändigen Suite Liebhabern abzulaſſen. Der Preis eines ſolchen Cabinetchens, welches zu einem Gegenſtück der vom Hrn. Bergſecretair Voigt zu Weimar gelieferten Sammlung dienen kann, ſoll 5 Ducaten ſeyn.

* * *

Hr. Riem, welcher jetzt Sekretär der Leipziger ökonomiſchen Societät iſt, hat vor kurzem in Rußland von der dortigen freyen ökonomiſchen Geſellſchaft den Preis davon getragen, der über beſſere Fütterung des Rindviehes ꝛc. mit 25 Dukaten ausgeſetzt war.

den Aussprüchen Jesu und seiner Apostel, zu Glaubensartikeln zu machen, und von den Christen zu fodern, sie als wahr und untrüglich anzunehmen? Antwort: Nein; Beweis: vide Bibel des N. Testaments, und gesunde Vernunft des A. und N. Testaments.

2ter Theil der Frage: Und wenn dies nicht, vielmehr erweislich wäre, daß es geradezu gegen die Bibel und die gesunde Vernunft sey; was ist wohl von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Projekts „ein neues Glaubensbekenntniß für Katholiken und Protestanten aufzusetzen“ zu halten? Antwort: nicht viel; Beweis: weil das neue Glaubensbekenntniß vermuthlich auch von Menschen, und zwar von anderen Menschen, als Jesus und die Apostel waren, würde aufgesetzt werden.

Sollte durch gelehrtere und weitläuftigere Abhandlungen über diese Fragen am Ende nichts bessers herauskommen, so hätte der Verfasser dieser Beantwortung einige Stralen der Hoffnung zum Preis.

B. . . 20 April 1786.

א. ר.

* * *

In der neuen akademischen Buchhandlung zu Marburg wird nächstens einer unserer Pädagogen herausgeben: Lustige Kinderbibliothek. Sie wird eine der wichtigsten Lücken, welche bey Kindern ganz besonders Bedürfniß ist, die scherzhafte, Unterhaltung ausfüllen. Moralische und wissenschaftliche Kinderschriften haben wir genug; aber an einer komischen Lektüre, die beynahe geschickter, als jede andere zur Verbindung des Utile mit dem Dulce ist, fehlt es fast gänzlich. Der Herausgeber wird zugleich den Versuch machen, durch diese Bibliothek die Kinder auf die Lesung unserer Romanen und Liebesgeschichten, die ihnen über kurz oder lang doch in die Hände fallen, so vorzubereiten, daß bey solchen Schriften künftig Geschmack, Kritik und am Ende das Zwerchfell mehr ins Interesse gezogen werden, als Herz und Phantasie; womit er schon viel gewonnen zu haben glaubt. Mit der Bearbeitung des Don Quixote wird er beginnen, dem Werke selbsten wird eine besondere Beylage für die Erwachsenen beygefüget werden, welche die Absichten des Verfassers, den Nutzen und Gebrauch des Buchs selbst näher entwickelt.

Hr.

* * *

Hr. C. E. Andre, Fürſtl. Waldeckiſcher Edukationsrath, hat angekündigt, daß er eine weibliche Bildungsanſtalt zu Schnepfenthal bey Gotha unternehmen wolle; wovon die nähere Beſtimmung in einer beſondern Nachricht zu finden iſt.

* * *

Ein militairiſches Werk unter dem Titel: Reine Taktik der Infanterie, Cavallerie und Artillerie, wird angekündigt. Der Inhalt deſſelben im Einzelnen, und wie der Verfaſſer (der ſelbſt als Officier mehrere Jahre gedient hat, und gegenwärtig als öffentlicher Lehrer der Taktik bey einem bekannten Erziehungsinſtitute ſteht) die Materien abzuhandeln denkt, iſt in einer Nachricht beſchrieben. Das Werk ſoll franzöſiſch und deutſch erſcheinen.

* * *

Hr. Friedrich Ludwig Aſter, Churfürſtl. Sächſiſcher Ingenieurmajor, kündigt einen praktiſchen Unterricht in der Kriegsbaukunſt nach Hrn. Johann Chriſtoph Glaſers Grundſätzen an, welcher auf Subſcription in 6 Heften nach und nach herauskommen wird, wovon den Inhalt eine Nachricht beſagt.

* * *

Hr. Georg Sigism. Otto Laſius, Churf. Braunſchweigiſcher Ingenieur, kündigt ein Buch von 12 Bogen in 4 auf holländiſch Papier unter dem Titel: Beobachtungen über die ſämmtlichen Gebirgarten des Harzes, nebſt einer genauen petrographiſchen Charte von Harzgebirgen, und deren Erklärung auf Pränumeration an. Auch iſt derſelbe erbötig, eine Sammlung der ſämmtlichen Gebirgarten des Harzes in einer vollſtändigen Suite Liebhabern abzulaſſen. Der Preis eines ſolchen Cabinetchens, welches zu einem Gegenſtück der vom Hrn. Bergſecretair Voigt zu Weimar gelieferten Sammlung dienen kann, ſoll 5 Ducaten ſeyn.

* * *

Hr. Riem, welcher jetzt Sekretär der Leipziger ökonomiſchen Societät iſt, hat vor kurzem in Rußland von der dortigen freyen ökonomiſchen Geſellſchaft den Preis davon getragen, der über beſſere Fütterung des Rindviehes ꝛc. mit 25 Dukaten ausgeſetzt war.

Predigten für christliche Landleute auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs, nach den gewöhnlichen Evangelien.

Unter diesem Titel bin ich willens zur Ostermesse 1787, ein Predigtbuch für den gemeinen Mann und Landmann herauszugeben, theils zu seiner eignen Privaterbauung, theils für Küster und Schulhalter zum Vorlesen in der Kirche, wo es üblich ist. Die Predigten werden Betrachtungen über Wahrheiten enthalten, die den Fähigkeiten und Bedürfnissen des gemeinen Volks zur Belehrung und Beruhigung angemessen seyn sollen. Es haben Personen, deren Urtheil Werth hat, geurtheilt, daß das Gebetbuch für christliche Landleute, welches ich zu Ostern 1785. herausgegeben habe, seiner Absicht gemäß sey. Nach ebendenselben Grundsätzen und in dem nämlichen Tone, d. i. mit beständiger Rücksicht auf das, was dem gemeinen Mann nützlich und verständlich ist, habe ich auch diese Predigten ausgearbeitet. Klein-Schönebeck den 9ten April 1786.

R. Dapp,

Prediger zu Klein-Schönebeck, Schöneiche und Münchehofe bei Berlin.

Diese Sammlung von Predigten für Landleute des durch ähnliche Arbeiten für Landleute rühmlich bekannten Herrn Verfassers, werde ich in meinem Verlage unter folgenden Bedingungen auf Vorauszahlung drucken lassen:

1) Das Werk wird aus 69 Predigten, auf die Sonntage, auf die in Königl. Preuß. Landen gefeyerte Festtage, aus einer Bußpredigt und zwey Erndtepredigten bestehen. Es soll in einem Band in 4to aus leserlicher, sogenannter Mittelschrift gedruckt werden.

2) Die Vorausbezahlung ist 1 Rthlr. 4 Gr. Conventionsmünze, oder 1 Thlr. 6 Gr. Brandenb. Courant. Nachher wird diese Predigtsammlung 1 Thaler 16 Gr. kosten.

3) Es wird in der Ostermesse 1787 erscheinen, bis dahin steht die Vorauszahlung offen, und die Pränumerationsgelder werden

den Postfrey gesendet; dagegen werden die Exemplarien auch bis Berlin, Stettin und Leipzig frachtfrey geliefert; an andern Orten wird von den Herren Vorauszahlern die Fracht vergütet. Für diejenigen, welche nach baarer Einsendung der Pränumerationsgelder keinen Schein verlangen, und mir in Berlin, Stettin und Leipzig eine Addresse geben, wohin die Exemplarien abzuliefern sind, will ich die Ablieferung sogleich richtig besorgen, sobald das Werk herauskömmt. Diejenigen aber, welche Scheine bekommen, können die Exemplarien nicht eher erhalten, bis sie die Scheine zurückſenden.

4) Diejenigen Herren, welche Pränumerationen sammlen wollen, haben folgende Vortheile zu geniessen. Wer auf sieben Exemplare das Pränumerationsgeld baar einsendet, bekömmt das achte umsonſt. Wer auf zwölf pränumerirt, bekömmt außer diesen zwey umsonſt. Wer auf zwanzig pränumerirt, bekömmt außer diesen vier Exemplare umsonſt. Sollte jemand eine noch gröſsere Anzahl Exemplarien sammlen, ſo wird man den Umſtänden gemäß ſich auch wohl um einen noch gröſsern Vortheil billigermaſsen vergleichen.

5) Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. Es werden daher alle Herren Sammler ersucht, die leſerlich geſchriebenen Namen und Titel längſtens im Anfange des Märzes 1787 einzuſenden. Berlin den 1. May 1786.

Friedrich Nicolai.

Beförderungen.

1786.

Der bisherige ordentliche Professor der Mathematik und Physik auf der Universität zu Altdorf, Hr. Johann Tobias Mayer, Sohn des ehemaligen berühmten Göttingiſchen Mathematikers, iſt als ordentlicher zweyter Professor der Mathematik und Physik, unter vortheilhaften Bedingungen und mit dem Character eines hochfürſtlichen Brandenburgiſchen Hofraths, auf die Universität zu Erlangen berufen worden, und hat dieſen Ruf ſo angenommen, daß er gleich mit dem Anfang des neuen Sommerhalbenjahrs ſeine Vorleſungen eröffnen will.

Hr. Prof. Starke in Jena ist zum Herzogl. Weimarischen Rath und wirklichen Leibarzt ernannt worden, jedoch mit Beybehaltung seiner Professur.

Hr. Georg Karl Siegmund Strobel, Hochfürstl. Brandenburgischer Hofrath, ist an des sel. Stiebers Stelle zum wirklichen geheimen Archivar in Anspach ernannt worden.

Hr. Friedr. Wilhelm Strieder in Cassel ist zum Hessen-Casselischen Rath und wirklichen Bibliothekssekretair ernannt worden.

Hr. Professor Schulz in Giesen ist daselbst Superintendent der Alsfelder Diöces, dritter ordentlicher Professor der Theologie und erster Burgprediger geworden.

Hr. Heinrich Ludwig Wilibald Barkhausen, auch in der gelehrten Welt nicht unberühmt, erst Kriegs- und Domainenrath in Ellrich, und seit 1780. in Magdeburg, ist an des verstorbenen Stadtpräsidenten Calvisius Stelle in Halle gekommen.

Todesfälle.

1785.

Spät erfahren wir das Absterben eines der trefflichsten Gelehrten und Menschenfreunde in der Schweiz, des Hrn. Doktors Hans Kaspar Hirzel, Verfassers der Wirthschaft eines philosophischen Bauern (Kleinjogg) und anderer lehrreichen Schriften. Er starb am 29sten September auf seinem Lehenguth zu Katzen-Rütihof, eine Meile von Zürich, in seinem 61sten Jahr.

Im December starb der Doctor Peter Ernst Wilde, welcher sich auf einem adelichen Landguth in Liefland als Hausarzt aufhielt, in den letzten Jahren aber hauptsächlich mit dem Unterricht adlicher Kinder beschäftigte. Er hat sich durch verschiedene Schriften bekannt gemacht, welche man gröf-

grösstentheils in Badenschen livländischen Bibliothek 3 Th. S. 302 u. f. angezeigt findet. Seine letzte Arbeit war die Kriegswissenschaft für junge Leute, von welcher aber nur der erste Theil im Druck erschienen ist. Vermuthlich brachte ihn seine erwähnte Beschäftigung mit einigen zum Kriegsdienst bestimmten Kindern, auf die Gedanken, dieses Werk auszuarbeiten.

1786.

Am 15ten Sept. starb zu Elmshorn Herr Friedrich Christian Reichenbach, Propst der Grafschaft Ranzau, in einem Alter von 60 Jahren und 9 Monaten.

Druckfehler.

Im LXII. Bande I. Stück.

S. 164. Z. 9. l. richtig statt wichtig. S. 305. Z. 11. l. Eisentraut st. Eisenkraut.

Im LXIV. Band I. Stück.

S. 189. Z. 1. u. 2 sind die Worte: vor kurzem nach St. Petersburg berufene auszustreichen. S. 366. Z. 5 von unten auf l. Jensen st. Jnsen. S. 309 ist die Nachricht von Plenks Tode auszustreichen.

Im LXV. Bande I. und II. Stück.

S. 17. die unterste Zeile, statt er lies er. S. 18 die oberste Zeile st. Feuchtigkeit l. Fähigkeit. Zeile 2, st. artikulirter l. artikulirte. S. 19. Z. 6. muß hinter Alterey eingerückt werden, waren. Zeile 10 u. 11. anstatt: geringermassen gebildetes Sprechen, lies: in schon einigermassen gebildeten Sprachen. Z. 6. von unten statt Jacgons lies Jargons. S. 21. Z. 21. st. Einleitung l. Eintheilung. S. 152. Z. 4. wird das entweder weggestrichen. S. 153. Z. 9. st. Betrachtung l. Beachtung. S. 154. Z. 24. st. vor dem Körper l. von dem Körper. Z. 4. von unten st. um den Verstandtheil l.

Hr. Prof. Starke in Jena ist zum Herzogl. Weimarischen Rath und wirklichen Leibarzte ernannt worden, jedoch mit Beybehaltung seiner Professur.

Hr. Georg Karl Siegmund Strobel, Hochfürstl. Brandenburgischer Hofrath, ist an des sel. Stiebers Stelle zum wirklichen geheimen Archivar in Anspach ernannt worden.

Hr. Friedr. Wilhelm Strieder in Cassel ist zum Hessen-Casselischen Rath und wirklichen Bibliothekssekretair ernannt worden.

Hr. Professor Schulz in Giesen ist daselbst Superintendent der Alsfelder Diöces, dritter ordentlicher Professor der Theologie und erster Burgprediger geworden.

Hr. Heinrich Ludwig Wilibald Barkhausen, auch in der gelehrten Welt nicht unberühmt, erst Kriegs- und Domainenrath in Ellrich, und seit 1780. in Magdeburg, ist an des verstorbenen Stadtpräsidenten Calvisius Stelle in Halle gekommen.

Todesfälle.

1785.

Spät erfahren wir das Absterben eines der trefflichsten Gelehrten und Menschenfreunde in der Schweiz, des Hrn. Doktors Hans Kaspar Hirzel, Verfassers der Wirthschaft eines philosophischen Bauern (Kleinjogg) und anderer lehrreichen Schriften. Er starb am 29sten September auf seinem Lehenguth zu Katzen-Rütihof, eine Meile von Zürich, in seinem 61sten Jahr.

Im December starb der Doctor Peter Ernst Wilde, welcher sich auf einem adelichen Landguth in Liefland als Hausarzt aufhielt, in den letzten Jahren aber hauptsächlich mit dem Unterricht adlicher Kinder beschäftigte. Er hat sich durch verschiedene Schriften bekannt gemacht, welche man gröf-

gröſtentheils in Wadebaſch liefländiſchen Bibliothek 3 Th. S. 302 u. f. angezeigt ſtehet. Seine letzte Arbeit war die Kriegswiſſenſchaft für junge Leute, von welcher aber nur der erſte Theil im Druck erſchienen iſt. Vermuthlich brachte ihn ſeine erwähnte Beſchäftigung mit einigen zum Kriegsdienſt beſtimmten Kindern, auf die Gedanken, dieſes Werk auszuarbeiten.

1786.

Am 15ten Sept. ſtarb zu Elmſhorn Herr Friedrich Chriſtian Reichenbach, Probſt der Grafſchaft Ranzau, in einem Alter von 62 Jahren und 9 Monaten.

Druckfehler.

Im LXII. Bande I. Stück.

S. 164. Z. 9. l. richtig ſtatt wichtig. S. 369. Z. 11. l. Eiſentraut ſt. Eiſenkraut.

Im LXIV. Band I. Stück.

S. 189. Z. 1. u. 2 ſind die Worte: vor kurzem nach St. Petersburg berufene auszuſtreichen. S. 366. Z. 9 von unten auf l. Jenſen ſt. Jrnſen. S. 369 iſt die Nachricht von Plenks Tode auszuſtreichen.

Im LXV. Bande I. und II. Stück.

S. 17. die unterſte Zeile, ſtatt er lies er. S. 18 die oberſte Zeile ſt. Feuchtigkeit l. Fähigkeit. Zeile 5, ſt. artikulirter l. artikulirte. S. 19. Z. 6. muß hinter Affenlerey eingerückt werden, waren. Zeile 10 u. 11. anſtatt: geringermaſſen gebildetes Sprechen, lies: in ſchon einigermaſſen gebildeten Sprachen. Z. 6. von unten ſtatt Jacgons lies Jargons. S. 21. Z. 21. ſt. Einleitung l. Eintheilung. S. 152. Z. 4. wird das entweder weggeſtrichen. S. 153. Z. 9. ſt. Betrachtung l. Beachtung. S. 154. Z. 24. ſt. vor dem Körper l. von dem Körper. Z. 4. von unten ſt. um den Verſtandtheil l.

um

um der Verſtändlichkeit. S. 155. Z. 5. von unten ſt. der Schöpfung l. oder Schöpfung. S. 156. Z. 8. ſt. die Seele l. der Seele. Z. 14. ſt. jenem l. jenen. Z. 28. ſt. Vorausſetzung l. Vorausſehung. S. 160. Z. 1. ſt. keine abgezognen Begriffe l. kein abgezogner Begriff. Z. 15. ſt. exiſtirende l. exiſtirendes. S. 465. Z. 10. l. geringen ſt. gemeinen. S. 466. Z. 9 l. Seiden ſt. Seiten. S. 469. Z. 12 v. u. auf l. laſen ſt. laſſen. S. 504. Z. 17 und 18. l. Anzeigen von unnützen und elenden Büchern längſt mit Recht vergeſſener Augsburger.

Im LXVI. Bande I. und II. Stück.

S. 42. Z. 19. wird ſpreche weggeſtrichen. S. 43 Z. 6. von unten ſt. modificirt machte l. modificiren mußte. S. 48. Z. 13. ſt. der l. den. Z. 18. ſt. ungenutzt l. ungerügt. S. 49. Z. 26. vor mißdeuten l. zu, und anſtatt gar l. als. S. 50. Z. 8. ſtatt eingeſchränkte lies eingeſchränktere. Z. 7. von unten ſt. nur l. um. S. 52. Z. 12. ſt. Form l. Irren. Z. 3. v. u. ſt. nur l. nun. S. 87. das Zeichen Ff. ſoll ſeyn Tf. — S. 95. Z. 5 ſtatt kein Trugſchluß l. ein Trugſchluß. S. 114. Z. 2. v. unt. in der Note ſt. auf das erſte l. auf das Daſeyn der erſten. S. 116. Z. 3 muß nach Sehrohr noch hinzugeſetzt werden: und unſere Sehkraft. S. 123. Z. 19 ſt. durchgängig l. durchgängiger. S. 125. Pickels lies Pickelt; eben ſo im Inhalt. S. 272 gehört die Recenſione Beſchreibung von Gärten, unter die Rubrik: ſchöne Künſte. S. 354. Z. 12 ſt. oder andern, l. der andern. S. 366. Z. 10 v. unt. ſt. wahrhafte Speiſe l. nahrhafte Speiſe. S. 368. Z. 23. ſt. bedurfte l. bedürfte. S. 369. Z. 4. Meller l. Weller. S. 430. Z. 13. Saſſenheimen l. Saſſenhainen.

In der Leipziger Jubilate-Meſſe 1786. ſind beym Verleger dieſer Bibliothek folgende neue Bücher fertig geworden.

Aufſätze, betreffend die ruſſiſche Geſchichte von J. K. M. d. K. a. R. 1ſter bis 3ter Theil, 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Beſchreibung der K. Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam, aller daſelbſt befindlichen Merkwürdigkeiten, und der umliegenden Gegend. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Mit Grundriſſen von Berlin, Potsdam und von dem neuen Schloſſe bey Potsdam, und einer neuen Karte der Gegend um Berlin, 3 Bände gr. 8. 5 Rthlr. 12 Gr.

— — Anhang dazu, oder Nachricht von den Baumeiſtern, Bildhauern, Kupferſtechern, Malern, Stukkaturern, und andern Künſtlern, welche vom XIIIten Jahrhundert bis jetzt in und um Berlin ſich aufgehalten haben, und deren Kunſtwerke daſelbſt noch vorhanden ſind, gr. 8. 10 Gr.

Bibliothek, allgemeine deutſche, LXIVten Bandes 2tes Stück, bis LXVIten Bandes 2tes Stück, gr. 8. 3 Rthlr. 18 Gr.

— — der Großfürſten Alexander und Conſtantin von J. K. M. d. K. a. R. 3ter bis 5ter Theil. Mit einem Kupfer von D. Chodowiecki. 8. 2 Rthlr.

Briefe die neueſte Litteratur betreffend. 5ter und 6ter Theil. Neue Auflage. 16 Gr.

Chalmers, G., Schätzung der Stärke von Großbritannien, während der gegenwärtigen und der vier vorigen Regierungen, und des Verluſtes ſeines Handels in einem jeden Kriege ſeit der Revolution. Aus dem Engliſchen überſetzt mit Anmerkungen und Zuſätzen von V. A. Heinze. gr. 8. 1 Rthlr.

Eberhards, Joh. Aug., Sittenlehre der Vernunft zum Gebrauche von Vorleſungen. 8. 12 Gr.

Erzählungen und Geſpräche von J. K. M. d. K. a. R. 3ter bis 5ter Theil, mit einem Kupfer von D. Chodowiecki. 8. 2 Rthlr.
(iſt einerley mit der Bibliothek des Großfürſten.)

Geſchichte des Fräuleins von Roſenbaum. 2 Bände. 8. 1 Rthlr.

Haygarths, D., Unterſuchung, wie die Pocken verhütet werden können, aus dem Engliſchen überſetzt von D. J. E. L. Cappel, gr. 8. 8 Gr.

Hermanns, Benedikt Franz, Beyträge zur Phyſik, Oeconomie, Mineralogie, Chemie, Technologie und Statiſtik, beſonders der ruſſiſchen und angränzenden Länder. 1ſter Band. gr. 8. 1 Rthlr.

Lavaters, Joh. Caſp., Geiſt, aus ſeinen eigenen Schriften geſchildert, gr. 8. 14 Gr.

Mösers, J. J., patriotiſche Phantaſien. 4ter Band. gr. 8. 20 Gr.

— — ebendieſelben ordin. 8. 14 Gr.

N. Nicolai, Ludw. Heinr., vermiſchte Gedichte, 3ter Band mit einem Kupferblatt von J. W. Meil, 8. 12 Gr.

Nachrichten.

Nicolai, Fr., Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz VIIter Band, mit einem Kupfer, gr. 8. 1 Rthlr.

— — Untersuchung der Beschuldigungen des Herrn Professor Garve wider meine Reisebeschreibung durch Deutschland und die Schweiz. Nebst einigen Erläuterungen, die nützlich, auch wohl gar nöthig seyn möchten. gr. 8. 12 Gr.

P. Partatius, Karl, Standrede beym Leichenbegängnisse Sr. Excell. Hrn. N. A. von Pomeiske, K. Preuß. Generallieutenante, 4. 2 Gr.

Priestley, Joseph, Liturgie und Gebetsformeln zum öffentlichen Gottesdienst für Christen von allen Konfessionen. Nebst einer Vorrede über die Möglichkeit und den Werth eines allgemeinen christlichen Gottesdienstes, von A. H. Pistorius, gr. 8. 10 Gr.

Resewitz, Fr. G., Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Besserung der öffentlichen Erziehung, Vten Bandes 4tes Stück. 8. 6 Gr.

von Rochow, F. E., Katechismus der gesunden Vernunft, oder Versuch in faßlichen Erklärungen wichtiger Wörter nach ihren gemeinnützigsten Bedeutungen, u. mit einigen Beyspielen begleitet. 8. 6 Gr.

Schmids, Konrad Arnold, des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen, mit einem Kupfer von J. W. Meil, gr. 8. 4 Gr.

Treumanns, G. F., Katechisationen, 1 Theil. 8. 8 Gr.

Wieglebs, Johann Christian, Handbuch der allgemeinen Chemie. Zwey Bände. Zweite neuberichtigte und vermehrte Auflage, gr. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

— — Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken, 2ter Theil mit Kupfern, gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Kupferstiche.

Neuer Grundriß der K. Residenzstädte Berlin, von Oesfeld gezeichnet, und von Sotzmann gestochen. 1786. 4 Gr.

Grund der Stadt Potsdam von Oesfeld gezeichnet, 1786. 4 Gr.

Grundriß der beyden Geschosse des neuen Schlosses bey Sanssouci, worinnen die Zimmer numeriret sind, die den Fremden gezeigt werden. 1786. 4 Gr.

Neue sehr genaue Karte der Gegend etwa zwey Meilen um Berlin, gezeichnet von Oesfeld, und gestochen von L. Schmid, 1786. 8 Gr.

Bildnisse.

Bildniß des Hrn. Kanzley-Direktor Goekingk nach Graf von E. Henne gestochen. 8. 6 Gr.

— des Hrn. Prof. E. D. Ebeling in Hamburg, von Beyel gestochen. 4 Gr.

— des Hrn. Rathsherrn N. A. J. Kirchhoff in Hamburg, von Beyel gestochen. 8. 4 Gr.

— des Hrn. Prof. M. C. Sprengel in Halle, von Beyel gestochen. 8. 4 Gr.

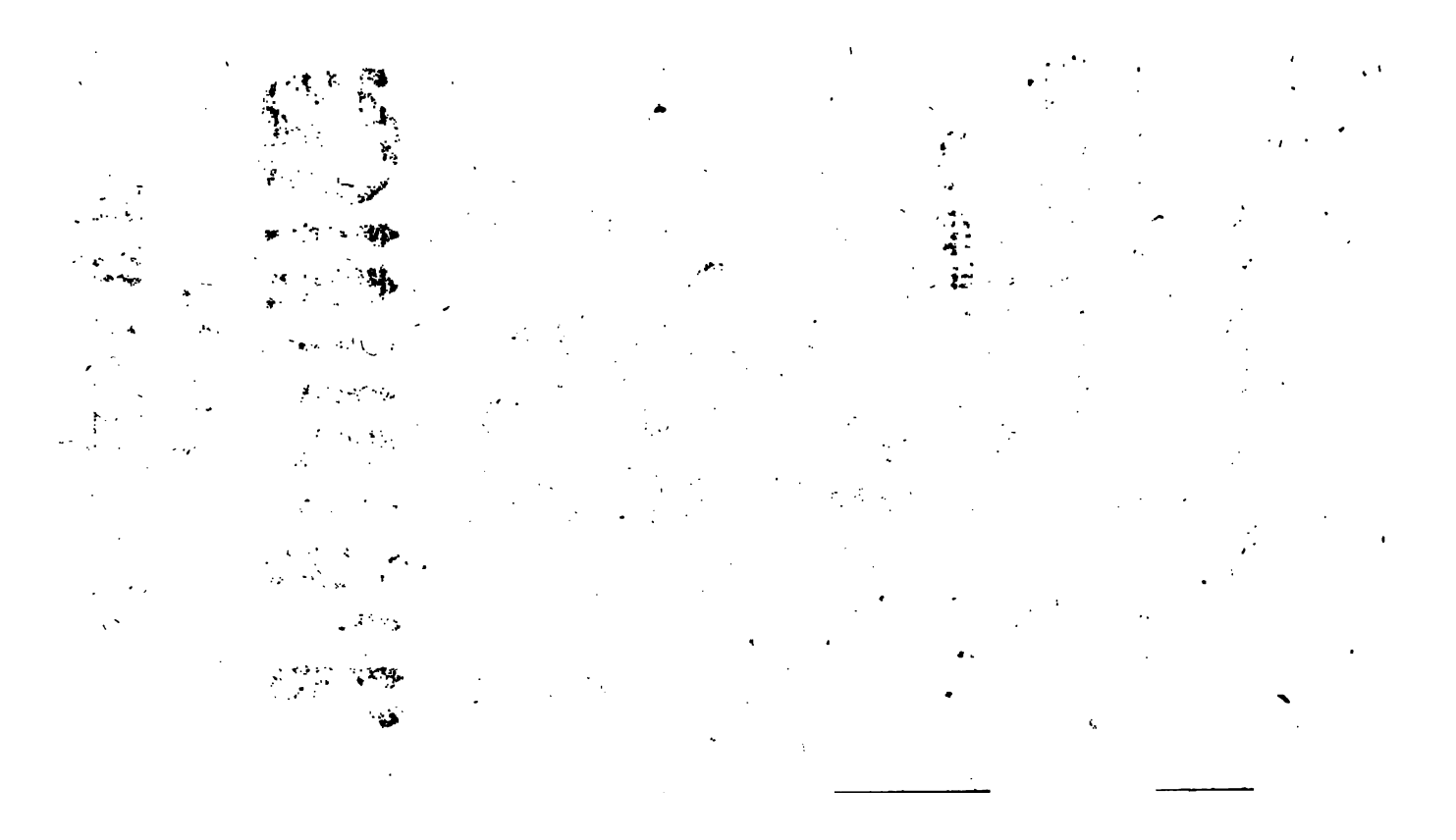
— des Hrn. Raph und Prof. Max. Stoll in Wien v. E. Henne gestochen. 4 Gr.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des ſieben und ſechzigſten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1786.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des sieben und sechzigsten Bandes recensirten Bücher.

IV. Ausführliche topographische Beschreibung des Herzogthums Magdeburg, und der Grafschaft Mannsfeld, Magdeb. Antheils 318
V. *de Herzberg*, sur la veritable richesse des états Ebend. deutsch 328
VI. J. J. Eschenburgs Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften 336

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Herzenserleichterung zweyer Menschenfreunde in vertraulichen Briefen über J. K. Lavaters Glaubensbekenntniß 360
J. K. Lavaters Herzenserleichterungen 360
G. W. Böhmens christliche Barmherzigkeit, nach ihrer Beschaffenheit 380
Die Schriften des A. T. nach ihrem Inhalt und Zweck bearbeitet von D. W. F. Hufnagel 381
Der Kirchenbote, 1784. 5 St. 6 St. 1785. 6 St. 388

2. Rechtsgelahrheit.

Abdruck meiner Gedichten, 2 Hefte 385
Grab der Chikane, 2r Bd. 387
Eclaircissement de divers sujets interessans pour l'homme d'état et de lettres 387
J. M. F. Brauer's Abhandlung zur Erläuterung des Westphälischen Friedens, 2 u. 3r Bd. 390

D. H. L. Fr. v. Ompteda Litteratur des gesammten sowohl natürlichen als positiven Völkerrechts, 1 Th. 401

Reflektionen über Schwängerung, Hurkinder und Eheloſigkeit des 18ten Jahrhunderts 404

C. F. Glück opuſcula iuridica, faſc. I. 404

I. E. Mülleri promtuarium iuris novum, T. II. III. 405

H. B. Niſſen Verſuch über die natürliche Verbindlichkeit der Verträge 405

Collectio diſſert. hiſtorico antiquario iurid. in academiis germanicis habitarum 405

K. v. Eckartshauſen beleidigten Rechte der Menſchheit, oder Richtergeſchichte aus unſerm Jahrhunderte, 4r Bd. 406

E. E. Scheppler über den Rechtsgang bey dem K. und Reichskammergericht 406

C. F. Walchii opuſcula, quibus plura iuris romani ac germanici capita explicantur 407

D. K. L. Weſtphals Tortur der Griechen, Römer und Deutſchen 408

D. J. A. Reuß deutſche Staatskanzley, 8 Th. 410

3. Arzneygelahrheit.

C. L. Murſinna medicinischchirurgiſche Beobachtung, 1ſte Sammlung 410

Lehrſätze des Hrn. Mesmer's, ins Deutſche überſetzt 410

Doppets theoretiſche und praktiſche Abhandlung vom animaliſchen Magnetiſm aus dem Franz.

Bericht der von dem Könige von Frankreich ernannten Bevollmächtigten zur Unterſuchung des thieriſchen Magnetismus aus dem Franz. 413

A. B. Lorrys Ueberſicht der vornehmſten Veränderungen und Anwandlungen der Krankheiten, aus dem Latein. 419

W. Hunters medizinische und chirurgiſche Beobachtungen und Heilmethoden, aus dem Engliſchen von K. G. Kühn, 2r. Bd. 420

Neue Sammlung der auserleſenſten und neueſten Abhandlungen für Wundärzte, 7 u. 8s St. 422

Medicinischer Briefwechſel von einer Geſellſchaft Aerzte, 16 St. 422

J. B.

J. B. Burserius von Kentschelin Fortsetzung der Anleitung zur Kenntniß und Heilung der Fieber 424
C. L. Mursinna medic. chirurg. Beobachtungen. Erste Sammlung

4. Schöne Wissenschaften.

J. K. Lavaters Messiade, 2r und 3r Bd. 434
Heinrich der vierte, und dem Prinzen von Conti. Versuch 436
J. A. Meppens Gedichte 438
Bild einer vollkommnen Gattin 440
P. Panisch, Voltaire und Ich in den Unterwelt 440
J. Knolls Luftschlösser 441
Copien für meine Freunde, so gut als Manuscript 445
C. A. Clodius Odeum 444

5. Schöne Künste.

Musik.

J. W. Häßlers sechs Klavierstücke, halb leicht, halb schwer 447
G. C. Hüners charakteristische Clavierstücke 448
C. P. E. Bachs sechs Sonaten fürs Clavier mit veränderten Reprisen 450

6. Romanen.

Volksmährchen der Deutschen, 2r Th. 454
Siegfried von Lindenberg, 3r Th. 455
K. P. Moritz, Anton Reiser, ein psychologischer Roman 458
A. Kotzebue, Leiden der Grimbergischen Familie, 1ter Theil 459
Julchen Grünthal 462
Lebensscenen aus der wirklichen Welt, 3r Bd. 465
Briefe an Lina von Sophie von la Roche 466

D. H. L. Jr. v. Ompteda Litteratur des gesammten sowohl natürlichen als positiven Völkerrechts, 1 Th. 401
Reflektionen über Schwängerung, Hurkinder und Eheloſigkeit des 18ten Jahrhunderts 404
C. F. Glück opuſcula iuridica, faſc. I. 404
I. E. Müller promtuarium iuris novum, T. II. III. 405
H. G. Niſſen Verſuch über die natürliche Verbindlichkeit der Verträge 405
Collectio diſſert. hiſtorico antiquario iurid. in academiis germanicis habitarum 405
K. v. Eckartshauſen beleidigten Rechte der Menſchheit, oder Richtergeſchichte aus unſerm Jahrhunderte, 4r Bd. 406
E. L. Scheppler über den Rechtsgang bey dem K. und Reichskammergericht 406
C. F. Walchii opuſcula, quibus plura iuris romani ac germanici capita explicantur 407
D. L. L. Weſtphals Tortur der Griechen, Römer und Deutſchen 408
D. J. A. Reuß deutſche Staatskanzley, 8 Th. 410

3. Arzneygelahrheit.

C. L. Marſinna medicinisch-chirurgiſche Beobachtung, 1ſte Sammlung 410
Lehrſätze des Hrn. Mesmer's, ins Deutſche überſetzt 410
Doppets theoretiſche und praktiſche Abhandlung vom animaliſchen Magnetiſm aus dem Franz. 411
Bericht der von dem Könige von Frankreich ernannten Bevollmächtigten zur Unterſuchung des thieriſchen Magnetismus aus dem Franz. 413
A. K. Lorrys Ueberſicht der vornehmſten Veränderungen und Anwandlungen der Krankheiten, aus dem Latein. 419
W. Hunters medizinische und chirurgiſche Beobachtungen und Heilmethoden, aus dem Engliſchen von K. G. Kühn, 2r. Bd. 420
Neue Sammlung der auserleſenſten und neueſten Abhandlungen für Wundärzte, 7 B. 8s St. 422
Medicinischer Briefwechſel von einer Geſellſchaft Aerzte, 1s St. 422

J. B.

J. B. Burserius von Rensselaer Fortsetzung der Anleitung zur Kenntniß und Heilung der Fieber 424
C. L. Marsinna medic. chirurg. Beobachtungen und Sammlung

4. Schöne Wissenschaften.

J. K. Lavaters Messiade, 2r und 3r Bd. 434
Heinrich der vierte, aus dem Franz. des Hrn. v. Voltaire 438
J. A. Weppens Gedichte 438
Bild einer vollkommnen Gattin 440
P. Panisch, Waldeinz und Ich in den Alpenrosen
J. Knolls Luftschlösser 441
Copien für meine Freunde, so gut als Manuscript 445
C. A. Clodius Odeum 444

5. Schöne Künste.

Musik.

J. W. Häfelens sechs Klavierstücke, halb leicht, halb schwer 447
G. C. Hügens charakteristische Klavierstücke
C. P. E. Bachs sechs Sonaten fürs Clavier mit veränderten Reprisen 450

6. Romanen.

Volksmährchen der Deutschen, 2r Th. 455
Siegfried von Lindenberg, 3te Aufl.
A. P. Moritz, Anton Reiser, ein psychologischer Roman 458
A. Kotzebue, Leiden der Ortenbergischen Familie, 1ster Theil 459
Hulchen Grünthal 464
Lebensscenen aus der wirklichen Welt, 2r Bd. 465
Briefe an Lina von Cynthia von la Roche 466

7. Mathematik.

Ausführliche mathematische Geographie 465
Anleitung zum Rechnen, 2 Th. 470

8. Weltweisheit.

J. Kern, der Mensch, in Vorlesungen an Verschiedene 478
J. M. G. Köstlers Lehrbuch der philosophischen Moral 473
J. E. v. Rochow Catechismus der gesunden Vernunft 475
Magazin der Philosophie und schönen Litteratur 2 Hefte 478

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

J. L. Christ Geschichte unsers Erdkörpers 480
Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung 5n Bds 4s St. 485
Sammlung der neuesten und merkwürdigsten Begebenheiten, die sich mit unterschiedlich vermuthlich noch lebenden Adepten zugetragen haben 485
C. W. J. Gatterers Anleitung den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereisen, 1r Th. 487
Physikalische Briefe über den Vesuv und die Gegend von Neapel 498

10 Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

E. Gibbons Bekehrung des Kaisers Constantins des Großen 504
Kurze Erläuterungen einer in Kupfer gestochenen Vorstellung des Erdbodens 507
Lebensgeschichte des Hrn. R. S. Allemans 508
Robin neue Reise durch Nordamerika in dem J. 1781 510
J. M. Affsprungs Reise durch einige Kantone der Eidgenossenschaft 518
Der Frau von Aunoi Nachrichten von dem Spanischen Hofe, 2r Th. 515
J. J. Hartsinks Beschreibung von Guiana, aus dem Holländ. 1r Th. 518

Das Mutterschaaf auf der Weide, und sein Lamm. 520
Leben des J. Huß, eines bekannten Reformators 524
Tableau de l'Angleterre pour l'Année 1780. 535

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Livius excerptus a M. *M. F. Sörgel*, Tom. II. 526
Ebend. römische Geschichte aus dem Latein. ins Deutsche übersetzt von G. C. L. Westphal. 6r Bd. 528
J. H. Tiefstrunk erste Regeln der lateinischen Sprache 528
Des M. A. Plautus Lustspiele, aus dem Latein. 1r B. 529
Glossae sacrae Hesychii graece cura *L. G. C. Ernesti* 531
König Oedipus aus dem Griechischen des Sophokles von J. C. F. Manso 533
Muthmaßungen in Betreff der Originalberichte, deren sich Moses wahrscheinlicher Weise bey Verfertigung des ersten seiner Bücher bedient hat, aus dem Franz. 536
Nova versio graeca Proverbiorum — ex unico S. Marci bibliothecae codice Veneto nunc primum edita a *I. B. C. d' Ansse de Villoison* 537

12. Erziehungsschriften.

Neuer Orbis pictus für Kinder in 5 Sprachen, 3 Hefte 545
C. G. Salzmann, über die heimlichen Sünden der Jugend 547
Zusammenkünfte am Atlas zur Kenntniß der Länder, Völker und ihrer Sitten 549
Ueber den vortheilhaften Gebrauch des Berliner Taschenbuchs für Kinder
Fragen über den Inhalt des Berl. Taschenbuchs 557
J. H. Campe Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschr. 1r Th. 557
Lieder der Weisheit und Tugend zur Bildung des Gesangs und des Herzens. 560
Moderne Höflichkeitsregeln um in der Welt weiter zu kommen 561
Gellert, ein Lesebuch für Kinder 563

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Ueber Bankerotte und Fallimente 564
J. S. Hallens Technologie 565
Ueber Regenten, Regierung und Minister 569

7. Mathematik.

Ausführliche mathematische Geographie 469
Anleitung zum Rechnen, 2 Th. 470

8. Weltweisheit.

J. Kern, der Mensch, in Vorlesungen an Verschiedene 470
J. M. G. Köstlers Lehrbuch der philosophischen Moral 473
J. E. v. Rochow Catechismus der gesunden Vernunft 475
Magazin der Philosophie und schönen Litteratur 2 Hefte 478

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

J. L. Christ Geschichte unsers Erdkörpers 480
Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung 5n Bds 4s St. 485
Sammlung der neuesten und merkwürdigsten Begebenheiten, die sich mit unterschiedlich vermuthlich noch lebenden Adepten zugetragen haben 485
C. W. J. Gatterers Anleitung den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereisen, 1r Th. 487
Physikalische Briefe über den Vesuv und die Gegend von Neapel 498

10 Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

E. Gibbons Bekehrung des Kaisers Constantins des Großen 504
Kurze Erläuterungen einer in Kupfer gestochenen Vorstellung des Erdbodens 507
Lebensgeschichte des Hrn. R. S. Allemans 508
Robin neue Reise durch Nordamerika in dem J. 1781 510
J. M. Afsprungs Reise durch einige Kantone der Eidgenossenschaft 513
Der Frau von Aunoi Nachrichten von dem Spanischen Hofe, 2r Th. 514
J. J. Hartsinks Beschreibung von Guiana, aus dem Holländ. 1r Th. 515

Das Mutterschaf auf der Sylang, aus dem Chin. 520
Leben des J. Huß, eines bekannten Reformatoren 528
Tableau de l'Angleterre pour l'Année 1788. 536

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Livius excerptus a M. *M. F. Vorgel*, Tom. II. 526
Ebend. römische Geschichte aus dem Latein. ins Deutsche übersetzt von G. C. L. Westphal. 6r Bd. 528
J. H. Tiefrunk erste Regeln der lateinischen Sprache. 528
Des M. A. Plautus Lustspiele, aus dem Latein. 1r B. 529
Glossae sacrae Hesychii graece cura *I. G. C. Ernesti* 531
König Oedipus aus dem Griechischen des Sophokles von J. C. F. Manso 533
Muthmaßungen in Betreff der Originalberichte, deren sich Moses wahrscheinlicher Weise bey Verfertigung des ersten seiner Bücher bedient hat, aus dem Franz. 536
Nova versio graeca Proverbiorum — ex unico S. Marci bibliothecae codice Veneto nunc primum edita a *I. B. C. d' Ansse de Villoison* 537

12. Erziehungsschriften.

Neuer Orbis pictus für Kinder in 5 Sprachen, 3 Hefte 545
C. G. Salzmann, über die heimlichen Sünden der Jugend 547
Zusammenkünfte am Atlas zur Kenntniß der Länder, Völker und ihrer Sitten 549
Ueber den vortheilhaften Gebrauch des Berliner Taschenbuchs für Kinder
Fragen über den Inhalt des Berl. Taschenbuchs 557
J. H. Campe Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschr. 1r Th. 557
Lieder der Weisheit und Tugend zur Bildung des Gesangs und des Herzens. 560
Moderne Höflichkeitsregeln um in der Welt weiter zu kommen 561
Gellert, ein Lesebuch für Kinder 563

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Ueber Bankerotte und Fallimente 564
J. S. Hallens Technologie 565
Ueber Regenten, Regierung und Minister 569

14. Kriegswiſſenſchaft.

Feldzüge des Marſchalls von Luxemburg, aus dem Franz. des Hrn. v. Beaurain 575
Militäriſche Monatsſchrift 577

15. Haushaltungswiſſenſchaft.

Der Herr von Schubart und Holzhauſen 579
J. M. Mauerers Betrachtung über einige ſich neuerlich in die Forſtwiſſenſchaft eingeſchlichene Lehrſätze und Künſteleyen 581
Praktiſche Bemerkungen zur Forſtwiſſenſchaft 2r Heft 589

16. Vermiſchte Nachrichten.

Neue Fragmente zur Kenntniß des Menſchen in Briefen 592
Periodiſche Schriften 1 — 10. 594
Dergl. 1 — 3. 595
Journal aller Journäle, 2r Bd. 595
G. C. Lichtenbergs und G. Forſters Götting Magazin für Wiſſenſchaften und Litteratur, 4n Jahrg. 2s St. 596
Deutſche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, 2ter Band 601
J. K. Lavaters Salomo, oder Lehren der Weisheit 603
J. Toblers Paratomios 605
J. C. Fröbings Beyträge zu einer Bibliothek fürs Volk 3r Bd.
Ebend. Luther 606

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Holſtein 610
Schreiben aus Wien 618
Beförderungen 621
Todesfälle 621
Druckfehler 622

IV.

Ausführliche topographische Beschreibung des Herzogthums Magdeburg, und der Grafschaft Mannsfeld Magdeburgischen Antheils, Berlin, bey Decker. 1785. 4.

Der ungenannte Verfasser fängt gleich ohne Vorrede mit einer Einleitung von der Lage und natürlichen Beschaffenheit des Herzogthums Magdeburg und der Grafschaft Mannsfeld Magdeburgischen Antheils an, und geht überall sehr genau in seiner Ausführung, so, daß er die richtigsten und besten Quellen genutzet hat. Wir hätten aber doch gewünschet, daß es ihm gefallen hätte, solche anzugeben, weil er dadurch seinem Werke noch mehr Zutrauen verschaffet hätte. Genug es ist ein sehr ausführliches Werk, so einem jeden Schriftsteller in diesem Fache zum Muster dienen kann.

Das Herzogthum ist in 5 Kreise eingetheilet. 1) Der Holzkreis hat drey Districte, wovon jeder einen besondern Landrath hat. Er gränzet mit der Altemarck, mit dem Herzogthum Braunschweig, und mit den Fürstenthümern Halberstadt und Anhalt. 2) Der Jerichousche Kreis hat 2 Districte. Er liegt an der Elbe zwischen Sachsen, Anhalt, dem Ziesarschen Kreis, und der Mittelmark, Altemark und Prignitz. 3) Der Ziesarsche Kreis gehörte

ehedem zum Zauchischen Kreise in der Mittelmark, und ist erstlich 1773 gegen den Lückenwaldischen abgetreten, und dem Herzogthum Magdeburg einverleibt. 4) Der Saalkreis liegt längst der Saale zwischen Anhalt und Kursachsen. 5) Die Grafschaft Mannsfeld Magdeburgischen Antheils grenzet mit Anhalt und Kursachsen, und hat 2 Districte unter einem Landrathe, S. 2.

Das Herzogthum gehört zu denjenigen Provinzen von Deutschland, welche die ebenste Oberfläche haben, indem es, die Mannsfeldischen Gebirge, und den Petersberg bey Halle ausgenommen, kaum etliche wenige einzelne Hügel aufzuweisen hat. Indessen wird es doch durch vier ununterbrochne Thäler durchschnitten. Die Stadt Magdeburg liegt auf einer Polhöhe von 52 Grad 10 Minuten, woraus ohngefehr die gemäße Temperatur der Luft zu bestimmen ist. In der Kurmark hat man längst abgeerndtet, wenn im Herzogthum noch geschnitten wird.

S. 4. Flüsse, Seen ꝛc. Drey schiffbare große Ströme, nemlich die Elbe, Saale und Havel durchfließen das Land, und befördern den Handel ꝛc. Außerdem durchströmen a) den Holzkreis, die Bude, die Aller, die Ohre, die Bever, die Garwe, die Schrode, die Süße und die Sare, b) den Jerichouschen Kreis, die Ihle, die Ehle, und die Stremme, c) den Ziesarschen Kreis die Bakau, die Beke, die Ziprahne, d) den Saalkreis die weiße Elster, die Fuhne, die Götsche, die Reide, e) Grafschaft Mannsfeld, die Wipper, die Salze, die Weite, die Schlenze, und der Thalbach. An Landseen zählt man 6 im Herzogthum, nemlich 2 im Mannsfeldischen einen salzigen und einen süßen See,

und

und hernach den Manzlebischen, Erxlebenschen, Renkerslebenschen und Musterwitzischen, die zusammen nicht sehr groß sind. Man sieht hieraus, daß es der Provinz an guten Fischen nicht fehlt, und wegen der vielen kleinen Flüsse auch hinreichend, die Börde ausgenommen, Wiesewachs vorhanden ist. Auch die reichhaltigen Salzquellen geben der Provinz einen großen Werth. In einer erheblichen Tiefe, weit unter dem Bett aller Ströme, kömmt aus Kursachsen eine Soolader herab, durch lockern Sandstein und durch Schiefer, füllet zuerst die Salzbrunnen zu Halle, wendet sich darauf nach Salze, und fließet bey Sülldorf zu Tage. Ein anderer Zweig derselben geht nach Staßfurt, und der dritte nach Aschersleben. Die zu Salze wird am stärksten durch die Siederey zu Schönebeck genutzet. Die Soole zu Halle ist hergegen die reichhaltigste im Herzogthum, und auch vielleicht, wie der Verf. S. 9. meint, auf dem ganzen Erdboden, wenn man die Lüneburgische ausnimmt. Sie wird, ohne Gradirung, so gleich versotten. Es sind 4 Brunnen, die jetzo daselbst genutzet werden, nemlich der deutsche Brunnen, Gutjahr, Hakeborn und Meteriz, wovon der erste der reichhaltigste, indem 100 Pf. Soole daraus 21 Pf. 3 Loth Salz geben, die andern aber nur 20 Pf. Außerdem findet man im Lande hin und wieder schlechte Quellen, die nur eine Zeitlang fließen, die man Hungerquellen nennt, weil sie den Acker, wo sie ausbrechen, unfruchtbar machen und aushungern S. 9. Bey den Städten Halle, Salze, Staßfurt ꝛc. sind diese Salzwerke überhaupt noch genauer beschrieben.

S. 10. von der Fruchtbarkeit der Oberfläche, Ackerbau, Viehzucht, Holzungen ꝛc. Die Pro-

vinz gehört unſtreitig unter die fruchtbarſten von Deutſchland, beſonders der groſſe Diſtrict, den man die Börde nennet. Nur die Gegenden, die an der Kurmark gränzen, fallen ab. Dieſe Börde aber hat nicht Wieſewachs genug, daher läßt der König ſeit etlichen Jahren die tiefen Brüche mit groſſen Koſten urbar machen, wodurch ein groſſer Vorrath von Heu gewonnen wird. Z. B. der groſſe Ellernbruch, ſo im Jerichouſchen Kreiſe zwiſchen Brandenburg und dem Plauiſchen Kanal liegt, iſt ſeit dem J. 1777 auf Königl. Koſten, die 172000 Thlr. betragen, urbar gemacht, wodurch 16631 Morgen zu 180 Rheinländ. Ruthen an Wieſen und Huthungen ganz neu gewonnen, und 13176 Morgen an Wieſen und Huthungen, ſo überſchwemmt wurden, verbeſſert ſind. Wobey 10 Güterbeſitzer, eine Stadt und 14 Dörfer, welchen dieſer Bruch zu verſchiednen Antheilen gehörte, allein bey der Viehzucht zuſammen eine Vermehrung von 4028 Stück Rindvieh gegen den bisherigen Viehſtand erhalten haben ſollen. Dieſe Angabe ſcheint aber dem Recenſ. etwas zu hoch, und hat mit 10 adlichen Gütern einer kleinen Stadt, und 14 Dörfern kein Verhältniß, wenn auch gleich 55 Koloniſtenfamilien dabey angeſetzt ſind, wie jeder Oekonomieverſtändiger gleich überſehen kann. Eben ſo wird der Trüben einen Ellernbruch zwiſchen der Elbe und Havel mit 124000 Thlr. urbar gemacht, wodurch ebenfalls 1643 Stück Rindvieh mehr gehalten werden kann. Recenſ. hat gegen dieſe anſehnliche Melioration ſonſt nichts einzuwenden, als dieſes, wo bey dem ſehr einreißenden Holzmangel, der vorzüglich das Herzogthum drückt, wie der Verf. ſelbſt S. 13. ſchreibt, in vielen Gegenden, künftig Brennholz hergenommen werden ſoll, da bekanntermaßen ein Ellernholzbruch

bey

bey gutem Boden alle 20 Jahr wenigſtens abgeholzet werden kann, mithin bey guter forſtmäßiger Behandlung beſtändig Brennholz giebt. Wo Torf und Steinkohlen vorhanden ſind, wird der Mangel einigermaßen erſetzet. Der erſte könnte ſich dort finden, die Steinkohlen zu Wettin ꝛc. ſind ſchon entfernt.

Der Getraidebau iſt das vorzüglichſte Product der Provinz, vorzüglich von Waizen und Gerſten. Man rechnet bey guten Jahren — 264,350 Winſpel (ein Winſpel hält 24 Berliner Scheffel, ohngefehr 12 Frankfurter Malter) Waizen, Rocken, Gerſten und Haber. Hierzu kömmt noch Winter- und Sommerrübſaat, ſo ſtark gebauet wird, ingleichen wird hier vieler Flachs gewonnen, ſo auf 40,000 Steine belaufen ſoll. Die Viehzucht iſt verhältnißmäßig anſehnlich, man findet auch in den mehreſten Gegenden eine ſehr gute Art Hornvieh. Vorzüglich haben manche Gegenden ſchöne Schäfereyen, die Schafe ſind größtentheils zweyſchürig, und geben feine Wolle. Man hat überhaupt im J. 1780 — 30,187 Centner Wolle gewonnen. Der ganze Viehſtand im Herzogthum beſteht jetzo

an Rindvieh	—	102,364 Stück.
an Schafen	—	426,875 Stück.
an Pferden	—	330,78 Stück.

Von Waldungen ſind die drey vornehmſten: die Koltizſche Heide, die 23,936 Morgen allerley Gattung Holz enthält, die Ziefarſche, die 11568, und die Altenplatiſche, die 10513 Morgen enthält, auch haben etliche adliche Güther, wie das Alvensleb iſche zu Roſätz anſehnliche Waldungen, aber der größte Theil des Landes iſt davon gänzlich entblöſet,

14. Kriegswiſſenſchaft.

Feldzüge des Marſchalls von Luxemburg, aus dem Franz. des Hrn. v. Beaurain 573
Militäriſche Monatsſchrift 577

15. Haushaltungswiſſenſchaft.

Der Herr von Schubart und Holzhauſen 579
J. M. Mauerers Betrachtung über einige ſich neuerlich in die Forſtwiſſenſchaft eingeſchlichene Lehrſätze und Künſteleyen 581
Praktiſche Bemerkungen zur Forſtwiſſenſchaft 3r Heft 589

16. Vermiſchte Nachrichten.

Neue Fragmente zur Kenntniß des Menſchen in Briefen 592
Periodiſche Schriften 1 — 10. 594
Dergl. 1 — 3. 595
Journal aller Journäle, 2r Bd. 595
G. C. Lichtenbergs und G. Forſters Götting. Magazin für Wiſſenſchaften und Litteratur, 4n Jahrg. 2s St. 596
Deutſche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, 2ter Band 601
J. K. Lavaters Salomo, oder Lehren der Weisheit 603
J. Toblers Paratomios 605
J. C. Fröbings Beyträge zu einer Bibliothek fürs Volk 3r Bd.
Ebend. Luther 606

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Holſtein 610
Schreiben aus Wien 611
Beförderungen 621
Todesfälle 621
Druckfehler 622

IV.

Ausführliche topographische Beschreibung des Herzogthums Magdeburg, und der Grafschaft Mannsfeld Magdeburgischen Antheils, Berlin, bey Decker. 1785. 4.

Der ungenannte Verfasser fängt gleich ohne Vorrede mit einer Einleitung von der Lage und natürlichen Beschaffenheit des Herzogthums Magdeburg und der Grafschaft Mannsfeld Magdeburgischen Antheils an, und geht überall sehr genau in seiner Ausführung, so, daß er die richtigsten und besten Quellen genutzet hat. Wir hätten aber doch gewünschet, daß es ihm gefallen hätte, solche anzugeben, weil er dadurch seinem Werke noch mehr Zutrauen verschaffet hätte. Genug es ist ein sehr ausführliches Werk, so einem jeden Schriftsteller in diesem Fache zum Muster dienen kann.

Das Herzogthum ist in 5 Kreise eingetheilet. 1) Der Holzkreis hat drey Districte, wovon jeder einen besondern Landrath hat. Er gränzet mit der Altemarck, mit dem Herzogthum Braunschweig, und mit den Fürstenthümern Halberstadt und Anhalt. 2) Der Jerichousche Kreis hat 2 Districte. Er liegt an der Elbe zwischen Sachsen, Anhalt, dem Ziesarschen Kreis, und der Mittelmark, Altemark und Prignitz. 3) Der Ziesarsche Kreis gehörte

ehedem zum Zauchischen Kreise in der Mittelmark, und ist erstlich 1773 gegen den Lückenwaldischen abgetreten, und dem Herzogthum Magdeburg einverleibt. 4) Der Saalkreis liegt längst der Saale zwischen Anhalt und Kursachsen. 5) Die Grafschaft Mannsfeld Magdeburgischen Antheils grenzet mit Anhalt und Kursachsen, und hat 2 Districte unter einem Landrathe, S. 2.

Das Herzogthum gehört zu denjenigen Provinzen von Deutschland, welche die ebenste Oberfläche haben, indem es, die Mannsfeldischen Gebirge, und den Petersberg bey Halle ausgenommen, kaum etliche wenige einzelne Hügel aufzuweisen hat. Indessen wird es doch durch vier ununterbrochne Thäler durchschnitten. Die Stadt Magdeburg liegt auf einer Polhöhe von 52 Grad 10 Minuten, woraus ohngefehr die gemäßte Temperatur der Luft zu bestimmen ist. In der Kurmark hat man längst abgeerndtet, wenn im Herzogthum noch geschnitten wird.

§. 4. Flüsse, Seen ꝛc. Drey schiffbare große Ströme, nemlich die Elbe, Saale und Havel durchfließen das Land, und befördern den Handel ꝛc. Außerdem durchströmen a) den Holzkreis, die Bude, die Aller, die Ohre, die Bever, die Garwe, die Schrode, die Sülze und die Sare, b) den Jerichouschen Kreis, die Ihle, die Ehle, und die Stremme, c) den Ziesarschen Kreis die Bakau, die Beke, die Ziprahne, d) den Saalkreis die weiße Elster, die Fuhne, die Götsche, die Reide, e) Grafschaft Mannsfeld, die Wipper, die Salze, die Weite, die Schlenze, und der Thalbach. An Landseen zählt man 6 im Herzogthum, nemlich 2 im Mannsfeldischen einen salzigen und einen süßen See,

und

und hernach den Manzlebischen, Erxlebenschen, Renkerslebenschen und Musterwitzischen, die zusammen nicht sehr groß sind. Man sieht hieraus, daß es der Provinz an guten Fischen nicht fehlt, und wegen der vielen kleinen Flüsse auch hinreichend, die Börde ausgenommen, Wiesewachs vorhanden ist. Auch die reichhaltigen Salzquellen geben der Provinz einen großen Werth. In einer erheblichen Tiefe, weit unter dem Bett aller Ströme, kömmt aus Kursachsen eine Soolader herab, durch lockern Sandstein und durch Schiefer, füllet zuerst die Salzbrunnen zu Halle, wendet sich darauf nach Salze, und fließet bey Sülldorf zu Tage. Ein anderer Zweig derselben geht nach Stasfurt, und der dritte nach Aschersleben. Die zu Salze wird am stärksten durch die Siederey zu Schönebeck genutzet. Die Soole zu Halle ist hergegen die reichhaltigste im Herzogthum, und auch vielleicht, wie der Verf. S. 9. meint, auf dem ganzen Erdboden, wenn man die Lüneburgische ausnimmt. Sie wird, ohne Gradirung, so gleich versotten. Es sind 4 Brunnen, die jetzo daselbst genutzet werden, nemlich der deutsche Brunnen, Gutjahr, Hakeborn und Meteriz, wovon der erste der reichhaltigste, indem 100 Pf. Soole daraus 21 Pf. 3 Loth Salz geben, die andern aber nur 20 Pf. Außerdem findet man im Lande hin und wieder schlechte Quellen, die nur eine Zeitlang fließen, die man Hungerquellen nennt, weil sie den Acker, wo sie ausbrechen, unfruchtbar machen und aushungern S. 9. Bey den Städten Halle, Salze, Staßfurt ꝛc. sind diese Salzwerke überhaupt noch genauer beschrieben.

S. 10. von der Fruchtbarkeit der Oberfläche, Ackerbau, Viehzucht, Hölzungen ꝛc. Die Pro-

vinz gehört unstreitig unter die fruchtbarsten von Deutschland, besonders der große District, den man die Börde nennet. Nur die Gegenden, die an der Kurmark gränzen, fallen ab. Diese Börde aber hat nicht Wiesewachs genug, daher läßt der König seit etlichen Jahren die tiefen Brüche mit großen Kosten urbar machen, wodurch ein großer Vorrath von Heu gewonnen wird. Z. B. der große Ellernbruch, so im Jerichouschen Kreise zwischen Brandenburg und dem Plauischen Kanal liegt, ist seit dem J. 1777 auf Königl. Kosten, die 172000 Thlr. betragen, urbar gemacht, wodurch 16631 Morgen zu 180 Rheinländ. Ruthen an Wiesen und Huthungen ganz neu gewonnen, und 13176 Morgen an Wiesen und Huthungen, so überschwemmt wurden, verbessert sind. Wobey 10 Güterbesitzer, eine Stadt und 14 Dörfer, welchen dieser Bruch zu verschiednen Antheilen gehörte, allein bey der Viehzucht zusammen eine Vermehrung von 4028 Stück Rindvieh gegen den bisherigen Viehstand erhalten haben sollen. Diese Angabe scheint aber dem Recens. etwas zu hoch, und hat mit 10 adlichen Gütern einer kleinen Stadt, und 14 Dörfern kein Verhältniß, wenn auch gleich 55 Kolonistenfamilien dabey angesetzt sind, wie jeder Oekonomieverständiger gleich übersehen kann. Eben so wird der Trüben einen Ellernbruch zwischen der Elbe und Havel mit 124000 Thlr. urbar gemacht, wodurch ebenfalls 1643 Stück Rindvieh mehr gehalten werden kann. Recens. hat gegen diese ansehnliche Melioration sonst nichts einzuwenden, als dieses, wo bey dem sehr einreißenden Holzmangel, der vorzüglich das Herzogthum drückt, wie der Verf. selbst S. 13. schreibt, in vielen Gegenden, künftig Brennholz hergenommen werden soll, da bekanntermaßen ein Ellernholzbruch

bey

bey gutem Boden alle 20 Jahr wenigſtens abgeholzet werden kann, mithin bey guter forſtmäßiger Behandlung beſtändig Brennholz giebt. Wo Torf und Steinkohlen vorhanden ſind, wird der Mangel einigermaßen erſetzet. Der erſte könnte ſich dort finden, die Steinkohlen zu Wettin ꝛc. ſind ſchon entfernt.

Der Getraidebau iſt das vorzüglichſte Product der Provinz, vorzüglich von Waizen und Gerſten. Man rechnet bey guten Jahren — 264,350 Winſpel (ein Winſpel hält 24 Berliner Scheffel, ohngefehr 12 Frankfurter Malter) Waizen, Rocken, Gerſten und Haber. Hierzu kömmt noch Winter- und Sommerrübſaat, ſo ſtark gebauet wird, ingleichen wird hier vieler Flachs gewonnen, ſo auf 40,000 Steine belaufen ſoll. Die Viehzucht iſt verhältnißmäßig anſehnlich, man findet auch in den mehreſten Gegenden eine ſehr gute Art Hornvieh. Vorzüglich haben manche Gegenden ſchöne Schäfereyen, die Schafe ſind gröſtentheils zweyſchürig, und geben feine Wolle. Man hat überhaupt im J. 1780 — 30,187 Centner Wolle gewonnen. Der ganze Viehſtand im Herzogthum beſteht jetzo

an Rindvieh	—	102,364 Stück.
an Schafen	—	426,875 Stück.
an Pferden	—	330,78 Stück.

Von Waldungen ſind die drey vornehmſten; die Koltziſche Heide, die 23,936 Morgen allerley Gattung Holz enthält, die Ziesarſche, die 11568, und die Altenplatiſche, die 10513 Morgen enthält, auch haben etliche adliche Güther, wie das Alvensleb iſche zu Rosäz anſehnliche Waldungen, aber der gröſte Theil des Landes iſt davon gänzlich entblöſet.

so daß der Landmann in der fetten Gegend schon seit vielen Jahren Stroh brennet, wie dem Rec. bekannt ist, S. 13.

Der Seidenbau wird hier auch betrieben, und im J. 1778 ist aus der Provinz 814 Pf. reine Seide, und 343 Pf. Floretseide von 6346 Pf. Cocons geliefert worden.

Der Tobacksbau im Jerichouschen und Holzkreise war vormals beträchtlich, nach jetziger Einrichtung ist er aus bekannten Ursachen merklich heruntergefallen.

Bevölkerung S. 14. Im J. 1784. zählte man im Herzogthum, und der dazu gehörigen Grafschaft Mannsfeld Magdeb. Antheils in den Städten 90836 Menschen, und mit Einschluß derselben und dem Militaire überhaupt — 280,332 Seelen. Rechnet man nun das Herzogthum mit dem Mannsfeldischen Antheile 104 Quadratmeilen, so kommen auf jede Quadratmeile über 2695 Menschen, so eine starke Bevölkerung zeigt. Specialnachweisung dieser Summen findet man S. 14. 15.

S. 16. f. Von Thieren, Fischen, Pflanzen, Mineralien. Von den Hamstern. Dieses kleine Thier, so dem Getraide vielen Schaden thut, indem solches bey der Erndte in der Erde in kleine Höhlen den besten Waizen, Rocken und Gerste (jede Getraideart in einer Kammer abgesondert) zusammenträgt zu seinem Futter, so stark, daß die armen Leute, die sie nach der Aerndte ausgraben, öfters mehr wie ein Berliner Scheffel daraus sammlen, und viel Geld damit verdienen. Es ist ohngefehr so groß, wie ein Kaninchen, und hat ein sehr zartes weiches Fell, so die Kürsner zum Unterfutter der Frauenzimmermäntel gebrauchen, und den Leuten, die sie bey dem Aus-

gra-

graben des Getraides fangen, gut bezahlen. Rec. wundert sich, daß der Verf. solches nicht genau beschrieben hat, weil es im größten Theil von Deutschland unbekannt ist, indem man sie eigentlich am häufigsten im Magdeburgischen, Halberstädtischen, bey Halle herum, und besonders im Herzogthum Gotha findet, und zwar in Gegenden, wo ein fetter leimigter Boden, worin sie ihre kleine Höhlen und Kammern dauerhaft machen können, daß die Erde nicht nachfällt. Im Herzogthum Gotha hat man in einem Jahre über 80,000 Stück ausgegraben, und gefangen.

Von Fischen werden hier 21 verschiedne Arten gefangen, worunter der Lachs oder Salm, wie man ihn in den rheinischen Gegenden nennet, sehr häufig in der Elbe besonders bey Magdeburg gefangen wird. Wenn aber der Verf. S. 17. behaupten will, daß der Lachs, so bey der Stadt Magdeburg gefangen wird, von solcher Güte sey, wie der Rheinlachs (vorzüglich der, so bey Rheinfels gefangen wird,) so irret er gewaltig, indem Rec. beyde sehr gut kennt, und überzeugt ist, daß der Rheinlachs nochmal so fett und zarter wie jener ist. Ueberdem weiß er ganz sicher, daß der beste Elblachs bey Boizenburg ꝛc. gefangen wird, und es in der Altenmark bekannt ist, daß dieser Fisch schon bey Magdeburg und weiter hinauf weit magerer wird, und noch schlechter bey Dessau ꝛc. Forellen werden in der Grafschaft Mannsfeld, wo steinigte kleine Bäche sind, und in der Bude bey Athensleben gefangen. Auch daselbst hat die Wipper, und andere kleine Bäche Schmerlen und Ellritzen.

Viele der besten Futterkräuter wachsen im Saalkreise auf den Wiesen an der Saale wild, z. B. die

Esparsette, wächst besonders in der Grafschaft Mannsfeld.

Von Mineralien hat Schreber *in Lithographia Halensi* (Halae 1759 8.) 156 verschiedne Arten angegeben, dennoch fehlen viele darin, die man erst nachher entdecket hat. Z. B. Thonschiefer und gemeiner Schiefer, Kalksteinbrüche bey Liezkau und Löbechün, Gipsstein, in den Steinbrüchen. Bey Wettin findet sich rother Jaspis, Porphyr im Saalkreis, woraus auch der hohe Petersberg ganz besteht. Amethist bey Wettin und Giebichenstein.

Braune Kohlen im Saalkreise, der ganze südliche Theil der Stadt Halle steht auf braunen Kohlen. Die Steinkohlen im Saalkreise gehören zu den vorzüglichsten und nützlichsten Naturgaben dieser Provinz. Die beträchtlichsten sind zu Wettin, Löbechün, und Dölau. Die bey Wettin sind die stärksten, sie geben eine anhaltende Hitze, wegen des beygemischten Pergpechs. Sie werden in Flötzen gebrochen. Die bey Lobechün haben weniger Bergpech, brennen daher langsam und geben keine so starke Flamme, dämpfen aber nicht so stark, wie die bey Wettin, sie sind nicht dem Schmiede, wohl aber zum Ofenheizen, wegen des geringen Dampfs brauchbar S. 23. Kieskrystallen findet man bey Löbechün und Dölau. Spiesglaserz, arsenikalischer Kobald, im Mannsfeldischen ꝛc. Der Kupferschiefer im Mannsfeldischen und im Saalkreise ist beträchtlich. Ein Zentner Kupfer hält auch 8 — 12 Loth Silber. Versteinerte Sachen findet man auch ꝛc. Porcellänthon bey Bennstedt in der Grafschaft Mannsfeld, so nach Berlin zur Fabrik gebracht wird ꝛc. S. 28.

Verzeichniß der Landcharten S. 29. woraus man bemerkt, daß noch keine einzige genaue Karte

von

von dieser wichtigen Provinz vorhanden ist. Von der Grafschaft Mannsfeld hergegen ist die Karte der Homannschen Erben vom J. 1751. verbessert durch Hrn. Biring erträglich.

Hierauf fängt S. 33. die Beschreibung der Städte im Holzkreise mit der Stadt Magdeburg an, woraus man aber wohl keine Auszüge verlangen wird, doch können wir versichern, daß die Beschreibungen und Nachrichten sehr ausführlich und genau sind. Hin und wieder wollen wir aber dennoch etwas merkwürdiges daraus mittheilen. Die St. Magdeburg ist in 9 Viertel eingetheilet, und der Neue Markt davon abgesondert. In den 9 Vierteln zählte man 1780 — 2050 öffentliche und Privathäuser, worunter 292 Brauhäuser sind, deren Bewohner, außer der Garnison, und der Einwohner in der Thurmschanze und am neuen Markt, 1780 — 18867. Seelen ausmachten. Zum neuen Markt werden 264 öffentliche und Privatgebäude gerechnet, worin 1780 — 1581. Seelen wohneten. Die ganze Anzahl aller Einwohner auch mit den Vorstädten, die Garnison ungerechnet, ist vom J. 1780 S. 35. so angegeben:

Die Altstadt mit ihren 9 Vierteln		18867	Seelen
Neuemarkt	— —	1581	—
Thurmschanze	— —	641	—
Sudenburg	— —	1366	—
Neustadt	— —	3814	—
	Summa	26269	Seelen

Im Jahr 1781 sind in der Stadt und den Vorstädten zusammen gebohren — 711 und gestorben — 749 Personen.

Die öffentlichen Gebäude ſind S. 36. beſchrieben, wovon die vornehmſten am neuen Marcht und am alten Marcht ſind. Der Domplatz auf dem neuen Marcht iſt an Größe und Schönheit vielleicht der größte in allen Städten von Deutſchland, und enthält 150 Quadratruthen. Seit 1763 iſt er auch mit Bäumen eingefaßt, und zum ſchönen Spaziergange eingerichtet. Die Garniſon gebraucht ihn auch zum Parade- und Exercierplatz. Rund umher iſt er mit den prächtigſten Gebäuden umgeben, mit dem Zeughauſe, der Kammer, dem Landſchaftshauſe, dem Gouvernementshauſe ꝛc. Die Hauptzierde aber giebt ihm die Domkirche ſelbſt mit ihrer feinen Gothiſchen Bauart, die ſich vorzüglich an dem Hauptportal gegen dem Zeughauſe, und an den 2 Thürmen auszeichnet. Sie ſind 208 Berliner Ellen hoch, und das Kirchengewölbe hat eine Höhe von 55 Ellen. Alles von Quadratſteinen aufgeführt. Man hat 152 Jahr daran gebauet, und 1363 iſt erſt der Bau vollendet. Ein prächtiges Gebäude in dieſer Art. Das hohe Domkapittel beſteht nächſt dem Domprobſt und Dechant aus einem Senior und 8 reſidirenden Kapitularen, 6 nicht reſidirenden Kapitularen, und 9 Domicellaren. Die Kapitularen vom erſten Range tragen den Orden, ſo aus einem länglich goldenen Kreuz beſteht, auf deſſen Mitte auf einer Seite der Preußiſche Adler, auf der andern aber der H. Moriz in der Rüſtung, in der rechten eine rothe Fahne, in der linken einen Schild mit dem gekrönten Adler haltend, ſich zeiget. Sie tragen ihn an einem orangenfarbenen Bande im dritten Knopfloch, und zugleich geſtickt auf dem Rock, ſo aber bey den Domicellaren auf dem Rock wegbleibt. Das Domkapittel (der Domprobſt hat beſonders ſeine anſehnlichen Güter, die über

25000

25000 Rthlr. an Einkünften in schwerem Gelde betragen, und auch separat verwaltet werden) besitzt wichtige Einkünfte aus ihren Gütern. Es hat das Amt der Domvogtey mit ansehnlichen Pertinentien, und das Amt und Stadt Hadmersleben mit vielen dazu gehörigen Dörfern und Vorwerken ꝛc. Die Rittergüter Alt- und Neukönigsborn ꝛc. gehen von demselbigen zu Lehn. Der Dechant und Thesaurarius hat auch besondere Güter. Das Kapittel hat über 20 Pfarreyen zu vergeben. Der Domprobst und Domdechant hat jeder besondere Pfarren noch zu besetzen. Kurz, es ist eines von den wichtigsten Domkapitteln in Deutschland, und die hohen Domstellen tragen weit mehr ein, wie die zu Maynz, zumal wenn man den großen Unterschied des Geldes auch noch rechnet. Außerdem sind hier noch 4 Kollegiatstifter, nemlich 1) das Liebefrauenstift, so jetzo zwar eigentlich nur eine Schule ist, doch aber einen Probst und 4 Konventualen hat, 2) das Stift S. Sebastian besteht aus einem Dechant, Senior, 3 Kapitularen und 5 Minor Präbenden, wovon die ersten ebenfalls ein Ordenskreuz zu tragen, 1764 die Erlaubniß erhalten haben. 3) Das Stift S. Nicolai, hat einen Dechant und Senior, 11 Kapitularen, 8 Medien, und 4 Minor Präbenden. Auch dieses Stift hat 1777 ein Ordenszeichen erhalten. 4) Das Kollegiatstift S. Gangolff besteht aus 5 ganzen und 2 halben Präbenden, wozu die Dörfer Bottmersdorf und klein Lübs gehören.

Hier ist auch die Königl. Landesregierung als das oberste Justizkollegium des ganzen Landes, und die Königl. Kriegs- und Domainenkammer. Die erste hat einen Präsidenten, einen Director, und 11 Räthe,

Räthe, nebst verschiedenen Referendarien, die zwote besteht aus einem Präsidenten, 2 Directoren, und 14 Räthen, nebst etlichen Referendarien. Weiter ist hier das Konsistorium und mehr andere Kollegia, wovon hier ausführliche Nachricht vorhanden S. 50. f. Von der Pfälzer Kolonie, die daselbst wichtig ist, und ihren eigenen Magistrat, auch ihre eigene Gerichtsbarkeit hat, findet man S. 57 f. beträchtliche Nachrichten, auch von den übrigen Gerichten. Von der Nahrung und Handlung der Stadt S. 60. Die Geschichte derselben ist S. 64. f. kurz und gut beschrieben, nur möchte ihre Existenz als Stadt schon im VI. Jahrhunderte, von Kennern sehr bezweifelt werden. Die Hauptprivilegien der Stadt sind S. 64 f. angezeigt, worunter jedoch das völlig falsche bekannte Privilegium und Diplom des Kaisers oder vielmehr noch damals des Königs Otto I. vom J. 940. sicher hätte wegbleiben können. Von den Vorstädten 1) der Sudenburg, und ihren Schicksalen. An jetzo sind darin 1366 Einwohner, 2) von der Neustadt S. 75. diese ist beträchtlicher. In derselben ist das Kollegiatstift S. Peter und Paul, so aus einem Dechant und 6 Kanonicis besteht, und 1777 ebenfalls ein Ordenszeichen erhalten hat, und das katholische Frauenkloster S. Agneten Cisterz. Ordens, so mit der Abtissin 18 Personen begreift, und gute Einkünfte hat. Es sind darin außer den öffentlichen Gebäuden 679 Privathäuser, worin 3814 Bewohner leben. Hierauf folgen S. 78. die übrigen kleinen Städte und Dörfer dieses Kreises, worunter die Stadt Kalbe an der Saale, der beträchtlichste Ort ist S. 82. Die Wollfabrik daselbst ist ansehnlich, sonst lebt die Stadt vom Ackerbau ꝛc. Die Stadt Schönebeck hat 435 Feuerstellen. Die

Haupt-

Hauptsache macht hier die Salzsiederey, und das Salzwerk zu Altensalze, so hier S. 96. weitläuftig mit den Gradirhäusern beschrieben wird. Die Soole wird hier eigentlich aus 3 Brunnen geschöpfet. Die Gradirhäuser sind ansehnlich, und enthalten 500 Ruthen in der Länge. Die Soole ist, wenn sie aus 3 Brunnen vermischt ist, 15 Loth schwer, und wird durch die Gradirung auf 21 Loth veredelt, und alsdenn versotten. Das Gradirwerk ist erstlich 1754. gebauet worden. Von dem Salzwerk zu Staßfurt, so adelichen Familien gehört, und das Salz außerhalb Landes geführt werden muß S. 102. Das platte Land, zuerst der Holzkreis S. 105 f. nach alphabet. Ordnung. Jedes Dorf ꝛc. ist genau beschrieben nach Anzahl der Bauerhöfe, der Dienste, der Obrigkeit, des Pfarrlehns, der Hufen, der Einwohner ꝛc. alles ausführlich. 2) Der Jerichousche Kreis, worin zuerst Burg, so die vornehmste Stadt darin ist. Sie liegt an der Ihle, hat 1075 Häuser, und darin 4894 Einwohner. Es sind darin 4 Kirchen und ein gutes Hospital. Auch hier findet man eine starke Pfälzer und Französische Kolonie. Ihre Hauptnahrung besteht in Wollenmanufacturen, Ackerbau, Tobacksbau, und Brauerey. Es sind hier 227 Tuchmachermeister, und viele Zeugmacher und Strumpfweber, auch hat die Stadt 144 Brauhäuser. Es gehören der Stadt 15 wüste Feldmarken, mithin besitzt sie ein sehr großes Ackerfeld, und eine Menge Wiesen, auch gute Hölzung, sie hat auch Civil- und Kriminaljurisdiction, und hohe und niedere Jagden S. 213 f. Plattes Land S. 224. 3) Der Zirsarsche Kreis S. 305. Die Stadt Ziesar ist der Hauptort, darin sind 263 Häuser, und 1584 Einwohner. Das vormalige bischöflich Bran-

denb

denburgiſche Reſidenzſchloß, ein weitläuftiges mit vielen Thürmen verſehenes Schloß, iſt anjetzo der Sitz des Königlichen Amts. Plattes Land S. 308. 4) Der Saalkreis S. 331. Seine Hauptforçe beſteht eigentlich in einträglichem Ackerbau, Salz und Bergwerken und Schifffarth. Holz iſt rar, und wird aus Sachſen und Thüringen durch Flosholz erſetzet. Die Stadt Halle iſt der Hauptort im Kreiſe, und nach Magdeburg überhaupt die größte Stadt im Herzogthum. Sie hat verſchiedne große Vorſtädte, die Stadt ſelbſt aber iſt in 4 Vierthel getheilet, hat 1587 Häuſer mit Inbegriff der Vorſtädte, Glauche ausgenommen, ſo keine Vorſtadt iſt, und im J. 1782 15502 Einwohner. Die Reſiden:, ein weitläuftiges Gebäude, ließ der Kardinal Albrecht 1529 bauen, die Morizburg hergegen war die ältere Reſidenz, die der Erzbiſchof Ernſt im J. 1484. gebauet hat, worin jetzo die Franzöſiſchen Reformirten ihren Gottesdienſt in der Schloßkapelle haben, und die Garniſon ihr Lazareth. Die Marienbibliothek gehört jetzo der Marienkirche, und iſt 11000 Bände ſtark, worunter auch ſeltne Manuſcripte ſind. Die Univerſitätsbibliothek ſteht in einem ſchönen 1779 neu aufgeführten Gebäude, ſie iſt aber leider nur 12000 Bände ſtark, und für eine anſehnliche Univerſität klein genug, wenn man ſie gegen die Göttingiſche und Leipziger Univerſitätsbibliothek betrachtet. Wenn vormals ein Gundling, Ludewig, Hoffmann, Böhmer ꝛc. Männer ſo daſelbſt viel Vermögen erworben, ſo patriotiſch gedacht hätte, ſeinen Büchervorrath, der bey den beyden erſten anſehnlich war, der Univerſität zu ſchenken, wie viele große Männer auf andern Univerſitäten gethan haben, ſo würde ſie doch etwas aufgeholfen ſeyn, aber ein kleiner Vorrath von 12000 Bänden für die

große

große und berühmte Universität Halle ist fast zum Erbarmen ꝛc. Dagegen hat die kleine Universität Helmstädt eine ganz andere Bibliothek aufzuweisen. Von der Univerſität selbst, ihrer Einrichtung, Revenüen ꝛc. findet man hier wenig Nachricht, von andern minder wichtigen Sachen aber Nachricht genug. Die Anzahl der Studenten ist gegen vorige Zeiten sehr geringe, und 820 angegeben. Die Beschreibung des daſigen beträchtlichen Salzwerks ist gut und sehr ausführlich S. 355. Etwas haben wir schon vorher davon gedacht. Die Soolbrunnen liegen im untern Theile der Stadt, welcher das Thal oder die Halle (wovon die Stadt auch den Namen hat) genennt wird. Unter den 4 Soolbrunnen ist der deutsche Brunnen der reichhaltigste, hat eine Tiefe von 35¼ Ellen, und wird die Soole mit einer Roßkunst oder Büschelwerk zu Tage gefördert. Das Pfund Soole hält 6 Loth 3 Quentchen. Der Gutjahr ist der tiefste von 44¼ Ellen, die Soole aber ist nicht so klar sondern trüber, wie der erste, giebt das Pfund Soole auch nur 6 Loth 2 Quentchen. Der Hakeborn und der Meteriz sind nicht so tief, halten auch nur 6 Loth. Aus den 3 letzten Brunnen wird die Soole mit einem Trittrade mit Eimern herausgezogen, und die Bornknechte tragen die Soole in Zubern in die Kothen (Salzsiederhäuser) deren jetzo 88 im Gange sind, wo sie mit Holz und Kohlen versotten wird. Die Salzsieder, so man Halloren nennet, sind Abkömmlinge der Wenden oder Slaven, die sich noch jetzo in Kleidung, Sprache und Sitten ganz unterscheiden, auch sehr selten aus ihrer Nation heyrathen. Rec. kennt sie genau, und hat sie fast gleich der Beschreibung gefunden, die der *Ditmarus Merseburgensis* von den Wenden dieser Gegend zu seiner Zeit gemacht hat.

hat. Die Eigenthümer der Kothen und Soolgüter nennet man daſelbſt Pfänner, die ehemals zum Adel gerechnet ſind, wie denn auch die Güter ſelbſt lehnbar waren, und 1722 allodificiret ſind. Der Abſatz des Salzes iſt gegen vorige Zeiten, wo die landesherrliche Salzwerke nicht ſo betrieben ſind, ꝛc. nur geringe, doch hat die Pfännerſchaft 1780 nach Sachſen 32728 Stück Salz, und für den Saal- und Mannsfeldiſchen Kreis 200 Laſten (die Laſt hält 12 Tonnen, jede zu 5 Berliner Scheffel oder 50 Pfund) und nach Weſtpreußen 1200 Laſt geliefert. Die Königliche Salzſiederey liegt außerhalb der Stadt, wohin unter dem Namen der Extraſoole aus gedachten 4 Brunnen die Soole durch Röhren geleitet und daſelbſt in 54 Pfannen verſotten wird. Das Salz davon beträgt jährlich 4700 Laſten, die zum Theil nach Franken ins Bareuthiſche, größtentheils aber auf der Ebbe und Saale in die andern Königl. Provinzen verfahren werden. Das ganze Salzwerk iſt jetzo verpachtet. Von dem hohen Alterthum dieſer Salzquellen will der Verf. S. 359. behaupten, daß dieſe diejenigen ſind, deren *Tacitus Annal. Lib. XIII. c. 57.* 7. ſchon gedenket; allein darin können wir ihm nicht Beyfall geben, ſondern wahrſcheinlicher iſt die Frankiſche Soole von dem Tacitus gemeint, weil die Katten zu weit von der Sächſiſchen Soole entfernt, dieſe beyden Völkern den Hermunduren und Katten gelegner ſind ꝛc. Vielleicht haben die Sorbenwenden im VI. Jahrhunderte dieſe Quellen zuerſt genutzet ꝛc.

Wettin S. 365. wo man von dem daſigen Steinkohlenbergwerke eine ausführliche Nachricht findet. Dieſes nebſt den zu Löbegün und Dölau wird von 489 Menſchen bearbeitet, und alle 3 ge-

ben

ben jährlich 4500 Winspel Steinkohlen. Das platte Land, S. 369.

Die Grafschaft Mannsfeld Magdeburg. Hoheit S. 431 f. beträgt ohngefähr ⅔ der ganzen Grafschaft. Sie ist zum Theil sehr bergigt, hat aber doch einen guten Ackerbau, gute Viehzucht, und ansehnliche Holzungen. Die Bergwerke liefern einen Schiefer, woraus Kupfer geschmolzen wird. Die Grafschaft war schon seit ältern Zeiten zum Theil Kursächsisches, zum Theil aber Stift Magdeburgisches Lehn. Durch Absterben des letzten Grafen Heinrich Franz, Fürsten von Fondi fiel die ganze Grafschaft 1780 Sachsen und Brandenburg völlig anheim, und letzteres erhielte noch die Gräflichen Aemter Kloster Mannsfeld, Friedeburg und Holzzelle, nebst den Forsten und verschiedenen Zöllen, die der Fürst von Fondi noch besessen hatte. Sie ist in 2 Districte eingetheilet, so weit sie Brandenburgisch ist, nemlich einen den Mannsfeldischen und Schrapelauer, und begreift die Städte Gerbstädt, Leimbach, Mannsfeld und Schraplau, und die Königl. Aemter Friedeburg, Kloster Mannsfeld, Helffta, und Holzzelle. Dem Königl. Prinzen Ferdinand gehören die Aemter Gerbstädt, Bornstädt, Oerner, Hadersleben, und Schraplau. Hiernächst haben etliche adliche Familien, wie die von Dachröden, von Schulenburg, von Mahrenholz, von Bölau, von Schenk ꝛc. auch Aemter darin S. 432. Bey der Stadt Gerbstädt ist ein ansehnlich Kupferbergwerk, wo aus Schiefern Kupfer geschmolzen wird. Die Städte Leimbach, Gerbstädt, Mannsfeld und Schraplau sind von gar keiner Bedeutung. Das alte Stammhaus und Schloß der Grafen auf einem

hohen Felſen nahe an der Stadt Mannsfeld iſt größtentheils in ſeinen Ruinen S. 439.

Zuletzt ſchließt der Verf. mit einem ſummariſchen Verzeichniß, und beygefügten Tabelle aller Ortſchaften, Feuerſtellen, nebſt den darin befindlichen Einwohnern, wobey auch die Stifter und der Adel ꝛc. mit den einem jeden gehörigen Ortſchaften genau angegeben ſind, woraus man ſieht, daß der König zu ſeinen Aemtern, 364 Dörfer hat, unter dem Adel aber die Herren von Schulenburg, und von Alvensleven die mehreſten Dörfer beſitzen, nemlich die erſten 31 Dörfer, worin 1533 Feuerſtellen und 8295 Einwohner ſind, die andern 23 Dörfer, worin 905 Feuerſtellen, und 5254 Einwohner ſind, (woraus man die großen und volkreichen Dörfer erkennen kann.) Ueberhaupt ſind mit den Städten 883 Ortſchaften im Herzogthum und dem Mannsfeldiſchen Antheile vorhanden, darin 45145 Feuerſtellen, und außer dem Militare, 249,593 Seelen ſind.

Hk.

V.

Sur la veritable richeſſe des états, la balance du commerce et celle du pouvoir; diſſertation, qui a été lue dans l'aſſemblée publique de l'Academie des Sciences, et des belles Lettres à Berlin, le 26 de Ianvier 1780 pour le jour anniverſaire du Roi, par M. de *Herzberg*, Miniſtre d'Etat et Membre de l'Academie.

Ueber

Ueber den wahren Reichthum der Staaten, das Gleichgewicht des Handels und der Macht. Eine Abhandlung, welche in der öffentlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften, wegen des Geburtstages des Königs, am 26sten Jänner 1786 vorgelesen worden, von dem Königl. Staatsminister und Mitgliede dieser Akademie, Freyherrn von Herzberg. Aus dem Französischen übersetzt.

Es ist eine sehr angenehme Erscheinung von der beßten Vorbedeutung, wenn man in den Preußischen Staaten die Zeiten eines Xenophon, Cicero, Julius Cäsar und anderer großen Männer des Alterthums wiederkommen sieht, und bemerkt, daß die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation zugleich auch die größten Staats- und Geschäftsmänner sind. Nur unter solchen Umständen läßt sich eine lehrreiche und gründliche Behandlung der in die Staatswissenschaft einschlagenden Materien erwarten, und zwar nicht nur deswegen, weil dergleichen Männer das Publicum mit luftigen und unfruchtbaren Speculationen verschonen, sondern auch, weil sie Gelegenheit haben, Nachrichten einzuziehen, und gemeinnützig zu machen, welche man bey andern Schriftstellern vergebens suchen würde. So gewinnt der Staat nützliche Kenntnisse, und das Reich der Wissenschaften mehr Land, Achtung und Einfluß.

Der K. Pr. Staatsminister Freyherr von Herzberg beschenkt das Publikum, bey Gelegenheit des Königl. Geburtstages, jährlich mit einer akademischen Vorlesung, deren Inhalt nicht nur wegen der gelieferten Nachrichten, sondern auch wegen der darüber

über angeſtellten reifen und tief eindringenden Betrachtungen für Politik und Statiſtik von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Die diesjährige Vorleſung handelt von dem wahren Reichthum der Staaten, und dem Gleichgewicht der Handlung und der Macht.

Gleich zu Anfange der Abhandlung zeigt der berühmte Hr. Verfaſſer, wie viel jede gute Regierung und beſonders die monarchiſche gewinnt, wenn ſie ihre Angelegenheiten mit einer weiſen Publicität behandelt. (S. 1 — 3) Sie erwirbt ſich dadurch das Vertrauen ſowohl ihrer Unterthanen als der auswärtigen Mächte, und ſie kann dabey keine Gefahr laufen, weil der wahren Staatsgeheimniſſe nur wenige ſind, und auch dieſe den wachſamen Miniſtern der benachbarten Reiche nicht lange verborgen bleiben. Nur denen, die ihre Macht durch geheime Maasregeln erweitern oder beveſtigen müſſen, iſt dieſe Publicität nachtheilig; dahingegen diejenigen, deren Macht feſt gegründet iſt, durch ihre Achtung gegen das Publicum, in ihrer Macht ſelbſt nicht eingeſchränkt, ſondern nur auf Antrieb ihrer eigenen Ueberlegung vom Mißbrauch ihrer Gewalt zurückgehalten werden.

Von dieſer Betrachtung geht der Hr. V. S. 3. auf den Hauptgegenſtand ſeiner Vorleſung über.

Die Macht des Pr. Staats beruht auf ſeiner Bevölkerung, und dieſe auf dem Ackerbau, der Nationalinduſtrie und der davon abhängenden Handelsbalanz. Erſt handelt er von dieſen Gegenſtänden im allgemeinen, wobey er beſonders die Vortheile des Ackerbaues rühmt, ohne jedoch dem übertriebenen Grundſatze der Phyſiokraten beyzupflichten. Die Arbeit ſelbſt, nicht nur das, was unter der Arbeit verzehrt wird, giebt den Dingen ihren Werth. Daher der große Einfluß der Nationalinduſtrie auf das Glück

der Völker und die Macht des Staats. Ein Land, welches die meisten Producte hervorbringt und bearbeitet, hat die vortheilhafteste Handelsbalanz, und dieses Uebergewicht der Handlung ist um so sichrer, je mehr ein Staat, gleich dem Preußischen, Waaren liefert, die zu Befriedigung der ersten Bedürfnisse dienen. Weiß eine Nation sich diese Vortheile zu verschaffen, so kann sie durch die Talente ihres Regenten aus der Reihe der Mächte von der zweyten Klasse zum Range der erstern erhoben werden. (S. 4—8.)

Eben diese Talente des Regenten müssen von ihm zu Erhaltung des Gleichgewichts der Staaten angewendet werden, damit derjenige, welcher durch seine Uebermacht in den Stand gesetzt wird, den Wohlstand der übrigen mit Gewalt zu hindern, durch die Vereinigung der letztern in Schranken gehalten werde. Bey dieser Gelegenheit wird die Theorie vom Gleichgewicht durch die Geschichte erläutert und bestätiget, und die letztere von dem Peleponnesischen Kriege bis auf unsre Zeiten durchgeführt (S. 9—19.)

Hierauf wird der vortheilhafte Einfluß des deutschen Fürstenbundes auf das Gleichgewicht von Europa ins Licht gestellt, und zugleich gezeigt, wie nothwendig eine dergleichen Verbindung war, um die durch die Länge der Zeit etwa erschlafften ältern Bande der deutschen Fürsten fester zu knüpfen (S. 21. 22.)

Die Ausführung dieses großen Werks hatte jedoch den König nicht gehindert, auch für den innern Wohlstand seiner Staaten zu sorgen, und dieselben durch außerordentliche Wohlthaten, welche sich gegen 3 Millionen belaufen, zu unterstützen. (S. 23 u. 24.) Eine Macht, welche nach dem Hubertsburger Frieden, und also nach 3 blutigen und kostbaren Kriegen, (wovon der letzte, nämlich der 7jährige, mehr als

ein Puniſcher war) über 40 Millionen auf außerordentliche Ausgaben zum Flor und zur Zierde des Staats verwenden, 200,000 Soldaten nebſt 15 großen Feſtungen unterhalten und nebenher noch Schätze ſammlen kann, eine ſolche Macht iſt doch nicht, wie mancher ſich irrigerweiſe vorſtellen mag, für eine auf kurze Zeit zu einem unnatürlichen Wachsthum getriebne Pflanze zu halten? (S. 25.) Vielmehr läßt ſich die immer wachſende Größe des Pr. Staats leicht erklären, wenn man auf die von den Jahren 1784 und 1785 beygebrachten Verzeichniſſe der Gebohrnen und Geſtorbenen Rückſicht nimmt, als zu Folge welcher ſich in gedachten Landen, nach Abzug der Geſtorbenen ein jährlicher Ueberſchuß von 53000 bis 59000 Gebohrnen ergiebt. (S. 26.)

Von dem Ackerbau in den Preußiſchen Staaten befinden ſich S. 27. und 28. ſehr ſchätzbare Nachrichten; wo dann auch gelegentlich gezeigt wird, daß es denſelben nie am Getraide fehlen könne, weil nicht nur der König beſtändig davon große Vorräthe hat, ſondern auch die benachbarten fruchtbaren Länder ihre Feldfrüchte nicht anders, als durch das Preußiſche Gebiet zur See bringen können.

S. 28 bis 32 wird die Nationalinduſtrie der Preußiſchen Unterthanen nachgewieſen. Im Jahr 1785 betrug der Werth der von den Fabrikanten gelieferten Waaren eine Summe von 30,250,000 Thlr. wobey jedoch die geringeren Fabriken, als Wachsbleicher, Buchdruckereyen, Stärke- Alaun- Weinesſig- Tabackspfeifen- Blumen- Feder- Handſchuh- und ähnliche Fabriken nicht mitgerechnet ſind. Der auswärtige Abſatz der Pr. Fabriken betrug 14 Millionen Thaler, und bey weitem mehr als die eingeführten Waaren, welche meiſtens nur in Artikeln des Luxus beſtehen.

beſtehen. Rechnet man nun zu dem obgedachten Erwerb der 30 Millionen Thaler, noch Geträhde, Holz, Hanf und Schifffartsbedürfniſſe, imgleichen die gewonnenen Metalle und das, was der Tranſito- und Fracht-Handel abgeworfen hat, ſo kann man den jährlichen Arbeitsertrag der Pr. Unterthanen füglich mit 40 Millionen in Anſchlag bringen, und die Hälfte davon auf die Ausfuhr rechnen.

Wie vortheilhaft der Pr. Staat zum Handel liege, weil er weit ausgedehnte Seeküſten, und die Ausflüſſe ſo vieler wichtigen Ströme, und den Emdenſchen Hafen beherrſcht, wird S. 33 und 34 ſehr einleuchtend gezeigt. Eben dieſe vortheilhafte Lage, verbunden mit dem Nationalcharakter ſeiner Einwohner und den großen Eigenſchaften ſeines jetzigen und künftigen Beherrſchers, unterhält die gerechte Erwartung, daß der Preußiſche Staat an innerer Stärke immer mehr gewinnen werde. Da alſo keine Abnahme ſeiner Macht zu beſorgen iſt, ſo verdient er auch in dieſer Rückſicht das große Vertrauen, welches das uneigennützige politiſche Syſtem ſeines Beherrſchers einflößt. (S. 35—38.) Hiezu kömmt noch, daß dieſes Reich eben zwiſchen den 3 größten Landmächten im Mittelpunkt von Europa liegt, und die großen wetteifernden Nationen von einander ſcheidet. Vermöge dieſer Lage iſt Preußen ganz vorzüglich geſchickt, das Gleichgewicht von Europa durch ſeine Wachſamkeit und Stärke zu erhalten, und derjenigen Macht, welche durch ihr Uebergewicht die andern bedroht, in Zeiten die Spitze zu bieten. So wenig es ſelbſt wegen eben dieſer Lage andern gefährlich werden kann, ſo ſehr iſt es dabey intereſſirt, daß ſeine mächtigen Nachbarn das Gleichgewicht nicht verletzen.

Es iſt wohl nicht erſt nöthig, die Leſer auf die feinen Bemerkungen eines ſo großen Kenners aufmerkſam zu machen. Sie würden ſich durch ſich ſelbſt empfehlen, wenn man auch nicht wüßte, daß ſie von einem Staatsmanne herrühren, der durch den Hubertsburger und Teſchniſchen Frieden ſeinen Namen verewiget hat. Nur müſſen wir noch als ein Supplement der Abhandlung beyfügen, daß ein Staat, welcher ſolche einſichtsvolle und gutdenkende Miniſter aufzuweiſen hat, auch in dieſer Rückſicht ein vorzügliches Vertrauen verdiene.

Die Ueberſetzung iſt des Originals völlig würdig.

T.

VI.

Johann Joachim Eſchenburgs Entwurf einer Theorie und Litteratur der ſchönen Wiſſenſchaften; zur Grundlage bey Vorleſungen. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1784. 296 S. in 8.

Der Verfaſſer urtheilt in ſeiner Vorrede überaus beſcheiden, daß dieſer Entwurf, als ein von ihm gewähltes Beförderungsmittel des Zeitgewinns in ſeinen Vorleſungen, dem er gerne die Beſorgniß eines unvermeidlichen Tadels und einer eben ſo unvermeidlichen Kränkung deſſelben aufopfern zu müſſen geglaubt habe, ſeiner nächſten Beſtimmung nach und alſo mit Nachſicht beurtheilt werden müſſe. Zuverläßig verdient er nicht allein als ein Lehrbuch für die

die studierende Jugend, sondern auch als eine Lectüre für den Mann, den Beyfall und Dank eines jeden Liebhabers der schönen Wissenschaften. Der Verfasser hat aus allen den einzelnen Beobachtungen unsrer besten inn- und ausländischen ästhetischen Schriftsteller, aus allen den Bemerkungen, die oft nur in Fragmenten und Journalen hie und da zerstreut sind, ein so gutes System zusammengefügt, daß es für den blossen Leser die nützlichste Wiederholung seiner aus so mancherley Schriften eingesammleten Kenntnisse und für den Jüngling die sicherste Anleitung zur gänzlichern Uebersicht seiner von ihm zu betretenden Bahn werden muß.

Es würde unnütze Weitschweifigkeit seyn, ein eigentliches Lehrbuch in einer Recension nach allen seinen Kapiteln zu verfolgen; wir wollen also nur das Eigenthümliche ausheben, nur das bemerken, was der Verfasser vor seinen Vorgängern voraus hat. Er hat einen sehr leicht zu übersehenden Plan. Das Ganze zerfällt in die drey Hauptabtheilungen von der Aesthetik, von der Poetik und der Rhetorik. Die erstere enthält in wenigen Bogen alle die guten und feinen Bemerkungen beysammen, welche unsre besten Köpfe, Lessing, Sulzer, Mendelssohn, Eberhard, Engel und Home über die Aesthetik bekannt gemacht haben. Daher findet man hier über den eigentlichen Unterschied und Hauptgrundsatz der schönen Künste und Wissenschaften, über die Natur und Wirkungsart der Seelenkräfte, welche bey den schönen Künsten und Wissenschaften geschäftig sind, und über die Eigenschaften ästhetischer Werke mehr richtige Grundsätze, als in allen Vorgängern des Verfassers. Sehr gut ist der Begriff, den er von der Latine giebt. „Sie ist, sagt er, derjenige Seelenzu-

„stand, wo irgend eine angenehme oder unangenehme „Empfindung in ihr so herrschend ist, daß alle Vor„stellungen, Gedanken, Reden und Handlungen und „Bezeugungen dadurch bestimmt werden, und etwas „Auffallendes oder Eigenthümliches erhalten.“ Der Verfasser vertauscht hier den Begriff des Unanständigen, welchen Home mit der Laune verbindet, mit dem Begriff des Auffallenden und er hat Recht. Das Eigenthümliche, das Auffallende, oder mit andern Worten das Ungewöhnliche, von dem allgemeinen Gepräge Abweichende ist das eigentliche Charakteristische, woran wir den Humoristen erkennen; er kann der größeren Klasse von Menschen, denen alles unanständig ist, was mit den einmal eingeführten Sitten und Gewohnheiten nicht zusammenstimmt, unanständig scheinen, ist es aber im eigentlichen Verstande nicht, und wird es nur dann, wenn sein Eigenthümliches nicht bloße Abweichung vom allgemeinen Ton, sondern ungewöhnlicher Fehler ist. Richtig ist die Bemerkung in der zweyten Abtheilung von der Poetik S. 38. daß sich eine logisch strenge Eintheilung von den verschiedenen Dichtungsarten nicht wohl machen lasse, weil die Grenzen derselben oft in einander laufen, die eine von der andern die Behandlungsart sehr oft entlehnt und die Theilungsglieder folglich nicht ausschließend sind. Der Verfasser nimmt also nur zwey Hauptgattungen von Gedichten an, unter welche er alle andre Dichtungsarten hinordnet, die Gattung der epischen, in welcher der Dichter selbst redet, und die Gattung der dramatischen Gedichte, in welcher der Dichter fremde Personen reden und handeln läßt. So sehr alles, was er von jeder und über jede Dichtungsart sagt, unsern ganzen Beyfall hat, so haben uns doch der Abschnitt von der Elegie

unter

unter den epischen und der Abschnitt von der Heroide unter den dramatischen Dichtungsarten darum besonders gefallen, weil diese Dichtungsarten von dem H. besser, als von allen seinen Vorgängern, gewürdigt und ihrem Wesen nach richtiger bestimmt worden sind. Der Begriff von der Elegie, daß sie ein poetischer meistens beschreibender Vortrag gemischter Empfindungen sey, in welcher sich angenehmes Gefühl mit den unangenehmen vereinigt und die daher schon ihrer Natur nach sanft und gemäßigt sind, ist der richtigste, den wir noch gelesen haben, weil mit demselben sowohl die vermischten Empfindungen, welche die Elegie ausdrucken kann, als der eigentliche Charakter der Elegie, das Weiche, das Sanfte, das Zärtliche näher bestimmt worden sind. Richtig wird die Verwandschaft der Heroide mit der Elegie S. 155 angegeben, aber auch richtig das Unterscheidende derselben, daß sie in höhere und feurigere Empfindungen, als die letztere, übergehe und sie selbst sehr richtig ein dramatischer Monolog genannt. Es ist überhaupt schwer, durchaus bestimmte und anpassende Begriffe von den verschiednen Arten von Gedichten in wenigen Worten zu geben. Der Verf. hat, um seinen Begriffen mehr Bestimmtheit zu geben, lieber von der Kürze etwas aufgeopfert. Die Abschnitte von der Ode, von der Epopee, von der Kantate, von dem Lust- und Trauerspiel und von der Oper sind sehr gut bearbeitet; und eben so gut die ganze dritte Abtheilung von der Rhetorik. Daß von den Wort- und Sachfiguren gerade nur soviel gesagt worden ist, als jungen Leuten davon zu wissen nöthig ist, das verdient unsern ganzen Beyfall.

Der Verf. hat in jeder Abtheilung, in jedem Abschnitte mit der Theorie auch die Litteratur verbun-

den

den und in jeder Art die beßten Schriftsteller der Spanier, Portugiesen, Italiener, Franzosen, Engländer und Deutschen mit den beßten Ausgaben ihrer Werke angezeigt. Unter den letztern haben wir einige vermißt, deren Anzeige wir in einem Lehrbuche für die Jugend doch für nöthig gehalten hätten. S. 65. hätten wohl die beyden zu Amsterdam 1752 in zwey Foliobänden herausgekommenen prächtigen und mit den schönen Picartischen Kupfern versehenen Ausgaben der Metamorphosen des Ovids, die eine mit der französischen und die andre mit der englischen Uebersetzung zur Seite, angeführt werden können. Unter den Anzeigen der italienischen Dichter haben wir die eigentlichen italienischen Ausgaben nicht allemal gefunden. So fehlt S. 132. von Tasso's befreyetem Jerusalem die schöne Ausgabe con le figure di Giambatista Piazetta in Venez. 1745. gr. Fol. S. 142. von dem Orlando furioso des Ariost die in Venedig in zwey Foliobänden 1730 erschienene Ausgabe mit vielen Kupfern und von dem Orlando inamorato die Florentinische Ausgabe von 1725 in 4. Von den Heldengedichten des schwäbischen Zeitalters hätte der Verfasser wohl etwas Mehreres sagen können, als er S. 135. gesagt hat. Er nennt den einzigen Theuerdank, ohne etwas von der wirklich prächtigen, aber sehr seltenen Ausgabe desselben zu melden, die dem damaligen Zeitalter aber so viele Ehre macht, als dem unsrigen die schönste Ausgabe irgend eines Schriftstellers machen kann, die 1517 zu Nürnberg durch den ältern Hannsen Schönsperger, Bürger zu Augsburg, auf Pergament sehr schön gedruckt, mit vielen Holzschnitten, die, so viel aber der Recensent weis, nur in einigen wenigen Exemplaren, von welchen

chen er eines vor sich hat, ganz vortrefflich ausgemalt sind, versehene sehr kostbare Ausgabe. Für die litterarischen Kenntnisse der studierenden Jugend hielten wir die Anzeige solcher seltnen Ausgaben doch für gut. Auch hätten unter der Litteratur der schönen Wissenschaften der Dänen, wohl einige Artikel verdient, nicht ganz mit Vergessenheit übergangen zu werden. Es sind dieses indessen kleine Mängel an einem so schätzbaren Lehrbuche, das sowohl in Rücksicht seines theoretischen, als seines litterarischen Theils zuverläßig das beste ist, das wir bis itzt über die schönen Wissenschaften erhalten haben.

Fb.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Herzenserleichterung zweyer Menſchenfreunde in vertraulichen Briefen, über J. K. Lavaters Glaubensbekenntniß. Frankfurth und Leipzig. 1785.

Lavaters Glaubensbekenntniß, das ſich in ſeinen Herzenserleichterungen findet, hat dieſe vortreffliche Schrift veranlaßt, worin außer den Gedanken über Lavaters Religion, auch viel ſchätzbare Bemerkungen über die Erleuchtung in unſern Tagen, Schwärmerey, und Proſelytenmacherey enthalten ſind. Der uns ganz unbekannte Verf. den wir wohl zu kennen wünſchten, iſt ein helldenkender Mann von geſunden vernünftigen Religionsbegriffen, dem es keineswegs an Kenntniß der Religionsgeſchichte mangelt, ohne doch wahrſcheinlich ein Theologe von Profeſſion zu ſeyn. Er ſcheint bekannter mit dem Chriſtenthum des denkenden Wahrheitsfreunds als mit den Erforderniſſen einer geſunden und brauchbaren Volkslehre der Chriſten, (welches uns aus gewiſſen Stellen zu erhellen ſcheint,) noch nicht bewandert genug in Lavaters Schriften, worinn er noch ſehr viel zu Beſtätigung ſeiner Behauptungen hätte finden können; ob er gleich mit dem Geiſt derſelben ziemlich bekannt iſt. Dieſer letztere Mangel verringert den Werth dieſer freylich noch immer ungemein ſchätzbaren Arbeit einigermaßen, die ſich übrigens nicht bloß durch wichtige, nützliche Begriffe, und eine muſterhafte Entwickelung derſelben, ſondern auch durch Intereſſe der Einkleidung, durch Stil und Ausdruck empfiehlt. Die Geſtalt eines freundſchaftlichen Briefwechſels, den der V. dieſer kleinen Schrift gab, trägt viel mit dazu bey, die Gedanken zu entwickeln, und den Vortrag zu beleben. Nur iſt das Unbequeme dabey, daß der Leſer zuweilen über die wahre Meynung des Verfaſſers zum Theil ungewiß bleibt,

wenn

wenn er seinen Lichtfreund, dem er meist nur halbwahre Gedanken in die Feder dictirt, die Wahrmund berichtigen muß, Dinge sagen läßt, die Wahrmund mit Stillschweigen übergeht, ob sie sich gleich nicht ganz mit Wahrmunds Meynungen zu vertragen scheinen.

Die Unterhaltung der beyden Menschenfreunde fängt mit einigen Reflexionen über den Kampf der Vernunft, und des Aberglaubens in unsern Tagen an, und geräth in der Folge auf Lavaters. Etwas über seine Religion. Lichtfreund findet nicht allein Lavaters Grundsätze in Verbindung mit seinem persönlichen Charakter für ihn selbst von glücklichem Einflusse, sondern ist auch nicht ungeneigt, Lavatern im gewissen Verstande, als ein Werckzeug der Aufklärung, und seine Herzensergießungen, als eine tröstliche Erscheinung für den philosophischen Menschenfreund anzusehen. Wahrmund findet Lavaters Moral zwar vortrefflich, aber dafür sein Religionssystem, welches gerade das System aller Kopfhänger, Mönchsschriften, Schwärmer ist, desto schädlicher. Seine Moral, sagt er, findet aber nicht diesen Eingang bey seinen Zeitgenossen, den sein System findet, „ein System, „das allen denen willkommen seyn muß, das alle die mit „beyden Händen ergreifen werden, die an der Blindheit „des menschlichen Geists arbeiten, um sich der Menschheit als Führer nothwendig zu machen, denen daran gelegen ist, daß das falsche auf mißverstandene Bibeltexte gegründete Mißtrauen auf die Vernunft, die Lehre von „der Unzulänglichkeit der Kräfte des Verstands und Willens, „von der Unentbehrlichkeit unmittelbarer außerordentlicher „Einflüsse u. s. w. in den Köpfen des großens Haufens fortdauern. Die Reinheit der praktischen bey der großen Verworrenheit der spekulativen Grundsätze, die Wahrheit des „Gefühls bey den Ausschweifungen der Phantasie, das Uebergewicht der feinsten Bonhomie über die gröbste Orthodoxie „ist, wie W. sagt, bey Lavatern einzig in seiner Art". Aber desto ausgebreiteter tiefgehender ist auch die Wirkung seines Glaubens, oder seiner Schwärmerey. Desto brauchbarer wird Lavater für jene heimlichen Vormünder des großen Haufens, die sich das Ansehen geben, daß sie an der Wohlfart der Menschen arbeiten, indem sie gesunde Vernunft zu verbannen und den Menschen ihre

Den-

Denkungs- und Gewissensfreyheit zu entreissen trachten. Und nun kömmt V. auf den Satz des Lavaterischen Glaubensbekenntnisses S. 292. der so lautet: Der Nichtchrist ist ohne daß es vielleicht weiß, Atheist. Diese intolerante Aeusserung giebt zu weitläuftigen Reflexionen über Lavaters Toleranz Gelegenheit, die einen ziemlichen Platz in diesem Briefwechsel einnehmen.

Der V. erklärt diese Aeusserung Lavaters in seines Wahrmunds Person für eine so intolerante Aeußerung, als noch nie selbst aus des hitzigsten Ketzermachers Feder geflossen, da selbst ein P. Storchenau alle Völker der Welt vom Atheismus losspricht, ja die Möglichkeit des Atheismus von vielen Katholischen Kasuisten bezweifelt worden ist. Er vergleicht mir diesem Satz die Stelle S. 214 in dem Glaubensbekenntniß: „Mache mir kein Menschen und kein „Gott zu, den, der das Gegentheil dessen von Christo „sagt, was ich von ihm sage, einen Bruder in Christo „zu nennen. Er kann vielleicht bey seiner entgegengesetzten Ueberzeugung ehrlicher seyn, als Ich. — „Christ kann ich Ihn nicht nennen. Er folgert hieraus, „daß Lavater alle, die sein Glaubensbekänntniß nicht „unterschreiben, für Gotteslängner erklärt". Eine Behauptung, die, wenn sie Eingang fände, alle die, welche selbst über Religion denken, aller kirchlichen und bürgerlichen Duldung berauben müßte, und bey dem großen Einflusse Lavaters nothwendig von schädlichen Folgen seyn muß. Der V. macht sich zwar selbst in Lichtfreunds Person die Einwendung, „daß Lavater unter einem Atheisten einen solchen verstehe, der nicht an den wahren Gott „glaubt, da er den Deist sonst für einen Nichtchristen erkläret, wenn er den Deismus dem Christenthum entgegensetzt, „wie er oft thut, und überdem die Ungereimtheit der Behauptung, der, welcher nicht wie L. denkt, ist ein „Gotteslängner, allzusehr in die Augen falle; daß endlich Lavater nicht völlig so intolerant sey, als es wohl scheine, „wenn er, welches wahrscheinlich sey, alle für Christen gelten lasse, die die dogmatischen Formuln aller 3 im römischen „Reiche tolerirten Bekenntnisse unterschreiben, wo sie von „Christus reden." Diesem Einwurf setzt der V. wieder entgegen, daß L. wahrscheinlich das Wort G. Geist nicht allein im ausgedehnten uneigentlichen Sinne genommen habe, da

er

er ſonſt alle Namen der Sekten in ihrem ſtrengſten Sinn nimmt; daß Lavater nicht etwa nur allein diejenigen, welche die hergebrachten Formuln der drey eingeführten Confeſſionen nicht unterſchreiben, ſondern auch alle die für Unchriſten halte, die von Chriſto nicht glauben, was Er ſelbſt. „Denn er erkläre ſich ja dahin, daß die ſymboliſchen Bücher ihm kein Prüfſtein der Wahrheit ſind. Da aber ſein Glaubensbekenntniß ihnen nicht durchweg gemäß ſey, z. B. nicht in dem 44 Glaubensartikel vom Reiche Chriſti, ſo heiße ihm ſo gar der orthodoxe Lehrer ſeiner Kirche inſofern Nichtchriſt als er hierin nicht lehrt, was L. lehrt.“

Wir wollen ganz unpartheyiſch einmal die Sache betrachten. Was den Satz, der Nichtchriſt iſt Atheiſt, betrifft, ſo denken wir, daß wenn jeder ſeiner eigenen Worte Ausleger ſeyn kann, Lichtfreund in gewiſſem Verſtande noch recht, und Wahrmund unrecht haben könne. Geſetzt es lieſſe ſich nicht noch ſtreiten, welches der wörtliche nächſte Verſtand des Worts Atheiſt ſey, ob der, da es einen Menſchen bedeutet, der den wahren Gott nicht kennt, nicht hat, wie das N. T. ſich ausdrückt, welchen Verſtand es in Pauli Stelle Eph. 2: 12 hat, oder da es einen Gotteslängner bedeutet, ſo läßt ſchon der Zuſammenhang der Lavateriſchen Stelle nicht zweifeln, daß es ihm den erſtern Verſtand habe. So lautet ſie: „Die, welche ſich bemühen, Deismus und Chriſtenthum zu vereinigen, bemühen ſich folgende zween „Sätze für gleichwahr anzugeben. 1. Gott iſt ohne „Chriſtus hinlänglich erkennbar. Man kann Chriſtus „entbehren, wenn man Gott hat — Grundlehre des „Deismus — und 2. Niemand erkennt den Vater als „nur der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren „will. Niemand kommt zum Vater, als durch ihn. „wer dieſen haßt, haßt auch den Vater. Wer den „Sohn läugnet, hat auch den Vater nicht. Wer nicht „in der Lehre Chriſti bleibet, der hat keinen Gott. „(Der Nichtchriſt iſt, ohne daß ers vielleicht weiß, Atheiſt.) „Wer in der Lehre Chriſti bleibt, der hat beyde den „Vater und den Sohn.“ L. freylich ſpricht äußerſt ſchwankend und unbeſtimmt, aber faſt könnte er doch nicht in eben der Stelle den Nichtchriſt einen Deiſten, und einen Gotteslängner zugleich nennen, Atheiſt und Deiſt ſind ja nach S. 215. nicht weniger verſchieden, als Chriſt und Deiſt

selbst. Es scheint, daß Er sagen will: der Nichtchrist betet einen Nichtgott, ein Ideal an, denn nur der Bibelgott ist der wahre Gott. Wer den nicht kennt, nicht glaubt, der kennt und glaubt eigentlich keinen Gott. L. hat sich in seinem Schreiben an S... über den Verfall des Christenthums, und die ächte Schriftheologie hierüber deutlich geäußert, und nicht weniger in der Antwort auf ungenannte Bogen eines Ungenannten. (die sich im dritten Bande seiner profaischen Schriften finden.) In der letztern heißt es unter andern: „Der Gott „der Theologen und Philosophen ist nie das Haupt „der Kirche in Wien ni amusant — ni amusable — — „ohne Genuß und Wirksamkeit seyn, heißt nicht seyn.“ Wenn dann die Theologen und Philosophen nach L. einen Gott kennen, und glauben, der ein Unding ist, so kennen und glauben sie — keinen. Sie sind also Atheisten, oder vielmehr Heiden und Abgötter. Das ist nun freylich ein sehr lahmer Schluß, denn Kant und Tetens und Eberhard ist doch nicht ein Gott ohne Wirksamkeit. L. selbst setzt in einer Stelle des Pontius Pilatus fest, daß — jeder Mensch, der (nach den von L. festgesetzten Bestimmungen) an den Gott der Bibel glaubt, ein Christ, und wer nicht an ihn glaubt, ein Heide sey. Und in eben diesem Aufsatz verspricht er in seinem Organon zu zeigen, daß viele Menschen, ohne daß sie es wissen, Atheisten sind. „Denn, sagt er, wer keinen freythätigen, fortschreitenden, Fatumbezwingenden Gott glaubt, der glaubt „überall keinen.“ Aber freylich ist eine solche Beschuldigung immer schlimm genug. Man sieht wohl, Hr. Lavater macht nur sehr unbestimmte Bestimmungen von den Meinungen anderer, um das verhaßte Wort Atheist gegen sie brauchen zu können, und erklärt das Wort Atheist wider so schief, daß er es allenfalls zurücknehmen kann, wenn man es auf jemand anwendet, auf den er es nicht angewendet wissen will. Es ist schlimm, daß wir L. nicht von der Beschuldigung, einen ganz unsinnigen Satz vorgebracht zu haben, retten können, ohne daß wir zugleich ihm eine absurde Behauptung zuzuschreiben genöthiget sind. Insofern würde der V. Lavatern unrecht gethan haben, wenn er ihn intoleranter als alle Ketzermacher aus allen 3 Konfessionen vorstellt. Es ist nichts unerhörtes, wenn Er die, welche Gott nicht für das halten, wofür Er ihn selbst

hält,

hält, für Anbeter eines Ideals erklärt. Reformirte Theologen haben die Juden und Mahomedaner Anbeter eines falschen Gottes und Atheisten (Deos) genannt, weil sie den dreyeinigen Gott nicht kennen. Ja ein Lutherischer Theologe hat ein Buch geschrieben, um zu beweisen, daß der Kalvinisten Gott der Teufel sey. In die Klasse dieser schwankenden Schwätzer und unvernünftigen Eiferer, deren es schon mehrere gab, gehöret eigentlich Hr. L. Es ist überhaupt schwer, einen deutlichen Begriff von dem zu erlangen, was Lavater unter Christ und Nichtchrist versteht, denn L. spricht immer schwankend und versteckt sich hinter Worte, die von verschiedener Bedeutung seyn, und brauche sie frischweg in verschiedener Bedeutung, so macht er es auch mit den Worten Atheist, Glauben u. a. m. Aber noch schwerer ists, Lavaters Begriff von Christ und Unchrist aus den Herzenserleichterungen Lavaters allein zu bestimmen. Lavater scheint nicht recht zu wissen, was er will. Seine Absicht ist, zu zeigen, daß seine Lehre dem von seiner Kirche als wahr anerkannten christlichen Lehrbegriff gemäß sey, und — daß jeder, der ihr, so wie er sie hier vorträgt, widerspriche, kein Glied der christlichen Kirche seyn könne. Denn er verhüllt weislich die schwärmerischen Ideen, von denen sein System nicht frey ist, oder läßt sie gar weg. Er ist meist da decisiv und dreist, wo er die symbolischen Bücher auf seiner Seite hat, und fügt die Klausel: Wer das nicht glaubt — ist kein Christ, gerade an solchen Stellen bey, wo er ihres Beyfalls gewiß ist. Diesem ungeachtet kann es Lavater nicht unterlassen, auch solche Meynungen beyzumischen, die Er selbst für heterodox ansehen muß, z. B. vom Reiche Christi, und überdem den Begriff Christ Art XXXVIII. auf eine solche Art zu bestimmen, daß keiner, der nach der hergebrachten christlichen Kirchenlehre der Reformirten, oder der Anhänger der Augspurgischen Konfession glaubt, und lebt, sich für einen Christen halten kann, wenn er richtig ist. Was versteht L. also unter Christ und Nichtchrist? Wenn er sich da, wo er von seinen Grundsätzen handelt, erklärt, daß er den, welcher von Jesu anders als die Christen lehrt, als Nichtchristen nicht für ein Mitglied der Christlichen Kirche erkennt, so versteht er einen Menschen, der dem Namen nach, und im konventionellen, kirchlichen Sinn des Worts, kein Christ heißen kann. Andere wird das Wort genommen,

wenn er 38 Art. ſagt: daß der, welcher den Geiſt Chriſtus nicht hat, kein Chriſt iſt. Chriſt, und Nichtchriſt wird alſo bald im weitläuftigern bald im engern Verſtand, bald ſo bald ſo genommen, ſo wie es Lavatern gerade gemächlich iſt, es zu brauchen. Hieraus folgt freylich, daß L. zu gleicher Zeit gewiſſe Gegner ſeiner Lehre als Nichtchriſten im weitläuftigern Verſtand zu Gegenſtänden der Intoleranz der äußerlichen Kirchengeſellſchaft der 3 Konfeſſionen demonſtrirt, und zu gleicher Zeit die allermeiſten Glieder der äußerlichen Kirchengeſellſchaft ſammt und ſonders für Nichtchriſten im engern Verſtande des Worts erklärt: daß er zwar die antievangeliſch-deutſch-bibliotheriſchen Chriſten als unwürdig vorſtellt, geduldet zu werden, aber auch ſelbſt dadurch, daß er den Begriff Chriſt ſo einengt, daß jeder unſchwärmeriſche redliche Proteſtant, zum Unchriſten erklärt wird, ſelbſt der Duldung ſeiner Kirche höchſtbedürftig wird. Er will nicht verfolgen, — das möchte er nicht von ſich ſagen laſſen — aber freylich wenn verfolgt wird, ſo kann es nach ſeinen Grundſätzen wohl vertheidigt werden, oder er muß ſich ſelbſt auf die abentheuerlichſte Art widerſprechen wollen, und das thut er freylich nicht ſelten.

Was nach Lavaters Ideen ein Chriſt im engern Verſtande, d. i. ein Chriſt dem Weſen nicht bloß dem Namen nach ſey, das iſt unter andern aus dem Schreiben an S... über den Verfall des Chriſtenthums zu ſehen. „Ein ſolcher Chriſt erfahrt Gott, ſteht mit ihm in einer geheimnißvollen Vereinigung, wie die Propheten, und Apoſtel, er hat göttliche Offenbahrungen, Einſprachen, u. ſ. w. Nach ſeinem damaligen Gefühl iſt Lavater ſelbſt kein ſolcher Chriſt, kennt keinen ſolchen Chriſten. Wer Lavaters Lehre von den Erforderniſſen zum Chriſtenthum nicht beyſtimmt, iſt nicht einmal auf dem Wege, es zu werden. Gleichwohl kann nur dieſer wahre Chriſt des Daſeyn Gottes vollkommen gewiß ſeyn. Nur dieſer kennt, und hat Gott.“ Alſo trifft der fürchterliche Ausſpruch „Nichtchriſt — Atheiſt“ nach Lavaters eigenen Worten, auch Ihn ſelbſt und ſeinen Anhang. Aus dieſer Entwickelung der ſchiefen Lavateriſchen Vorſtellungen vom Chriſtenthum iſt leicht zu beurtheilen, daß

daß L. weder die Motive, noch auch die Befugniß haben kann, gegen jene Deistisirende Christen, mit denen Ers so oft in seinen Herzenserleichterungen zu thun hat, das Ansehen, und die Gesetze der äußern Kirchengesellschaft zu gebrauchen, da die äußere Kirchengesellschaft nach seinen Grundsätzen die Schule nicht ist, in der ächte Christen gebildet werden; und diejenige kirchliche Partey, zu der er selbst gehört, hierin keinen Vorzug vor den übrigen Parteyen, und Sekten der Christen hat. Aber wahr ist es immer, daß Lavater von seinem Gegner gehässige Benennungen gar zu gern braucht, und da sehr wenig von seinen Anhängern seine sich so sehr schwankenden Grundsätze untersuchen und auseinandersetzen, bringt er allemal Gehäßigkeit gegen andersdenkende in ihre Seele, wenn er gleich sich durch seine schwankende Unbestimmtheit eine Hinterthür offen gelassen hat, sich, wenn man die Gehäßigkeit seines Betragens entwickelt, mit einer salbungsvollen Entschuldigung dadurch entwischen zu können.

Der V. macht über Lavaters Toleranzgrundsätze unserer Meynung nach viele sehr richtige Anmerkungen. „Durch die „gehässige Vorstellung der Nichtchristen als Anbeter eines „Nichtgotts wird der Haß aller, die den Menschen nicht, „wie L. auch im Atheisten respektiren und lieben gelernt ha„ben, wider diese Heiden rege. Die Furcht von ihnen an„gesteckt zu werden, macht sie zu Gegenständen des Abscheus „und Entsetzens. Das Mittel, von welchem L. spricht, die „den Irrgläubigen schuldige Duldung, sofern sie Men„schen sind, mit der Nichtduldung, sofern sie Christen „seyn wollen, oder vielmehr scheinen wollen, ohne es zu „seyn, zu vereinigen, ist nicht geschickt, die Wirkungen der In„toleranz zu verhüten, welche die Erklärung haben kann, „daß die, welche über Christi Person, Bestimmung und Ver„dienst nicht so wie L. und die allermeisten blinden Anhänger „der ältesten Kirchensysteme denken — Unchristen (und so„gar Heiden oder Abgötter) sind.“ Diese Wirkungen Gewissenszwang, Unterdrückung der menschlichen Freyheit, positische Nichtduldung, oder Ausschließung aus der menschlichen Gesellschaft giebt Lavater zwar vor die Verstattung freyer Religionsübung, die er Deisten angedeien lassen würde, wo er dazu die Gewalt hätte, verhindern zu wollen. Allein dieses Mittel ist impractikabel. Was ist kirchliche Dul-

dung ohne bürgerliche Duldung? In keinem kirchlichen Staate haben Atheisten, (in welchem Sinn das Wort auch genommen wird,) ja nicht einmal Deisten (in welchem Sinn auch das Wort genommen wird) eine bürgerliche Existenz. Es ist also immer ein unverantwortliches Verfahren Lavaters, daß er denen, die anders denken als er, gehäßige Namen beylegt, bey welchen, so wie jetzt die allgemeine Denkungsart ist, sogleich die Ausschließung von der bürgerlichen Duldung gedacht wird. Wäre L. Fürst in einem christlichen Staate, und er wollte den Nichtchristen, sobald sie dafür erklärt wären, wohl Kirchen erbauen, aber keine bürgerliche Existenz geben. Was hülfe es ihnen dann?

Wir können nicht umhin noch einige Gedanken über die Toleranzgrundsätze Lavaters gegen Ungläubige beyzufügen. Lavater setzt in seiner Erklärung über seine Grundsätze von Religionsduldung (in den Herzenserleichterungen S. 195—220) verschiedene Bestimmungen über die Grenzen der Toleranz fest, die sehr billig, und annehmlich scheinen, aber in einer Anwendung, (die sich davon machen läßt, ohne sie im geringsten zu übertreten) zu den härtesten Kränkungen der Menschenfreyheit, und zu Gewaltthätigkeiten führen können. Hier sind sie. Jedes Mitglied einer Religionsgesellschaft ist verbunden, den Gesetzen derselben gemäß zu lehren, und zu bekennen, was diese Gesellschaft lehrt, und bekennt. Ein Lehrer besonders muß das lehren, welches zu lehren er vom Magistrat berufen ist, er kann nicht dawider lehren. Ein solcher Lehrer, der dawider lehren würde, kann nicht von andern Lehrern geduldet werden. Alles was für ihn, oder zu seinem Besten gethan werden kann, ist, daß ihm Freyheit gelassen oder Vorschub gethan wird, sich zu einer andern Religionsgesellschaft zu begeben. Das sind gerade die Toleranzgrundsätze der G** und *** und der Zeloten aller Zeit. Sie lassen sich zur Unterdrückung aller Denkensfreyheit nach Wunsch gebrauchen. Es ist gar nicht bestimmt, 1) ob dann die Religionsgesellschaft keine Verbesserungen in ihren Gesetzen zulassen kann? 2) wie, im Fall diese Gesetze die Gewissensfreyheit einschränken, den Glauben zu enge verzäunen; ihre Verbesserung aber vor der Hand unmöglich ist, gegen die verfahren werden muß, welche sie nicht beobachten können? ob nicht, sofern die Umstände es verstatten

ſtätten, Nachſicht hier beſſer als Strenge wäre? indem dieſe den Weg zur gewünſchten Reform der Geſetze bahnen kann. Im Gegentheil wird für bekannt angenommen, daß der, welcher nicht glaubt, was die Kirche glaubt, aus der Geſellſchaft verſtoßen wird. L. beſchwert ſich heftig über ein gewiſſes Urtheil, welches von ſeinen Beſtimmungen über Toleranz gefällt worden iſt, in der Reviſion der Herzenserleichterungen, S. 352, deſſen Inhalt er nach einem ſchriftlichen Dokument, das er vor ſich damals liegen hatte, ſo angiebt: „ein ſpaniſcher Inquiſitor befolge mit ihm „dieſelben Grundſätze.“ Da es ihm nicht beliebt hat, das ſchriftliche Dokument ſelbſt vorzulegen, ſo können wir von den Gründen, die dieß Urtheil veranlaßt haben, zwar nichts bejahen, geſtehen aber, daß es ſcheine, es laſſen ſich gar wohl Gründe zur Rechtfertigung dieſes Urtheils anführen. Wir wollen den Fall ſetzen, daß ein Lehrer der katholiſchen Kirche in Spanien anfienge, ſo wie unſere ſeligen Reformatoren gethan haben, wider den Aberglauben der röm. Kirche zu lehren, ſo kann ein in ſeinem Amt getreuer Inquiſitor nach den ſo laxen, ſo mannichfaltig anwendbaren Grundſätzen der Toleranz, die L. (freylich nicht zuerſt, ſondern nach dem Beyſpiele vieler andern,) annimmt, zu ihm ſagen: „Du wuß„teſt die Landesgeſetze, und lehrteſt doch gegen den „Glauben unſerer Kirche. Du biſt aus ihr verbannt, „und zugleich als ein Ketzer den Geſetzen anheim gefallen. „Ich will als Menſch für dich thun, was mir die Geſetze der „Kirche und des Staats verſtatten. Ich ſollte freylich denje„nigen haſſen, den Gott haßt. Aber ich begehre dein Un„glück nicht. Ich werde dich dem weltlichen Arme übergeben. „Das muß ich. Aber ich will dich zu einer gnädigen Strafe „empfehlen, bey der kein Blut vergoſſen wird.“ Und nun den andern Fall. Lavater iſt eine Magiſtratsperſon in einem proteſtantiſchen Staate. Ein denkender Chriſt, der ihm aber nach den in ſeinen Gedanken über Steinbartens Syſtem und anderwärts geäußerten Principien ein Deiſt ſcheint, lehrt etwas wider die eingeführte, rechtgläubige Lehre. Was wird L. thun? Er wird ihm ſagen: „Du kannſt in unſerer Kirchengeſellſchaft nicht geduldet werden. Mir thut es leid, daß die Deiſten noch zur Zeit nirgends freye Religionsübung haben. Wäreſt du ein Mennonit, oder Socinianer, ich würde dich Mennonitiſchen, Socinianiſchen Gemeinen recht gern empfehlen. In meinem Staate haſt du keine bürgerliche Exi-

ſtenz weiter.“ So iſt der Irrgläubige in beyden Fällen ein Opfer der Geſetze. Wenn jener verbrannt wird, ſo wird dieſer aus dem Staate vertrieben. Was L. Toleranz nennt, iſt höchſtens menſchliche, aber nicht religioſe Toleranz. Seine Umzäunung, Einengung des Begriffs Chriſt im weiten Verſtand führt im Gegentheil, wenn die Grundſätze, die er ſiſtſetzt, zugleich ſtreng befolgt werden, zur Unterdrückung der Gewiſſensfreyheit einer großen Anzahl Chriſten. Sie ſetzt allem Wachsthum in der Erkenntniß unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Wenn jene Grundſätze befolgt werden, und zugleich der Satz, „daß jeder ein Heide iſt, der nicht rechtgläubig über Chriſtus, ſein Reich, die Lehre vom Glauben und Gebet, vom h. Geiſt lehrt,“ in dem currenten Sinn des Worts rechtgläubig genommen wird, ſo iſt Lavater durch ſeine eigenen Toleranzgrundſätze zum Unchriſten erklärt, und kann von den Zeloten ſeiner Kirche als ſolcher dem Inhalt derſelben gemäß behandelt werden. Der V. dieſer Briefe äußert hierüber folgende beyfallswürdige Gedanken, die wir Lavatern zur reiflicher Erwägung empfehlen: „Ein Concilium Oekumenikum, aus was immer für einem Jahrhundert, würde in dem keineswegs kärglichen Glaubensbekenntniß Lavaters manchen Artikel vermißt haben, der in jenen Zeiten allgemein für ſehr weſentlich galt. Und Lavater würde vor nicht ſehr langer Zeit ſelbſt vor dem Richterſtuhle einer reformirten Synode den Namen eines Chriſten verwirkt haben, (weil ſie z. B. den Artikel von der Dreyeinigkeit, Erbſünde, ſtellvertretenden Genugthuung darin vermißt, und dagegen nicht ſehr orthodoxe Ausdrücke vom h. Geiſt, von den Vorzügen des Chriſten, von der Natur des Reichs Chriſti gefunden haben würde.) „Ich getraue mir nicht einmal für unſere Tage gut zu ſagen, ob man ihm in Spanien, Portugall, Italien u. ſ. w. dieſen Namen eingeſtehen würde. Wie unbillig, daß er aus allen Gegnern ſeiner Meynungen gerade diejenigen, die ihn ſehr gern für einen Chriſten anerkennen, für Unchriſten erklärt, und dieſes aus keinem anderen Grunde, als weil ſie, wie er ſelbſt, nicht bey den alten Meynungen ſtehen geblieben ſind.“ S. 121, 22. vom Werthe der menſchlichen Duldung, wenn die religioſe Duldung, d. i. die kirchliche, mit der die bürgerliche verknüpft iſt, nicht auch hinzukömmt, ſpricht der Verf. uns völlig aus dem Herzen, wenn er S. 85 ſagt: „Was hilft es, wenn L. den anderesdenkenden als einen freyen Menſchen

ſchen reſpektirt, wenn er ihn nicht auch als einen durch Geſetze beſchränkten Bürger ſchont. Mit der Behauptung, der Nichtchriſt habe als Menſch das Recht, das Gegentheil von dem zu lehren, was Lavater lehrt, iſt ſo viel als nichts geſagt. Denn wo gilt dieſes bloße Menſchenrecht? wo exiſtirt der vom Bürger abſtrahirte Menſch? wo der privilegirte Atheiſt u. ſ. w. Es iſt nicht genug, wenn er ihm alle Freyheit läßt, die er ihm unbeſchadet poſitiver, gerechtſcheinender, anerkannter Verpflichtungen laſſen kann, wenn er ihn auf der andern Seite durch eine unbeſonnene, unſtatthafte Erklärung, daß er dieſe Verpflichtungen nicht erfülle, um alle Freyheit bringt."

Der Verf. läßt ſeinen Lichtfreund die Frage aufwerfen, „ob Lavater nicht dadurch (wenn auch gegen ſeine Abſicht) die Aufklärung in der Religion befördere, daß er eine gewiſſe Klaſſe der neuern Theologen, die in die alten Formuln ihre neuen Ideen hineinzwängen, und ſich befliſſen, gewiſſe Dinge, die geradezu geſagt werden ſollten, unter zweydeutige Ausdrücke, und Wendungen zu verſtecken, weil ſie Bedenken tragen, offenbar mit der orthodoxen Parthey zu brechen, nöthiget, ſich deutlich zu erklären, und den Begriff der Chriſtenthumslehre ſo zu entwickeln, daß dadurch die außerweſentlichen Zuſätze davon abgeſondert, und die von ihm als Deismus beſtrittene Lehre als Chriſtuslehre gerechtfertiget wird? ob es nicht zu wünſchen wäre, daß ſein zudringlicher, ungeſtümer Eifer dieſe Wirkung thun möge? ob nicht die Aufklärung durch einen Lehrbegriff des Chriſtenthums vollends zu Stande kommen würde, der dem Verſtande unſers jetzt lebenden, gemeinen Mannes nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig zumuthete, der für den Philoſophen nichts falſches, für den Ungelehrten nichts unverſtändliches, für beyde nichts zweydeutiges, ſtreitiges, unerweisliches enthielte?" Sehr richtig antwortet Wahrmund „daß Lavaters Bemühungen eine ſolche Erſcheinung wenn ſie unter die Möglichkeiten gehörte, doch nie veranlaſſen können, und daß überdem ſo ein Lehrbegriff, der die angezeigten Vollkommenheiten hat, ein Hirngeſpinnſt ſcheine, und die allmählige, vorſichtige Anknüpfung vernünftiger, beſſerer Begriffe an alte, ehrwürdige Formuln, die man noch beyzubehalten genöthiget iſt, eine lobenswürdige Klugheit ſey." Wir glauben, daß die Richtigkeit dieſer Antwort jedem einleuchten wird, der des Verf. Grün-

de überlegt. Kann man etwa die Aufklärung durch neue Konfessionen, und Systeme, die man den alten entgegensetzt, bey dem Volke erstürmen, ertrotzen? Ists genug nur Wahrheiten zu sagen, wenn man verjährte Irrthümer, eingewurzelte Vorurtheile ausrotten will? Und wer kann sich wohl ein System denken, das nichts weder für Philosophen noch fürs Volk zweydeutiges, streitiges, unerweisliches enthält?

Der V. kömmt nun auf eine andere Stelle des Lavaterischen Glaubensbekenntnisses, die Erklärung „was ein Christ sey?„ Art. XXXVIII. S. 321. 22. Hier hält sich der Vers. vorzüglich bey folgenden Sätzen auf: Ich glaube, daß der Christ nach dem Maaße seines Glaubens, nach der Beschaffenheit seiner Umstände, seiner Bedürfnisse, seines Amts — als Christ auf irgend eine, uns unerklärbare Weise in einem nähern, unmittelbaren Verhältniß mit der Gottheit stehe, als andere Menschen, die nicht Christen sind; daß er Kraft dieses Verhältnisses, dieses ihm mitgetheilten, und in ihm wohnenden göttlichen Geists, Dinge wissen könne — die sonst kein Auge sieht, kein Ohr hört, und die in keines Menschen Herzen aufsteigen — — besonders daß er Kraft dieses in Ihm wirksamen göttlichen Geists seiner Unsterblichkeit, seiner künftigen Freuden, und Lebenskräfte, seiner Hoffnungen, und gewisser überirdischer Besitzthümer auf eine innige Weise wie seines eigenen Lebens gewiß werde.„ Diese Lavaterische Lehre findet unser V. mit Recht sehr übereinstimmend mit der katholischen Lehre von der Unfehlbarkeit der alleinseligmachenden Kirche, von deren schädlichen Folgen er bey dieser Gelegenheit mit Wärme redet. Er zeigt die Uebereinstimmung dieser Lehre mit jenem Lavaterischen Satze sehr einleuchtend auf folgende Art. „Diese katholische Lehre gründet sich auf nichts anders, als auf jenem der Kirche versprochenen übernatürlichen Beystand des heiligen Geistes, einen unmittelbaren, unerklärbaren, physischen Einfluß Gottes, der vorzüglich die Vorsteher, und Lehrer der Christenheit in Angelegenheiten des Glaubens, und besonders in der Bestimmung der Glaubenslehre vor allen Irrthümern bewahrt. Lavater lehrt einen im Christen nach dem Maaße seiner Bedürfnisse — seines Amts wirksamen göttlichen Geist, also Verschiedenheit der Wirksam-

keit

keit dieses Geists nach den Ständen und Aemtern der Christen. Die römische Kirche lehrt einen solchen Einfluß des heil. Geistes auf die Glieder der seligmachenden Kirche, dessen Resultat Unfehlbarkeit in der Lehre ist. Auch L. lehrt vollkommne Ueberzeugung und untrügliche Gewißheit in Ansehung der Unsterblichkeit, und künftiger Belohnungen, zu der wir durch den heil. Geist gelangen. Man kann also, (nach des V. richtiger Meynung) nicht ächtkatholischer glauben und bekennen, als hier L. thut." Er setzt hinzu: „Wie Lavater für seine Person diesem seinem Glaubensartikel zum Trotze sichs nicht nur zu keiner Gewissenspflicht, sondern allem Ansehen nach sich vielmehr ein Bedenken daraus machen könne, öffentlich, und feyerlich zur unfehlbaren, allein seligmachenden Kirche übertreten, dies gehört unter die übrigen seltsamen Inkonsequenzen dieses seltsamen Manns, und läßt sich noch zur Noth ziemlich entschuldigen. Allein Lavaters Heerde dürfte wohl im geringsten nicht gegen den Katholicismus gesichert seyn. Der Lavaterianer kann wohl schwerlich seine Privaterleuchtung der gemeinschaftlichen Erleuchtung eines ganzen Körpers von Lehrern, und Häuptern des Christenthums vorziehen, wenn er jener Lehre Lavaters von Herzen Beyfall giebt. Er muß schon jetzt die Unfehlbarkeit der allerseligmachenden katholischen Kirche glauben, oder doch über kurz oder lang sich davon überzeugen, wenn er sie noch jetzt nicht anerkennt."

Vielen Lesern wird allerdings diese Behauptung des Verfassers anfänglich sehr paradox vorkommen, so wie auch die öffentlich bekannt gewordene Nachricht, daß die Katholiken sich sehr mit Lavatern bekannt zu machen suchen, ja sogar daß Pfenninger, Lavaters Herzenspfenniger, eines Jesuiten Michael Sailers katholisches Gebetbuch, insgeheim in geschriebenen Zirkelbriefen an die Freunde Lavaters auf das wärmste empfiehlt, ja daß in und um Zürich dieß katholische Gebetbuch unter Protestanten umsonst ausgetheilt wird. *) Indessen, so sehr man auch geneigt seyn möchte, Lavatern zu entschuldigen, der ja für alles, was er thut, sollte es auch noch so seltsam und unverantwortlich seyn, Nachsicht verlangt; so kann doch ein aufmerksamer Leser Lavat. unmöglich verkennen, daß es allerdings zwischen der Lehre der röm. Kir-

*) S. Nicolai Untersuchung wider Garve (1786. 8.) S. 89.

Kirche, und der Lavaterischen Lehre einen Ankettungspunkt giebt. Und der ist die Lavaterische Meynung von der Verheißung jener Geistesgaben, der ersten Zeit, welche nach protestantischen Begriffen mit den Aposteln aufgehört haben, da hergegen L. annimmt, daß sie in allen Zeiten der christlichen Kirche durch Glauben, und Gebet erlangt werden können, und daß ihre Gegenwart ein Beweis der Existenz der wahren christlichen Kirche auf Erden sey. Eben dieses glaubt auch die römische Kirche. Freylich glaubt, und bekennt die römische Kirche noch überdem, daß diese Geistesgaben in der That in der christlichen, das ist in der katholischen Kirche in allen Zeiten fortgedauert haben, und noch fortdauern. Hievon, wenigstens vom letztern möchte Lavater zwar zu überzeugen seyn. Und wenn er auch gewisse Ueberbleibsel solcher Gaben in allen vorigen Zeiten, und selbst in den unsrigen annähme, (welches doch aus dem Schreiben an S... über den Verfall des Christenthums nicht zu folgen scheint,) so denken wir freylich wohl nicht, daß er selbst hieraus folgern würde, die römischkatholische Kirche sey als solche, und in einem andern Sinn die wahre Kirche, als es die lutherische und die reformirte Kirche ist.

Aber doch wenn katholische Proselytenmacher sich bey Protestantischen Anhänger Lavaters machen, welche ohnedieß von ihrem Lehrer keine recht deutliche und bestimmte Begriffe empfangen haben, so sieht man, wie leicht es ihnen gemacht ist, denselben die katholischen Lehren nicht nur als unschädlich vorzustellen, sondern sie sogar angenehm zu machen. Man siehet auch wohl hierdurch, warum die Katholiken und besonders die hinterlistigen Jesuiten sich so sehr mit Lavatern genau bekannt zu machen suchen, und wenn man Lavaters Sucht, allenthalben Einfluß, allenthalben Anhänger zu haben kennt; so sieht man, daß die Katholiken sich Lavaters zu ihren Absichten bedienen, ohne daß er es selbst merkt.

Der Verf. läßt seinen Nichtfreund gegen Wahrmunds Schlüsse einige Einwendungen machen. „Der Lavaterianer, meynt er, dem daran gelegen ist, daß er ein Christ sey, kann nicht eher ruhig seyn, als bis er jene Merkmale, und Symptome an sich fühlt, die er Bekehrungen, Stärkungen, Er-

Erweckungen des heil. Geistes nennt. Er wird also auf die Stimme Gottes in ihm warten. Er wird diese zum Maasstabe nehmen, fremde Eingebungen darnach zu beurtheilen. Er verwirft diejenigen Eingebungen, die mit den seinigen nicht übereinstimmen, „und nimmt eine unsichtbare, innere Kirche an, die aus lauter solchen Menschen besteht, die mit ihm auf gleiche Weise positiv erweckt, belehrt u. s. w. werden. S. 170. Wahlmund antwortet: „Der Katholik versteht die Kunst den Schwärmer an einem unsichtbaren Seil, wohin er will zu lenken. (Wie sehr wahr ist dieß!) Er kann auf seine Eingebungen einen solchen Einfluß haben, daß dieser nie andere als solche Einsprachen vernimmt, die mit der Lehre der unfehlbaren Päbste und Konciliën übereinstimmen. In alten Zeiten gab es im Schooße der römischen Kirche Inspirirte genug. Aber ihre Inspirationen widersprachen keinem Fundamentalartikel der alleinseligmachenden Kirche. Ueberhaupt kann sich ein Protestant, der mit der Vernunft in Religionssachen gebrochen hat, nur durch Zufälle, und eine Art von Inkonsequenz des Katholicismus erwehren. Er ist darum nicht weniger ein Schaf, weil er außerhalb des Schafstalls herumirrt. Sein Aberglaube ist die Wolle, an welcher seine Schafheit schon von weitem von den spähenden Hirten, und Wächterhirten erkannt wird; und es müßte den letztern an Geschicklichkeit, oder am Willen fehlen, wenn sie den Ausreißer nicht über kurz oder lang bey seiner Wolle zu packen kriegten. S. 487.“ Der V. zeigt alsdann die Geschicklichkeit der Jesuiten, an Lavaterische, Pietistische, und dergleichen Begriffe die katholischen anzuknüpfen. „Diese Emissare der römischen Kirche, sagt er, wissen denen beyzukommen, die für geheimnißvolle Lehren ein offnes Ohr haben, und das mit blindem Glauben annehmen, was ihnen als Gottes Offenbarung empfohlen wird.“

Wir können die folgenden sehr interessanten Reflexionen nicht auszeichnen, aber wir empfehlen sie recht sehr zum Nachlesen. Es ist ausgemacht, daß der Schwärmer mehr in Gefahr sey, zum Katholicismus verleitet zu werden, als der, welcher in Religionssachen den Entscheidungen der Vernunft folgt, und wenn man sieht, daß Pfenninger selbst ein katholisches Gebetbuch den Protestanten empfiehlt, so sieht man

man, daß die Sache sehr weit gediehen ist. Lavater ist freylich an sich, seinen öffentlichen Aeußerungen zufolge nichts weniger Willens, als den Katholiken beyzupflichten. Er sagt:*) daß weder die Katholiken, noch die Protestanten den wahren Christus haben. Er hält sich mit den wenigen, die mit ihm gleich denken, für dies kleine Häufelein der auf Erden noch übrig gebliebenen wahren Christen. Seine eigenen Eingebungen, und Meynungen sind ihm Gottes Aussprüche. Auch andere Schwärmersekten, die nicht mit ihm übereinstimmen, verwirft er, als von einem falschen Licht geblendete Menschen. Also, daß er selbst der katholischen Kirche sich zu nähern glaubte, kann zwar nicht behauptet werden. Aber daß er sich derselben doch auf eine gewisse Weise gar sehr nähert, ist auch nicht zu leugnen. Indessen würde dies noch nicht so viel sagen, wenn nicht die hinterlistigen Machinationen der Jesuiten hinzukämen, welche seine Meynungen anscheinend ergreifen, und das allzugrobe Anstößige der ihrigen sorgfältig verbergen und aus den Augen rücken, und die dabey mit großer Schlauigkeit der Lieblingsneigung Lavaters, seiner Eitelkeit, seiner Begierde Einfluß zu haben, schmeicheln. Sie haben dadurch in kurzer Zeit unglaublich viel gethan. Denn daß sie Pfenningern (und sehr vermuthlich auch Lavatern selbst, ohne den wohl Pfenninger so etwas nicht thun würde) dahin gebracht haben, ingeheim ein katholisches Gebetbuch mit dem größten Eifer Protestanten zu empfehlen, ja es umsonst auszutheilen, ist doch so erstaunlich als an protestantischen Predigern auf alle Weise unverantwortlich.

Wir können die Anzeige einer so vorzüglich guten Schrift nicht schließen, ohne einige Stellen noch auszuzeichnen, die zeigen können, welchen Werth sie besonders auch in Ansehung der wichtigen, und nützlichen überall eingestreuten mit dem Hauptgegenstand mehr oder weniger zusammenhängenden Bemerkungen hat. S. 123, 24. heißt es: „Die Religion müßte gar keinen Bezug auf Philosophie und Geschichte haben, wenn sie nicht von den Revolutionen, die auf diesen beyden Feldern des menschlichen Wissens vorgehen, verhältnißmäßig afficirt wer-

*) Schreiben an S.... über den Verfall des Cheismus. S. Prof. Schrift. 3 B. S. 133.

werden sollte. Behaupten, das Christenthum stehe für sich da, ein Fels mitten im brausenden Meere menschlicher Meynungen — es wäre unveränderlich, unverbesserlich, durchaus, und ewig sich selbst gleich, heißt in meinen Augen unserer Eitelkeit ein sehr sophistisches Kompliment machen, ein Kompliment, das man mit eben so vielem Rechte der Wahrheit, der Tugend, der Moral, und allen übrigen Abstraktis dieser Art machen kann. Als wirkliche Dinge dieser physischen Welt sind sie alle gleich zufällig, und vorübergehend, so wie der Mensch selbst, den die Ewigkeit und Nothwendigkeit seines metaphysischen Wesens keinen Augenblick länger erhalten kann, als es der unaufhaltsame Strohm, der alles mit sich fortreißt, zuläßt. Unser Christenthum sind unsere Ideen vom Christenthum. (Vortrefflich wahr!) Und wer wird es wagen, irgend eine unserer Ideen für unveränderlich und unverbesserlich auszugeben? Eine göttliche Idee in einem Menschenkopfe? — S. 127. heißt es: Soll unser Christenthum nicht vielmehr die Ordnung der moralischen, und politischen Welt zerstören, als für beyde jene wohlthätigen Wirkungen hervorbringen, die man von der wahren Religion zu erwarten berechtigt ist, kurz soll es uns nicht mit uns selbst, und unserm Nächsten entzweyen; so müssen unsere christlichen Begriffe mit unsern übrigen wissenschaftlichen und moralischen zusammenpassen, dürfen keiner durch Geschichte und Philosophie erwiesenen, allgemein anerkannten Wahrheit widersprechen. Aller leider müssen sie das, so lang sie selbst in den Köpfen so vieler Lehrer des Christenthums keine Berichtigung von neuentdeckten Thatsachen, neuerweiterten, unbearbeiteten Wissenschaften annehmen. Wenn der Theolog von allem, was in den übrigen Fächern der Gelehrsamkeit vorgeht, keine Notiz nimmt: so wird er nach Maaßgabe seiner Talente der Vernunft seines Zeitalters mehr oder weniger entgegenarbeiten, und immer aus allen schädlichen Schriftstellern der schädlichste seyn." — S. 165. läßt der V. seinen Lichtfreund unter andern von der Erscheinung des Lavaterischen Bekenntnisses eine Wirkung hoffen, die an sich höchst wünschenswerth ist. „Vielleicht, sagt er, sieht mancher bey dieser Gelegenheit deutlicher als sonst ein, daß die Reformation mit der Vernunft immer gleichen Schritt halten müsse; daß der letztern, wenn sie nicht wieder um ihre Freyheit kommen soll, nie vorgeschrieben werden dürfe, was sie in der Bibel finden

soll;

soll; und daß, wenn sie, (wie z. B. bey Lavatern) da stehen bleibt, wo sie sich vor Jahrhunderten befand, an ihrer Stelle die Phantasie weiter gehe, und auf dem Grund und Boden des Protestantismus entweder das alte Lehrgebäude des Aberglaubens wieder herstelle, oder auf den Trümmern desselben neue errichte, die darum um so viel schädlicher sind, weil sie den Feinden der Vernunft, da sie den neuesten Modethorheiten angemessener sind, als Blockhäuser, und Verschanzungen, willkommen seyn müssen." S. 182. heißt es: „Nach der armseligen Gestalt, in welcher die heutigen Produkte des Aberglaubens, und Fanatismus vor hellern Augen erscheinen, wird nicht selten die Wirkung, die sie auf die Zeitgenossen überhaupt haben würden, beurtheilt. Und indem man sich zu sehr gewöhnt hat, pietistischen und schwärmerischen Unsinn zu verachten, vergißt man nach und nach immer mehr seine Schädlichkeit. Das verächtliche Stillschweigen, durch welches man die Vergessenheit jener Produkte zu befördern meynt, erreicht seinen Zweck nur bey jener Klasse von Lesern, die gegen das Ansteckende der Schwärmerey ohnehin gesichert genug ist, überläßt hingegen die übrigen der ungehinderten Wirksamkeit der Apostel der Finsterniß.

Die Schilderung des schriftstellerischen Charakters Lavaters ist so trefflich, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, diese Stelle, so weitläuftig sie ist, ganz abzuschreiben. Sie lautet S. 128—31. so: „Lavater mußte auf den Abweg, auf welchem er nun, seitdem er sich mit Dichtkunst, und Physiognomik immer weniger abgiebt, immer weiter kömmt, gerathen, indem er einen Theil der Fähigkeiten seiner ungewöhnlichen Geisteskraft vorzüglich bearbeitete und übte, den andern aber ganz vernachläßigte. In allen seinen Schriften herrscht eine gleich große Dunkelheit geistiger, und Lebhaftigkeit sinnlicher Begriffe, und in beyden ein unnatürlicher Grad von Stärke, der deutlich genug von einem unmäßig und unwillkührlich heimlich, und offenbar fortwirkenden Gange der Einbildungskraft zeugt. Er schwärmt so oft er die Feder ansetzt, es mag nun ästhetische, moralische oder theologische Gegenstände gelten, und verdunkelt allenthalben, wo er aufklären will. Allenthalben läßt er das Begreifliche liegen, und sucht das Empfindbare hervor, um es zu übertreiben. Und so wird unter seinen Händen alles Große, Feyerliche, Erhabene, ja selbst das schöne

„schöne abenthcuerlich. Allenthalben vervielfältiget er
„das Empfindbare an jedem Gegenstande durch Umstände-
„lichkeiten, von denen keine Spur in der Wirklichkeit da ist,
„und schafft Ideale, die er Physiognomien und Bibelex-
„ten mit gleicher Fertigkeit unterschiebt, und die, weil sie
„wahre Berührungsmöglichkeit, *) Determinationen-
„kraft und positive Wirksamkeit auf, und für ihn haben,
„für ihn mehr als Ideale sind. Dieß auffallende Mißver-
„hältniß zwischen den sinnlichen und intellektuellen Fähig-
„keiten seines Geists, dieß allzugroße Uebergewicht der Wär-
„me seines Gefühls über das Licht seines Verstands, diese
„wilde, regellose nur durch dunkle, moralische, und ästheti-
„sche Empfindungen im Zaum gehaltene Thätigkeit seiner
„Einbildungskraft, müßten uns für seine entscheidende Unfä-
„higkeit zu allen strengen und anhaltenden Untersuchungen,
„welche ruhige Kälte, Unbefangenheit, und logische Genau-
„igkeit voraussetzen, für seinen merklichen Mangel an reinen
„Verstandsbegriffen, und durchdachten (durchgedachten)
„bis auf die ersten Erkenntnißquellen zurückgeführten Grund-
„sätzen, für seine Unwissenheit in allen Fächern der Geschich-
„te, selbst Religions- und Kirchengeschichte nicht ausge-
„nommen, und endlich für seine Schwäche in allen trockenen,
„und besonders in den sogenannten Hülfswissenschaften der
„Theologie Bürgen seyn, wenn auch wirklich diese Unfähig-
„keit, dieser Mangel, diese Unwissenheit, und Schwäche in
„allen seinen Produkten, und vorzüglich in seinem Glau-
„bensbekenntnisse, (weniger vielleicht noch als in sehr viel
„andern?) sich aufdrängen, und sein eigenes Geständniß,
„daß er sehr wenig Philolog, und Kritiker sey (S. 327.
„der H. E.) weniger glaubwürdig wäre. Nur aus diesen
„Datis wird es einigermaßen begreiflich, wie er sich um alles,
„was um und neben ihm in der Geschichte, Philosophie,
„Kritik, Exegese u. s. w. geleistet wurde, so wenig bekum-
„mern; wie er bey allem Bewußtseyn seiner Schwäche seine
„kritischen und exegetischen Urtheile jenem solcher Männer
„vorziehen konnte, denen er selbst ungleich mehr ausgebreitete
„Gelehrsamkeit, und tiefere Einsichten einräumt; wie er
„endlich die Schriftauslegungen so vieler berühmter, ge-
lehrter

*) Worte aus der Lavaterischen Terminologie. S. faß jedes Blatt des Glaubensbekenntnisses. A. d. V.

„lehrter, und verdienſtvoller Männer Deutſchlands, „(wie er ſelbſt ſeine Gegner nennt,) nicht nur den ſeinigen „nachſetzen, ſondern als äuſſerſt gezwungen, abgeſchmackt, „unnatürlich, und allen Regeln geſunder, und allgemein anwendbarer Auslegungskunſt entgegengeſetzt „erklären konnte. *)“

Es wäre zu wünſchen, daß ein Mann, der über Lavatern als Schriftſteller betrachtet, ſo ein lichtvolles, ruhiges, und treffendes Urtheil fällen kann, die Mühe genommen haben möchte, oder künftig übernehmen möchte, das ganze Lavaterſche Glaubensbekenntniß (NB. im Zuſammenhang mit andern Lavateriſchen Schriften, wo dieſe darüber Licht verbreiten,) durchzugehen, und zu beleuchten, wie er nach S. 132 anfangs zu thun geſonnen war. Es wäre ein wahres Geſchenk für Deutſchland, das ſeit einiger Zeit durch Lavatern ſo ſehr verwirret ward, und nun anfängt wieder etwas zu ſich zu kommen, und zu ſehen, welches verwirrte Zeug ein großer Theil von deſſen Bewohnern eine Zeitlang für Genie, für Philoſophie, und für höheres Chriſtenthum anſahe.

Herzenserleichterungen, oder verſchiedenes an verſchiedene von J. Kaspar Lavater. St. Gallen, bey Reutiner jüngere. 1784.

Bey Publicirung dieſer Schrift war, wie wir wenigſtens nicht zweifeln, die Hauptabſicht des Verfaſſers, ſeiner ausgebreiteten, und ſich immer erweiternden Thätigkeit eine glücklichere Richtung dadurch zu geben, daß er die Sphäre ſeiner (nach ſeiner relativen Ueberzeugung in jeder Abſicht wohlthätigen und nützlichen) Wirkſamkeit mehr beſtimmte, indem er ſeine Entſchließungen, wie und auf was Art er künftig als Menſch, Bürger, Prediger und Schriftſteller zum Beſten des Ganzen wirken will, der Welt wiſſen ließ. Eine Erklärung, die er nicht thun konnte, ohne ſeine Perſon, den Umfang ſeines Einfluſſes, ſeinen Charakter u. ſ. w. öffentlich zur Schau auszuſtellen, und ſeinem Ich, (denn ſein

*) S. 327. in den H. E. und an vielen andern Orten, auch mit noch derbern Ausdrücken. A. d. V.

sein Selbst ist allerdings der Inhalt dieser kleinen Schrift,) eine Lobrede zu halten. Ein Porträt, das wir von uns, unsern Gesinnungen und Art zu handeln entwerfen, fällt gemeiniglich schmeichelhaft aus, daher es eine kützliche Sache ist, sich selbst vor dem Publikum zu schildern. Er konnte sie nicht thun, ohne den Zweck zu haben, seinen Ruhm, oder, wie er sich ausdrückt, seine Publicität, von der sein Einfluß abhängt, wenigstens nicht zu vermindern. Ein Zweck, den er aber, wie er sich wenigstens beredet, bloß als Mittel der Menschheit zu nützen, und nicht als Endzweck will. Daß die gern arges denkende Welt diesen Schritt Herrn Lavaters ungleich auslegen wird, versteht sich. Es ist so gewöhnlich die Handlungen eines Menschen, den man nicht kennt, aus den drey großen Triebfedern, Ehrgeiz, Eigennutz und Hang zum Vergnügen zu erklären, so bald das mit einiger Wahrscheinlichkeit geschehen kann; daß die meisten Leser ihm Schuld geben werden, daß der eigentliche Zweck dieser Schrift kein anderer sey, als seinen Ruhm zu befestigen, und die Zahl seiner Bewunderer zu vermehren. „Was kann, werden sie sagen, Herrn Lavater dazu treiben, seine Person, seine Verhältnisse, die Beweise von Achtung, Liebe und Zutrauen, die er von einem großen Theil seiner Zeitgenossen erhält, so öffentlich zur Schau zu stellen, von seiner Celebrität so viel Werks zu machen, als noch kein berühmter Gelehrter der alten und neuern Zeit? und mit der Menge seiner Geschäfte so groß zu thun, als noch kein Staatsminister, auf dessen Schultern die Verwaltung eines weitläuftigen Staats liegt. Was kann ihn bewegen, jeder seiner Schriften eine Lobrede zu halten, sie Menschen aus allen Klassen zum Lesen und Ankauf zu empfehlen? über die Leiden, die er von Feinden erduldet zu haben vorgiebt, so bittere Klagen zu führen, da die Welt nichts davon weiß, und es allererst von ihm erfährt, wie hart ihn diese Folgen seiner großen Celebrität, die Verfolgungen der Neider drücken? Was anders als Egoismus, Eitelkeit, Ruhmsucht? Wer kann aller Vorspiegelungen gemeinnütziger Absichten ungeachtet, anders denken?“ Diesem ungütigen Urtheil hat Herr Lavater sich durch diese Schrift ausgesetzt. Gleichwohl kann alles das aus einer andern Quelle fließen. H. Lavater kann aus Begierde seiner Thätigkeit, (die ihm nun für die Menschheit ganz heilsam und nützlich, und in keiner Absicht schädlich scheint,) eine bessere Richtung zu geben, von seinem Ruf und Einfluß

ſprechen. Er kann aus einem ganz unſchuldigen Drang der Kränkungen, die ihm wiederfahren, die er aus einer ihm eigenen übermäßigen Empfindlichkeit, allzuhoch taxiret, los zu werden, ſolche Bitten, Erinnerungen und Wünſche an die Fremden, Recenſenten, Korreſpondenten, und Feinde ergehen laſſen. Er kann in der Abſicht Freunde zu gewinnen, und die Welt in Stand zu ſetzen, ſeine Handlungen billig zu beurtheilen, von ſeinen Grundſätzen reden, ſtatt ſie blos auszuüben, und durch ſein Beyſpiel zu empfehlen. Er kann in der Abſicht, ſeine Schriften nutzlicher zu machen, ſie dieſen und jenen Menſchenklaſſen zum Leſen, und Ankauf empfehlen, und zu dem Ende alles das Gute von ihnen ſagen, das er (denn kein allzuungütiger und ſtrenger Beurtheiler ſeiner eigenen Schriften iſt er freilich nicht —) mit Grund der Wahrheit, und ohne Unbeſcheidenheit, von ihnen ſagen zu können glaubt. Wir wollen ſogar zugeben, daß Herr Lavater wenigſtens ſich anderer ſchlechterer Abſichten erinnerlich und deutlich bewußt ſey. Allein wir denken auch, daß der, welcher ihm andere Abſichten zuſchreibt, ſehr wohl entſchuldiget werden kann und muß. Wenigſtens von Eitelkeit kann man ihn faſt unmöglich frey ſprechen, wenn man ihn auch noch ſo nachſichtsvoll beurtheilen will. Alle andere Schriftſteller, die auch ehrliche Leute und Männer von Talenten ſind, letzteres vielleicht noch mehr als Hr. Lavater, hätten doch auch ein Recht das zu thun, was er thut. Sie hätten ein Recht, vielleicht noch mehr wie er, Nachſicht vom Publikum zu fordern. Aber was würde die Welt ſagen, wenn ein anderer Gelehrter mit ſolcher Complazenz (um nicht Egoismus zu ſagen) alle ſeine kleinen häuslichen Affairen fürs große Publikum bringen, ſeine eigenen Schriften lobpreiſen, und von ſich ſelbſt in aller Beſcheidenheit zu verſtehen geben wollte, er ſey ein ſo berühmter Mann, daß er unter der Laſt ſeiner Celebrität erliege, wenn er das ganze große Publikum in Abſicht auf ſich in dreyzehn Klaſſen theilen, und einer jeden Klaſſe eine Vermahnung und eine Weiſung geben wollte, wie ſie es anfangen ſollte, um ihm die Laſt ſeiner Celebrität tragen zu helfen, beſtändig ſein kleines Ich zum Helden einer langen Erzählung machte, und alles dieſes unter dem menſchenfreundlichen Vorwande, daß er gern recht viel Nutzen durch ſein Ich ſtiften wollte. Was würde die Welt ſagen? Vermuthlich: der Mann ſey ein lächerlicher Egoiſt; ein dritter Thor. Mit Hrn. Lavater iſt es freilich

lich ganz anders. Derselbe hat das Publikum lange gewöhnt, daß er vor demselben alles thun darf. Er darf Aussichten in die Ewigkeit, Wunderkraft des Gebets, körperliche Vereinigung mit Christus, Desorganisation, die übermenschliche Kraft des Caglioſtro und Gaßner und wer weiß was mehr behaupten, und doch kein Schwärmer seyn, er darf seine Gegner Unchristen und Atheisten schimpfen, und doch nicht lieblos heißen, er darf sich und seine Schriften vor der ganzen Welt übermäßig loben, und heißt nicht eitel.

Doch dieß bey Seite gesetzt, so wäre noch die Frage: Hatte Herr Lavater bey dieser Schrift einen erreichbaren Endzweck? Und ist diese Schrift ein sicheres untrügliches Mittel, diesen Endzweck zu erreichen? Beydes ist sehr starken Zweifeln unterworfen. Wir halten es für Pflicht, darüber unsere unvorgreifliche Meynung zu sagen.

H. L. seufzet, wie er versichert, schon lange Zeit unter den beschwerlichen Folgen seiner persönlichen Publicität und seines schriftstellerischen Ruhms. Diese Folgen, die freylich meist mit seinem individuellen persönlichen und schriftstellerischen Charakter (den er aber nicht ändern weder kann noch will,) in einem nothwendigen Zusammenhange stehen, erwecken zwischen seiner Begierde gemeinnützig, und also auch berühmt zu seyn, und seinem Verlangen, sich dieser immer wachsenden Last zu entladen, einen peinlichen Streit. Was thut er nun? Er bittet die Welt ihm die Achtung und den Einfluß, ohne welche er seine Bestimmung nicht erfüllen zu können glaubt, ferner zu vergönnen, aber ihn der damit verknüpften Beschwerden zu überheben.

— — — haud stulte sapis,
Si quidem hoc sapere est, velle id quod non potest
contingere.

H. Lavater wendet sich also in dieser kleinen Schrift an alle Menschenklassen besonders, die zu dem ihn kennenden und beurtheilenden Publikum gehören. Allen diesen seinen Zeitgenossen hat er etwas über sich zu sagen. Hier folgt das Verzeichniß derselben. 1. Freunde. 2. Leser seiner Schriften. 3. Käufer derselben. 4. Recensenten. 5. Kor-

respondenten. 6. Anonyme Briefschreiber. 7. Solche, die ihm die Physiognomik betreffende Fragen vorlegen. 8. Kollektanten. 9. Arme. 10. Fremde durchreisende. 11. Mitbürger. 12. Glieder seiner Gemeine. 13. Unfreunde, oder Feinde. Alle diese Menschenklassen erfahren. 1. Wie wohl, oder übel H. L. mit ihnen zufrieden ist. 2. Wie H. L. verlangt, daß sie sich künftig gegen ihn betragen möchten. 3. Wie er selbst sich gegen sie zu verhalten gesonnen sey. Seine Freunde werden ermahnt, nicht zu viel Rühmens von ihm zu machen, und ihn, wenn sie ihn verläumden hören, bescheiden zu vertheidigen (die Ermahnung war fast die nöthigste, denn bisher thun sie beydes fast nie) seine Korrespondenten, Mitbürger, die Fremden, und die ihn besuchenden oder ihm schreibenden Liebhaber des Studiums der Physiognomik werden erinnert, ihm nicht, wie bisher geschehen, durch unnütze, mit seinem eigentlichen Beruf in gar keiner Beziehung stehende, Fragen, Forderungen, und Zumuthungen beschwerlich zu fallen, und ihn durch allzulange, unzeitige, und zwecklose Besuche, und Briefe in seinen Geschäften zu hindern. Noch ermahnt er die Fremden, keine unwahre Anekdoten von ihm auszubreiten, und seine Mitbürger, keine dergleichen zu glauben. Den Käufern seiner Schriften giebt er Anleitung, welche Schriften sie nach ihren individuellen Bedürfnissen mit Nutzen anschaffen können; den Lesern aller Stände, welche Schriften ihnen zu lesen dienlich seyen, wobey er zugleich die Versicherung giebt, daß er weder die Feder niederlegen, noch weniger als bisher schreiben werde. (das ist leicht zu glauben, denn so peinlich Hr. L. auch seine persönliche Publicität wircken mag, so scheint es doch, sie machen einen angenehmen Theil seiner Existenz aus, denn sonst würde er sich nicht öffentlich, und durch Privatkorrespondenz, durch Cirkelbriefe und durch Pamphlets so sehr viel Mühe geben, sich im Andenken seines Publikums beständig zu erhalten.) Den Recensenten sagt er, daß er ihre Recensionen ungelesen lasse, ob er gleich nicht in Abrede ist, daß er ihren Inhalt zuweilen von guten Freunden erfährt. (Hm! das ist ein gutes Mittel, bey Sachen, die man nicht zu widerlegen weiß, zu thun, als ob man sie nicht gelesen habe!) erklärt sich, daß er nun seit langer Zeit keine billigen und seinen Begriffen nach gehörig eingerichteten wahren und ächten Recensionen gesehen habe, und giebt den Recensenten Regeln, wie sie ihre Beurtheilungen einrichten sollen. (Hier ist Eitelkeit sehr sichtlich,

und

und zugleich Unbilligkeit. Eine Recenſion iſt ein Urtheil eines Leſers. Wie kann Hr. Lavater verlangen, daß alle Leſer gerade ſo denken, die Sache gerade aus dem Geſichtspunkte betrachten ſollen wie er? Es gereicht vielmehr zum beſten der Gelehrſamkeit, wenn die erſcheinenden Bücher aus ſehr verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet werden. Es iſt ein hoher Grad der Eitelkeit von einem Schriftſteller, wenn er verlangt, daß jedermann die Gegenſtände ganz aus eben dem Geſichtspunkte betrachten ſoll, wie er. Und bey Hrn. Lavater iſts doppelt unbillig, da ſein Geſichtspunkt, ſo ſchwankend, ſo unbeſtimmt, ſo ſchielend iſt!) Den Anonymis, die ihn zuweilen mit unverſchämten Billetten beunruhigen, verweißt er ihr Betragen, und droht ihre Billets uneröffnet ohne Umſtände zu verbrennen. Den Unfreunden, oder Feinden giebt er zu verſtehen, daß ſie die Wahl haben, ob ſie von ihm für ſchwache Köpfe, oder für boshafte Menſchen wollen gehalten ſeyn, (das iſt freylich die kürzeſte Art zu widerlegen.) und ſucht ſie, ob er gleich verſichert, daß ſie eine heilſame Arzney für ihn ſind, (die aber nur nicht genug auf ihn wirket, weil Eitelkeit und Schwärmerey ihm immer die Augen ſchließt) gleichwohl durch gelinde und ernſte Vorſtellungen von künftigen Verunglimpfungen und Beleidigungen abzuhalten. (Es giebt einen ſeltſamen Anblick, wenn dieſer einzelne Mann, einer Menge von Männern, die ihm gewiß an Rechtſchaffenheit nichts nachgeben, und zum Theil an Talenten gewiß vorzuziehen ſind, mit ſolcher Selbſtgenügſamkeit Weiſung giebt, was ſie gegen ihn thun oder nicht thun ſollen. Wenn er doch lieber in ſich ſelbſt gänge, und überlegte, was ihm gezieme, gegen dieſe Männer zu thun! Er ſchont im Grunde niemand, der ihm widerſpricht, und verlangt beſtändig Schonung!) Den Gliedern ſeiner Gemeine dankt er für ihre Liebe, und ſucht gewiſſe ungünſtige Auslegungen zu verhindern, die er in Anſehung gewiſſer Stücke ſeines Verhaltens befürchtet. Die Kollektanten und Armen ermahnet er, nicht zu viel von ihm zu erwarten. Dieſen ſowohl als ſeinen Freunden, Mitbürgern, den Gliedern ſeiner Gemeine, und gewiſſen Klaſſen ſeiner Korreſpondenten, macht er ſehr dringende Vorſtellungen, wie ſchwach und eingeſchränkt er iſt. (Iſt das ganz Ernſt, iſts nicht Grimaſſe, warum folgt er ſo wenig gutem Rathe, ſelbſt ſeiner Freunde?) wie es ihm unmöglich fällt, ſo vielen übertriebenen, überſpannten Erwartungen und Wünſchen

(die er doch beſtändig ſelbſt noch in dieſem Werke erregt,) Genüge zu leiſten, wie weh es ihm thut, daß er ihnen nicht alles ſeyn kann, was er ihnen zu ſeyn wünſcht. (Ja freylich wünſcht er eigentlich Wunder thun zu können, und es wäre allerdings ſchon ein großes Wunder, wenn er es dahin brächte, daß alle Leute ſeine Schriften ſo anſähen, wie er ſie will angeſehen haben, wenn ſie alles thäten, was er will, daß ſie thun ſollen!).

So vielen ſich täglich häufenden Beſchwerden der Lage H. Lavaters, über die er ſo bitterliche Klagen führt, konnte freylich durch weniger außerordentliche, dabey aber zuverläßigere Mittel abgeholfen werden. Aber die Urſache, warum er lieber zu einem ſo ſonderbaren Schritt ſeine Zuflucht nahm, lag in dem Originellen ſeines Charakters, alſo da, wo wir auch die erſte Quelle, aus der ſeine häufigen Verlegenheiten ſich herleiten, ſuchen müſſen. Man muß H. Lavaters Charakter haben, um ſich mit ſeinen, wie er ſelbſt geſteht, ſo mäßigen Kräften, in einen ſo großen Wirkungskreis zu wagen, um es darauf anzufangen, zu einer ſo läſtigen Celebrität zu gelangen. Hätte H. Lavater ſich lieber gewöhnlicher alltäglicher Mittel bedienen wollen, ſich Erleichterung zu ſchaffen; ſo hätte dieſe Schrift das Licht nie erblickt. Vermuthlich hätte er ſich beſſer dabey befunden, und er hätte bey dem unbefangenen Theile des Publikum, nicht ſo viel verloren, wie er durch eine Schrift wie dieſe, nothwendig verlieren muß, welche, wie die Erfahrung ſchon bey verſchiedenen von ſeinen bisherigen Anhängern gezeigt hat, bey aller Nachſicht gegen ihn, doch ein ſehr ſchiefes Licht auf ſeinen Charakter wirft. Wir dächten nun ungefähr ſo:

Wenn die Zahl ſeiner Freunde ſehr anwächſt, ſo kann ſie ihm nie beſchwerlich fallen, wenns wahre und vernünftige Freunde ſind. Sind es ſolche, ſo ſind ſie das ſchätzbarſte Gut auf Erden, und wer ſie hat, iſt glücklich. Aber wahre Freunde nehmen nicht bloß, ſondern geben auch. Sie ſind nicht überläſtig, verlangen nichts, was ein Freund nicht ohne Beſchwerung leiſten kann. Sinds ſchwache Seelen, die immer verlangen und nichts geben, iſt's da nicht ſchädlich, ihre Wünſche zu befriedigen, ihrem Verlangen ſogar entgegen zu kommen, ſtatt ſich ihnen zuweilen zu entziehen, und ſie dadurch zu gewöhnen, Hülfsquellen in ſich ſelbſt aufzuſuchen? Hat Hr. Lavater wohl bey den vielen ſchwachen

Seelen, die ſich zu ihm drängen, hieran gedacht? Hat er ſie nicht vielmehr immer noch ſchwächer, immer noch treuer noch abhängiger von ihm zu machen geſucht. Wenn ſich Bewunderer, Lobredner, u. d. gl. zu einem Manne drängen, der ſelbſt nicht ſo eitel iſt, um ſich gern übermäßig loben zu hören, ſo wünſcht ein beſcheidener Mann ſolche Freunde nicht. Und wie leicht iſt es ihrer los zu werden!

H. L. iſt (gewiß nicht ohne dazu häufige Gelegenheit, und beſtändige Aufmunterung gegeben zu haben,) in eine unmäßig weitläuftige Korreſpondenz verwickelt worden. Die Maßregeln, die er ſich bereits zu ergreifen genöthiget ſah, können ihn, wenn ſie ſtandhaft befolgt werden, dieſer Laſt überheben. Denn wenn er ſo viel Briefe, die an ihn einlaufen, viele Wochen lang, oder gar für immer unbeantwortet läßt, werden dieſe zudringlichen Korreſpondenten, zumalen wenn es Fürſten ſind, es endlich müde werden, ohne daß ers in die Welt hinein ſchreiben darf, was er zu thun geſonnen iſt, oder gethan hat. Aber ſchlimm iſt freilich, wenn, wie man hin und wieder doch erfährt, Hr. Lavater ſolche Correſpondenz ſucht, wenn er eine ihm und ſeinen Anhängern ganz eigene Induſtrie hat, vornehme Correſpondenz zu erhalten, und zu unterhalten, ja ſogar durch offene Zettel und Empfehlungsbriefe allenthalben in der Welt ſeinen Namen glänzen zu laſſen, und in geneigtem Andenken zu erhalten.

H. L. iſt Bürger in einer kleinen Stadt, wo ihn jedermann kennt, und Prediger einer weitläuftigen Gemeine. Unter ſolchen Umſtänden iſt mit einer großen Celebrität eine gewiſſe Servitut verknüpft. Wie viele Anläſſe giebt es aber da, ſeinen Mitbürgern, und ſeiner Gemeine wiſſen zu laſſen, was einer auf dem Herzen hat? Solche Kleinigkeiten, als z. B. Nachrichten, an welchem Tage, zu welcher Stunde H. L. Beſuche annehmen kann, durfte er nicht drucken laſſen. Eher hätte er eine ſchriftliche Anzeige hievon an ſeine Hausthüre können anheften laſſen: denn viele Handwerker, Taglöhner, Dienſtboten, Bettler leſen ja dieſe Schrift nicht. Aber man ſieht wohl, Hr. Lavater hat ganz den Sinn verloren, welche Eitelkeit vorausſetzt, ſo etwas drucken zu laſſen. Es giebt, Gott ſey Dank! außer Hrn. Lavater noch ſehr viele redliche thätige Prediger, und ſonſt ſehr beſchäfftigte Leute, auch berühmte Leute, welche

unter den Laſten ihrer Thätigkeit und Celebrität nicht erliegen, ob ſie ſich ſchämen, zu ſolchen außerordentlichen Mitteln deßhalb zu ſchreiten. Wer zweifelt daran? Nur nach und nach fangen viele Leute an, zu glauben, er könne manches nicht machen, was er machen wolle. Er ſcheint dieß zu merken, er ſcheint zu empfinden, daß ſein aufs höchſte hinaufgeſchraubter Ruhm zu fallen anfängt, er muß es endlich ſehen, daß der Welt anfangen die Augen über die vielen ſo offenbaren ſchiefen Schritte, die er thut, aufzugehen, und es ſcheint dieſe innere Peinlichkeit gab ihm den erſten Drang zur Herzenserleichterung.

H. L. hat ſehr häufigen Zuſpruch von Fremden, die ihn von Berufsgeſchäften und andern nöthigen Verrichtungen abhalten, von ihm unwahre Anekdoten ausbreiten, verfängliche Fragen an ihn thun, u. ſ. w. Das geſchieht nun ſehr vielen Gelehrten, ohne daß ſie deswegen Herzenserleichterungen drucken laſſen. Entweder Hr. Lavater legt ſo wenig Werth auf dieſe Art von Celebrität, daß er für ſie zuweilen nicht zu Hauſe iſt, oder ſich ihnen ſonſt entzieht. Oder er hält dieſe Publicität für etwas, das man nicht leicht verſcherzen ſoll: und dann mußte er ſich auch ihre unvermeidliche Folgen gefallen laſſen. Denn ihm bleibt keine andere Wahl übrig. Viele andere Gelehrten wiſſen ſich ſehr leicht zu helfen.

H. L. iſt ein Schriftſteller, deſſen Schriften geleſen, gekauft, verſchieden beurtheilt, verſchieden recenſirt werden. Alſo fallen ſeine Schriften Leſern in die Hände, denen ſie nichts nützen, weil ſie nicht für ſie geſchrieben ſind. Alſo werden manche auf eine für ihn kränkende Art beurtheilt. Es wäre gut dieſe unangenehme Folgen zu hindern. Aber dazu möchten wohl weder ordentliche noch außerordentliche Mittel hinreichen. Wenn H. L. ſich in ſeinem Gewiſſen zum Schreiben verpflichtet glaubt, wenn er durch ſeine Schriften großen Nutzen zu ſtiften hofft; ſo konnte er wohl fortſchreiben, aber durfte er deswegen öffentlich verſichern, daß er alles ſo gut mache als er könne?

Er konnte ſeine Recenſenten ungeleſen laſſen. Allein wofür ſchreibt ers in die Welt hinein, daß er ſie nicht lieſt. Er konnte ſie für partheyiſche ſchlechte Recenſenten halten, ohne ihnen deswegen Regeln vorzuſchreiben, wie ſie recenſiren ſollen. Weiß er alles beſſer, als Männer, die ſo gut

Ein-

Einsichten haben als er, und wenigstens mehr studirt haben als er? Leute, welche wissen, daß sie Wissenschaften gründlich verstehen, und also wohl zu urtheilen befugt sind, glauben ihre Pflichten nicht erst von eiteln Schriftstellern, die nur gelobt seyn wollen, lernen zu müssen. Predigten an Recensenten mit denen H. Lavater droht, schlagen noch weniger bey ihnen an. Es läßt in ihren Augen, als ob der Kranke Prediger für Aerzte schreiben wollte! Überhaupt Predigten schicken sich nicht in die gelehrte Welt. Prediger lehren, und ihnen darf nicht widersprochen werden. Aber einem Gelehrten ziemt es schlecht, wenn er den Lehrerton annimmt. Er muß dem Publikum Wahrheiten nach seiner besten Einsicht vortragen, und jeder, der sich bessern Einsichten bewußt ist, darf ihm widersprechen. Der Schriftsteller, der keinen Widerspruch vertragen will, ist ein Thor!

H. L. hat Unfreunde, wie er aus Politesse seine Feinde nennt. Denn nach der Beschreibung, die er von ihnen giebt, muß er sie wohl für solche halten, die ihn bitter und unversöhnlich hassen. Solche heißen zu deutsch Feinde. Wenn H. L. Feinde hat, so sollte er bedacht haben, daß kein berühmter Mann jemals von diesem Schicksal frey war, und daß es eine vergebliche Arbeit sey, Neider unsers Ruhms zu Freunden machen wollen. Sind auch diese Feinde ein verächtliches Geschmeiß, dergleichen H. L. in den anonymen Briefstellern zu schildern scheint, wer bekümmert sich um solche Feinde. Glaubt Hr. Lavater z. B. daß der Herausgeber der Allgemeinen deutschen Bibliothek nicht anonymische Briefe (selbst anonymische Briefe zu Gunsten Hrn. Lavaters und dabey voll bitterer Feindschaft) bekomme, der hat noch niemals Herzenserleichterungen drucken zu lassen für nöthig gefunden, ob er gleichwohl gewiß in allen Sinnen mündlich und schriftlich so sehr überlaufen wird, als Hr. Lavater nimmermehr. Von Männern, deren Verstand und Herz Achtung verdient, getadelt und ungünstig beurtheilt werden, ist etwas sehr unangenehmes, das ein kluger, und zugleich nicht übertrieben selbstsüchtiger Mann, nicht durch den Ausdruck, Feinde haben, bezeichnen wird. Hoffentlich ist also von solchen die Rede nicht. Einer solchen Unannehmlichkeit wäre auch anders nicht, als durch Ablegung der mit Recht getadelten Fehler, abzuhelfen. Wenn Hr. Lavater hierauf ein wenig sein Augenmerk richten wollte,

so

ſo würden ſicherlich ſeine ſtärkſten Widerſacher, die ihm am unangenehmſten ſind, weil ſie an Redlichkeit und an Talenten ſchätzbar ſind, ſehr bald verlieren. Aber ſo voll ſein Herz war, ehe es ſich durch dieſe Schrift erleichterte, ſo viel er darin von ſich ſelbſt redet, ſo wenig bemerkt man darin von der prüfenden Selbſterkenntniß, welche unterſucht, ob man angeſchuldigte Fehler an ſich habe, ob man Mißverſtändniſſe, die unangenehm ſind, durch ſchiefe Begriffe und ſchiefe Ausdrücke ſelbſt veranlaſſe, und mit ſo viel Selbſtgenügſamkeit Hr. Lavater auch hier andern vorpredigt, daß ſie ſich in Anſehung ſeiner beſſern ſollen; ſo wenig merkt man, daß er im geringſten ernſtlich willens ſey, auch ſeine handgreiflichſten Mängel und Thorheiten zu beſſern.

Daß H. L. ſich durch Publicirung dieſer Schrift Erleichterung ſchaffen, und alſo ſeinen vorgeſetzten Zweck erreichen wird, iſt, wie geſagt, gar nicht wahrſcheinlich, weil das Mittel, ſo ſonderbar es iſt, nicht ſehr ſicher iſt. Wie wenig hat H. L. ſich vor Mißverſtand ſeiner wahren Geſinnungen verwahrt? Sollte der Mann, der ſich ſelbſt der Welt in einer öffentlichen Schrift von der vortheilhafteſten Seite zeigt, des übertriebenen Lobs und Ruhms, den ſeine Freunde von ihm in der Welt machen, in der That überdrüßig ſeyn? Sollte der Mann, der ohne zu erröthen leidet, daß ſeine ſchmeichelnden Freunde ihn engelrein nennen, in der That ſich erinnern, daß kein Menſch engelrein iſt, und recht lebhaft ſich erinnern, wie viel er noch an ſich beſſern müſſe, ehe er bey vernünftigen Leuten eine Menge von thörichten Einbildungen und thörichten Schritten vergeſſen mache? Sollte der Schriftſteller, der jeder ſeiner Schriften eine kleine, wenn auch noch ſo beſcheiden ſcheinende Lobrede hält, wohl geneigt ſeyn, Tadel anzunehmen? [S. 15.] Sollte er wohl erwarten, daß jemand die abermalige ſeltſame Anerbietung, jedem, der ihn mit ſeinem Namen verſichert, daß ers bereut, dieſe oder jene Schrift gekauft zu haben, ſein Geld wieder zuzuſtellen, für Ernſt halten wird? Glaube er übrigens, daß einem vernünftigen und rechtſchaffenen Mann das Mißvergnügen in ſolchen Schriften wie der Pilatus u. ſ. w. zu ſehen, daß Hrn. Lavaters gute natürliche Eigenſchaften von ihm ſo ſchlecht angewendet werden, dadurch benommen werde, wenn Hr. Lavater ihm ein paar Gulden wiedergiebt, die das Buch gekoſtet hat? Oder wenn jemand

den

den Pilatus nicht gekauft, sondern nur geliehen hat, darf er deswegen nicht sagen, daß der Pilatus ein Buch voll Unsinn und abentheuerlicher falscher Behauptungen ist? Glaubt Hr. Lavater im Ernste, er dürfe einem jedem Manne von Einsicht, der mit Ueberzeugung ein solches Buch elend und abentheuerlich nennt, ein paar Gulden anbieten, damit er schweiget? Sollte ein solches Anerbieten mit Delikatesse in Gesinnungen, mit gesundem Menschenverstande, und mit der Ehrerbietung, die jeder Schriftsteller einsichtsvollen Lesern schuldig ist, zu vereinigen seyn? Sollte Hr. Lavater wohl sonst kein Mittel wissen, die ihm lästige, allzu weitläuftige Korrespondenz einzuschränken, als daß ers recht kund macht, wie sehr sie gesucht wird? Was kann er damit wollen, daß er gedruckt die Kollektanten und Armen bittet, ihm weniger beschwerlich zu fallen? Etwa, daß die Welt erfährt, daß jede Stund im Tag von 8 Uhr morgens, bis 8 Uhr Abends ein Armer zu ihm kömmt? Will er damit vor den Leuten gesehen werden? Ueberhaupt ist die Art, wie H. L. über seine Celebrität, und die damit verknüpften Beschwerlichkeiten Klagen führt, wenigstens an manchen Stellen dieser Schrift nicht sehr geschickt, Mitleid gegen die Leiden zu erwecken, die sie ihm verursacht, sondern ganz andere Empfindungen zu erregen. Ein Beyspiel mag dieses klar machen. Laßt uns annehmen, ein Arzt lasse ein Promemoria drucken, worin er seine Patienten so anredet: „Lieben Leute, denkt ihr „dann, daß ich das Geheimniß weiß, an vielen Orten zu„gleich zu seyn? oder verlangt ihr, daß ich mich euertwegen „in Stücken reissen soll? Seyd doch nicht so zudringlich. Ener sind viel, und ich bin Einer. Den ganzen Tag von Mor„gens 8 Uhr bis Abends 8 Uhr, rollt meine Kutsche durch alle „Straßen der Stadt. In meinem Vorgemach wimmelt es „von Dienstbothen, die im Nomen ihrer Herrschaften mei„nes Raths und meiner Hülfe begehren. „Jetzt sogar, da „ich dieses schreibe, liegen über 100 Briefe von Für„sten, Grafen, Freyherren, Handwerkern, sogar Bett„lern vor mir, die mich um Rath bitten, die ich wohl wer„de unbeantwortet lassen müssen? Denn wo sollt ich die „Zeit hernehmen? Indeß will ich niemand abweisen. Kein! „Mein Haus steht jedermann offen!“ Nur wenige werden glauben, daß der Arzt im Ernst über seine starke Praxis, oder, welches fast einerley ist, über die damit verbundenen Beschwerlichkeiten klagt. Das macht, es wird für ein Glück

ge-

gehalten, ſtarke Praxis zu haben. Das macht, es iſt ſo wahrſcheinlich, daß der Arzt, wenn er ſeine Lage unerträglich findet, ſo bald er nur will, ſich eines Theils ſeiner Geſchäffte entladen kann. Indeß kann es ſeyn, daß unter Millionen Aerzten einmal einem ſeine Celebrität im Ernſt zur Laſt wird, daß er gerade dieſer Arzt iſt, und daß er ſich eingebildet hat, daß ſo eine Proklamation das beſte, wenigſtens das redlichſte und zugleich delikateſte Mittel iſt, ſeiner Unruhe ein Ende zu machen. —

Herr Lavater mags immer ganz ernſtlich mit dieſer Proclamation meynen, deswegen wird nicht jeder das einſehen; und ſähe auch jeder das ein, ſo konnte er ſich doch von dieſem Schein keine große Wirkung verſprechen. Durch vernünftige Vorſtellungen und Bitten wird wohl des Getreibs, und Gedrängs um einen Mann her, der zu keiner Stunde vor Ueberlauf ſicher iſt, der genöthiget iſt, aufs Land zu gehen, wenn er allein ſeyn will, (S. 139.) ob auch ſeine Geſchäffte noch ſo dringend ſind, nicht weniger werden. Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Welcher Mann, der keine eigenthümlichen Verdienſte hat, rühmt ſich nicht gern der Freundſchaft, wenigſtens der Bekanntſchaft, eines berühmten Mannes? Dieß erfahren ſehr viel deutſche Gelehrte, ohne daß ſie deshalb ein ſolches Lärm in Deutſchland machen. Es ſind auch wohl meiſt ſolche unbedeutende Leutchen, die ſich ſo ungeſtüm zu Hrn. Lavater drängen. Das geht ſoweit, daß einige ſich berühmen, ihn geſehen zu haben, denen es nicht einmal ſo gut geworden iſt, in ſein Haus zu kommen. (S. 95.) Wer korreſpondirt nicht gern mit einem berühmten Manne, wenn er ſich durch Bekanntſchaft mit berühmten Männern ein Air von Wichtigkeit zu geben meynt? Wer ſpricht einen leutſeligen, gefälligen, über ſein Vermögen freygebigen, Mann nicht gern um Gefälligkeiten, Dienſte, Wohlthaten an, wenn er dergleichen bedarf? An die Beſchwerlichkeiten, die mit dieſer Celebrität verknüpft ſind, denkt niemand ſo leicht. Und denkt man auch daran, ſo werden wenige ſo uneigennützig ſeyn, ihren eigenen Vortheil der Diſcretion, die ein ſolcher Mann von ihnen fordern kann, aufzuopfern. Manche gönnen ihm dieſe Laſt, die mit der in ihren Augen beneidenswerthen Celebrität, die ſie ſelbſt willig um dieſen Preis erkaufen würden, verknüpft iſt. Manche ſind zu unfähig, ſich in eine ganz fremde Lage zu verſetzen, um ſich davon

von eine Vorstellung machen zu können. Dieß sind im Grunde ganz gemeine Sachen, die bey hundert andern berühmten Leuten eben so beschwerlich werden. Sie ertragen sie theils, theils wissen sie sie durch ganz gemeine Mittel zu vermindern. Heyne und Jerusalem, Moses Mendelssohn und Spalding haben sicherlich eben soviel Celebrität und so viel Ueberlauf, aber noch nie haben sie sich gedruckt darüber beschwert.

Aber Hr. Lavater hat noch weit ausgedehntere Absichten. Er gedenkt sich durch diese Schrift nicht allein Ruhe, sondern auch Sicherheit vor Kränkungen zu schaffen. Sollte das wohl ein zuverläßiges Mittel seyn, sich vor Kränkungen in Sicherheit zu setzen, wenn man ihre Urheber mit zwar verdeckter aber sehr bitterer Verachtung öffentlich zur Schau stellt? Wenn man sie durch Uebertreibung der erlittenen Kränkungen verhaßt zu machen sucht? Und sind das auch alles wahre Kränkungen, was Hrn. Lavaters empfindlicher und an die vielen Schmeicheleyen seiner Anhänger verwöhnter Geist dafür ansieht? Kann er wohl je ernsthaft daran gedacht haben, dieß gründlich zu untersuchen, ehe er sich öffentlich so bitter beklagte? Die Recensionen seiner Schriften sind in seinen Augen solche Kränkungen, sobald darin Irrthümer und Mängel aufgedeckt werden. Vielleicht aber sinds wirkliche Wohlthaten für ihn, da sie ihn bewegen, was er schreibt, besser zu prüfen, als er außerdem thun würde. Was er sich auch von der Absicht solcher Recensionen für eine Vorstellung machen mag, was soll seine Erinnerung an Recensenten? Da Hr. Lavater versichert, daß er sie nicht liest, werden sie es freylich aufgeben müssen, ihn, wie zuweilen geschehen ist, auf die Unerweislichkeit vieler seiner thörichten Meynungen, auf die Verworrenheit und Ungereimtheit seiner Lieblingsideen aufmerksam zu machen, ihm in seinen Schriften überhaupt — Mängel zu zeigen, die er nimmermehr dafür halten wird, wenn er sie in der beygefügten Selbstrecension nicht bemerkt findet. Allein er sollte bedenken, daß die Recensionen gar nicht blos für den beurtheilten Schriftsteller, sondern auch zum Unterricht des Publikums, zur Beförderung wissenschaftlicher Kenntnisse abzwecken. Und diese Betrachtung sollte ihn gegen die Recensenten billiger machen. Auch unpartheyische und rechtschaffene Recensenten haben und befolgen eine der seinigen ganz ähnliche Maxime. Die seinige lautet so: Jeder Mensch, und jeder Schriftsteller,

Keller, muß seine eigene Wage haben, und nichts thun, oder schreiben, wofür er nicht Gott, sich selbst und weisen und guten Menschen Rechenschaft geben kann. Der ihrige ist: Jeder Recensent muß seine Wage haben, und jede Schrift so beurtheilen, daß er seinem Gewissen dafür Rechenschaft geben, und auf den Beyfall einsichtsvoller und redlicher Prüfer zählen kann. Wofür will also Hr. Lavater den Recensenten seine Wage aufdringen? Wofür schreibt er ihnen ein Schock Regeln vor, nach welchen sie ihre Beurtheilungen einrichten sollen? Und was für Wirkung erwartet er von den Predigten an Recensenten, die er herauszugeben gedenkt. Da er von den Recensenten nichts zu lernen gedenkt, ist es wohl billig, daß er von ihnen erwartet, sie sollen ihre Pflichten von ihm lernen? Ist dieß nicht Selbstgenügsamkeit und Eitelkeit? Da Recens. nicht der Meynung ist, daß wir niemand, wer uns nicht mündlich, mit viel Komplimenten seine Meynung über unsere Arbeiten sagt, sondern es auf eine andere Art, und mit mehr Freymüthigkeit thut, des Anhörens würdigen sollen, so wäre er nicht ungeneigt, von Hrn. L. zu lernen, wenn Hr. L. nur wüßte, was die Pflichten eines Recensenten sind. Allein er hat in dem ganzen Abschnitt an Recensenten nichts als allbekannte Gemeinplätze, mit solchen vermischt, die bey näherer Untersuchung falsch gefunden werden. Von diesen letztern hat es Hrn. L. nicht beliebt, einen Beweis zu geben, weil er schon seit geraumer Zeit zu glauben scheint, daß ein Beweis nichts anders sey, als eine laute Versicherung „das ist wahr, das ist falsch.“ Z. B. Rec. glaubt noch jetzt nicht, und wenns Hr. L. auch allenfalls mit einem Eyd bekräftigen wollte, daß ein Recensent verbunden ist, sich zu nennen, daß er allemal die besten und die schlechtesten Stellen aus einer Schrift, und auch die Stellen besonders anführen muß, die ihm der Schriftsteller aus Schalkheit oder Eitelkeit anzuführen vorschreibt.

Die Unfreunde, oder wenn Hrn. Lavaters Schilderung getreu ist, die Feinde des Hrn. L. die ihn mündlich und schriftlich verkleinern, seiner spotten, und ihn sonst auf alle Weise kränken, müssen allem Ansehen nach ihr Werk sehr in Geheim treiben, da von Schmähschriften und solchen Kränkungen, welche von wichtigem Einfluß auf die Zufriedenheit eines

eines Mannes von Hrn. Lavaters Grundsätzen seyn können, wie etwas Lauser dem Vaterlande Hr. L**s wenigstens] bekannt geworden ist. Ungleiche Urtheile, die jeder berühmte Mann über sich muß ergehen lassen, Tadel anonymer, und genannter Schriftsteller, und Recensenten wird Hr. L. doch nicht zum Theil, oder wohl gar ganz allein unter diesen Beleidigungen verstehen? Denn wer, wenn er nicht sehr viel Eitelkeit besitzt, würde solche Kränkungen für so erheblich halten, sich vor aller Welt mit solcher Heftigkeit darüber zu beschweren? Doch wenn auch Hr. L. wirklich viele, sehr viele Feinde hätte, viele und harte Kränkungen von ihnen erdulden möchte, so sind doch seine Ermahnungen, so höflich, und gelinde sie auch seyn sollten, gleichwohl mit unter so beleidigend, daß Neider und Boshafte eben nicht leicht dadurch gewohnen werden dürfen, und ehrliche Gegner, die ihn nicht kennen, und falsch beurtheilen, (denn andere Feinde glaubt er nicht zu haben,) auch schwerlich auf Gesinnungen gebracht werden dürften, die er bey ihnen zu erwecken wünscht. Manchen ganz uneingenommenen Leser, (wieviel mehr gegen Hr. L. Person eingenommene?) muß folgende Stelle gewiß als ein Beweis von Lavaters Stolz und Eitelkeit gegen ihn einnehmen: „Bedenket ihr sonst nicht sogar unvernünftigen Namenlose — daß ihr bis dahin im Grunde nicht viel ausgerichtet habt; daß nicht ein einziger von allen meinen Freunden, der mich persöhnlich kannte, mir untreu und meiner überdrüßig geworden, (da möchte er sich doch wohl irren. Einige Beyspiele sind doch da, und sie scheinen sich zu vermehren) oder von mir zu euch hinübergegangen ist. Daß aber mehrere, die so wie ihr wider mich eingenommen waren, auf ganz andere Gedanken kommen, und meine besten Freunde geworden sind. Daß sich alle Jahre die Zahl meiner so unde beträchtlich, und beynahe bis zur Ueberläßigkeit (O wer ist der Freund, dem seine Freunde überläßig sind? wohl mir, daß ich nicht solchen Freund habe!) vermehrt hat. — Bedenket, daß alle meine Freunde sich als solche nennen dürfen, (alle auch die Philalethen in Paris, auch die Mesmerianer und Desorganisirer?) und es sich gar nicht zur Schande rechnen, meine Freunde zu heißen, (seltsame Freunde mußten es auch seyn, welche sich ihres Freundes schämten) daß ihr aber bis dahin, sehr wenige ausgenommen, immer noch das strengste Incognito beobachten mußtet, welches jeden unpartheyischen und ehrlichen

Mann auf gewisse (vielleicht sehr unrichtige) Gedanken bringen konnte, die euch nicht sehr rühmlich zu seyn scheinen."

Wenn auch Hr. L. solche Unfreunde, oder Feinde hat, als er zu haben denkt, wie wird er, der nach seiner eigenen Versicherung nichts schreibt, wovon sein ärgster Feind nicht fühlt, daß es wenigstens ihm wahr sey, sich gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß er entweder nicht glaubt, was er von den Vortheilen, die mit dem Schicksal Feinde zu haben verknüpft sind, und die er selbst in so reichem Maaße genießt, S. 156—161 sagt, da er seiner Feinde los zu werden sucht, und selbst Drohungen zu diesem Endzwecke gebraucht, oder daß er — nicht weis was er will? Es läßt sich freylich noch eine mögliche Ursache dieser Vorstellungen an Feinde denken. Hr. Lavater konnte seine Feinde zu ihrem eigenen Besten, und seinem Schaden (da er einer bittern und heilsamen Arzney entbehren muß, wenn er keine hat;) zu gewinnen suchen? Werden aber Feinde, oder Unfreunde etwas wahrscheinlich finden, was selbst unpartheyischen Lesern dieses Abschnitts zu glauben Müh kosten wird?

Hr. Lavater findet gut bey dieser Gelegenheit auch einige seiner Grundsätze allen vorbenannten Klassen zur Prüfung, Belehrung und allenfalls zur Befolgung vorzulegen. Uns dünkt, hiebey sey zweyerley zu erinnern nöthig. Hr. L. legt uns, (und das wäre unsere erste Erinnerung,) einige zum Theil freylich höchstedle, erhabene, aber auch schwere Maximen vor, die er zwar auszuüben entschlossen ist, deren Ausübung er aber noch nicht versucht hat, wie aus ihrer Beschaffenheit sich leicht ergiebt. Ein solcher Grundsatz ist der sub Lit. NN. oder von denen er uns wenigstens nicht versichert, daß ihm bis dahin ihre Ausübung gelungen. Dieser Empfehlung bedürfen aber diese Grundsätze, da es das Ansehen hat, daß sie sich nur in Utopien ausüben lassen. Wir rechnen hieher die Grundsätze X Z GG HH LL NN. Unsere zweyte Erinnerung ist folgende. Einige der vorgelegten Grundsätze sind, wo sie keine nähere Bestimmung erhalten, vielfältigem Mißverstand, und Mißbrauch unterworfen. Gewisse andere dünken uns schwärmerisch, und aus unrecht verstandenen evangelischen Moralen entstanden. Ein Grundsatz von der ersten Art. Es ist zwar sehr gut in Erforschung der Wahrheit sichs zur Regel zu machen,

„daß

„daß es gegen einen wahren Satz keine gültigen Einwendungen giebt.“ Allein er darf nicht ohne Beobachtung verschiedener Vorsichtigkeitsregeln angewandt werden, weil man viele Wahrheiten nicht gehörig erweisen kann, ohne sich auf Widerlegung der Einwürfe, die dagegen gemacht werden können, einzulassen, und weil so lang die Gründe für einen Satz keine vollkommene Evidenz haben, die Prüfung der Gründe wider denselben noch immer nothwendig bleibt. Diese Vorsichtigkeitsregeln sollte Hr. L. vorgelegt haben. Sollte er sie etwa selbst weder kennen noch ausüben? Schwärmerisch scheint die sogenannte Maxime des Quietismus, (der Unthätigkeit) und noch verschiedne andere, z. E. X und GG. Welcher Mensch würde ohne beständige Unruh und Zwistigkeiten in der Welt leben können, wo er jeden, der etwas böses von einem andern in Gesellschaften sagt ohne es zu beweisen, zur Rechenschaft zöge? Und wie unvermeidlich wird es oftmal, Schuldner zur Bezahlung zu zwingen? wie unmöglich sich vor solchen, die nicht gutwillig bezahlen, in Acht zu nehmen? Doch zum Grundsatze des Quietismus, wie der V. das Verhalten, welches darin angepriesen wird, nennt, den Hr. Lavater doch wohl gleich andern zur Befolgung empfehlen will, besonders da er seine Ausübung für ein Kennzeichen des evangelischen Kindersinns erklärt, ohne welches das Christenthum ein leerer Name ist? Dieser Grundsatz verbiethet weit aussehende Plane, vorbereitende Anstalten zu machen, wozu andere Menschen erforderlich sind, unser Glück zu gründen oder zu befördern. Er gebiethet, nichts voraus zu wollen, und alles anzunehmen, was uns ohne unser Wollen gegeben wird — Willenlos, Planlos an uns zu halten, nur aufs gegenwärtigste Näheste zu sehen, was wir zu thun und zu dulden haben, ohne vorwärts zu greifen und zu schauen, ohne uns mit kalkulierender Aengstlichkeit gegen die Uebel des morgenden Tags zu verwahren. Wenn dieser Grundsatz nicht blos in irgend einer individuellen Lage, unter gewissen günstigen Konjuncturen ausgeübt werden sollte, wenn ihn alle Menschen ohne Unterschied befolgen würden, wie schlimm wären die Folgen in Beziehung aufs Ganze! da unser Glück mit dem Glück anderer Menschen unzertrennlich verbunden ist, und jeder, der für sein künftiges Schicksal unbekümmert ist, auch für das künftige Schicksal anderer es zugleich seyn muß, auf welche das seinige Einfluß hat. Und wo ist wohl ein vergünstiger Grund zu finden, darum sich den

(Menschen so natürlichen) Trieb für die Zukunft zu sorgen in uns ersticken sollten, wenn auch unser Wohl von dem Wohl anderer ganz unabhangig ware? Da ohne Sorge für die Zukunft oft alle Sorge für die Gegenwart unnütz wird?

Und nun etwas von den Grundsätzen der Toleranz des Verf. Wir bekennen, daß seine Toleranz so weit geht, als sie nur gehen kann, wofern er fähig ist Deisten und selbst Atheisten als Menschen zu lieben, ihre Vorzüge, Talente und Verdienste, wo sie sich durch welche auszeichnen, hoch zu schätzen, wofern er den Deisten sogar öffentliche Ausübung ihrer Religion gestatten würde, wenn er die Macht dazu hätte. S. 207. 210. 211. Wie aber Hr. Lavater diese Toleranz mit der Intoleranz, (es kömmt ja auf Namen nicht an,) die er als Mitglied einer christlichen Gesellschaft gegen alle Nichtchristen oder Unchristen auszuüben sich verbunden hält, vereinigen will, sehen wir nicht recht. Denn 1) ist ja die Ausstossung eines ehrlichen Deisten, der (freylich aus Irrthum) sich für einen Christen hält, aus der Gesellschaft anderer Christen immer mit politischen und physischen Nachtheilen für seine Person verbunden, so lang man da, wo Hr. Lavater lebt, den Deisten keine Kirchen erbaut. 2) Ist Hr. Lavater nach seinen so oft geäußerten Grundsätzen fähig, einen Deisten für einen Atheisten, einen Socinianer und wohl gar einen Juden, der von seinem System in wesentlichen Stücken abweicht, für einen Unchristen zu erklären. Nun ists aber doch wahre Intoleranz, jemand dafür, daß er nicht glauben kann, was wir glauben, (zumalen wenn er nicht einmal mit Wissen von unserer Ueberzeugung abweicht,) physische oder politische Nachtheile empfinden zu lassen. Auch ists wahre Intoleranz, solche, die Christen sind, aus der Gesellschaft der Christen verbannen. Uns leuchtet ferner nicht ein, wie Hr. Lavater so entscheidend erklären kann, daß er alle religiose Partéyen und Kommunen aller Art für Einschränkung der Denkensfreyheit hält, und daß er selbst zu keiner gehört? Wenn Hr. L. S. 201. 206. sagt, daß er zu einer Gesellschaft gehört, worin z. E. Socinianer, Herrenhüter, Mennoniten nicht geduldet werden, und daß er diese selbst blos anderwärts nicht (also sie auch selbst nicht darin dulden) würde, wie reimt sich das zu seiner Erklärung? Und da auch die Deisten eine Religionspartey sind, und Hr. L. versichert, daß er ein Christ ist, und

als

als Mitglied der christlichen Gesellschaft Deisten, nicht dulde S. 205. wird er nicht durch die Aeußerung, daß er zu keiner Partey gehört, sich widersprechen, und durch die Erklärung, daß religiose Partheyen die Denkensfreyheit einschränken, sein eigen Verhalten als eine Einschränkung der Denkensfreyheit mißbilliget haben? So unbestimmt ist aber fast alles, was Hr. Lavater schreibt.

Noch fügt der V. eine Apologie seiner Religion bey, die hauptsächlich an die Geistlichen seiner Vaterstadt gerichtet ist. Wir würden es für eine sehr undankbare, und zwecklose Bemühung halten, Hrn. Lavaters längst bekannte Meynungen hier zu prüfen. Nur folgendes geben wir jedem Wahrheitsfreund zu bedenken. „Da Hr. Lavater glaubt, daß kein Geistlicher seiner Vaterstadt die Lehre von Jesu Erhöhung über die Engel- und Menschenwelt, seinem himmlischen Leben und seiner Herrschaft über alles bezweifelt, noch diese Lehre für außerwesentlich in der Christenthumslehre hält, warum klagt H. L. so heftig, und mit solchem Aufwand von Beredtsamkeit über die Läugner dieser Lehren, die er doch wohl durch seinen bloßen Widerspruch nicht überzeugen wird? Und wozu soll überhaupt die ganze Deklamation gegen sie, welche die Lehren von den Geistesgaben, der Gebetskraft u. s. w. anders als Hr. L. und so viele andere mit ihm verstehen, und erklären, dienen? Am Ende werden diese immer unüberzeugt bleiben, so lange sie mit ihren, schwachen, oder starken historischen und exegetischen Beweisgründen nicht gehört werden. Und der Mann ist Hr. Lavater nicht, der diese ihre Gründe untersuchen könnte, da es ihm seinem eigenen Geständnisse zufolge an der hiezu nöthigen Geschichts- und Sprachkenntniß mangelt? Wofür macht sich also Hr. L. die undankbare Mühe ihnen zu widersprechen? Etwa damit Ungelehrte, und Halbgelehrte ihnen nicht beyfallen sollen? Allein er macht ja die nach seiner Ueberzeugung so gefährlichen Meynungen durch seinen Widerspruch bekannter, und das sieht doch jeder Ungelehrte und Halbgelehrte ein, daß Behaupten nicht Beweisen ist. Daß Hr. L. auch in dieser Apologie seiner Grundsätze von klaren und fast allgemein zugestandenen Lehrsätzen unvermerkt auf seine besondern Meynungen kömmt, und ihren Zusammenhang mit jenen zu zeigen Miene macht, das hilft ihm wohl zu nichts. Jede Seite behauptet, daß ihre besondern Meynungen, mit allge-

mein für wahr erkannten Wahrheiten in nothwendiger Verknüpfung stehen, wenn nur alle andern die Gefälligkeit haben, und es einräumen wollten.

Nun denken wir gethan zu haben, was unsere Pflicht forderte. Freylich nach Hrn. Lavaters Begriffen von den Pflichten eines Recensenten, hätten wir keine Recension geliefert. Allein sind wir wohl verbunden nach seiner Ueberzeugung gegen die ansrige zu handeln? Auch Recens. thut was er soll, (selbst nach Hrn. Lavaters Ideen) wenn er nochmals alles mit Fleiß durchsieht, und sagen kann: Ich habe diese Beurtheilung nochmal durchgelesen, und weiß bey meinem Gewissen nichts hinzu, oder davon zu thun.

Gzf.

Die christliche Barmherzigkeit, nach ihrer Beschaffenheit, ihrem Umfange, und ihren Gründen ꝛc. in der Kirche zu Nordheim abgehandelt, von Georg Wilhelm Böhmer, aus Göttingen. Göttingen, bey Dieterich. Nebst Zueignung und Vorrede 5½ Bog. in kl. 8.

Die Materie ist wohl durchdacht, und ausführlich bearbeitet. Die Schreibart ist nicht schöngeisterisch, affektirt, auch nicht voll Lavaterscher konvulsivischer Hyperbolen, sondern in reiner Volkssprache wird schlichte Menschentugend gelehrt.

Noch ein Paar Anmerkungen: In wie ferne gegen Unwürdige Barmherzigkeit ausgeübt werden müsse, hätte der V. genauer bestimmen müssen. Fortdaurende Verschwendung hebt bey jedem weisen Geber die Unterstützung mit Gelde und Geldeswerth auf, denn kein Vernünftiger wirft sein Vermögen weg. — Die Benennung Jesu mit dem Namen Gottmensch ist nicht biblisch.

Uebrigens wird jeder die Predigt mit Vergnügen und Erbauung lesen.

Bm.

Die

Die Schriften des Alten Teſtaments nach ihrem Inhalt und Zweck bearbeitet für Leſer aus allen Ständen. Von D. Wilhelm Friedrich Hufnagel, Lehrer der Theologie zu Erlangen. I. Bändchen. Erlangen, bey Palm. 1784. 1 Alph. in 8.

Ehrliche Layen, wenn ſie ſich nach dem in der Jugend erhaltenen Rath frommer Mütter oder geiſtlicher Lehrer, das fortgeſetzte Leſen der ganzen Bibel von Anfang bis zu Ende zum täglichen Geſchäffte machten, haben es längſt in der Stille gefühlt, daß die Schriften A. T. wohl nicht die Abſicht haben können, der Andacht eines chriſtlichen Bibelleſers Nahrung zu geben, da er einen großen Theil derſelben nicht verſteht, ein anderer Theil aber ſeiner Andacht und Wißbegierde gleichgültig oder gar anſtößig iſt. Indeſſen haben ſie ihre Zweifel durch den Glauben, daß ſie gleichwohl Gottes Wort leſen, gutmüthig unterdrückt. Doch hat eben dieſes Gefühl der Unbrauchbarkeit der ganzen altteſtamentlichen Bücherſammlung für die Bedürfniſſe des Chriſten verſchiedene Bibelauszüge veranlaßt, über deren unſtreitige Nutzbarkeit und Zuläßigkeit man aber theologiſche Gutachten einhohlte. Aufgeklärte Gottesgelehrte indeſſen verbreiteten über den Werth und wahren Geſichtspunct einzelner altteſtamentlicher Bücher vieles Licht, und haſſen die hohen Begriffe von deren unmittelbaren göttlichen Eingebung und religiöſen Beſtimmung für alle Zeiten um vieles herabſtimmen. In die Fußſtapfen dieſer würdigen Vorgänger tritt nun auch Hr. D. Hufnagel, und ſucht ebenfalls durch Feſtſetzung des eigentlichen Zwecks dieſer bibliſchen Bücher, ihren Misbrauch für Kirchen und Schulen, für Moral und Dogmatik der Chriſten zu verhüten. Und wenn er gleich im Grunde nicht viel Neues geſagt haben ſollte, was nicht ſchon vor ihm helldenkende Schriftausleger und Gottesgelehrte einzeln geſagt haben, ſo verdient er doch für ſeine Zuſammenſtellung und überhaupt für ſeine Freymüthigkeit Dank, weil die Wahrheiten, die er vorträgt, oft geſagt werden müſſen, ehe ſie eine gangbare Münze werden und ſich mit den Religionsbegriffen des großen Haufens vereinigen können, und weil ſie von einem Lehrer der Gottesgelahrheit geſagt, deſto mehrern Eingang finden. Die Hauptabſicht aber ſeiner Schrift iſt, zu zeigen,

daß die Bücher A. T. eigentlich kein Wort Gottes, keine göttlichen Offenbahrungen, keine vom Geiste Gottes eingegebne Schriften enthalten, sondern alle eine National- und Localbestimmung für Israeliten haben, oder eine Sammlung von Religions- und Geschichtbüchern und Gedichten sind, von Israeliten für Israeliten, nicht aber zum allgemeinen Gebrauch, geschrieben. Dieß beweißt er dann nach der Ordnung der biblischen Bücher, in einzelnen Capiteln aus dem zergliederten Inhalt eines jeden Buchs. Man kann sich leicht vorstellen, daß ihm bey den meisten der Beweis nicht schwer fällt, da die Sache von selbsten in die Augen fällt, und nur Vorurtheile, durch die Dogmatik genährt, das was man sah, zu sehen bisher verhindert haben. Doch umfaßt dieses erste Bändchen nicht alle biblischen Bücher A. T. sondern die prophetischen sind für ein zweytes bestimmt, dem sodann ein Auszug aus dem A. T. folgen soll. Viele seiner Leser werden inzwischen wünschen, daß er sich in der vorausgeschickten Einleitung über den Hauptsatz seines Buchs und dessen Gegensatz, sammt deren Corollarien, zumal insofern sie die Theopneustie und den Katheder- und Kanzelgebrauch des A. T. betreffen, etwas deutlicher und bestimmter erklärt hätte, wiewohl wir ihm diese Behutsamkeit nicht zum Tadel anrechnen wollen, zumal da er doch hie und da für aufmerksame Leser Winke giebt, und Aeußerungen thut, die seine Meynung leicht errathen lassen. Denn freylich lassen sich Nationalbestimmung eines biblischen Buchs und Theopneustie desselben einander nicht dergestalt entgegensetzen, wie der Verf. zu thun scheint, daß erstere die letzte stillschweigend aufhöbe. Wir wollen nur noch einige Gedanken aus einzelnen Capiteln ausheben. Von der typischen Erklärung der Geschichte Simsons urtheilt er S. 67. daß sich ihre Anwendung auf das Leben Jesu ohne Blasphemien nicht denken lasse. Vorzüglich einleuchtend zeigt er an den Erdichtungen des Buchs Hiob das orientalische Colorit, Gott regiert als Despot, hält Senatversammlungen, der böse Geist hat Macht Menschen zu plagen, des Unterdrückten Trost ist, daß er leiden muß. — Alles wäre beleidigend für Gott, wenn man diesen Nationalgesichtspunct aus den Augen verliehrt. Unmöglichkeit, daß Hiob eine Auferstehung könne geglaubt haben. Die Psalmen bringt er in Classen, z. E. Geschichts- Lob- Dankgesänge, zeigt, daß sie alle nur Israeliten interessiren, und zur christlichen Andacht nicht brauchbar sind, daß auch solche, die eines allgemeinern Inhalts sind,

z. E.

z. E. Lob Gottes aus der Natur, oder Bußlieder, doch immer Beziehungen auf Israelitische Opfer und Gesetze haben, und daher das Mitgefühl eines Christen verhindern, wobey der Verf. das Lächerliche in der Anwendung davidischer Worte eroden auf christliche Gemüthsgebete zeigt. Selbst die Moral der Psalmen sey oft israelitisch, z. E. in den Stellen, wer sein Geld nicht auf Wucher giebt. Auch gehören hieher die unduldsamen Gesinnungen gegen andere Völker, die aber für den Israeliten Pflicht wären. Richtig ist das Axiom, S. 195. Je neutestamentlicher man einen Psalm erkläre, desto weniger erkläre man ihn im Sinn des Dichters. Falschheit einiger dogmatischen Beweise aus den Psalmen, z. E. für die Dreyeinigkeitslehre. Doch giebt er einige messianische Psalmen zu, z. E. den 22sten und 40sten. Den Mond des Nachts Ps. 130, erklärt er durch nächtliche Kälte bey Mondenscheine. Wir müssen hier abbrechen, sonst könnten wir noch manches über den Prediger und das Hohelied abschreiben. Wenigstens denkt der V. darüber wie Döderlein und Herder. Daß das Buch viele Uebersetzungen biblischer Stellen und Gesänge enthalten müsse, kann man sich leicht vorstellen, sie sind, wegen zu großer Anhänglichkeit an die hebräische Wortfolge oft etwas steif; doch da sie meistens schon aus vorhergehenden Schriften genommen sind, gehört ihre Beurtheilung nicht hieher. Belege, ein Lieblingswort des Verf. wünschten wir weniger gebraucht, und überhaupt auf den Styl mehr Aufmerksamkeit gewandt zu sehen.

Bf.

Der Kirchenbote, für Religionsfreunde aller Kirchen. 1784. 5tes und 6tes Stück. 1785. 1ſtes bis 6tes Stück.

Diese Stücke sind eben so wie die vorigen. Unter manchen Guten sind doch gar zu viel schlechte Sachen. Z. B. im ersten Stücke von 1785. alle Briefe in extenso, wodurch ein gewisser Hr. Stolz, aus Zürich, ein Freund Lavaters und Pfenningers, welcher durch Empfehlung Lavaters Prediger in Offenbach gewesen war, zum Prediger nach Bremen berufen wird. Darin ist nun gewiß gar nichts merkwürdiges, es müßte denn seyn, daß man den seltsamen Heergang, der

bey ſolchen Vokationen, die zu berufenden und die berufenen oft zu haben pflegen, auch hier beobachten wollte. Man erkundigt ſich erſt genau nach dem Zeitlichen, und nachher empfindet man einen göttlichen Beruf. So findet man hier S. 26. einen Brief eines Predigers aus Bremen an Hrn. Stolz, worin er demſelben die Emolumente der Stelle, wozu er berufen werden ſoll, genau berechnet, und beſonders folgenden wichtigen Umſtand berichtet. „Ich kann Ihnen mit Vergnügen melden, daß wir (nämlich die Geiſtlichen) „hier das Recht haben, alle Sommer auf dem Lande einige „Wochen die Brunnenkur zu gebrauchen. Ich pflege gewöhnlich fünf Sonntage übergehen zu laſſen. Es iſt hier leicht „Gelegenheit, auf dem Lande bey einem Freunde oder in der „Neuſtadt und den Vorſtädten in einem Garten zuzubringen.“ Auf dieſen Brief folgt unmittelbar ein ſehr ſalbungsvoller und dabey ſehr weitſchweifiger Brief des Hrn. Stolz an den Fürſten von Iſenburg, worin er um ſeine Dimiſſion aus Offenbach anhielt. Er ſagt: „Ich erinnere mich, daß Sr. „Durchl. vor drey Jahren ein Vokationsſchreiben in Anſehung „der Predigerſtelle, in der ich nun ſtehe, an mich ergehen ließen, welches ich als eine Stimme vom Himmel reſpektirte, und welchem ich ſogleich — alles was mich an mein geliebtes Vaterland feſſeln könnte, mit dem froheſten Vertrauen auf Gott zum Opfer brachte. Ich habe es auch „nun in der ganzen Zeit — erfahren, wie viel Beruhigung „dieſe kindliche Folgſamkeit gegen den Willen der Vorſehung — giebt.“ — Er meldet darauf ſehr umſtändlich, daß er nach Bremen ſey berufen worden. Er ſetzt hinzu: „er habe ſich einige Wochen Bedenkzeit und über einige „dunkeln Punkte noch mehr Erläuterung ausgebeten, dieſe „wären ihm nun zu ſeiner völligen Zufriedenheit gegeben, er habe ſeinen Entſchluß gefaßt, und glaube, er werde ihn, da er ſeinen bewährterfundenen Grundſätzen gewiß, und vor „Gott gefaßt iſt, nicht gereuen.“ Manche Leute finden es hart, wenn jemand gerade zu ſagt, daß ein ſolches ſalbungsvolles Geſchwätz Heucheley iſt, und es iſt doch offenbar nichts anders. Denn es erhellet aus dem ganzen Briefwechſel, daß die Frage von den Emolumenten einer von den dunkeln Punkten war, die ſich Hr. St. erläutern hieß. Wären dieſe Erläuterungen nicht zu ſeiner völligen Zufriedenheit gegeben worden, ſo wäre er doch gewiß in Offenbach geblieben, ſo wie er nicht nach Offenbach würde gegangen ſeyn,

wenn

wenn die Bedingungen nicht annehmlich gewesen wären. Nun aber giebt er den ihm im Zeitlichen vortheilhaften Ruf nach Bremen, wieder für eine Stimme vom Himmel an, und seinen wohlkalkulirten Entschluß unter vortheilhaften Umständen weiter zu ziehen, heißt er nun wieder kindliche Folgsamkeit gegen den Willen der Vorsehung. Sich hinter solche gesalbte Sprache stecken, ist doch wahrlich nichts als Heucheley. Wir sagen es nochmals gerade aus.

Uebrigens merkt man auch im Kirchenboten die mancherley Konnexionen, die Hr. Pfenninger mit den Katholiken zu haben anfängt. Man hört in manchen Aufsätzen bey Jesuiten ganz leise reden. Hr. Pfenninger mag vermuthlich selbst nicht verstehen, wohin manches zielt, denn er ist wohl in dem katholischen Wesen sehr unerfahren. In 1785 36 Stück S. 231. steht gar ein Missionsbericht von einem Jesuiten in Amerika. Den muß doch ein Jesuit oder Jesuitenfreund eingeschickt haben, denn an andere kommen dergleichen nicht.

Mit diesem Bande wird dieses Werk geschlossen. Der Verlust für Gelehrsamkeit und Erbauung ist nicht groß.

2. Rechtsgelahrheit.

Abdruck meiner Selekten, erstes und zweytes Heft, oder Miscellanea von verschiedenen Materien aus mancherley Rechten, Sitten, Gewohnheiten, Ceremonien, Staats- Kriegs- Friedens- und Comitialbegebenheiten der ältesten, alten und neuesten Zeiten, so wie sie in Büchern oder sonstigen gedruckten Nachrichten zu finden sind; desgleichen vom Cameralfach und Mercantilwesen. Mit jeweiligen Erläuterungen des Authors. (Autors) 1785. Landshut, gedruckt bey Max. Hagen. Jeder Heft 12 Bogen in 8.

Unter

Unter dem Eingange nennt sich der Sammler Lud. Edler von Winckelmann; also der bekannte Reichsstadt Kölnische Deputirte in Regensburg. Wir wünschen, er möchte, wenn doch einmal geschrieben und gedruckt werden müßte, etwas Wichtigeres und Nützlicheres unternommen haben, als die Bekanntmachung seiner Collectaneen; denn nichts mehr und nichts weniger bedeutet das auf dem Titel gebrauchte ungewöhnliche Wort Selekten; Collectaneen wäre vielmehr noch passender. Lange ist uns kein so buntes Gemengsel vom Wahren, Halbwahren, und Falschen, ohne allen Zweck, ohne alle Ordnung und ohne alle Auswahl vorgekommen. Herr v. W. sagt selbst: „Mir ist oft Zeit und Weile lang gefallen, wenn ich bey müßigen Stunden einen Theil der Elekten oder Selekten Iuris publici, der Reichs-Fama, des Staatsspiegels, des Staats-Secretarii, des Mercure historique, oder Espion Turc, so viele Iournalien, Diarien, und wie derley verzögerliche Dinge mehr heißen, ergreifen, und noch heute in eine Materie vertiefen mußte, die ich kaum folgenden Tags, wenn ich auch fleißig las, endigen konnte.“ Aus solchen und andern ähnlichen Werken verfertigte er sich Excerpte, und läßt sie nun drucken, „in der Vermuthung: daß derjenige Liebhaber, dem an ein oder andern Materie vorzüglich gelegen ist, sich alsdenn in Geschichten näher umsehen und fleißig nachschlagen wird.“ Ja, wenn er noch angäbe, woher er dies oder jenes entlehnt hat; aber dies geschieht höchst selten. „Diese Selekten sind zwar in deutscher (soll heißen: in reichseäglich deutscher) Sprache abgefaßt, doch vorsätzlich gemischt mit der französischen, und für die Lateiner zur Fortübung vermengt mit der lateinischen.“ Zur Fortübung? ey? ey? Noch schlimmer ist, was weiter hin folget. „Ausserdem dürften diese Selekten willkommen seyn einem solchen, der die Zeit, weitschichtige Bücher zu lesen nicht übrig hat; noch mehr demjenigen, der nicht viel lesen mag, doch aber *superficiel* wissend, oder belesen scheinen will.“ Ein schöner Vorsatz, das leider! ohnehin sehr Mode werdende superficielle Wissen befördern zu helfen! Monatlich soll ein Bändchen von 12 Bogen folgen. 48 dergleichen liegen schon zum Druck fertig, und wenn der liebe Gott dem Hrn. Verf. länger das Leben schenkt, so soll das Sammeln noch weiter fortgehen. Wir unsers Orts wünschen ihm vom Herzen recht langes Leben, aber nicht zur Herausgabe solcher Collectaneen; leben

Trieb auch der guten Hoffnung, es werden wenig Leute den Geschmack daran finden.

Fk.

Grab der Chikane. — — — Dritter und letzter Band. 2 Alphab. 10 B. in 8. Berlin, bey Pauli 1785.

Die Besorgniß des Recensenten des zweyten Bandes, (B. d. D. 62. S. 375.) daß eine lange Reihe Bände folgen möchte, war also überflüßig. Dieser Band enthält das noch übrige von Personenrechten; und wir finden keine Anzeige davon, ob auch noch das Sachenrecht folgen werde; vielmehr ist nach dem Titel dieses Bandes zu schließen, daß das Werk unvollendet bleiben werde. Indessen enthält es manche nützliche Bemerkung für die Iurisprudentiam legislatoriam et curatelarem.

Fk.

Eclairciſſemens de divers ſujets intéreſſans pour l'homme d'état et de lettres, à Ingolſtad (Berlin) 1785. 3 Bog. in gr. 8.

Kurz, aber gründlich führt ein Ungenannter, der sehr vorzügliche Kenntniſſe in dem Geſchichts- und dem Staatsrechte zeigt, in ſechs Kapiteln folgende Materien aus:

Chap. I. Ceſſion de droit de premieres priéres. Von der Befugniß der Kaiſer, nach ihrer Wahl und Krönung den geiſtlichen Kurfürſten zu bewilligen, daß ſie das Recht der erſtern Bitte in ihren Diöceſen ausüben dürfen.

Chap. II. Peut-on fixer le nombre de vaiſſeaux qu'on veut ſouſtrir à ſon ennemi? Die alten Römer hatten zwar ihren bezwungenen Feinden manchmal vorgeſchrieben, wie viele Schiffe ſie unterhalten dürften; aber nie wohl in neuern Zeiten ein Souverain von ſeinem Sieger ſo erniedrigend behandelt worden. Caron de Beaumarchais habe zwar in ſeinen 1779 gedruckten Obſervations ſur le mémoire juſtificatif de la Cour de Londres vorgegeben, Großbritannien habe dies in Anſehung Frankreichs durch den Pariſer Frieden gethan;

gethan; allein der französische Hof habe selbst dieses Vorgeben für erdichtet und grundlos erklärt, und deshalb die ganze Broschüre unterdrückt.

Chap. III. L'Echange des Etats, principalement de ceux de l'Empire. Dies ist der längste und wichtigste Aufsatz. Man erräth auch leicht dessen Veranlassung. Der Verf. redet erst im Allgemeinen von dieser Materie; daß nämlich Vertauschung der Länder eben solchen Gesetzen unterworfen sey, wie ihre Veräußerung; daß ein Landesherr von Rechtswegen nicht befugt sey, Unterthanen ohne ihre Einwilligung, wie eine Heerde Vieh, zu verkaufen oder zu vertauschen; daß das Recht des Ländertausches bisweilen durch Verträge eingeschränkt worden sey? So versprach das Haus Oesterreich in dem Barrierevertrag 1715, die erlangten spanischen Niederlande auf keine Weise zu veräußern oder zu vertauschen: Nach dem zeither so oft erwähnten 5ten Artikel des Badischen Friedens ward dem Bayrischen Hause bewilliget, Tausch mit seinen Staaten zu treiben; aber, wie der Ungenannte sehr richtig bemerkt, damals, als es durch jenen Frieden in seine Länder wieder eingesetzt wurde, nicht aber auf immer. Man hatte dabey keinen andern Zweck, als Frankreich zu gewinnen, daß es sich dem Tausche, den damals schon der Wiener Hof im Sinn hatte, nicht widersetzen möchte. Wenn auch diese Bewilligung nicht durch den Frieden zu Teschen wäre vernichtet worden, oder wenn sie auch als beständig dauernd betrachtet würde; so könnte man sie doch nur gegen Frankreich anführen, wenn dieses sich der Austauschung Bayerns widersetzen wollte, nicht aber gegen andre Höfe, gegen das Reich, gegen die Verwandte des Bayrischen Hauses, die etwan in einen solchen Tausch nicht willigen wollten. Unter die wenigen Beyspiele vertauschter Staaten, die die Geschichte aufweisen kann, gehört als das neueste, die Austauschung Siciliens gegen Sardinien, die von drey verbundenen mächtigern Staaten dem Herzog von Savoyen abgepreßt wurde. Im deutschen Reich kann ohnehin kein Tausch vor sich gehen, ohne Zustimmung oder Genehmigung des Kaisers und des Reichs, der Agnaten und der Landstände. Es wird dies durch das Beyspiel der Vertauschung eines Theils von Gottorp gegen Oldenburg und Delmenhorst 1767 und 1774, erläutert. Das Interesse des deutschen Reichs erfordert es, daß seine Gränzländer, die der Habsucht mächtiger Nachbarn ausgesetzt sind,

sind, nicht in schwache Hände gerathen. Es ist ihm z. B. daran gelegen, daß die Ueberbleibsel des Burgundischen Kreises, die österreichischen Niederlande, in den Händen des hohen und mächtigen Hauses bleiben, das sie vermöge des Friedens zu Utrecht, zu Baden ꝛc. besitzt. — Die Grenzverträge enthalten gemeiniglich Vertauschungen. Vertauschen deutsche Reichsstände kleine Ländereyen oder Stücke ihrer Staaten gegen einander; so ist keine Einwilligung noch Bestätigung des Kaisers und des Reichs nöthig. Geschehen aber solche Tausche mit mächtigen Nachbarn, dann kann auch der geringste nicht ohne jene Genehmigung Statt finden. Es werden hierbey die neuesten Beyspiele dieser Art angeführt. — Daß insonderheit in Ansehung Bayerns auch die Einwilligung der Landstände erfodert werde, erinnert dieser Schriftsteller gleichfalls.

Chap. IV. Ligues des Etats de l'Empire. Auch die Gelegenheit zu diesem Aufsatze ist leicht begreiflich. Des Hauptgeschäfte des Verfassers besteht darin, daß er die merkwürdigsten Verbindungen deutscher Fürsten unter einander zur Vertheidigung ihrer Freyheit und der Reichsverfassung, aus der Geschichte aufzählt und ihr Andenken, bey dem letzthin errichteten Fürstenverein, erneuert. „Solche von einem „aufgeklärten Patriotismus eingegebene Verbindungen, „thaten allemal ihre Wirkung; ihnen ist man die Erhaltung „der Reichsverfassung schuldig. Stets werden sie dienen, „Habsucht in Schranken zu halten, Despotismus zu unterdrücken, dem Umsturz der Staatsverfassung und der Gesetze entgegen zu arbeiten, willkührlicher Gewalt zu wehren, „und das wankende oder wenigstens bedrohte Reichssystem zu „befestigen.“

Chap. V. Traités de commerce et de navigation de la Prusse. Es werden hauptsächlich diejenigen Handlungsverträge specificirt, die die Besitzer des jetzigen Königreichs Preußen, von den Zeiten der deutschen Ordensritter her bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, mit England und Polen geschlossen haben. Es erhellet unter andern daraus, daß die Handelsleute Preussens von jeher einer vollkommenen Freyheit der Handlung und Schiffahrt nach Polen genossen, daß die Schifffahrt auf der Weichsel stets frey und gestattet war, daß Polen sich durch diese Verträge die Hände gebunden haben ꝛc.

Chap.

Chap. VI. Servitutes de droit des Gens. Zu solchen Servituten, die ganze Völker einander auflegen, rechnet der Verfasser: das Recht der Engländer, Färbeholz in der Honnburasbay zu fällen; das der französischen Nation von der brittischen erlaubte Recht, Fische zu fangen und zu trocknen auf Neufundland, in dem Meerbusen des Lorenzflusses und an den Küsten der Insel Cap-Breton, die ehedem den Franzosen von Großbrittannien auferlegte, aber 1783 wieder aufgehobene Verbindlichkeit, die Festungswerke von Dünkirchen zu schleifen, die von den ehemaligen spanischen, jetzt österreichischen Niederlanden übernommene Verpflichtung, die Schelde geschlossen zu halten; das Recht der vereinigten Niederlande, verschiedene Städte und Schlösser in den österreichischen Niederlanden mit Besatzungen zu belegen ꝛc. Sowohl in diesem, als in den vorigen Aufsätzen, sind die Verträge mit litterarischer Genauigkeit angeführt. Die in denselben herrschende Klarheit und Präcision erweckt den lebhaftesten Wunsch nach mehrerern.

So.

Joh. Nikl. Fr. Brauer's, Hochf. Marg. Badischen Hof- und Reg. Raths, Abhandlungen zu Erläuterung des Westph. Friedens. B. II. oder von den Normen, zu Entscheidung der Streitigkeiten zwischen verschiedenen Religionsverwandten und deren Folgen, auf die, einer stehenden oder eingehenden Kirchenstiftung zugehörigen in andern Territorien gelegenen Renten und Gefälle. Offenbach, bey Weiß und Breda. 1784. S. 459.

Der Mayntzische Klosterrenten-Streit hat den berühmten H. V. veranlaßt, in seinem angelegten Plan eines Kommentars über das W. Fr. J. mit diesem Bande auf die Stellen einzulenken, die für jenen Streit entscheidend seyn dürften. Er handelt daher in neun Abschnitten: I. Von den Normen in Beurtheilung des Verhältnisses verschiedener Religionsverwandten gegeneinander. (§. 1. Art. V. I. P. O.) II. Geschichte der Sanktion über auswärtige Kirchenrenten und deren Staats- und Kirchenlasten. (§. §. 45-47.) III. Von

den

den Kirchengefällen katholischer Stiftungen in auswärtigen evangelischen Landen und deren Rechten. (§. 45.) IV. Von den Kirchengefällen evangelischer Stiftungen in auswärtigen katholischen Landen und deren Rechten. (§. 46.) V. Von dem Verhältnisse der auswärtigen Kirchengüter und Renten gegen die weltliche Obrigkeit. (§. 45. 46.) VI. Von dem Verhältnisse der Renten auswärtiger Kirchen gegen die Kirche des Landes, worinn die Renten fallen. (§. 45.) VII. Von den auswärtigen Renten der Kirchenstiftungen, die vor dem J. 1624. zerfallen waren. (§. 47.) VIII. Von den Renten der Kirchenstiftungen, die nach dem Entscheidjahr eingegangen sind, oder künftig eingehen. (§. 47.) IX. Von dem Neubruchzehendrecht, so weit die Religionsgesetze darauf Einfluß haben. (§. 47.) Es giebt wohl wenige der jetztlebenden T. Rechtsgelehrten in und ausser den Universitäten, die auf das W. Fr. J. so viel Studium verwendet haben, als H. Br. und keiner von allen denen, die über den W. Fr. geschrieben haben, hat die Sache so gründlich behandelt, als er in seinen Schriften darüber zu Werke geht. Bey allem dem vielen Guten aber, das diese Abhandlungen haben, wünschten wir doch, daß der Vortrag hie und da weniger schleppend und umständlich, auch deutlicher wäre. Mancher wird sie um der Mühe willen, sie zu verstehen, ungelesen lassen: und um dieser Schwachen willen, deren Anzahl eben nicht so unbeträchtlich seyn dürfte, sollte der H. V. allerdings auf den Styl und Vortrag mehr Aufmerksamkeit verwenden, als er wirklich zu thun scheint. Ausserdem ist wohl der H. V. nicht ganz frey zu sprechen von vorgefaßten Rechts-Meynungen, die sich hie und da in seine Erklärungen des W. Fr. Systems einzuschleichen pflegen, von denen schwerlich zu erweisen seyn wird, daß sie zur Zeit des Fr. Schlusses und unter den Paciscenten so ganz und gebe gewesen wären. Vieles ist vom H. V. vortrefflich erläutert, und so ins Licht gestellt, daß es Mühe kosten sollte, die in die Augen leuchtende Wahrheit zu verkennen. Mancher aber bedarf einer weitern Prüfung. Wir führen hievon an zum Beyspiele, die in der Einleitung aufgestellte Rechtslehre von dem Mitreigenthumsrechte des Staats an den Gütern der religiösen Gesellschaften, aus welcher sodann der H. V. das Recht des Staats folgert, die Güter aufgehobener oder sonst eingehender Klöster an sich zu ziehen. Allem Vermuthen nach, dürfte der H. V. mit dieser Lehre unter

den katholischen Glaubensgenossen selbst bey deren neuesten Rechtslehrern, so die Grenzen der Gewalt des Staats über das Religions- und Kirchenwesen ungleich weiter, als sonsten geschehen, setzen, wenig Beyfall finden. Zuverläßig aber hat man katholischer Seits bey den W. Fr. Verhandlungen an ein solch Miteigenthumsrecht des Staats an den Kirchen und Klostergütern, nicht gedacht: (s. selbst beym H. V. S. 378.) und wenn dann nur auch protestantischer Seits die von den Landesobrigkeiten sich angemaßte Einziehung der Güter der aufgehobenen Klöster aus ganz andern Prinzipien als dem eines Staatseigenthums daran, gerechtfertiget worden ist, so dürfte wohl daraus, als einer gemeinen Rechtslehre, keine Dispostion des W. Fr. J. zu erklären seyn. Indessen hat der H. V. diese seine Meynung mit vielem Scharfsinne vorgetragen; sie auch aus dem T. Herkommen zu erweisen gesucht: welches nun alles eine weitere Prüfung verdient. Im 1 Abschn. giebt der H. V. der Regel der Gleichheit in ihrer Erklärung ihre ganze gehörige Ausdehnung; verwirft hiebey das, was erst neulich dagegen H. A. Koch behauptet hat, und hält diese Regel für gültig und entscheidend in allen Fällen, die gar nicht, oder zweifelhaft, oder nur für einen Theil ausdrücklich entschieden sind. S. 107. Im 2ten Abschn. führt der H. V. die Geschichte der Sanktion über die auswärtigen Kirchenrenten vortrefflich aus; zeigt darinne gründlich, daß man immer den Grundsatz von der Untrennbarkeit der Renten vom Stiftungskörper beybehalten habe: nur scheint er das angemaßte Recht der Protestanten, die Klöster zu reformiren und deren Güter einzuziehen, bloß auf ein landesherrliches Recht zu deuten: S. 135. 142. 215. u. f. ja sogar schon im R. A. 1526 soll das Klostergut für ein Staatseigenthum erklärt, und hiernach das Gesetz bestimmt worden seyn, das weder dessen Worte besagen, noch die Reformationsgeschichte bestätiget. Im III. Abschnitte behauptet der V. in der Erklärung des §. 45. Art. V. I. P. O. (S. 220. u. f.) daß für den katholischen Theil der Beweis älterer Erwerbtitel (gemeinen Rechts) in Ansehung der auswärtigen Renten, für hinlänglich zu halten sey, so lang nicht vom andern (protestantischen) Theil der Gegenbeweiß eines Besitzes im Entscheidjahr geführt werde S. 225 und daß also nur in der Beweißlast und zwar im Fall der anverlangten Restitution, nicht aber außer diesem Fall, und in der Berechtigung selbst, einige Ungleichheit zum Vortheil der

Katho-

Katholiken, gegen die Protestanten obwalte. Da aber der H. V. auch selbst den katholischen Theil, im Falle, daß er eine solche Rente nicht mehr besäße, und deren Restitution verlangte, für eben so verbunden als den evangelischen halt, den Beweis des Besitzers im Entscheidziele zu führen. (S. 225.) und dagegen wider den evangelischen Theil, der seine auswärtige Gefälle schon von der ersten Reformation seiner Klöster, z. B. aus dem XVI. Jahrhunderte her, in ununterbrochenem Besitz und Genuß fortbehalten hätte, auf dergleichen Gefälle evangelisch eingezogener Klöster der katholische Theil, so wenig er den Stiftungskörper hat, auch eben so wenig übrigens und sonst irgendwoher ein Recht erhalten hat, woraus er nun einigen Anspruch darauf machen, und wogegen der evangelische Theil nun besonders zu fernerer Erhaltung der bis dahin konservirten Gefälle, sich mit dem Beweiß des Besitzers im Entscheidziele zu schützen, und also diesen Beweiß auch noch in diesem Conservatorio zu führen hätte. Vielmehr und dagegen, da der R. A. v. J. 1544 das Recht der Untrennbarkeit der Renten von deren Stiftungskörpern in durchausgleichem Maaße für beede Religionstheile ein für allemal begründet und festgesetzt hat; nur aber, der nachher hie und da geschehenen Vergewaltigungen und der dadurch veranlaßten Retorsionen und also solcher Faktums willen, nun im W. Fr. auch hierinnen alles auf das Entscheidziel reduzirt werden mußte: so scheint auch nicht einmal die vom H. V. vorgebrachte Ungleichheit, wie überhaupt seine ganze Erklärung, ob und wie weit auch bey dem katholischen Theil in Ansehung seiner auswärtigen Renten, es auf den Normativbesitz ankomme? — nicht so ganz richtig zu seyn. H. Meyer in seinen Erläuterungen des W. Fr. giebt eine andere Erklärung der Stelle, und verdient hier mit unserm H. V. verglichen zu werden. So erklärt auch der H. V. das Subjekt der Sanktion (§. 45. Art. V.) S. 205. von den katholischen Landesherren, die darinne für sich und unmittelbar ein eigenes Recht auf solche Renten erhalten hätten; und macht davon S. 249 eine erhebliche Anwendung; gerade als wenn man über das Staatseigenthum an den Klostergütern, auf Seiten der Friedenspacifcenten beiderley Religion so ganz einverstanden gewesen wäre: und doch gesteht der H. V. wieder in andern Stellen, z. B. S. 255 selbst ein, daß wenigstens in den katholischen Landen, dem Landesherrn ein dergleichen Eigenthumsrecht nicht zugestanden worden wäre. Im

IV. Abſchnitt ſcheint der Herr Verfaſſer das Verhältniß des Landesherrn ſo wohl als der Geiſtlichkeit, zu dem Kirchengut, in evangeliſchen Landen nicht richtig und feſt genug beſtimmt, angegeben zu haben; S. 256 auch ſetzt er hie und da z. B. S. 263 — 265 unrichtig voraus, als ob im §. 46. Art. V. die Zurückweiſung auf das Entſcheidziel, das er hier immer Entſcheidjahr nennt, von den Katholiſchen verlangt, und endlich evangeliſcher Seits nachgegeben worden wäre. Im V. Abſchn. erklärt der H. V. richtig und bündig die im §. 46. vorbehaltenen Rechte bloß einzig von weltlichen Staats- oder Privatrechten, und verſteht den ganzen Vorbehalt ohne Einſchränkung auf das Entſcheidziel. Nur dürfte des H. V. Vergleichung dieſer Stelle mit einer ähnlichen im §. 26. (S. 318 u. f.) und die Vereinigung beider Stellen, in Anſehung des anſcheinenden Widerſpruchs, noch gar ſehr einer weitern Prüfung werth ſeyn, indem eines Theils die Stelle im §. 26 nur von den in evangeliſchen Landen gelegenen Stiften zu handeln ſcheint, die ganz oder zum Theil katholiſch beſetzt bleiben ſollten; dagegen im §. 46 wechſelſeitig die Rede iſt, von wohlerworbenen Rechten der evangeliſchen Stände in Catholicorum eccleſiaſticorum *ditionibus* et bonis ſ. intra ſ. extra territorium ſitis, (wovon doch auch ſelbſt der Fall, der etwa die in evangeliſchen Landen gelegenen Güter katholiſcher geiſtlichen Stände beträfe, nicht einerley mit dem obgedachten Fall des §. 26. iſt) und von dergleichen Rechten der katholiſchen Stände circa bona eccleſiaſtica A. C. Statibus acquiſita, mithin beyderley Stellen von ganz verſchiedenen Fällen reden: anderntheils die Meynung des H. V. nicht erweislich iſt, daß die Stelle im §. 26 bloß oder doch wenigſtens hauptſächlich von geiſtlichen Superioritäts- und Kirchenrechten verſtanden werden müſſe. Ueberhaupt läßt ſich die ganze Faſſung der letztern Stelle noch am richtigſten dadurch erklären, wenn man die Verhandlungen darüber mit denen über den §. 48 zuſammennimmt, und aufs ſorgfältigſte mit einander vergleicht. Nie haben die Paciſcenten die §§. 26 und 46 in einem unmittelbaren Bezug auf einander verhandelt: wohl aber bey den §§. 26 und 48 auf dieſelben gegeneinander Rückſicht genommen. Im VI. Abſchn. iſt alles umſtändlich erläutert, und beſonders auch die hieher gehörige Stelle des Rel. F. als beſtätiget und noch gültig, aufgeführt. S. 349 u. f. Im VII. Abſchn. nimmt der H. V.

V. keine Rücksicht auf den in den obenangeführten Materischen Erläuterungen des W. Fr. ꝛc. ziemlich deutlich ins Licht gesetzten Umstand des seit 1550 hin und wieder in den R. A. A. vorkommenden Verbots gegen die Protestanten, daß sie die Kirchen- und Klostergebäude nicht abbrechen und in Abgang kommen lassen sollen, er erklärt daher den §. 47. nicht einzig von dem besondern Fall der physischen Destruktion der Klöster, sondern nur überhaupt von Aufhebungen derselben nach der Verschiedenheit der Zeit betrachtet: S. 373. (gegen welches manches zu erinnern wäre;) und versteht unter den „*iis* exsolvantur, *qui* &c. blos einzig und allein die evangelischen Stände: giebt aber doch übrigens eine Reziprokation der ganzen Stelle, zum Vortheil der Katholischen zu. Im VIII. Abschn. erklärt er die im andern Gliede des §. vorkommenden Stiftungen von allen und jeden überhaupt; katholischen und evangelischen; ferner sie möchten schon vor 1624 existirt haben, oder erst nachher entstanden seyn, S. 397, das Eingehen derselben von der moralischen Destruktion sowohl als der physischen; die Renten von den einländischen so wohl als ausländischen; unter dem Domino monasterii l. loci &c. versteht er aber nicht den Eigenthümer, sondern einzig den Landesherrn, selbst auch in dem Fall, daß es ein katholisch. in einem katholischen Lande gelegenes Kloster betreffen sollte S. 428. und begründet diese Erklärung vornemlich darauf, daß man auch selbst katholischer Seits die jeweiligen Besitzer geistlicher Stiftungen nirgends im Fr. J. mit dem Namen: Eigenthümer, karakterisirt habe, noch auch damit habe belegen können. Letzteres dürfte wohl schwer zu erweisen seyn. Man vergleiche nur hiemit die Stiftungsformeln aller Zeiten, und im Fall vorgegangener Innovationen, die Uebertragsformeln, worinne dergleichen innovirte Stifte oder deren Güter an Andere wieder übertragen worden. Ein unwiderrufliches, und gegen die Kirche selbst ausschließliches Eigenthum an dergleichen Stiftungen ist wohl den Besitzern derselben nie eingeräumt worden. Aber dagegen räumt der H. V. ihnen zu wenig ein, wenn er sie für bloße Nutznießer und Verwalter hält. Wir sorgen fast, diese Erklärung des V. möchte um so weniger Eingang finden, oder doch wenigstens noch nicht für ausgemacht angenommen werden, als sie ihn so weit geführt hat, daß er daraus S. 435 selbst von einem katholischen in evangelischen Landen gelegenen Kloster die sämtlichen Güter und Renten, des §. 26.

Art. V. ungeachtet, auf den Fall seines gänzlichen Eingehens, dem evangelischen Landesherrn zuspricht, und sie in gewissen Fällen, ohne Einschränkung, und Rücksicht auf vorbehaltene Rechte des katholischen Religionstheils, der freyen Disposition eines solchen Landesherrn für heimgefallen erklärt. An allen den, hiegegen etwa aufzuwerfenden Einwendungen und Zweifeln, meint der Hr. V. S. 436. läge die Schuld nicht an dem Fr. Schlusse, sondern an dem, ihm etwa untergeschobenen Systeme derer, die den Kopf voll von der Idee einer allgemeinen Theilung des Kircheneigenthums zwischen beyden Religionen hätten. Denn die zum Vortheile der Katholischen errichtete Disposition des §. 26. Art. V. hält er bloß denen einzelnen katholischen Gesellschaften, die solche Güter damals besessen hätten, und dann noch andern, die in gewissen Fällen an deren Stelle surrogirt werden dürften, keineswegs aber dem ganzen katholischen Religionskörper zu gute geschrieben, und doch drehte sich der mehrmals hundertjährige Streit und das langwierige Verhandlungsgeschäft auf dem W. Fr. Konvente in Ansehung der geistlichen Güter, einzig nur um den Punkt herum; ob und wie viel von der Masse der geistlichen Güter von Seiten der katholischen Kirche an die Protestanten abgetreten werden solle? Doch hievon, das Mehrere bey dem gleich folgenden 3ten Bande der Abh. des Hrn. V.

Joh. Nikol. Fr. Brauer's Hochfl. M. Bad. Hofraths Abhandlung von dem Entscheidtag und dessen Einfluß auf eingezogenes oder stehendes mittelbares Kirchengut beyder Reichsreligionen, zur Erläuterung des 2ten sodann 25sten und 26sten §. im Vten Art. des W. Fr. Nebst einer Einleitung von dem friedensschlußmäßigen Distinktiv-Charakter der öffentlichen- und Privatreligionsübung der Unterthanen, oder der Abhandlungen zu Erläuterung des W. Fr. Dritter Band. Offenbach am Mayn. Bey Weiß und Brede. S. 592. 1785. 8.

Zuerst von der Einleitung. Bey der Religionsübung unterscheidet der Hr. V. von einander: 1) geistliche Kirchenhand-

handlungen; z. i. die bloßen Andachtsübungen; sodann 2) gemischte Kirchenhandlungen: als z. B. Taufe, Trauung ꝛc. die ihre rechtliche Wirkungen im Staate äußerten, und in so weit vom Staate zu ordnen wären; (aber ist denn alles das vom Staate zu ordnen, was seine rechtliche Wirkung im Staate äußert?) endlich 3) kirchliche Staatshandlungen, oder Gewaltübung in Kirchensachen, d. i. eine mit einem äußerlichen Zwangsrechte verbundene Direktion der einzelnen Kirchengesellschaften, als: Parochialrechte, geistliche Gerichtsbarkeit, Anordnung der äußerlichen Kirchenzucht, Anstellung der Kirchendiener u. s. w. als welche einzig die Staatsgewalt zur Quelle hätten." (Aber wie? wenn eine Gesellschaft im Staate die Autonomie hat, so ist es diese ihre Nativgewalt, womit sie ihr Gesellschaftswesen ordnet, und ihre Gesellschaftsdiener anstellt; und es kann die Staatsgewalt nicht zur Quelle haben. Der Staatsgewalt, der vollstreckenden Zwangsgewalt, der Oberherrschaft, des Imperii und der Jurisdiktion (im engern Verstande) bedarf sie nur allein, in dem Falle, wenn die Gesellschaft an der Ausübung ihrer nativen Rechte entweder deren einzelne Glieder selbst oder Fremde hindern und stören wollen, und dann kömmt es darauf an, ob eine solche Gesellschaft im Staate, selbst vom Staate mit dessen Zwangsgewalt begabt ist, oder deren Hülfe bey ihme, wie jeder andere Bürger zu suchen hat.) In Rücksicht der vorgedachten kirchlichen Staatshandlungen, nennt der Hr. V. nun die Religionsgesellschaft eine öffentliche, welcher dieselben eingeräumt wären, und in der Summe solcher ihrer Gesellschaftsrechte soll die öffentliche Religionsübung bestehen; und dieser Begriff davon nach bey dem W. Fr. Schluß zum Grunde gelegt worden seyn. Das Oeffentliche an der Religionsübung hält der Hr. V. nicht denn, was heimlich geschieht, entgegen gesetzt: S. 4. (und doch kommt § 22. Art. V. ein exercitium palam receptum permissumque vor.) Das privatum hält er für einen Gegensatz von dem, was des Staats wäre; und versteht also das publicum rel. exercitium nur von der Uebung einer solchen Religionsgesellschaft, die keine Privat- sondern eine Staatsgesellschaft wäre, d. i. eine solche, deren Endzweck sey, durch die Art der Vereinigung die Ruhe und den Wohlstand des Staats zu befördern, und welcher also eben hierzu der Staat eine mit Zwangsrechten versehene Direktion ertheilt hätte." (Aber, um von vielen hiegegen zu machenden Erinnerungen;

nur einiger zu gedenken, so wird doch im §. 26. Art. V. die Religionsübung der Religiosen in der Klosterkirche sowol als die Religionsübung des Landesherrn in seiner Hofkirche (Mejers A. P. W. T. II. S. 570. 745. 567.) ein *publicum exercitium* genannt, und noch vielweniger läßt sich mit dieser Lehre des V. der 19 Art. IV. und eine ausdrückliche, bey den Fr. Verhandlungen geschehene Erklärung vom *privato* rel. exercitio (Mejers A. P. W. T. V. S. 523.) vereinigen.

Was den Kommentar selbst betrifft, so ist dieser III Band in fünf Abschnitte getheilt. Im ersten wird vom Entscheidstag, dessen Eigenschaften und Wirkungen (§. 2. Art. V.) gehandelt. Wegen der damals noch üblichen verschiedenen Zeitrechnung, hält der Hr. V. den damaligen Gebrauch jedes Orts für entscheidend, und nicht die neue Zeitrechnung durch den W. Fr. Schl. als die allgemeine Regel bestimmt. (Es ist nicht wahrscheinlich, daß in diesem so wichtigen Punkte die Pacifcenten sich nicht auch über die Zeitrechnung sollten auf eine bestimmte Weise verglichen haben.) Die Grenzlinie zwischen dem Normaltag und Jahr wird vom V. S. 119—139. also gezogen: „So oft von Rechten der Reichsunmittelbaren gegen einander und gegen den katholischen Clerum, als einen eigenen Staatskörper die Rede ist, so geht es nach dem Entscheidstag, so oft von Verhältnissen mittelbarer weltlicher Gemeinheiten und ihrer Landesherren gegen einander die Rede ist, so gilt das Entscheidjahr.“ (Es hält schwer, einen natürlichen Zusammenhang der Sachen, in dieser Theorie zu entweisen. Sonsten haben andere, im Punkte der geistlichen Güter, den Tag; und im Autonomiepunkte der Unterthanen und deren Religionsübung, das Jahr für die Regel angegeben. Zwar ist im §. 26. Art. V. der Stiftsgottesdienst nach dem Tag reguliert; aber offenbar als ein Annexum vom Besitz der Stifte selbst, und so sind §. 31. auch geistliche Güter nach dem Jahr regulirt; aber eben so offenbar, als Annexa der Religionsübungen. Der einzige §. 23. paßte zwar nicht so recht in die Regel. Je nun, so sey er die einzige Ausnahme von der Regel, wovon sich gute Gründe angeben lassen.) S. 150. will der Hr. Verf. eine Stelle in Hrn. Mejer's geistlichen St. Rechte also berichtigen: „durch den Besitz im 1 Jenner zerfiel die ganze Masse des Kircheneigenthums in zwey Hälften; jene, worauf der katholische Klerus seine kirchlichen Rechte fort-

fortbehielt, und jene, worauf solche (welche) mit dem Staat vereiniget wurden.“ (Aber, davon nicht zu gedenken, daß gedachter Schriftsteller überall das Reichs- vom Landrechten getrennt hat, und hiernach seinen vom Hrn. V. angeführten Satz richtig bestimmt hat; wo bleiben dann bey des Verf. Lehre die unmittelbaren evangelischen Stifte? Ferner ist es noch nicht so ausgemacht, daß die mittelbaren evangelisch eingezogenen Stifte mit dem Staate vereinigt worden wären. Endlich kann der Durchschlag des Entscheidtags unmöglich von der ganzen Masse des T. Kirchengutes zu verstehen seyn, da nach dem §. 31. Art. V. ein beträchtlicher Theil davon, als Annexum der Religionsübungen, nach dem Entscheidjahr reguliret worden ist.) Zwar fähret der Verf. fort: „ferner, durch den Zustand des ganzen Jahrs 1624 zerfiel diese ganze Masse in solches, das zum katholischen, und in solches, das zum evangelischen Kirchengebrauch gewidmet ward.“ (Aber ward denn nicht auch das, oder doch wenigstens vieles davon eben dahin gewidmet, was im §. 25. Art. V. den evangelischen Ständen nach dem Besitz des Entscheidtags zugetheilt wurde?) Mit andern Worten fähret der Verf. fort: „nach dem Tag ist zwischen dem evangelischen Staate und seinen Unterthanen ein und anderer Religion, einerseits, und der ihm damals sich entziehenden Clerisey, andererseits, getheilt; nach dem Jahr aber zwischen den Landeskirchen beyder Religionen, so daß jene, deren der Regent beypflichtet, alles bekommt, was diese zu ihrer Religionsübung nicht in irgend einem Theil des Jahrs noch besessen hat.“ (Aber, wo bleiben die unmittelbaren Stifte, die auch nach dem Tag reguliret, und doch nicht zwischen den vorgedachten Partien getheilt worden sind? Ferner läßt sich von den damaligen Zeiten nicht behaupten, daß die katholische Clerisey sich dem evangelischen Landesherrn gänzlich habe entziehen wollen. Endlich können die evangelischen Religionsübungen in katholischen Landen, und umgekehrt, von denen im §. 31. Art. V. die Rede ist, nicht wohl Landeskirchen genennt werden.) Die Materie vom Besitzstand unkörperlicher Sachen, z. B. des Rechts der ersten Bitte, wird S. 164. u. f. vortrefflich erläutert. Nach S. 225. Note 2. soll Restitution nur Namen der Unterthan gegen den Landesherrn, und zwar auch alsdann zu suchen haben, wenn er auch wirklich im Besitz wäre, und der Regent ihm abzutreten befehlen sollte. Im IIten Abschnitt wird die Geschichte der Sanktion über mittelbares Kirchengut

sehr gut ausgeführt. Im IIIten Abschn. wird über den §. 25. Art. V. kommentirt. Nach S. 343. versteht der V. sehr richtig unter den dortigen Renten auch solche, die etwa vom ausgetretenen katholischen Hauptgute abgerissen worden wären. S. 350. wird gründlich erörtert, warum im §. 25. nur der Stände A. K. gedacht worden; aber S. 363. wird bey dem evangelischen eingezogenen Kirchengute der auffallende Unterschied gemacht, zwischen dem Theil, der seine Widmung zur Kirche fortbehalten hätte, und dem andern Theile, der zum Staate verwendet worden wäre. Die daran den Unterthanen zugesicherten Rechte werden auf den erstern Theil eingeschränkt, und, was manchem der Sache kundigen Leser ganz unerwartet seyn dürfte, so wird sich hiebey auf den §. 31. Art. V. berufen. Im IVten Abschn. wird über den §. 26. kommentirt, und von dem, den Katholischen verbliebenen mittelbaren Kirchengute gehandelt. Der V. geht hier von dem großen Unterschied aus, der zwischen der katholischen und evangelischen Kirchenverfassung obwaltet; und bahnt sich damit den Weg zu desto richtigerer Erklärung des Texts; wobey er zugleich gründlich darthut, S. 425. daß derselbe nicht eigentlich das Rezíprokum vom §. 25. Art. V. enthalte; S. 432. warum darinne das Subject (oder vielmehr Objeet) nicht so vielfach als im §. 25. ausgedrückt worden; S. 439. warum der Ausdruck: Catholici, in so großer Allgemeinheit gesetzt worden, und S. 442. daß hier von keinen Reichsständen, als solchen, die Rede sey. Uebrigens versteht der V. nach S. 457. den Text nicht allein von den katholischen Stiftern in evangelischen Landen, sondern auch gewissermaßen von denen, die selbst in den katholischen Landen gelegen sind. Nach S. 469 soll mit dem Magistratu Catholicorum, neben dem Bischofe oder Papste, auch der Landesherr zu verstehen seyn. Im Vten Abschn. werden die Verhältnisse des Clerus in mittelbaren Stiften gegen Staats- und Kirchenobrigkeit erörtert. Nach S. 504. soll das Kais. Recht der ersten Bitte in den mittelbaren Stiftern darum auf den Entscheidung reducirt worden seyn, weil es als ein politisches Recht angesehen worden, das in Ansehung der Religion eine Aenderung erlitten habe. Sehr gründlich ist übrigens S. 506 der Begriff vom Besitzstande desselben erörtert. S. 523. ist beym landesherrlichen Rechte der ersten Bitte der Mettenbladtischen Abh. nicht gedacht worden, die hierinne nachgelesen zu werden verdient. S. 568. ist das zum zweytenmale eintretende

tende Devolutionsrecht nicht den unmittelbar vorherstehenden Religiosis, sondern dem ungleich weit entfernter stehenden Magistratui Catholicorum zugeschrieben worden; aber alle die dafür angeführten Gründe mögen das im Texte stehende Relativum „quibus“ mit dem „Magistratui“ nicht vereinigen; mancher anderer hiebey in Betracht kommenden Umstände nicht zu gedenken. Die ununterbrochene Fortsetzung ist freylich eine größere Arbeit, als mancher sich vorstellen möchte. Indessen ist sie doch sehr zu wünschen, und das Verdienst, das der V. sich damit um das Publikum erwirbt, ist doch auch eine Belohnung, so die mühsamste Arbeit erleichtern hilft.

Nm.

Litteratur des gesammten sowohl natürlichen als positiven Völkerrechts. Erster Theil. Nebst vorangeschickter Abhandlung von dem Umfange des gesammten, sowohl natürlichen als positiven Völkerrechts und Ankündigung eines zu bearbeitenden vollständigen Systems desselben, von Dieb. Heinr. Ludw. Freyherrn von Ompteda, Königl. Großbr. Churf. Braunschw. Lüneb. Comitialgesandten zu Regensburg, und bevollmächtigtem Minister am Churpfälz. Hofe zu München. Regensburg bey Montags Erben. 1785. 364 Seiten in groß Octav.

Wohl thut es einem Recensenten, wenn er unter dem Troß von Büchermachern, auf einen Mann stößt, welcher mit Talent und allen nöthigen Hülfsmitteln versehen, aus Liebe für die Wissenschaft Schriftsteller wird. Diese Freude hatten wir bey Durchlesung des vor uns liegenden Buchs. Der Verf. ist Willens, ein vollständiges System des natürlichen und positiven Völkerrechts zu liefern, welches, nach diesem Vorläufer zu urtheilen, sehr schätzbar seyn wird. Wir setzen den Plan davon her.

Einleitung. I. Abschnitt von den Völkern und Staaten, auf welche das Völkerrecht Anwendung findet. 1. Cap. von dem Begriff eines Volkes oder Staats. 2. Cap. von den

verschiedenen Arten derselben. 3 Cap. von dem Ursprung der Staaten. 4 Cap. von den heutigen Staaten.

II. Abschnitt von dem V. R. überhaupt, dessen Begriff, Umfange, verschiedenen Arten, Abtheilungen und Quellen.

III. Abschnitt. Geschichte des V. R.

IV. Abschnitt. Litteratur des V. R. 1 Cap. Geschichte der R. Rechtswissenschaft. 2 Cap. Gelehrtengeschichte des V. R. 3 Cap. Bücherkunde des V. R.

Erster Theil. I. Abschnitt. Vom Rechte der Freyheit und Unabhängigkeit der Völker.

II. Abschnitt. Vom Rechte der Gleichheit der Völker untereinander.

III. Abschnitt. Von dem jedem Volke und Staate zustehenden Rechte und Erhaltung; von dem Rechte der Erhaltung seiner Existenz und Verfassung, seiner Ehre, seines Eigenthums. 1 Abth. von dem Völkereigenthum überhaupt. 2 Abth. von der Erwerbung des Völkereigenthums. 3 Abth. von den Wirkungen des Völkereigenthums. 4 Abth. von den Einschränkungen des Völkereigenthums und den Völkerservituten.

Zweyter Theil. Von den Rechten und Verbindlichkeiten der V. gegen einander in Rücksicht eines unter ihnen bestehenden freundschaftlichen Verhältnisses.

I Abschnitt. Von Gesandschaften.

II Abschnitt. Von Völkerverträgen.

III Abschnitt. Von der Handlung unter den Völkern und denen daraus erwachsenden Rechten und Verbindlichkeiten.

Dritter Theil. Von den Rechten und Verbindlichkeiten der Völker gegen einander in Rücksicht eines unter ihnen eintretenden feindschaftlichen Verhältnisses.

I Abschnitt. Von der Entstehung eines feindschaftlichen Verhältnisses unter V.

II Abschnitt. Von den Feindseligkeiten der V. unter einander, Retorsionen, Repressalien, Selbsthülfe, Krieg.

III. Abschnitt. Von der Art die Feindseligkeiten unter den V. beyzulegen, oder vom Frieden.

Jeder Kenner wird einsehen, daß dieser Plan sehr ordentlich und vollständig ist, und nichts als das reine Völkerrecht ohne Einmischung fremder zum allgemeinen Staatsrecht gehöriger Materien enthält. Für eine würdige Ausführung des Ganzen bürgt uns die Behandlung des einen Theiles, welchen

welchen der V. hier vorlegt. Er liefert nehmlich aus der Einleitung den vierten Abschnitt oder die Litteratur des V. R. doch noch nicht vollständig, sondern nur die Geschichte der Völkerrechtswissenschaft verbunden mit der Biographie der Gelehrten, welche diese Wissenschaft bearbeitet haben. Eine Bibliothek des V. R. wird im folgenden Bande erscheinen.

Also näher zum Inhalt dieses ersten Bandes. Der V. handelt darin von der Litteratur des Völkerrechts überhaupt, deren Umfang und verschiedenen Theilen; von den Schriften, welche die Litteratur des V. R. beyläufig abhandeln; a) von den allgemeinen litterarischen Werken; b) von den der philosophischen Litteratur insbesondere und c) von den der juristischen Litteratur gewidmeten; alsdann von dem wenigen, was über die Litt. des V. R. insbesondere vorhanden ist.

Die Geschichte der Völkerrechtswissenschaft theilt er in die der alten mittlern und neuern Zeiten ein und in der letztern macht er drey Epochen von Grotius bis auf Pufendorf, von diesem bis auf Wolf und Moser, und von diesen bis auf die jetzigen Zeiten. Allenthalben sieht man einen Gelehrten, der eine ausgebreitete Kenntniß der in das Völkerrecht einschlagenden Schriften hat, und mit Verstand darüber urtheilt. Den Inhalt der wichtigeren, nehmlich von des Grotius, Touchäus, Rachels, Textors, Ickstadts, Wolfs, Mosers Werken legt er ausführlich, von andern nur kurz vor.

Von den Bemerkungen, die wir bey dem Durchlesen machten, wollen wir nur einige hersetzen. Der V. unterscheidet S. 8. u. f. f. das a) natürliche, b) modificirte natürliche, c) Gewohnheits- und d) Vertragsvölkerrecht. Unter dem modificirt natürlichen versteht er das, was man seit einiger Zeit das willkührliche V. R. (voluntarium) genennt hat. Er setzt dessen Grund in den präsumtiven Consens der Völker, und legt ihm eine vollkommne oder äußere Verbindlichkeit bey. Daß sich das letztere erweisen lasse, wofern man nur willkührliches und aus stillschweigenden Verträgen entstehendes V. R. nicht verwirrt, daran zweifelt Rec. noch immer, und ist begierig zu sehen, wie der V. in der Folge seine Sätze rechtfertigen wird. Achenwall hat in seinen prim. lin. iur. gent. pract. die äußerliche Verbindungskraft des willkührlichen V. R. noch mit andern Gründen, als dem vermutheten Consens zu unterstützen gesucht. Allein auch seine Argumente haben uns nicht überzeugt.

S. 144. handelt der V. von den Fecialen des alten Roms. Er hat davon die gemeinen Begriffe, die aber der Verf. der Gedanken von den Fecialen des alten Roms (Göttingen 1757) unſers Erachtens hinlänglich widerlegt hat.

Reflektionen über Schwängerung, Hurkinder und Eheloſigkeit des 18ten Jahrhunderts. 1785. 212 S. in 8. ohne Anzeige des Verlegers und Druckorts.

Aufgewärmter Kohl, oder vielmehr Kohl, der vom Tiſch abgetragen war, und in einer andern Schüſſel aufs neue den Gäſten vorgeſetzt wird, kurz: der juriſtiſche Almanach, der bey dem Buchhändler Krieger dem jüngern im Jahr 1782 erſchien, mit einem neuen Titel. Man wird ſich alſo auch nicht wundern, wie ein juriſtiſcher Briefwechſel über den Bergeinſturz bey Kahle unter Reflexionen über Schwängerung, Hurkinder und Eheloſigkeit kömmt.

Chriſtian. Frid. Glück opuſcula iuridica. *Faſcic.* I. Erlang. ſumtibus Palmii. 1785. 300 Seit. in groß 8.

Dieſer erſte Faſcikel enthält die Inauguraldiſſertation des V. de teſtamenti privati ſollemnis probatione per ſeptem teſtes in eo ordinando adhibitos inſtituenda, verbeſſert und vermehrt, und das im Jahr 1784 geſchriebene Programm: Innocentius III. in cap. 13. X. de teſtam. iuri civili haud derogans, ſive de effectu ſingulari extremae voluntatis in alterius diſpoſitionem commiſſae. Der zweyte ſoll die Diſſ. de vitâ petendae reſtit. in int. praetoriae, mit andern noch nicht gedruckten Abhandlungen in ſich faſſen, deren Inhalt in der Vorrede dieſes erſten Bändchens ſchon zum voraus angezeigt wird. Wir freuen uns darauf und wünſchten, daß der V. mit ſeinem bekannten Genie und Fleiße, uns auch eine Abhandlung über die Frage gäbe: ob ein Vater ſein aus einem Stuprum erzeugtes Kind (ſpurium) im Teſtament zum Erben einſetzen könne, wenn er eheliche Kinder oder Eltern hinterläßt. Was bey Concubinenkindern (naturalibus) in dieſem

Stücke

Stücke Rechtens sey, ist bekannt, aber wegen der Spurien ist die Sache noch nicht gehörig auseinander gesetzt.

Promtuarium iuris novum sistit *Io. Ern. Müller. Tom. II* 2 Alphab. *Tom. III.* 2 Alph. 1 Bog. Lipſ. sumt. Fritsch. 1785. gr. 8.

Da wir bey dem ersten Bande die Einrichtung dieses nützlichen Buches angezeigt haben, so wird es hinlänglich seyn, wenn wir bey diesen zwey Theilen melden, daß der zweyte von cadaver bis communio, der dritte bis custodia geht. Indessen glaubt doch der V. das ganze Werk mit sechs, höchstens sieben Bänden beschließen zu können, woran wir aber zweifeln.

Ueber die natürliche Verbindlichkeit der Verträge, ein Versuch von Heinrich Gotthilf Nissen, B. R. D. Hamburg, bey Bohn. 1782. 54 S. 8.

Als der Versuch eines Anfängers ganz gut. Aber es fehlt dem Verf an Belesenheit, um seine Materie nach Würden auszuführen.

Collectio dissertationum historico-antiquario iuridicarum in academiis Germanicis habitarum. Bremae, 1785. 382 S. 4.

Vermuthlich haben wir diese Sammlung dem Hrn. Syndicus Oelrichs zu danken. Er verpflichtet sich dadurch alle Freunde dieses Literaturzweiges. Nur sollten keine Stücke aufgenommen werden, welche schon in den gesammelten Werken der Verfasser stehen, wie hier Num. 8. Nehmlich die Sammlung enthält folgende schätzbare Abhandlungen: 1) *Io. Dan. Ritter* historiae praefecturae Praetorianae ab origine dignitatis ad Constantinum M. Viteb. 1745. 2) *Io. Fried. Christ.* historia legis Scatiniae Hal. 1727. 3) *Franc. Car. Conradi* de diis heredibus ex testamento apud romanos Lipſ. 1725. 4) *Io. Schedii* Areopagus i. e. vetustissimum Athenarum totiusque Graeciae tribunal. Viteb.

teb. 1667. 5) *Eo. Otto* ad L. ſi ſervus 27. §. 8. Dig. ad L. Aquil. Steinf. 1710. edit. 2. auctior. 6. 7) *Franc. Car. Conradi* ius provocationum ex antiquitate romana erutum. Lipſ. 1723. 8) *Io. Sam. Brunquell* de retractationibus veterum ICtor. Ien. 1726. 9) *Franc. Car. Conradi* ad Iul. Paulli ex libro ſing. de iure ſingulari reliquia. Lipſ. 1728. Wir wünſchen, daß dies angefangene gute Werk nicht aus Mangel der Abnehmer mit dieſem erſten Bande aufhören möge.

Die beleidigten Rechte der Menſchheit oder Richtergeſchichten aus unſerm Jahrhundert, zur Bildung junger Leute, die ſich richterlichen Geſchäfften weihen, von Karl von Eckartshauſen. Erſtes Bändchen. Dritte Auflage. München, 1784. Bey Strobl. 116 S. in 8. Zweytes Bändchen 144 Seit.

Ebendeſſelben Buchs drittes Bändchen unter dem Titel: Erzählungen für empfindſame Herzen an Sonnabenden nach der Arbeit. 224 S.

Ebendeſſelben viertes Bändchen mit der Aufſchrift: Tagebuch eines Richters, oder Beyträge zur Geſchichte des menſchlichen Elends. 1785. 330 S.

Ein empfindſam-moraliſch-ſatyriſch-juriſtiſches Allerley, über menſchliches Elend, Mißbräuche bey der Juſtizpflege, Kindermord, Hexenproceſſe, Despotismus, G. fängniſſe, Narrenhäuſer ꝛc. in Form von Erzählungen, Briefen, Geſprächen, Tagebüchern ꝛc. das für viele Menſchen, beſonders in Bayern, eine ganz angenehme und nützliche Lectüre ſeyn kann.

C. C. Scheppler über den Rechtsgang bey dem K. und Reichskammergericht. Mainz, in der Churfürſtl. Buchdruckerey. 1783. 68 S. in 8.

Als die Probeschrift eines Anfängers, welcher, wie er in der Vorrede sagt, nur die Absicht hat zu zeigen, daß er in Wetzlar nicht ohne Nutzen practicirt habe, ganz gut. Wie sehr es aber dem Verf. an deutlichen Begriffen fehle, davon mögen folgende Proben zeugen. S. 4. will er Regeln angeben, die bey außergerichtlichen Geschäfften zu beobachten sind, und sagt: 1) der Rechtsgelehrte zeichne die ganze Erzählung punktweise auf; 2) bringe dieselbe in chronologische Ordnung; 3) erwäge er mit Ernst, ob das Factum deutlich, schlußmäßig, oder ob es hinkend, widersprechend, wider alle Wahrscheinlichkeit seye; 4) dann nehme er auf das Wesentliche des Geschäffts seinen Bedacht, zu welchem Rechtstheil der vorliegende Fall gehöre. 5) Darauf wähle er die Action, und seye behutsam darin, daß ihm dieselbe nicht durch Einreden gänzlich verworfen werden könne. 6) Er suche, solang er kann, um den Besitz an, und gehe nach diesem erst ins Petitorium. 7) Er mache, daß die Einreden, die der Gegner wider das Factum vorbringt, alle abgewendet werden. Endlich soll jeder Rechtsgelehrter nicht aus Rücksicht auf Person, Nutzen oder Gewinn Jemand Schaden zufügen, sondern das Factum und die Gesetze sollen sein Recht bestimmen. — S. 5. will er beweisen: germanorum leges etiam in causis voluntariae iurisdictionis competentem requirunt iudicem, und führt zu dem Ende an: arg. L. 20. D. de iurisd. L. 23. C. de testam. — Ohe iam satis.

Cz.

Caroli Friderici Walchii, Ser. Duc. Sax. Vinar. et Isenac. a Consiliis iustitiae sanctioribus, et ICti Ord in Acad. Ienens. Senioris, Opuscula, quibus plura Iuris Romani ac Germanici capita explicantur. *Tomus primus.* Halae, 424 S. in 4.

Es ist bekannt, daß von dem Verf. während seines dreyßigjährigen Lehramts manche brauchbare kleine Abhandlungen bald in dieser, bald in jener Gestalt erschienen sind, und daß sie es vorzüglich verdienen, in einer Sammlung aufbewahrt zu werden. Der vorliegende Band enthält die Schriften des

V. ſo zum römiſchen Recht gehören, und zwar im erſten Abſchnitt diejenigen, durch welche gewiſſe römiſche Rechtsmaterien erläutert werden, nehmlich I. de tutela extraneorum legitima ſecundum praecepta juris Romani; II. de tutore pupilli ſui ante tutelam ſuſceptam debitore; III. de controverſia de uſufructu nominis inter veteres ICtos agitata; IV. de uſufructu nominum maritali; V. de aquae hauriendae ſeruitute; VI. de actu minus pleno; VII. de teſtamento principi oblato; VIII. de conditione jurisiurandi ultimis voluntatibus adjecta; IX. de legato heredis in arbitrium collato; X. de transactionibus propter timorem litis interpoſitis ad l. 2. C. de transact. XI. de donatione capite damnati ad l. 15. D. de donat. XII. de querelae inofficioſae donationis praeſcriptione. Im zweyten Abſchnitt folgen die zur römiſchen Rechtsgeſchichte gehörigen Abhandlungen, als: I. de aetate Ulpii Marcelli. II. de Florentini ICti philoſophia. III. de anteceſſoribus, jurium ſub Juſtiniano Imperatore interpretibus. IV. Hiſtoria juris civilis de vindicta privata. V. de lingua latina, lingua legitima. Der Zuſätze oder Veränderungen, welche der V. gemacht, ſind ſehr wenige, und kommen in dieſem Bande nur bey V und XI des zweyten Abſchnitts vor. Im zweyten Bande ſollen die das deutſche Recht betreffende Abhandlungen des V. folgen. Sonſten wird der V. keine fremden Arbeiten, wenn er gleich als Präſes einigen Antheil genommen, aufnehmen, und wird auch noch nicht gedruckte Abhandlungen einrücken, unter welche ſchon in dieſem Bande I und V des zweyten Abſchnitts gehören.

Die Tortur der Griechen, Römer und Deutſchen. Eine zuſammenhängende Erklärung der davon redenden Geſetze, von D. Ernſt Chriſtian Weſtphal. Leipzig 1785. 132 S. in 4.

Der Gedanke des V. die griechiſchen, römiſchen und deutſchen Geſetze über dieſen wichtigen Gegenſtand neben einander zu ſtellen, iſt ſehr gut, weil ein jedes dieſer Völker die Tortur von dem andern bekommen, und die Geſetze des andern mit eigenen vermehrt hat, folglich aus dieſer Vergleichung ſich zeigt, was auf einheimiſchem oder fremdem Boden gewachſen iſt. Allein

sehr die Ausführung ist nicht so ganz vollkommen gerathen; die griechische Tortur ist gar zu kurz abgefertigt, und wir finden sie weit gründlicher in der neuen, vom V. schon angeführten Reitemeierischen Abhandlung ausgeführt. Die römische Tortur ist im zweyten Theile gründlicher und weitläuftiger durch eine Menge Abschnitte, Kapitel, Stücke, Abschnitte, Titel und Abtheilungen abgehandelt, und besonders die Folter der Sclaven, des Zeugen oder Verbrechers, ist sehr gut ausgeführt; nur wäre überhaupt zu wünschen, daß der Verf. die Chronologie und römische Geschichte mehr zu Hülfe genommen hätte, indem es sehr auffallend ist, wie sehr die Verfassung der Folter und die Gesetze davon unter den Kaisern verändert, wie sehr sie von August und seinen Nachfolgern gemißbraucht, in der Folge aber doch wieder eingeschränkt worden ist. Die Behauptung des V. S. 57. daß die Römer in dem Fall, wenn der Herr ermordet gefunden worden war, an das Umbringen der Knechte ohne Unterschied nie denken konnten, (welche wohl der V. auf gut Glück hingeschrieben hat,) würde z. B. durch ein von Tacitus Annal. XIII. 32. angeführtes, unter Nero gegebenes Senatus consultum: ut si quis a suis servis interfectus esset, ii quoque, qui testamento manumissi, sub eodem tecto mansissent, inter servos supplicia penderent, und durch die von eben demselben Annal. XIV. 45. erzählte Geschichte von dem Tod des Pedanii Secundi viel Licht erhalten haben. Manche Gesetze, welche brauchbarer, und noch heut zu Tage wichtiger sind, als die von der Tortur der Sclaven, z. B. l. 18. §. 1. D. de quaest. nach welcher die Folter wiederholt werden kann, si reus corpus et animam duraverit, l. 1. §. 23. sqq. D. eod. nach welcher die genaue Prüfung dessen, was durch die Folter herausgebracht worden, sehr nachdrücklich empfohlen wird, hätten wohl mehr ausgeführt zu werden verdient. Was endlich der V. im dritten Theil von der deutschen Folter sagt, sind theils Verordnungen des alten Gesetze über die Folter, theils die Verordnungen der Karolinischen Halsgerichtsordnung, welche ziemlich genau, meistens mit den Worten des Gesetzes angeführt werden. Zu wünschen aber wäre gewesen, daß der V. auch das, was deutsche Stadt- und Landgesetze, und allgemeine Gewohnheiten in dieser Lehre eingeführt haben, z. B. die Grade der Folter, bemerkt hätte. Druckfehler sind unzählig viele in diesem Werk stehen geblieben. Im.

Deutsche Staatskanzley von D. Johann August Reuß. Ulm, auf Kosten der Stettinischen Handlung. I—VIII Theil. 1783. und 1784. in 8.

Bey der etwas verspätigten Anzeige dieser Sammlung würde es überflüßig und zweckwidrig seyn, den einzelnen Inhalt der hier zusammen erwähnten acht Bände anzugeben; zumal da diejenigen, die diese Sammlung interessirt, mit deren Inhalt längst bekannt seyn werden. Der Absicht der a. d. Bibl. gemäß müssen wir jedoch derselben Erwähnung thun, und zugleich im Allgemeinen bemerken, daß sie eine Fortsetzung der mit dem 55sten Band geschlossenen Faberischen Staatskanzley ist, jedoch weit vollständiger und zweckmäßiger, als diese ihre Vorgängerin dasjenige leistet, was man von einer dergleichen Sammlung erwartet, die uns von den neuesten Vorfällen, die auf die deutsche Staatsverfassung einen Bezug haben, Nachrichten ertheilen, und die dahin gehörigen Schriften selbst bekannt machen soll, und zwar so bald, auch vollständig, als solches nur irgend möglich ist, und deren Werth durch die gute Auswahl, die der V. beobachtet, desgleichen die Genauigkeit und Unpartheylichkeit, womit er dabey zu Werke gehet, noch mehr erhoben wird.

3. Arzneygelahrheit.

Christ. Ludew. Mursinna medicinisch-chirurgische Beobachtungen nebst einigen Anmerkungen darüber. Erste Sammlung. Berlin 1780. 14 Bog. in 8.

Der verdienstvolle Verf. dieser Schrift hat sich schon durch seine Beobachtungen von der Ruhr rühmlichst bekannt gemacht und das medicinische Publikum kann gewiß von ihm nur interessante Beobachtungen erwarten, von welcher Art die gegenwartigen auch sind, und die dadurch noch mehreren Werth erhalten, da sie alle von ihm selbst herstammen. Die vier ersten Beobachtungen betreffen Verletzungen des Kopfes, von

nen welchen zweyen tödtlich und zweye geheilet wurden. Die erste war eine nur ganz leichte Kopfwunde, ohne die geringsten Unbequemlichkeiten. Es schlug ein tägliches Fieber dazu, Husten und Eiterauswurf, Lähmnis der rechten Seite. Die Trepanation erleichterte, aber hob die Lähmnis nicht. Der Kranke starb in der Schlafsucht. Man fand die rechte Seite des Gehirns vom Eiter angegriffen. Also ist die Lähmung nicht auf der entgegenstehenden Seite erfolgt. Die zweyte eine ganz geringe Kopfwunde, ohne allen Kopfschmerz und andere Zufälle, einen Anfall von Raserey ausgenommen, welcher getilgt wurde, wurde nach 3 Wochen durch eine Sinnlosigkeit tödtlich; zwischen Schedel und der harten Hirnhaut lag stinkender Eiter, und war durch letztern gedrungen, über die rechte Hälfte des Gehirns ausgebreitet, und hatte dies angegriffen. In beyden Beobachtungen erfolgte die Eiterung weit später als den 17ten Tag und mit ihr waren nicht die von Pott behaupteten üblen Zufälle verknüpft. — Merkwürdig ist die Anmerkung, daß, wenn bey geringscheinenden Kopfwunden die äußere Schedelhaut wenig zusammenhängend vom Schedel leicht abzulösen wäre, auch zu vermuthen sey, daß die harte Hirnhaut mit dem Schedel inwendig wenig zusammenhänge und solche Wunden daher mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt werden müßten. — Eine geheilte Wunde der Stirnhöle mit Erhaltung der Höle selbst. Die Zufälle ließen eine starke innere Verletzung des Gehirns vermuthen, welche doch durch starke Aderlässe und kalte Umschläge gedämpft wurde. — Eine Kopfverletzung mit schweren Zufällen der Ergießung im Gehirn wurde durch öftere starke Aderlässe, Abführungen, kalte Umschläge geheilet. — Herr M. empfiehlt die öfteren starken Aderlässe bey Kopfverletzungen mit schweren Zufällen von Blutergießungen ungemein, welches auch Erfahrung und Theorie rechtfertigt, ob gleich andere große Wundärzte dawider reden. Um aber das Mittel recht anzuwenden, merke man besonders auf den intermittirenden Puls, als das sicherste Kennzeichen der Hirnverletzungen. Bey diesen Ausleerungen sind kalte Umschläge, reizende, erweichende Klystiere, und nach wiederhergestellten Schlingen kühlende, in starker Gabe zu reichende Abführungen vorzüglich gut gefunden. Wenn endlich die Gefahr gehoben ist, so empfiehlt Hr. M. den fortgesetzten Gebrauch der Fieberrinde. Die auf Kopfwunden erfolgenden Leberkrankheiten giebt Hr. M. nicht als Folge der erstern aus, sondern glaubt, daß sie mit jenen

zugleich entstehen, z. vom hohen Fall und Sturz, daß sie alsdann alle Aufmerksamkeit erfordern, aber auch mit jenen Verletzungen zugleich gehoben werden, und daß die übrig gebliebene Schwäche, welche zu Verstopfungen Anlaß geben könnte, durch die Fieberrinde sich verliere. — Allein wenn vom Schlage oder Hieb auf den Kopf der Mensch einer Leiche gleich ohne Bewegung, ohne hinlängliche Cirkulation, gelähmt liegt, wo das ganze Nervensystem leidet, da werden alle Eingeweide ohne äußere Gewalt erlitten zu haben, in große Unordnung gebracht, und es kann alsdann in der Leber sich ein Uebel erzeugen, welches von der Beschädigung des Gehirns allein seinen Ursprung nimmt, und also dieselbe als entferntere Ursach zum Grunde hat. — Von einer Kopfverletzung wahrscheinlich mit getrennter Bein- und harter Hirnhaut vom Schedel, durch obige Methode, ohne Trepanation geheilt, handelt die fünfte Beobachtung, und die sechste von einem besondern Halsschaden, dessen Ursach nach dem Tode erst entdeckt wurde. Diese war ein ungeheurer Beinfraß des Heilbeins und der angränzenden Knochen des Kopfs mit Zerstörung der harten Hirnhaut an diesen Orten, ohne weitere Zufälle, außer zuweilen einen heftigen Schmerz am Kopf und den faulenden Halsschaden zu erregen. Diese Beobachtung ist sehr vollständig vorgetragen und enthält die Schilderung des menschlichen Elendes in ungemeiner Größe. Das Ende der Plagen war Abzehrung, Eiterbrust, welche unter Verminderung der Beschwerden des Halsschadens erzeugt wurde. Das Besondere dieses seltenen Falles muß der aufmerksame Leser aus der Beobachtung selbst erlernen. Die folgende Beobachtung ist von einer Lähmung der Speiseröhre bey einem Knaben, die größtentheils durch den Gebrauch des Queckfilbers gehoben wurde. Alles in den Schlund hinuntergeflößte wurde aus demselben unter Schmerzen und sonderbarem Schall zurückgestoßen, welches wohl 10 bis 20mal erfolgte, ehe die Speisen den Magen erreichten. Die Ursach dieses Uebels war verborgen. Die auserlesensten krampfwidrigen Mittel machten keine Aenderung. Aber der Speichelfluß von eingeriebener Queckfilbersalbe verschaffte Erleichterung und durch angebrachten Druck auf den vordern Theil des Halses wurde das Niederschlucken sogleich frey und das Aufstoßen gehoben, daß der Kranke nach angelegter Bandage ungehindert die nöthigen Nahrungsmittel genießen, und der schon weit gekommenen Auszehrung entrissen werden konnte. Durch Nahrungsmittel

und

und Fieberrinde nebſt äuſſerlichen Stärkungsmitteln überwand man endlich dieſe Krankheit gänzlich. — Achte Beobachtung von einem Hirnbruch eines zarten Kindes, durch den äuſſern Druck glücklich geheilet. Es kömmt bey dieſem Verfahren alles auf einen gleichmäſſigen gelinden Druck an, den der V. durch graduirte mit Weingeiſt angefeuchtete Kompreſſe, und der hippokratiſchen Mütze mit dem beſten Erfolg bewirkte. Unter dieſer Bedingung hat dies Verfahren nichts gefährliches für das Kind bey ſich. Wenn der Druck aber ſeiner Gelindigkeit ohngeachtet doch für daſſelbe zu ſtark iſt, ſo offenbart ſich dies durch eine Schlafſucht, welche dann zur Verminderung des Drucks nöthigt, wie ſolches der Verf. nach der erſten Anlage ſeiner Bandage erfuhr. — Neunte Beobachtung von einer hartnäckigen Leibesverſtopfung, die den Tod verurſachte. Der Kranke hatte das geſundeſte Anſehen, verrieth Schwermuth und hatte keine Empfindung als für das Eſſen. Der Harn floß beſtändig. Die Leibesöffnung löſete ſich endlich durch flüßigen Abgang und der Kranke ſtarb. In der Leiche fand man das Gehirn härter als natürlich und in corpus callosum eine kleine Verhärtung mit ſteinartigen Kern, die dünnen Düren an mehrern Stellen in einander geſchlungen und die Harnblaſe übermäſſig vom Harn angefüllt. — Zehnte Beobachtung. Von einer nach 18 Stunden tödtlichen Darmgicht. Man fand den Krummdarm über eine Elle lang von oben nach unten eingeſchoben, die Därme leer, dem untern Theil des Krummdarms brandig. Die Urſach dieſer ſchnellen und groſſen Ineinanderſchiebung blieb verborgen; vielleicht rührte ſie von Gichtſtoff her. — Eilfte Beobachtung. Von einer zerriſſenen Gebärmutter, darauf ein plötzlicher Tod erfolgte. Die Kranke hatte während der Schwangerſchaft öfter nach und nach vermehrten Schmerz an der Seite des Leibes geklagt, wo ſie endlich in der Geburtsnoth ein Zerſpringen empfand, und nach dem bald darauf erfolgtem Tode der Wöchnerin auch zerriſſen entdeckt wurde. Das Kind hatte einen innern und äuſſern ungeheuren Waſſerkopf, welcher an vorgedachter Stelle lag. Wie aber dieſer Umſtand mit jenem in Verbindung geſtanden, konnte der Verf. wegen verweigerter Zergliederung nicht genau finden. Zu vermuthen war doch, daß der Druck des Kopfs zum Zerreiſſen der Gebärmutter Veranlaſſung gegeben hatte. — Zwölfte Beobachtung. Von einer ſehr ſchweren, durch die Wendung glücklich geendigten Geburt. Bey dieſer Gelegenheit rühmt der Verf. das anhal-

tende Einblasen der Luft und Tobacksrauchs in den Mund nebst den Tobacksklystieren als das vorzüglichste Mittel, todt scheinende neugebohrne Kinder zum Leben zu bringen. Der Kopf des Kindes war bey der Geburt in die obere Oeffnung des kleinen Beckens eingetreten. Herr M. brachte ihn in das grosse Becken zurück und beförderte die Geburt durch die Wendung. Noch eine gleichartige Beobachtung wird hier erzählt und daraus gefolgert, daß die Knorpelverbindungen der Knochen des Beckens während der Schwangerschaft erweicht und zur Ausdehnung geschickt werden, welche zu Geburten starker Kinder erfodert wird. Dies wird durch mehrere Erfahrungen unterstützt und beyläufig der Sigaultischen Methode nicht sehr das Wort geredet. — Dreyzehnte Beobachtung. Vom grauen Staar nebst der Beschreibung, wie der Verf. ihn herauszieht, und die ganze Heilung anstellt, wodurch die gewöhnlich schlimmen Zufälle verhütet werden. Dies ist außer der antiphlogistischen Behandlung den kalten Bähungen auf die operirten Augen besonders zuzuschreiben. Dieser Aufsatz ist vorzüglich für angehende Wundärzte von dem Verf. bestimmt, aber auch Erfahrne werden ihn mit Vergnügen und nicht ohne Nutzen lesen. — Vierzehnte Beobachtung. Von einigen Verrenkungen der menschlichen Gliedmaßen. Zuerst ist die Rede von Verrenkungen der Schulter, des Schenkelknochens, der Entbehrlichkeit aller Instrumente zu deren Einrichtung, welche bey diesem Schaden, so lang er noch neu ist, nur hinlängliche anatomische und chirurgische Kenntniß und gesunden Verstand erfodert, und dann ohne alles Maschinenwerk sehr wohl verrichtet werden kann. Sogar alte Schulterverrenkungen richtete Hr. M. ohne Maschine glücklich und leicht ein, und eine sehr alte verwachsene erforderte nur den Gebrauch des Flaschenzuges. Sehr unterrichtend ist das, was der V. von den verschiedenen Arten und Ursachen der Schulterverrenkungen zur Lehre für junge und alte Wundärzte mit einer ihm eignen Gründlichkeit und meisterhaften Deutlichkeit noch am Schlusse dieser Sammlung beyfügt, aus welchem die Hamburgischen Herren Wundärzte einsehen mögen, wie es nur auf ihre bessere Geschicklichkeit und Kenntnisse ankommen wird, eben so wie ein Mursinna diese Verrenkungen ohne die gepriesene Braaschische Maschine zu heben. Es ist nicht bloß Meynung, sondern aus vernünftigen Gründen dargethan, daß es nur eine einzige Art der Schulterverrenkung geben kann, nehmlich nach unten und daß durch Nebenursachen nur nach vorne gelenkt

gelenkt werden kann. Hiernach wird diese Operation der Einrichtung sehr einfach und erfordert höchstens nur die Anlegung eines guten Flaschenzuges.

Es würde unnütz seyn, die Beobachtungen mit großem Lobe zu empfehlen, da schon der Name ihres Verfassers die beste Empfehlung ist. Wünschenswerth wäre es für die ganze Arzneygelahrheit und des Menschengeschlecht, wenn sie von jedem gelesen und studiret würden, der diese hülfreiche und nothwendige Wissenschaft praktisch ausübt.

Db.

1) Lehrsätze des Herrn Mesmer's, so wie er sie in den geheimen Versammlungen der Harmonia mitgetheilt hat, und worinnen man seine Grundsätze, seine Theorie, und die Mittel findet, selbst zu magnetisiren; in 34 Paragraphen abgetheilt, zum leichtern Gebrauche der Commentare über den thierischen Magnetismus. Herausgegeben von Hrn. Caullet de Veaumorel, Hausa. d. älteſt. Brud. S. K. M. und zu haben in Paris bey Quinquet, dem ältern, Apothekern. Aus dem Orig. mit aller möglichen Treue in die teutsche Sprache übersetzt, und mit einem Briefe des Hrn. Mesmers und einem magnetischen Recepte vermehrt. Strasb. in d. akadem. Buchhandl. 1785. in 8. 116 Seit.

2) Theoretische und praktische Abhandlung vom animalischen Magnetism von Herrn Doppet d. A. D. und Mitglied der Facult. zu Turin. Aus dem Franz. übersetzt. Breslau, bey Löwe. 1785. in 8. 66 Seit.

3) Bericht der von dem Könige von Frankreich ernannten Bevollmächtigten zur Untersuchung des thierischen Magnetismus. Aus dem Franz. übers.

Altenb. in der Richter. Buchhandlung. 1785. in 8. 205 Seit.

Mesmer, ein deutscher Arzt, der schon in Wien den Charlatan machte, und mit Magnetkuren das Publikum täuschte, in der Folge aber von der Facultät daran behindert wurde, hatte in Paris mehr Glück, seine Charlatanerien mit Vortheil anzubringen, und dieselben hinter einem eingebildeten thierischen Magnetismus zu verbergen. Er heilte jedermänniglich, und magnetisirte sogar Bäume, Sträuche u. s. w. zog Schüler, verbreitete seine Gaukeleyen, wo er nur konnte, und erregte durch seine neuen Meynungen vielfältige Unordnungen und Uneinigkeiten unter den Kunstgenossen, bis endlich die Regierung Kommissarien anordnete, deren Urtheil gröstentheils nicht günstig für diesen thierischen Magnetismus ausfiel. Und wie kann etwas, das blos in dem Geheimnisvollen des Wunderthäters, und in der Einbildung der Kranken bestehet, ein ander Schicksal erfahren? Daher ist in Frankreich eine Menge Schriften entsprossen, die, zum Glück für Deutschland! nur einzeln herüber verpflanzt sind, weil diese medicinische Alfanzerey bey uns nicht Beyfall gefunden hat, und hoffentlich auch künftig nicht finden wird, obgleich auch Hr. Lavater in Zürch schon angefangen hat, zu mesmerisiren. Einige Schriften sind uns zu Händen gekommen, und sollen hier kürzlich angezeigt werden.

1) Die erste Schrift könnte zur Basis aller Erkenntniß und Beurtheilung des Mesmerschen Systems dienen, wenn nicht Mesmer in dem vorgedruckten Briefe diese Aphorismen höchstens für Bruchstücke seiner Bemerkungen, nicht für seine Arbeit erkannt hätte, und überhaupt in dem Büchlein mehr Ordnung, Bestimmtheit und Deutlichkeit, weniger Geheimnißvolles und Räthselhaftes herrschte. Der Verf. schwatzt manches von organischen und unorganischen Körpern, von Kohäsion, Elasticität, Schwere, Feuer, Ebbe und Fluth, Elektricität, — alles höchst unbestimmt, — und gehet dann auf den Menschen über, um seine Begriffe vom Magnetismus zu erklären. Dieser ist diejenige Eigenschaft des Menschen, aller Beziehungen und Eindrücke des Einflusses der Himmelskörper, der Erde und der umgebenden Körper empfänglich zu seyn. Dazu nimmt der Verf. an Punkte des Aus- und Einflusses

flusses spannender Ströme d. i. Pole und Ableiter. Die Wirkung des Magnetismus nimmt im Verhältnisse mit den Massen zu, und die Aerme des Menschen sind seine Conducteurs. Die rechte Seite muß mit dem linken Arme, und so gegenseitig, sich berühren, um die Harmonie des Ganzen zu unterhalten. Daher die Nothwendigkeit der entgegengesetzten Pole in dem menschlichen Körper. Die Wirkung des thierischen Magnetismus kann durch bestellte und unbestellte Körper verstärkt und fortgepflanzt werden. In Nervenkrankheiten äußert sich derselbe vorzüglich. Um ihn wirksam zu machen, ist das beste, Gesicht gegen Gesicht zu stellen, die Hände auf die Schulter zu legen, längst der Arme bis zu den Fingerspitzen zu fahren, und den Daum des Kranken zu halten; das nämliche dreymal zu wiederholen, und dann von dem Kopfe bis zu den Füßen Ströme zu errichten. Berühren und Schließen überzeugen von dem Sitz der Krankheit und deren Ursache, die gemeiniglich im Unterleibe zu suchen ist. Wasserbehälter lassen sich ebenfalls magnetisiren, und dazu Gesundheitszuber, magische oder magnetische Schachteln u. s. w. anrichten. Auch ausgewülte Bäume lassen sich magnetisiren. Gesunde und kranke Personen empfinden davon die Wirkung d. i. Krisen. — Unter dem Titel, **Allgemeine Kenntnisse von der magnetischen Heilkunde**, gehet der Vers. von dem Satze aus: **Es giebt nur eine Krankheit, und nur ein Heilmittel** und wendet seine paradoxen Sätze auf die einzelnen Krankheiten an. Also im Grunde ein zweyter Gaßner, nur unter etwas veränderter Gestalt.

2) Die zweyte Schrift schreibt sich von einem warmen Freunde des animalischen Magnetismus her, der seine Kunst preißt, aber unentgeldlich magnetisirt. (Also auf eine andere Manier, aus lauter Menschenliebe, die Charlatanerie fortpflanzt und außer der Hauptstadt verbreitet.) Nach einer vorläufigen Abhandlung: Ob man in keinem Falle sein Ehrenwort brechen dürfe? entschuldige er sich, daß er gegen das an Mesmer gethanene Versprechen — aus Liebe zur Gemeinnützigkeit — das Kunststück bekannt mache. Und dies thut er in 7 Kapiteln. In dem ersten erzählt er die Entdeckungsgeschichte — von Wien her, und hinlänglich bekannt, durch 3 magnetische Stäbe auf den Magen und auf beyde Beine gelegt, die ungewöhnliche Empfindungen verursachten. In dem zweyten Kap. sind die Hindernisse beschrei-

ben,

ben, welche Mesmer in Wien und Paris fand — ebenfalls aus öffentlichen Blättern bekannt, aber ziemlich beweisend, wie sehr ein Charlatan den andern Mesmer und Deslon haßt und verfolgt. Im dritten die Theorie des animalischen Magnetismus — ziemlich deutlich und verständlich angegeben, weniger dunkel, als in den Mesmerschen Aphorismen. Im vierten der Gebrauch des thierischen Magnetismus, wo alles auf die Pole reducirt, und sehr wahrscheinlich gemacht wird, daß das magnetische Fluidum mit dem Nervensafte einerley sey. In dem fünften sind die Kenntnisse angegeben, die zum Magnetisiren gehören — fast, wie oben, doch verständlicher. In dem sechsten ist der Magnetismus, als Heilmittel, betrachtet. Hier ist der Verf. so ehrlich, zu gestehen, daß er bisweilen glückliche, bisweilen unglückliche Wirkungen erfolgen sah, und daß die magnetisirten Kranke (S. 53.) nie befriedigt zurückgekehrt sind. (Was brauchen wir also weiter Zeugnisse für die Trüglichkeit dieser so hochgepriesenen Heilart?) Im siebenden Kap. ist noch eine Untersuchung der gewöhnlichen Medicin beygefügt — eine Schilderung der Mesmerschen Charlatanerie, die alle Arzneykunde verdrängt wünscht, um desto mehr die leichtgläubigen Menschen betriegen zu können. (Nun, das läßt sich eher hören. Der Verf. zweifelt, wirft aber die Sache nicht ganz weg, und fordert fernere Erfahrungen.)

3) Die dritte Schrift ist ein wichtiges Actenstück, um diese Charlatanerie in ihrer ganzen Blöße darzustellen. Das Resultat ist, nach eigenen, an sich und andern angestellten Versuchen — daß die Theorie des Magnetismus (S. 204 f.) ein System, ohne Beweis ist; daß dies vorgebliche Heilmittel auf dem Reize und der Einbildungskraft beruhe, oft unnütz oder gefährlich seyn könne; daß es Gesunde zu habituellen Krämpfen und Zuckungen geneigt macht. — Also ist der thierische Magnetismus nun auf eine legale Art für das erklärt, wofür ihn der klügere Deutsche längst hielt — für Betrug und Charlatanerie. Könnte doch unser Vaterland auf immer vor diesen und ähnlichen Betriegereyen gesichert seyn! Allein der Schwindel will nun auch von Zürch aus in Deutschland eindringen, und es reisen außerdem Mitglieder geheimer Gesellschaften in Deutschland herum, welche die Göttlichkeit des Buchs *des Erreurs et de la Verité* und den Magnetismus, den man jetzt Desorganisation nennet, predi-

predigen. Man siehet wohl, daß es diesen Leuten nur darum zu thun ist, den Verstand unserer lieben Deutschen zu lähmen. Daher versprechen sie zwar viele Wunderdinge, aber wenn es zur Ausübung kommen soll, so wissen sie immer geschickt auszuweichen, und ists nicht anders, so reisen sie weiter, und haben doch gemeiniglich bey einigen betrognen Menschen Verfinsterung des Verstandes genug hinterlassen.

Hr.

Anna Karl Lorry's, Doctors und Beysitzers der medicinischen Facultät zu Paris, Uebersicht der vornehmsten Veränderungen und Anwandlungen der Krankheiten. Herausgegeben nach seinem Tode von J. N. Hallé, Doktorn der medicinischen Fakultät zu Paris. Aus dem Lateinischen. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1785. 445 S. in 8.

Was der Verf. unter den Veränderungen und Anwandlungen der Krankheiten eigentlich verstehe, wollen wir mit seinen eigenen Worten, unsern Lesern hier anzeigen. „Wenn nehmlich eine neue Krankheit, (sagt er pag. 9.) die weder von der nächsten Ursache der gegenwärtigen Krankheit, noch von der entgegenstrebenden Natur, sondern von irgend einem Zufalle ihren Ursprung nahm, sich zu der gegenwärtigen Krankheit gesellte, so daß diese mit einer neuen Krankheit verstärkt ward, und die schon erschlafften Kräfte vollends niedergedrückt wurden, so nannten sie (die alten Aerzte) dieses so jählings entstandne Uebel einen Zuwachs der Krankheit. (Epigenesin) Wenn mitten im Ausbruche der Krankheit, und der Heftigkeit der Zufälle sich ein neuer herrschender Zufall, obgleich die Ursache der Krankheit weder gehoben, noch ausgerottet ist, sondern wo sie einen besondern Theil angreift, äußert, so daß die Ordnung der auf einander folgenden Zufälle verändert wird, und sich entweder Hoffnung zu einem glücklichen, oder Gefahr eines unglücklichen Ausgangs äußert, so nannten sie es Anwandlung der Krankheit, (metaptosis.) Diese hängt von der Veränderung der Ursache der Krankheit selbst ab; geschiehet aber eine Veränderung vermöge der Kräfte des Kör-

pers,

pers, die in die materielle Urſache der Krankheit wirken, dieſelbe verbeſſern und gleichſam geſchmeidiger machen, ſo iſt es eigentlich eine Verſetzung, (metaſtaſis) wo der Krankheitsſtoff beweglicher gemacht, den Theil, in welchen er ſeinen Sitz hatte, verläßt, und in einen andern mit einer, zum wenigſten eine Zeitlang anhaltenden Erleichterung des ganzen Körpers übergeht.“ Dieſe drey verſchiednen Wendungen der Krankheiten nun beſchreibt der Verf. in einem gelehrten und (wie aus eben abgeſchriebener Stelle ſchon erhellt) weit ausgeholten Ton, und giebt die Urſachen an, welche dieſe Veränderungen zu bewirken vermögen. — Da dieſes Buch weder durch die Wichtigkeit und Neuheit der Materien, noch durch gründliche, präciſe Bearbeitung derſelben vorzüglich iſt, ſo hätte es, unſrer Meynung nach, füglich unüberſetzt bleiben können, ja unüberſetzt bleiben müſſen; zumal da die Ueberſetzung einem Manne in die Hände gerathen iſt, welcher in die Sprache ſo wenig, als in die Sachen tiefe Einſichten zu beſitzen verräth. Unſerer Behauptung zum Beweiſe wollen wir ein Pröbchen ſeiner Schreibart unſern Leſern doch herſetzen. Auf der 312ten Seite heißt es: „Wenn die ſchädliche Materie vervielfältigt iſt, muß auch das Verdauungsgeſchäfft (ſoll bedeuten coctio materiae morbificae) mit mehr Schwierigkeit verbunden ſeyn. S. 181. Die Geburt ſelbſt verurſacht nicht nur viele chirurgiſche Zuwachſe, die von der Quetſchung u. ſ. w. abhangen. S. 440. Der kranke Körper wird hierinfalls nicht ſo leicht von andern äußerlichen Urſachen angegriffen.“ — Wir verhoffen, daß dieſe Proben bey unſern Leſern kein Verlangen, mehrere dieſer Art zu leſen, übrig gelaſſen haben. —

Dr.

Wilhelm Hunters mediziniſche und chirurgiſche Beobachtungen und Heilmethoden. Aus dem Engliſchen. Zweyter Band, mit Kupfern, geſammlet und mit vielen Zuſätzen herausgegeben von Karl Gottlob Kühn, der Philoſ. und Arzneyg. Doktor. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1785. 260 S. 8.

Der

Der Inhalt dieses zweyten Bandes erfüllt nicht das Versprechen des Titelblatts. Man glaubt medizinische und chirurgische Beobachtungen und Heilmethoden anzutreffen, und findet weiter nichts, als einen weitläuftigen, unbedeutenden Streit des Verf. mit dem jüngern D. Alexander Monro in Edinburg über die Erfindung der Ausspritzung der Gefäße mit Quecksilber, und über den Ursprung und eigentliche Bestimmung der lymphatischen Gefäße. Und dieser Streit ist nicht älter, denn etliche zwanzig Jahre. Wir müssen bekennen, daß wir lange kein Buch mit so vielem Verdruß und Langeweile durchgelesen haben, als das gegenwärtige. Nur denen können wir es empfehlen, die den so seltenen, sonderbaren Geschmack haben, in Langerweile Unterhaltung zu finden. Wir können den Nutzen nicht begreifen, den uns Deutschen diese Uebersetzung leisten soll. Es ist schon unangenehm genug, Streitschriften zu lesen, die auf unserm deutschen Boden gewachsen sind; weit unangenehmer aber und verdrüßlicher ist das Gefühl über den Verlust der Zeit, die wir auf fremde, ausländische Zänkereyen verwenden sollen. Auch haben wir, die auf dem Titelblatte angezeigten, vielen Zusätze des Uebers. nirgends ausfindig machen können. Und, bey dem überdies so wortreichen, gelehrten und Kleinigkeiten betreffenden Kriege, dächten wir, wäre überhaupt nicht viel zuzusetzen. Die Kupferplatte enthält drey Holzschnitte vom Ursprunge der angebohrnen Brüche, wovon eine gute Abhandlung von des V. Bruder eingeschaltet ist.

Uebersetzungen dieser Art wollten wir in der Folge aufs freundschaftlichste verbeten haben.

Neue Sammlung der außerlesensten und neuesten Abhandlungen für Wundärzte. Aus verschiedenen Sprachen übersetzt. Siebentes Stück. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1785. 308 Octavseiten. — Desgleichen Achtes Stück. 268 Octavs.

Im siebenten Stücke befinden sich folgende Abhandlungen: 1) Jeannet des Congrois von der Lungensucht, von ihren Zufällen und von ihren Ursachen, von ihren Verschiedenheiten

und

und von ihrer Heilung aus dem Franzöſiſchen. 2) D. C. A. Nicolai, vom Nutzen der Klyſtiere aus Eſſig. 3) Beobachtung über eine Achſelſchlagadergeſchwulſt und darauf erfolgter Bruch zwey wahrer Rippen vom Herrn Dehorne, aus dem Franzöſiſchen. 4) D. Chr. Fr. Jäger, über die Beurtheilung des Lebens neugebohrner Kinder. 5) Medizinisch-chirurgiſche Abhandlung über die Waſſerſucht der Gehirnkammern, vom H. Odier, aus dem Franzöſiſchen. 6) D. J. C. Gehler, über die Zerreißung der Gebährmutter in der Geburt. 7) Abhandlung von einer verborgenen Entzündung und Eiterung des Gehirns und ſeiner Häute von Joh. Heinr. Fiſcher. 8) D. C. G. Boſe über die Beurtheilung der Stockung der Säfte. 9) Chirurgiſche Abhandlung über die Amputation mit zurückbleibenden Fleiſchlappen, von D. C. H. Martienſſen, aus dem Lateiniſchen. 10) D. C. G. Kühn, von den neuerfundenen Gebuhrtszangen.

Das achte Stück enthält folgende Abhandlungen: 1) Gedanken über die Erſchlaffung des menſchlichen Körpers, und über den Misbrauch der Fieberrinde in dieſem und andern Fällen, aus dem Engl. 2) Die Wirkſamkeit und Unſchädlichkeit der ſteinauflöſenden Mittel, mit Verſuchen und Krankengeſchichten, bewieſen von Robert Home, aus dem Engliſ. 3) Ludwig Rouppe's Abhandlung über den Scharbock, aus dem Holländiſchen. 4) Gerard Grere's Sendſchreiben, von der Nothwendigkeit, den Bruchſchnitt bey eingeklemmten Brüchen zeitig zu verrichten, an Hrn. G. F. van Wy, aus dem Holländiſchen. 5) Balthazaars Sammlung einiger richtiger chirurgiſcher Wahrnehmungen, aus eigner Erfahrung. Zwo Sammlungen. Nebſt einer Abhandlung des Hrn. Wy, über eine beſondere nützliche Zubereitung des ätzenden Sublimats, aus dem Holländ.

Nicht allein Wundärzte, ſondern auch Aerzte werden in dieſen Aufſätzen ſowohl eine angenehme als nützliche Unterhaltung finden, weil der Vortrag faſt durchgehends rein, fließend und beſtimmt gerathen iſt

Mk.

Mediciniſcher Briefwechſel von einer Geſellſchaft Aerzte herausgegeben. Erſtes Stück. Halle, 1785. gr. 8. 114 S.

Die

Die Vorrede dieses Werks, das allen Freunden und Beförderern desselben in- und außerhalb Deutschland aus Ehrfurcht und Patriotismus gewidmet ist, hebt mit einer Art von Classification der verschiedenen Gattungen von Publicität an, von da es dann zu der medicinischen, ihrer Zulässigkeit, auch Nothwendigkeit übergeht. Dies alles zum Theil so wässerig, verwirrt, einseitig und alltäglich, daß es Einem leid thut, unter solchen Auspicien ein Werk hervorgehen zu sehen, das der Vorrede und dem beygefügten Berichte nach, der hier ganz wieder eingerückt ist, weil er hoffentlich (so steht es) nicht hinlänglich bekannt geworden, von einer Gesellschaft würdiger Männer, die als einsichtsvolle Gelehrte und Aerzte längst bekannt sind, veranstaltet wird. Wer z. B. redet, wie es hier heißt, von kleinen Anhängen an die Publicität? Oder erklärt sich diese „als eine getreue Darstellung der Dinge, die „um und neben uns vorgehen, folglich als einen eigentlichen „Bericht an die lesende und denkende Welt?“ Wer fragt, „ob die „Aerzte auch eine Publicität haben?“ Welcher Unbefangene klagt itzt noch bey den Zeitschriften von Baldinger, Uden, Scherf, Schlegel, Blumenbach, Elsner, Gruner u. a. über späte Nachricht und Belehrung von den meisten Vorfallenheiten im Medicinalwesen, oder wenigstens, welcher hohe Grad von Vollständigkeit in dieser Art läßt sich nicht von den bereits in gleicher und meistens bestimmterer Absicht angelegten Magazinen mit Recht erwarten, wenn man nur guten, allenfalls auch uneigennützigen Willen genug hat, das Seinige dazu beyzutragen? — So wenig wir indessen dieser neuen Unternehmung, die wir bey der Menge ähnlicher Schriften für sehr entbehrlich, für viele Aerzte eben deswegen lästig, und einigen im Werke selbst befindlichen Spuren zu folge, im Grunde doch nur für das Projekt eines Mannes halten, unsern Beyfall geben können; so wenig wollen wir doch den Aufsätzen selbst (eigentliche Briefe sind die wenigsten) die dieses erste Stück ausmachen, ihren, freylich nicht durchaus gleichen Werth absprechen. Es sind folgende: 1) Auszüge aus den Weimarschen Rescripten, die Anatomie und das Entbindungshaus in Jena betreffend, von 1731 bis 1780. 2) Promotionen der Juden u. a. Religionsverwandten in Jena. 3) Doctoreide von Leipzig, Ingolstadt, Jena, Königsberg, Halle, Erlangen, Göttingen. 4) Verzeichniß der medicinischen Handschriften auf der Königl.

Bibliothek zu Königsberg vom Hrn. Metzger. 5) Derselbe über die Verdienste der Königsberger Lehrer um die Anatomie. — Wenn doch der liebe Mann, bey seinen wahren, von jedem Unpartheyischen willig anerkannten Verdiensten, bey diesem und dem folgenden Aufsatze, nicht so gar oft den beleidigten Professor oder Schriftsteller durchblicken ließe, und sich mancher faden Witzeleyen enthielte! — 6) Zu Lobsteins Andenken. Nach Recens. Urtheil, der des verewigten Mannes Zuhörer ebenfalls war, treffend und richtig. Der Herausgeber hat einige Anmerkungen beygefügt, die Lobsteinen in spätern Jahren (vielleicht auch nur gar zu wahr) darstellen. — 7) Beytrag zur Geschichte des Peter Möller, auch vom Hrn. Metzger. 8) Vermischte Beobachtungen vom Dr. Mayer in Hamburg: über die verminderte Excretion des Urins, als einer Ursache vieler Uebel bey Kindern, (dies las man schon im Frankf. medicin. Wochenbl. 1784. St. 42. S. 661 ff.) Hier ist der Vortrag etwas verändert. Nutzen der Pfeffermünze in einem (aus der Onanie entstandenen) Nervenfieber; von den Würmern und ihren Kennzeichen Etwas. 9) Dr. Maler Nachricht vom Birkenfelder Sauerwasser. Die genauere chemische Bestimmung etwa abgerechnet; ein Brunnenzettel, wie es etwan mehrere giebt. 10) Krankenwärterschule in Carlsruhe. 11) Medicinalwesen im Badenschen. 12) Biographien von J. P. David und J. Fothergill. 13) Knockstedt Methode das Malpighische Netz zu erhalten. Man hält die auf ein Bret gespannte Haut einige Zeit über die Oeffnung eines mit kochendem Wasser angefüllten Theekessels. 14) Medicinalinstitute. Meist Anekdoten und Urtheile über die Wiener Lehrer und einige Petersburger Aerzte — nach jedermanns Geschmack, worüber man also nichts sagen darf. 15) Verzeichniß der Jenaischen medicinischen Professoren von der Stiftung der Akademie bis itzt. Endlich noch vermischte Nachrichten, Beförderungen und Todesfälle — Gedrängt genug, sieht man wohl, ist das Magazin angelegt!

Xbp.

J. B. Burserius von Kanilfeld Fortsetzung der Anleitung zur Kenntniß und Heilung der Fieber. Gießen

ben und Marburg, b. den Krieger dem Jüngern 1785. mit dem ersten Theile 6 Bogen über 2 Alphabete.

Von §. 194 — 269. handelt der Verf. von den Synochen, §. 198 — 233. von dem tägigen einfachen und verdoppelten Fieber, auch §. 209. u. f. von dem bösartigen; § 219. vom einzeln vorkommenden Schwitzfieber; §. 220 u. f. vom brandigten eintägigen Fieber, §. 232.. u. f. von dem durch Ansteckung oder einen faulen Stoff entstandenen eintägigen Fieber; §. 234. — 236. vom einfachen Synochus; §. 237. vom unreinen, unordentlichen und verwickelten; §. 238. von dem Synochus aus dem Blute; §. 239. 240. von dem gallichten; §. 241. vom Unterschied des faulen und nicht faulen; §. 242 ff. von der Heilart; §. 249 — 251. von der bösartigen Synocha; §. 252. u. f. vom faulen Synochus der Alten; §. 269 u. f. von Fiebern, die unrichtig zum Synochus gerechnet werden; §. 270 — 312. vom schleichenden Nervenfieber; §. 313 — 323. vom hektischen Fieber. So weit geht der zweyte Theil des Werks. Der dritte Theil handelt von den anhaltenden Fiebern mit Nachlassen; §. 329 — 339. vom alltägigen anhaltenden Fieber, und seinen Unterarten; §. 340 — 356. vom Katarrhfieber; §. 357 — 372. vom Milchfieber der Kindbetterinnen; §. 373 — 406. von den hitzigen Fiebern aus dem Unterleibe, dem entzündlichen, gallichten und faulen; §. 407 — 413. vom ungarischen Fieber; §. 414 — 417. von den bösartigen Fiebern der Deutschen; §. 418. von einigen andern hieher gehörigen Fiebern nach Sauvages; §. 419 — 435. vom dreytägigen anhaltenden und Brennfieber, §. 436 — 504. von den nachlassenden Fiebern, die bald die Zeit des alltägigen, bald die Zeit des dreytägigen Fiebers beobachten, dem bösartigen schleichenden sogenannten Nervenfieber mit Nachlassen, dem Schlummerfieber alter Leute, dem Fieber mit Hemiplegie, dem Kindbetterinnenfieber der Neuern, und vom viertägigen anhaltenden Fieber. Der vierte Theil handelt §. 505 — 517. von den zusammengesetzten anhaltenden Fiebern. Auch dieser Band ist mit der an dem Verfasser bekannten Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Gelehrsamkeit abgefaßt, und hin und wieder sind aus seiner eigenen oder seiner Freunde Erfahrung lehrreiche Krankengeschichten eingewebt.

Chriſt. Ludw. Murſinna mediciniſch-chirurgiſche Beobachtungen nebſt einigen Anmerkungen darüber. Zweyte Sammlung. Berlin, bey Himburg. 1783. 12 Bog. in 8.

In dieſer Sammlung, wofür die Aerzte dem vortrefflichen Verfaſſer ihren Dank nicht verſagen können, wenn ſie anders noch Wahrheitsliebe hegen, breitet ſich derſelbe mehr in die cliniſche Arzneywiſſenſchaft aus, und theilt dahin gehörige Beobachtungen mit. Die erſte handelt von dem 1782 allgemein herrſchenden Katarrhalfieber, dem ruſſiſchen Pips. Dieſe Krankheit breitete ſich dem Winde entgegen, und auch zur Seite aus. Daher es am wahrſcheinlichſten iſt, daß ſie durch Reiſende fortgepflanzt wurde, als eine anſteckende Krankheit, wozu die vorhergegangne Witterung in den Körpern der Menſchen die erſte Anlage zubereitet hatte. Dies wird nach der Boerhaav-Swietenſchen Theorie erklärt, und die Hauptſache in Verdickung der Säfte und Schwächung der Gefäße geſetzt. Durch Anſtreckung und Wirkung der Sonnenwärme im May ſey dieſer innere Stof in Bewegung geſetzt, daher die nordiſche Krankheit entſtanden. Die Krankheit zeigte ſich in dreyerley Geſtalten: zuerſt und am allgemeinſten als Flußfieber, nachher als Gallenfieber und am ſpäteſten als wahre Peripneumonie. Aderlas, bruſtlöſende Arzneyen, und gelinde Abführungen nach den Umſtänden durch Brech- oder Laxiermittel halfen dem Uebel bald ab, außerdem aber blieb lange Schwäche zurück, oder es wurde die Krankheit auch tödtlich, vorzüglich, wo die Eingeweide verdorben waren. Rec. hat im Flußfieber ohne Galle, wo der Puls niemals überſpannt war, ohne Aderlas nur erweichende löſende Mittel mit Salpeter und ein die Ausdünſtung begünſtigendes Verhalten nöthig gefunden, und bemerkt, daß die folgenden Peripneumonien meiſtens gallichter Art waren, welche nur kleine Aderläſſe erforderten. — Rheinwein war ein ſicheres Vorbauungsmittel und Aderlas verhütete die Heftigkeit des Uebels. —

Unter Katarrh und Entzündung macht der Verf. noch einen Unterſchied, und räth zur Aderlas, wenn derſelbe geneigt iſt, in Entzündung überzugehen. Allein der Katarrh verhält ſich wahrlich wie die Peripneumonie in ihren Arten und Curmethoden. Findet man die Ausleerung des Bluts in jeder Ent-

Entzündung nothwendig, so muß man dieselbe im entzündungsartigen Katarrh vornehmen, im galligen aber unterlassen. Jener geht sonst leicht in wahre Peripneumonie über, wie dies in der hier beschriebnen Epidemie bemerkt wurde, wenn der Katarrh unrecht behandelt wurde. Die ganze Methode des Verf. in der Krankheit war antiphlogistisch und von so erwünschtem Nutzen, daß daraus die Natur des Uebels sehr deutlich erhellet. Die Beschreibung der vorhergegangenen Peripneumonie ist sehr lesenswerth. Sie enthält die Bestätigung vom Nutzen der späten Aderlas und der Blasenpflaster, wovon sich noch nicht alle Aerzte überzeugen wollen, wie auch die Bekanntmachung der nachahmungswürdigen Heilmethode des Verfassers. Unverbesserlich werden hier die Zeiten und Abarten dieser Lungenentzündungen angezeigt, und den Umständen gemäß die Arzney wohl gewählt und gegeben. So z. B. giebt der Verf. den Kampher nicht uneingeschränkt zu jeder Zeit, sondern wenn die Krankheit sich verlängert, um die heftigen Schmerzen zu lindern, den zu großen Reiz zu schwächen, und Krämpfe zu lindern. Er reicht ihm täglich zwischen 8 und 15 Gran, und behauptet, daß er in zu großer Menge und im Anfang der Krankheit gebraucht, unnütz und schädlich sey. Er findet die Pflanzensäure, wider Herrn Richter in Entzündungsfiebern nützlich, und giebt gar gleich nach der ersten Aderlas ein antiphlogistisches Abführungsmittel. Das starke Aderlassen, nach den Umständen mehrmalen auch in spätern Tagen wiederholet, ist das Hauptmittel die Wuth der Krankheit zu brechen, bey welcher zu Verhütung heftiger Ohnmachten die Ader Minutenlang zugehalten wird. Der Krampfhusten erfodert Mohnsaftmittel, wenn die Entzündung gänzlich gehoben ist. Alle übrigen Mittel, deren sich der V. bedient, sind wirksam, nicht theuer, dem Geschmack nicht zuwider, und der Absicht völlig angemessen. Recens. kann ihre guten Dienste schon seit geraumer Zeit aus eigner Erfahrung, kann um so mehr die jungen Aerzte zur Nachahmung des getreuen Mursinna aufmuntern und ihnen eine glückliche Praxis versprechen. So lange dieser vortreffliche Schriftsteller, als Beobachter auftritt, verdient er die größte Hochachtung, kömmt er aber in die Theorie von Ursachen und Erzeugung der Krankheiten, so dünkt uns, daß sein Beobachtungsgeist von Schulhypothesen gar sehr verdunkelt wird. Man giebt ihm völlig Beyfall, wenn er, wie alle Aerzte, bemerkt, daß die Entzündungskrankheiten sich im Frühjahr besonders ausbreiten.

Ferner iſt wahr, daß die Lebensart im Winter wegen der gewöhnlich nahrhaftern Speiſen und wenigern Bewegung zur Anfüllung des Körpers und Vollſaftigkeit große Gelegenheit giebt. Allein es folgt doch daraus nicht nothwendig, daß deswegen die Faſern geſchwächt werden, welche vielmehr die Kälte ſtärkt, und wenn auch die Faſern geſchwächt würden, ſo wäre eher ein anderer Fehler der Säfte als der phlogiſtiſche zu erwarten, nehmlich die Fäulniß, und zwar deſto eher, wenn die Ausdünſtung durch die Kälte unterdrückt werden ſollte, deren Materie ſo ſehr zur Fäulniß geneigt machen ſoll. Darum graſſiren auch in ſtarken Wintern die faulig galligen Fieber nicht ſelten, und dauren im Frühjahr fort. Wenn nun aber eine ſolche Verderbniß der Säfte, welche in der zu großen Auflöſung des Bluts geſetzt wird, durch Ruhe, Nahrungsmittel und Kälte ſo gar ungewöhnlich nicht im Winter erzeugt wird, wie kann man mit Ueberzeugung annehmen, daß das Blut von gleichen Urſachen in den entgegengeſetzten Fehler der Dickheit verfallen könnte, wenn dazu nicht andre Urſachen ſich geſellen? Die natürliche, ſchwächere oder ſtärkere Beſchaffenheit der Subjecte kann hiezu nicht allein hinreichen. Denn jene allgemeinen Uebel verſchonen oft kein Temperament, kein Geſchlecht, kein Alter, ob ſie gleich dieſen oder jenen mehr Gefahr drohen. Die konkurrirenden Urſachen müſſen eben ſo allgemein als jene ſeyn. Die bloße Witterung nach Wärme, Kälte, Trockniß, Feuchtigkeit und Abwechſelung thut freylich etwas, aber nicht alles, weil es Beyſpiele ſolcher gleichartigen Epidemien bey allen Witterungen giebt, ob gleich nicht zu leugnen iſt, daß eine gewiſſe Witterung zu ihrer Ausbreitung mehr beyträgt. Daher kann man wohl nicht ohne Grund vermuthen, daß in der Miſchung der atmoſphäriſchen Luft dieſe noch nicht ganz entdeckte Urſach der beſondern Epidemien zu ſetzen ſey. Soll aber, um auf den Satz des Verf. zurück zu kommen, Dick- und Vollblütigkeit verbunden mit einer Schwäche der Faſern und feſten Theile überhaupt und der Mangel der Ausführung ſchädlicher Theile, die Anlage zur Entzündung geben, welche nach einer Erkältung ausbricht, ſo muß man ſich wundern, warum die phlegmatiſchen Subjecte, bey welchen die Schwäche gewiß nicht fehlt, hievon ausgeſchloſſen ſind, und warum ſtarke mit guten Naturkräften begabte Menſchen derſelben unterworfen ſind, ob gleich beydes der Erfahrung gemäß iſt. Hieraus läßt ſich eher vermuthen, daß die Nervenkräfte, welche bey jenen geringer ſind, als bey

dieſen

dieſen, hier eine merkwürdigere Rolle ſpielen, als die todten Säfte, und daß man wahrſcheinlich das Räthſel aufgelöſet haben würde, wenn man die Urſach entdeckt hätte, wodurch die Nervenkräfte zur Entzündungserzeugung gereizt werden. Eine andere Urſach hingegen füllt die Nervenkräfte auf ſolche Weiſe an, daß daraus die Auflöſung und Fäulniß bewirkt wird, welcher die ſchwächlichen Körper, wie auch die ſtärkeren, beſonders die reizbaren ausgeſetzt ſind, und es erfolgen keine Entzündungs- ſondern Faulfieber; bösartige Fieber können von einer dritten die Nervenkräfte führenden Urſach kommen. Diejenigen Aerzte, welche alles blos phyſikaliſch in der Theorie erklären wollen, vergeſſen, daß alles, was im lebenden Körper geſchieht, urſprünglich von der belebenden Nervenkraft herrührt; daß, ſo lange dieſe unverletzt bleibt, ſich gar keine Verderbniß der flüßigen und feſten Theile, keine Fieber, und nur eine geringe Anzahl Krankheiten denken läßt, daß endlich mit Hintenanſetzung dieſer Betrachtung alle Theorie von Urſprung und Urſachen der Krankheiten höchſt ſchwankend und dunkel bleibt, und daß man erſt alsdenn eine feſte Theorie hoffen kann, wenn man die Nervenkräfte ihre Verletzungen und dazu beytragenden Urſachen näher wird kennen lernen. Wer die Wirkung der Luftarten auf Leben und Geſundheit der Thiere bedenkt, und ſich durch Verſuche überzeugt hat, daß die Luftarten in verſchiedne Verhältniſſe gemiſcht, die atmoſphäriſche Luft ausmachen, dem wird es doch ſo weit hergeholet nicht ſcheinen, wenn man von der Miſchung der Atmoſphäre die Unterhaltung oder Unterdrückung der Lebenskräfte herleitet. Sollte denn auch das, wodurch die Luft das Queckſilber bald ſteigen, bald fallen macht, auf das Thier gar keinen Einfluß haben? Sollte das, was die Luft als Auflöſungsmittel betrachtet, enthält, und was durch Einathmen dem Blute ſo nahe gebracht wird, gar nicht in Betracht gezogen werden dürfen? Wundert man ſich doch über die allgemeine Krankheit der Fiſche nicht, wenn ihr Element von heterogenen Theilen verdorben iſt. Alles dies iſt freylich noch nicht allgemein bekannt, fällt weniger in die Sinne, und hat die Aufmerkſamkeit philoſophiſcher Aerzte noch zu wenig beſchäfftigt, als daß alles ſchon völlig aufgeklärt ſeyn könnte. Geleugnet kann es aber doch nicht werden, und giebt die herrlichſten neuen Ausſichten zur beſſern Theorie, welche ſo lange gegen alle Widerſprüche wird ſtreiten müſſen, bis ſie zu der Gewißheit wird gebracht ſeyn, mit welcher jetzt die Lehre vom Umlauf des Geblüts

die Grundlage der Arzneywiſſenſchaft iſt, und in alle Ewigkeit unerſchütterlich bleiben wird.

Der Verf. handelt weiter von der Speckhaut des Entzündungsblutes, giebt erſtlich die Kennzeichen an, wodurch ſich dieſe von ähnlichen Häuten auf dem Blute der Schwangern, einiger Geſunden und einiger Faulfieberkranken unterſcheidet, dann behauptet er, daß ſie allezeit bey wahren Entzündungen zugegen, ſchon vor dem Ausbruche des Fiebers zerſtreuet im Blute vorhanden ſey, (dies iſt blos Meynung) durch Gelegenheitsurſachen entwickelt, und durchs Fieber von den übrigen Säften abgeſondert werde. Da inzwiſchen Hr. M. geſteht, oft bey den erſten Aderlaſſen gar keine Rinde gefunden zu haben, auch nicht eine Spur davon, als ob ſie aus dem Blute ſeiner Meynung nach, noch nicht abgeſchieden ſey, ſo ſollte dies doch zunächſt die Vermuthung erregen, ob nicht vielleicht die Veränderung des Bluts, vermöge der ein Theil deſſelben in ſolche Rinde verwandelt zum Vorſchein kommen kann, als eine Wirkung des Fiebers, oder der durch den Reiz auf die Nerven veranlaßten Veränderung der Kraft der Adern auf das Blut angeſehen werden könnte. Dieſe Vermuthung erhält eben durch das Beyſpiel des Hrn. M. noch mehr Wahrſcheinlichkeit, welches er von größern äußern Wunden hernimmt, wo das erſte Blut keine Rinde zeigt. Bey allen Verwundeten, wo man dies antrifft, kann man doch wohl nicht behaupten, daß ſie den Entzündungsſtoff im Blute vor der Krankheit hatten. Die Rinde kömmt mit dem Fieber zum Vorſchein und kann gewiß weniger Urſach als Wirkung des Fiebers ſeyn. Eben ſo wenig ſteckte der Eiter, der ſich in Wunden nach Hrn. M. Zeugniß eben ſo verhält als die Materie der Speckhaut in der Peripneumonie, vorher in der Blutmaſſe und durfte nur durch das Fieber ausgeſchieden werden. Der Stof aber zu beyden, in ſo fern ſie aus den Säften der Blutmaſſe durch eine widernatürliche Sekretion zum Vorſchein kommen, ſteckt allerdings im Geblüt. Die Urſach dieſer widernatürlichen Sekretion liegt in dem determinirten fehlerhaften Umlauf der Säfte, und dieſer erfolgt von der bis zur Hervorbringung dieſer Entzündungskrankheit widernatürlichen Nerventhätigkeit, welche nach Maaßgabe des Reizes größer oder geringer iſt. Alles dies bleibt ohngleich dunkler, wenn die Rede von innern Entzündungen iſt, allein äußere Wunden überzeugen uns ſehr davon, ſie mögen durch

ſchnei-

ſchneidende Werkzeuge, Aetzungsmittel oder Brand gemacht ſeyn. Das Heilverfahren ſelbſt beſtätigt dieſe Sätze, durch welches man bemühet iſt, den Nervenreitz zu vermindern und die Zähigkeiten und Stockungen als Folgen deſſelben, welche aber, nachdem ſie entſtanden ſind, auch wieder Urſachen des Reizes abgeben können, aufzulöſen, und durch beyder der Natur zur Fortſchaffung des verdorbenen, nachdem ſolches beweglich gemacht iſt, behülflich zu ſeyn. Es kann alſo ohne vorherbereitete Zähigkeit der Säfte Entzündung urſprünglich entſtehen, wie ſie auch eine Folge einer ſolchen Schärfe, die im Körper von andern Urſachen erzeugt iſt, ohne daß ſie Entzündungsſtof genannt zu werden verdient, ſeyn kann, ſo bald dadurch die Nerven jenen eigenen Reiz erleiden. Doch mag der letzte Fall wohl ſeltener ſeyn, als man nach der Theorie, welche alle Krankheiten von einer eigenen veranlaßenden Materie herleitet, ſich vorſtellt. Hr. M. glaubt, daß die Lungen der Entzündung deswegen mehr als andre Eingeweide ausgeſetzt ſeyn, weil ſie von lockrer nachgebender Subſtanz, ſchwächern Natur, zur Abſetzung einer Materie geſchickt, und weil ſie mehr Blut als andere Eingeweide erhalten, und eine Menge geſchlängelter Gefäße haben, ſich leicht zu viel Blut darin anſammeln kann, daher hier leicht Stockungen, Blutausleerungen ins Zellgewebe mit allen Folgen entſtehen können. Man kann dies nicht ſo ganz annehmen. Freylich, weil die Lunge allen Einwirkungen der Luft ausgeſetzt iſt, ſo leidet ſie von derſelben auch am mehrſten Gewalt; ſie leidet, ſobald der Magen ſchlaff wird und übel verdaut von der Grobheit des Milchſaftes, und leidet, ſobald das Geblüt auf irgend eine Art durch Fehler andrer Theile durch ſchlechte Abſonderung ſchlecht gereinigt oder von eingeſognen Schärfe verdorben wird. Dies geſchiehe alſo nicht wegen der natürlichen, ſondern wegen der widernatürlich zugezogenen Schwäche. Wäre das erſte hiezu hinreichend und nichts als Zähigkeit zur Hervorbringung der Entzündung erforderlich, ſo müßte man wohl öfter noch von der Entzündung des Gehirns hören. Denn das Gehirn iſt doch ohngleich weicher, nachgebender, hat ſehr feine Aederchen, empfängt viel Blut und hat die Häfte nicht, welche der Lunge verliehen iſt, ſich vom Blute auszuleeren. Daher iſt wohl wahrſcheinlicher, daß, weil die Luft mehr auf die Lunge als irgend ein anderes Eingeweide wirken kann, in derſelben auch die Entzündungen deſto häufiger die Folgen der Erkältungen ſind.

Vielleicht iſt der erſte Urſprung dasjenige, wodurch die Rinde gebildet wird, ganz nahe an dem Entzündungsort, und ihr Stof wird von der durch anaſtomoſirende Adern weiter, und endlich in die ganze Blutmaſſe gebracht. Das Ausſchwitzen einer Zähigkeit aus den entzündeten Eingeweiden, ſcheint dies zu beſtätigen. Vielleicht hat die Entſtehung dieſer Rinde mit der des Eiters in den Wunden mehr Zuſammenhang als man bisher mag gedacht haben, und es giebt vielleicht deshalb ohne Entzündung keine wahre Eiterung, und die Materie des Auswurfs, welches in der Peripneymonie ſo große Erleichterung bringt, iſt auch von dem durch die Entzündung in Rinde veränderten Blutttheile herzuleiten, wie auch zum Theil der Bodenſatz im Harn. Doch, das Angeführte mag genug ſeyn, zu zeigen, wie man mit Gründen die erſte Urſach der Entzündung in den Nervenreiz und nicht in der Zähigkeit des Blutes ſetzen könne, durch deſſen Stockung allein erſt nachher dieſer Reiz entſtehen ſollte. Wiewohl ſolches zuweilen geſchehen mag, ſo geſchieht es doch viel zu ſelten, und man findet oft groſſe Stockungen und Verſtopfung der Adern ohne alle Entzündung.

Daß der wahre Eiter im Blute nicht erzeugt werde, beweiſet unſer Beobachter durch eine vortreffliche Erzählung eines merkwürdigen Falles, welcher zugleich unſern Satz beſtätiget, daß zur Erzeugung einer Entzündung allzeit mehr, als die bloße Stockung der Säfte erfodert werde. Nun ſoll neben derſelben zu dieſer Wirkung ein Entzündungsſtoff im Körper gebildet werden, der alsdenn dieſe Krankheit ausbrechen machet. Dieſer Stoff iſt nach unſrer Meynung nicht erwieſen, nicht erfoderlich, und es iſt genug, wenn durch irgend eine Urſach die Nerven den Entzündungsreiz bekommen, welcher ſich ſinnlich darſtellt, dagegen jener Entzündungsſtoff nicht wirklich demonſtrirt werden kann.

Die zweyte Beobachtung eines bösartigen Furunkels, vom Faulfieber begleitet, ſetzt die Natur dieſes Uebels, ſeinen Unterſchied vom Karbunkel, die nähere Beſtimmung ſeiner Arten, welche wir hier von dem Verf. lernen, und die Heilungsart vortrefflich ins Liche. Was Schmucker hievon angemerkt hat, fand Murſinna in ſeinen Erfahrungen beſtätigt. Zwey wichtige Zeugen der Wahrheit in einer merkwürdigen Krankheit.

Die

Die dritte Beobachtung von einem hartnäckigen Hautausschlage, der von dem Milchschorf übrig geblieben war, und nun größtentheils durch äußerliche Mittel glücklich geheilet wurde, ist sehr lehrreich. Der Vers. trägt in derselben nach geäußertem gerechtem Tadel der allgemeinen Curart der Hautausschläge durch Tränke, Purganzen und Schweiß ohne äußere Mittel, erstlich seine Heilart der Krätze vor, welche einfach, sicher und sehr hülfreich ist. Freylich wird sie den alten Aerzten diese Seufzer auspressen, welche durch ihre Theorie und Praxis geblendet das Licht nicht sehen können. Er giebt nach einer Laxanz, innerlich Schwefel mit Kampfer, und nicht lange nachher, beym innerlichem Gebrauch der Vitriolsäure, eine Salbe aus Schwefel, weißen Vitriol und Schmalz, und zum Austrocknen das Bleywasser. Diese Behandlung bezwingt in höchstens vier Wochen das Uebel, wenn es nicht eingewurzelt ist. Uebrigens ist die Reinlichkeit und eine gute Diät zu beobachten. — Recens. ist von der sichern und schleunigen Hülfe der äußern Mittel in chronischen Ausschlagskrankheiten durch öftere Erfahrung so gewiß überzeugt, daß er die Methode des Herrn M. desto mehr empfehlen kann, wie er gleichfalls aus Ueberzeugung die vielen Tränke, Laxanzen und Schwitzkuren als zweckwidrig widerrathen muß. Alter, besonders feuchter Ausschlag kann ebenfalls durch äußere Mittel trocken gemacht werden. Es entsteht aber dadurch leicht eine Vollsaftigkeit im Körper, eben so, wie nach Austrocknung alter Fontenellen, von welcher die bemerkten üblen Folgen solcher Austrocknung ihren Ursprung nehmen, und diese erfodert Verminderungsmittel der Säfte, folglich Ausleerungen und trocknere Diät, bis das Geäder nach und nach zur Aufnahme aller Säfte geschickt gemacht ist. Diese Ausschlagsübel bey übrigens Gesunden, sind als Krankheiten der festen Theile der Haut anzusehen, wodurch die Säfte an den O.t vorzüglich zur Ausartung gebracht werden, und erfordern äußere Mittel, wenn sie sollen bald gehoben werden. — Die Beobachtung des Hrn. M. von dem geheilten Hautausschlage bestätigt dies aufs unwidersprechlichste, und wird jeden vernünftigen und unbefangenen Arzt zur Nachahmung ermuntern.

Die vierte Beobachtung handelt von einer unvermuthet unglücklichen und einer glücklichen Staaroperation. Das Unglück der erstern kam von dem Trieb des Ge-

Geblüts nach den Augen, wodurch daſſelbe bald nach der Operation in Eiterung geſetzt wurde, und verloren gieng. Alle Augenärzte mögen ſich dieſen Fall wohl merken, wo ein Murſinna in ſeiner gegründeten Hoffnung ſo ſehr getäuſchet wurde. Noch zweifelhafter war der gute Erfolg einer Operation bey dem zweyten Fall, und gleichwohl fiel derſelbe höchſt erwünſcht aus, wodurch der Muth hülfeleidender Staarärzte wiederum ſehr geſtärkt wird. Der übelſte Umſtand war hier die Härte und Trockniß der Haut, welche alle Ausdünſtung hemmte, und ein Uebermaas von Feuchtigkeiten veranlaßte, welche zu Kopfe und Auge drang. Jene wurde durch Bäder bezwungen und der Zufluß durch Blaſenwunden abgehalten und daher erhielt der Kranke ohne weitere Beſchwerden ſein Geſicht.

Die fünfte Beobachtung von Verſchmetterung der Handwurzel und darauf erfolgendem kaltem Brand, enthält einige Folgerungen zur Widerlegung der neuen Hofmanniſchen Lehre vom Scharbock, und iſt dem aufmerkſamen Leſer in mancherley Betracht lehrreich. Die Theorie vom Scharbock, welche Herr Murſinna vorträgt, iſt allerdings weit mehr auf Erfahrung gegründet und annehmlicher, als die Hofmanniſche, welche nur auf einem hier deutlich erwieſenen falſchen Erfahrungsſatz beruhet. Uebrigens ſcheint uns doch auch hier die Betrachtung der natürlichen thieriſchen Kräfte aus den Augen geſetzt zu ſeyn, welche bey geſunden Körpern des Geblüts von aller empfangenen Schärfe und Unreinigkeiten vermittelſt der Abſonderungen und Ausleerungen zu ſäubern geſchickt ſind, ohne deren Zerſtöhrung ſich die Fortpflanzung der Geblütsverderbungen wahrlich nicht gut begreifen läßt.

Dh.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Meſſiade von Joh. Kaſpar Lavater. 2r und 3r Band. 1785.

Der

Der Verf. erscheint hier von dem Inhalte der Geschichte, die er besingt, selbst überall tief gerührt, da dieser Theil der evangelischen Geschichte ganz eigentlich sein Lieblingsstudium ist. Man kann ihm eine gewisse Begeisterung nicht absprechen, die auch auf den Leser ihre Wirkung thut. Aus einigen Stellen als S. 25. im 3ten Bande, sollte man schliessen, daß er mit Klopstock wetteifern wollte. Aber freylich an eigentlichem poetischem Genie und auch an allem, was zur Versifikation, Wohlklang und feiner Kenntniß der Kraft der Sprache gehört, muß er Kl. sehr weit nachstehen. Seine Hexameter sind höchst unharmonisch, und der Ausdruck oft steif und ohne Fülle. Auch hat er sich mehr Blicke in die unsichtbare Welt verstattet, als er thun konnte, wenn er sich bloß, wie er sagt, an die evangelische Geschichte halten wollte. Die Fiction der Versuchung Jesu in Gethsemane ist im epischen Geist. Seine Stärke ist vorzüglich in der schauerlichen, Mitleid erweckenden Darstellung (doch zuweilen auch ein wenig zu platten) der Leiden der Menschheit Jesu. Aber Mikrologie bleibt immer sein Fehler. So wird S. 128. die Geisel, womit Jesus geschlagen worden, an die Säule aufgehängt. S. 203. zieht Maria das Tuch, worin der Leib Jesu eingewickelt wird, scharf an, daß keine Falte bleibt. Andere bereits gemachte Anmerkungen wiederholen wir nicht. Nur noch dies. Was meynt Hr. L. mit der öftern Anrufung der himmlischen Kräfte um Erleuchtung, wenn er z. B. in folgendem Tone von dieser vom Himmel entflohnen Begeisterung redet. S. 259.

— — Die Ehre Germaniens welchem
Mehr als mir vertraute die Himmel entstandene Dichtkunst
Von der ersten der Thaten des Todten, welcher nun lebte,
Mehr von den Folgen der That, den Erscheinungen vieler Erstandner —
Was mir gegeben nicht ist, das will ich nicht scheinen zu haben;
Was ich nicht empfieng, es schenken zu können nicht wähnen.
Bin ein Sohn ich gleich der Gebrechen gebährenden Erde.

Fleisch

Fleiſch gebohren aus Fleiſch, ein Sünder von Sündern erzeuget,
Mit unzähligen Flecken befleckt; mich freut es doch innig
Wenn dem Bruder, dem Freunde, der Gnade mehr als Mir ſelbſt ward.
O daß alles Volk des Herrn weiſſagete; Jeder
Welchen die Sonne beſcheint, der Mond beleuchtet, die Quell tränkt,
Mehr erblickte wie Ich, mehr hörte himmliſche Worte
Mehr entſchöpfte des Lichts dein Heiligthum, mehr noch der Freude
Die vom Himmel herab die Liebe ſtröhmet — genöſſe!
Mehr den Sterblichen gäb, als ihnen zu geben wie Gott gab!

Sollte Hr. L. wohl dichteriſche Begeiſterung, und prophetiſche Inſpiration (das iſt nach ſeiner Vorſtellungsart übernatürliche Erleuchtung) für einerley halten? Seine Einbildungskraft pflegt in unbeſtimmten Begriffen gewaltig herum zu rumoren, oder wie man in Niederſachſen ſagt, zu rammenten!

Gz.

Heinrich der Vierte, aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltäre. Wien, bey Kurzbeck, 1782. Zwey Theile, Zuſammen 348 Seiten, in 8vo.

Dieſes mühſame Unternehmen des V. die Henriade in deutſche Hexameter zu überſetzen, gehöret nicht unter die glücklichen Eingebungen der Muſen, noch weniger das Vorhaben, dieſem Verſuche die Aeneide und andere klaſſiſche Meiſterſtücke folgen zu laſſen. Wer des Franzöſiſchen kundig iſt, wird allemal lieber das geſchmeidige, dem Ohr ſchmeichelnde Original der Henriade leſen, als des Verf. ſchwerfälligen Hexameter, welches er ſeiner Ueberſetzung gegenüber, aber nicht zu ſeinem Vortheil, hat abdrucken laſſen, und den blos deutſchen Leſer wird dieſe Ueberſetzung auch ſchwerlich anlocken. Die wenig ergiebige Zahl der Pränumeranten hat, allem Anſchein nach, den

den Verf. auch schon vorläufig belehrt, daß dieser Versuch dem Geschmack des Publikums nicht entgegen komme, daher hat er den Gedanken mehrere Uebersetzungen epischer Gedichte folgen zu lassen, wieder aufgegeben, und die Aeneide wird also unübersetzt bleiben. Eine Blumauerische Travestirung würde freylich in alle Fälle mehr Glück machen. Unterdessen verkennen wir nicht den Fleiß und die ausharrende Geduld des Verfassers bey dieser poetischen Arbeit. Im ganzen genommen ist sie ziemlich getreu, obgleich immer viel wortreicher als das Original, und zuweilen entschlüpft ihm, bey aller Sorgfalt für den korrekten Ausdruck der Sprache, dennoch ein Gallicismus. Wir schreiben ein paar Stellen hier ab, um den Lesern eine Probe dieser Uebersetzung zu geben, und zur Bestätigung dessen, was wir über den Ausdruck gesagt haben. Die erste sey gleich der Anfang des Gedichtes.

Singen will ich den Helden, der mit auf den Thron von Frankreich,
Durch das Recht der Gebürt, und durch das Recht der Eroberung
Herrschte; zu herrschen gelehrt, von lange dauerndem Unglück.
Er verscheuchte den Zwist, er wußte zu siegen und schonen,
Beugte Iberiens Stolz, und Mayenne und das heilige Bündniß.
Und besiegte sein Volk, und ward der Vater des Volkes.

Steige vom Himmel herab, erhabene Weisheit, verbreite
Zaubernde Kraft und wirksames Licht auf meine Gesänge,
Daß der Könige Ohr dich anzuhören gewöhne ꝛc.

Gewöhnen ist eigentlich nur als ein Reciprokum im Gebrauch.

Auf der 15ten Seite;

Aber es würdiget sich der einzige Schöpfer des Weltalls,
Der die Welten empört, — — —
— — — — von seinem

Flam-

Flammenden Throne, die Himmel herab, auf Frankreichs Held —
Seinen segnenden Blick zu senken.

Der einzige Schöpfer, ein müssiges Beywort, das den ganzen Vers entkräftet. Die Himmel herab, ist undeutlich und sonderbar, es sollte heißen: vom Himmel herab; und das sich würdigen, ist ganz undeutsch als ein Reciprokum, und ein Gallicismus noch oben drein in dieser Rede Verbindung

— — — — — le Dieu de l'univers
Sur ce Heros françois *daigna* baisser les yeux.

Am Ende des ersten sowohl als des andern Theils, hat der Verf. einige Anmerkungen über jeden Gesang, die aber nur auf den Grundtext verweisen, hinzugefüget, theils historischen, theils kritischen und polemischen Inhalts, in welchen letztern er gegen religiöse Vorurtheile rüstig zu Felde zieht.

Gedichte von J. A. Weppen. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 1783. Erster Theil, 234 Seiten. Zweyter Theil, 186 Seiten, 8.

Herr Amtmann Weppen giebt hier eine Samnlung seiner Gedichte, davon ein guter Theil bereits in verschiedenen Musenalmanachs und andern periodischen Schriften eingerückt ist, die von den Lesern größtentheils günstig sind aufgenommen worden, welches ihn dann aufgemuntert hat, sein Schreibepult zu eröffnen, und die bisher zurückgehaltenen Früchte seiner produktiven Musse gleichfalls dem Publikum mitzutheilen. Der Verf. gehört in die Klasse poetischer Dilettanten, die nicht eben geradezu das Ziel der Unsterblichkeit in ihren Gedichten sich vorgesteckt haben, sondern ihre Talente mehr zu eignem Vergnügen nützen, als damit glänzen wollen, keinen großen Plan anlegen, sondern je nachdem sie durch Laune, Zeit und Umstände bestimmt werden, die Gedanken und Einfälle, die sich ihnen darbieten, ergreifen, und in ein poetisches Gewand hüllen. Der Verf. beurtheilt sich selbst nach diesem Maaßstabe, in der Epistel an die ehmalige Demois. Philippine Gatterer, wo er sagt:

Ich selbst hab ehmals Jahre lang,
Bey drückender Geschäfte Zwang,
Der Musen Umgang mich entzogen;
Doch blieb ich schweigend dem Gesang
Der guten Kinder stets gewogen.
Nur gar zu weit entfernt ist das Geschäft der Richter,
Der steife stylus curiae,
Vom sanften bilderreichen Ton der Dichter.
Doch klettr' ich noch zu Zeiten nach der Höh
Des Helikons, und werd ihn nie ersteigen,
Zum wenigsten den Gipfel nie.

Beyde Theile enthalten nur ein einziges Gedicht von etwas weiterm Umfang, worinnen der Verf. die allegorische Fabel von der Psyche und dem Amor, dem Apulejus, in einem gefälligen Tone, mit mancherley launigen Excursionen, nach Wielandscher Manier nacherzählt. Das Uebrige sind Fabeln, Romanzen, poetische Briefe, Sinngedichte, gute Einfälle, oder, wie es unsere Väter nennten, Schwänke; auch einige Nachahmungen und sogenannte Gelegenheitsgedichte, die sich von den gedungenen jedoch merklich unterscheiden. Die Diction des Verf. ist leicht und natürlich, und nähert sich der Prosa, welches den versificirten Briefen, besonders da der Reim den Dichter nicht leicht in Verlegenheit setzt, einen fließenden Gang giebt, daher diese R. am besten behagt haben. Die Romanzen sind in dem gewöhnlichen Romanzenton; aber da Freund Bürger hier einmal den ersten Platz errungen hat, so hält es schwer etwas vorzügliches in dieser Gattung zu liefern. Die nämliche Beschaffenheit hat es auch mit den Sinngedichten. Perette, ein Feenmährchen a. d. 83 S. im zweyten Theile, ist aus dem Göttingischen Musenalmanach im Indicenteut ins Französische übersetzt worden, welches dem V. zu schmeicheln scheint, denn er thut davon in seinen Gedichten hin und wieder Erwähnung; unsrer Empfindung nach ist es aber nicht das erheblichste Stück aus dieser Sammlung, welches den Ausländern verdiente bekannt gemacht zu werden. Wir hatten unter dem Lesen mehreres angemerkt, das mehr über minder die Aufmerksamkeit der Leser zu verdienen schien; wir enthalten uns aber dieser Würderung, weil das Gefallen und Nichtgefallen solcher kleinern Gedichte, wie der Verf. in der Vorrede richtig bemerkt, oft mehr auf die Stimmung des Le-

fers, als auf das poetiſche Verdienſt des Gedichts ankömmt. Mancherley poetiſche und proſaiſche Nachläſſigkeiten und Sprachfehler ſind dem Verf. entſchlüpft, die leicht zu vermeiden geweſen wären, z. B. Redener dreyſylbig, verderbt den ganzen Vers. Priapus 161 S. im erſten Theil, in der mittlern Sylbe kurz gebraucht, iſt eine proſodiſche Sünde. Frau Iſabella glauben Sie, das zürnen kleidet Ihnen nicht, das Kathart, die Aerger, als der Plural von Aerger, und dergleichen mehr, ſind emendanda für die zwote Auflage.

Bild einer vollkommnen Gattin. Ein Beytrag zur Bildung des ſchönen Geſchlechts. Leipzig, bey Hilſcher. 1784.

Da nach der Meynung des Verf. ſo viele, und zum Theil vortreffliche Schriften, in unſern Tagen über die Bildung des ſchönen Geſchlechts ſind geſchrieben worden, ſo hat er, als ein eifriger Patriot (ein etwas unbequemes Wort in der Bedeutung Verehrer des ſchönen Geſchlechts,) dem Triebe nicht widerſtehen können, auch ſo etwas niederzuſchreiben. Gegen dieſen innern Beruf läßt ſich im Grunde nichts einwenden, es kömmt alſo nur darauf an, wie er demſelben Gnüge geleiſtet hat. Er betrachtet die vollkommene Gattin blos von der religiöſen Seite, und beſtrebt ſich das Bild derſelben, nach der Skizze, die Salomon im letzten Kapitel der Sprüchwörter entworfen hat, hier mehr auszumalen. Er ſchildert ſie 1) nach ihrer Annehmlichkeit und Weisheit in Geſprächen; 2) nach ihrem Fleiß bey der Arbeit; 3) nach der beſtändigen Ergebenheit gegen ihren Gemahl; 4) nach ihrer frommen Kinderzucht; 5 und 6) nach ihrer Standhaftigkeit in Widerwärtigkeiten und wahrer Gottesfurcht. Was der Verf. über dieſe Punkte ſagt, iſt zwar ſo wie die Anordnung der Materien ſelbſt ganz alltäglich, aber doch erbaulich, nämlich ganz in homiletiſchem Ton, welches uns auf die Vermuthung bringt, daß dieſes Gemälde auf den alten Grund irgend einer oder mehrerer Hochzeitpredigten aufgetragen ſey, die in ihrer urſprünglichen Geſtalt ſchwerlich einen Verleger dürften gefunden haben. Wenigſtens liegt ein rechter Schatz von Materialien zu Trauungsſermonen darinnen, und wenn der Verf. noch im Cölibat lebt, ſo verdient er um ſeines alſo genannten

ten Patriotismus willen, um Besitz des Originals zu dem entworfenen Bilde.

P. Pavian, Voltaire und Ich in der Unterwelt. Zweyte Auflage. Berlin und Leipzig, 1784. 8. 189 Seit.

Dieser allegorische Traum hat weder der Berliner noch Leipziger, sondern wahrscheinlich der Wiener Preßfreyheit seine Existenz zu danken. Es ist ein satyrischer Ausfall auf die römische Klerisey und deren Intoleranz. Hauptsächlich tummelt sich der Scribent mit dem Verf. einer so genannten Herzjesuandacht herum, der hier unter dem Namen des P. Pavians angeführt wird, und macht sich beyher über allerley Erfindungen des Aberglaubens lustig, spottet über Vorbedeutungen, Wetterkerzen, Lorettoglöcklein, geweihte kälberne Schlegel u. s. w. träumt, er sey gestorben, und lange in Elysium an, wo er Voltairen findet, mit welchem er einen Spatziergang in die Hölle macht, wo er wider Vermuthen den Pater Pavian antrifft, der seiner Schriften wegen von den Höllenrichtern zu verschiedenen lächerlichen Strafen verurtheilt, und nachher in Miltons Nartenparadieß verwiesen wird. Possierlich genug ist es, daß Rhadamant hier über die Herzjesuandacht kunstrichtert. Mitunter hat der Verf. einige frivole Geschichtchen eingemischt, die völlig das Ansehen haben, als ob sie nur da stünden, üppige Leser, die Schlüpfrigkeiten lieben, dadurch anzulocken, wie z. B. das von einer Buhlerin, die er in der Hölle antrifft, und welche ohne Schaam ihren skandalösen Lebenslauf erzählt. Muthwillen und Ausgelassenheit vertreten überhaupt die Stelle der witzigen Wendungen, welche der Verf. laut der Vorerinnerung, seiner philosophisch theologisch satyrisch seyn sollenden Schrift gegeben zu haben glaubt. Wenn sie, wie der Titel sagt, wirklich die zwote Auflage erlebt hat, so ist das ohn ihr Verdienst und Würdigkeit geschehen.

Die Luftschlösser, oder die Hirngespinnste, eine wohlgemeynte Scene, von Friedrich Knoll. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1784. in 8. 132 Seit.

Hr. Knoll ist einer von den raschen Skribenten, die keinen Einfall, der ihnen aufstößt, ungenutzt vorbeylassen, sondern flugs einhaschen, ein Kleidchen über die nackten Lenden werfen und öffentlich zur Schau stellen, unbekümmert, welche Gestalt dann die Kompositien zufälligerweise erhält, und ob halb Fisch halb Weib daraus wird. Chimärische Wünsche, unerreichbare Ideale, Träume wachender Menschen, werden zuweilen mit einem jokosen Ausdrucke Luftschlösser genennt, daher nimmt der V. Anlaß, unter diesem Namen, gegen allerley Hirngespinnste, womit vernünftige Leute die edle Zeit verderben, hier zu Felde zu ziehen. Zuerst stellt er in einem Dialog zwey Freunde auf, die am Hafen zu Cadix spatzieren gehen, eben zu der Zeit als ein Theil der Silberflotte daselbst einläuft. Der eine wünscht Besitzer eines solchen reichbeladenen Schiffes zu seyn, und verliehrt sich ganz in die süße Vorstellung seines vermeintlichen Glücks durch eine solche Acquisition; wird aber endlich nach einer langen Dispüte von seinem Freunde belehrt, daß er dadurch nicht um ein Haar glücklicher und zufriedner leben würde, weil nach Verhältniß der Vermehrung seines Glücks, auch seine Wünsche sich erweitern und ihm eine Sättigung und Zufriedenheit gewähren würden. Hierauf macht der Verf. einen sonderbaren Absprung, auf die religiöse Schwärmerey einer Cadiere und der Jungfer Bourignon, und erzählt die Träumereyen der letztern umständlich. Aber das alles gehört hier eigentlich gar nicht her, denn unter dem Namen der Luftschlösser versteht man eine hypothetische Schwärmerey, die im Gebiete der Möglichkeit herumschwerft, nicht aber Fanatismus, Krankheit oder Verirrung des Verstandes. Endlich kömmt eine unerwartete Nutzanwendung dieser Raisonnements an das schöne Geschlecht, nebst einer deklamatorischen Apostrophe an Väter, die Töchter zu erziehen haben, um sie auf den Gang der weiblichen Phantasie aufmerksam zu machen, und alle Ueberspannung derselben sorgfältigst zu verhindern. Die letzten Blätter dieser kleinen Schrift enthalten noch eine besondere Abhandlung zur Zugabe, worin der Verf. die ganze Theorie von der Reizbarkeit des weiblichen Nervensystems auskramt, um die gewaltsamen Wirkungen von der physikalischen und moralischen Seite dadurch zu erklären. Dieses Gemälde aber ist so übertrieben, daß es einem Lustschlosse ähnlich siehet. Die ganze Zusammenstellung der Ideen des Verf. verräth einen flüchtigen

Ent-

Entwurf, der weniger durchdacht, als mit Belesenheit verbrämt ist.

O.

Copien für meine Freunde, so gut als Manuskript. 9 Bogen, nebst 1½ Bog. Compositionen. Hamburg, bey J. J. Matthiessen. 1785.

Die Kunstgriffe und Wendungen, die der Verf. auf dem Titelblatte und in einer weitläuftigen Vorrede, mit ganzer Anstrengung seines Witzes auf einander häuft, der Kritik sein Buch aus den Händen zu winden, sind zu abgenutzt, als daß sie einige Wirkung haben könnten. Auch Rec. wird sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern sein Urtheil unbefangen aussprechen. Ohnehin kann der Verf. auch das Schlimmste nicht übel nehmen, da er selbst seine Arbeit für weiter nichts als Siebensächelchen ausgibt. Solch ein bescheidener Dichter ist uns lange nicht vorgekommen:

Ich wünsch mir nichts, als meiner Freunde Lob,
Und dann — Vergessenheit!

Das erstere hängt freylich, einzig und allein, von der Galanterie der Herren ab, die der Verf. unter seine Freunde zu rechnen beliebt; das letztere hingegen bleibt ihm desto gewisser. Rec. hat, mit großer Aufopferung seiner guten Laune, diese Bogen von Wort zu Wort gelesen, ohne sich durch Einen hervorstehenden Gedanken, oder auch nur durch Eine glückliche Wendung entschädigt zu sehen. Mangel am Zusammenhang ist noch der kleinste Fehler dieser Gedichte, — wenn anders abgesetzte Zeilen, oft ohne die niedrigste Charakteristik der Poesie, den Reim und ein bestimmtes Sylbenmaaß, den Namen Gedichte verdienen. Der Ausdruck ist fast durchgehends platt und prosaisch, die Sprache ohne Wohlklang und Numerus. Die unzähligen Gedankenstriche scheinen alles verschlungen zu haben, was sich vielleicht Gedankenähnliches in ihrer Nähe sehen ließ. Wir könnten unser Urtheil noch weit mehr detailliren, und müßten doch befürchten, den poetischen Charakter unsers Verf. ungleich weniger zu erschöpfen, als er selbst in folgenden Zeilen, an einen Freund gerichtet, gethan hat, und die wir als eine kleine Probe seiner Dichtersprache hersetzen:

— ſo bring ich dann, von jeder Pierinn
Verlaſſen, ohne Hülf, ſchlafloſe Nächte hin,
Kau meine Feder ſtumpf — werf meinen Hübener,
Und finds, wie Mittagslicht — ja wie die Sonne klar,
Wie wenig ich „Poet,“ geſchweige gar,
Wie Deine Güte will „vortreffficher“ —
Nein! — daß ich blos noch Stümper bin!

Za.

Odeum von Chriſtian Auguſt Clodius Th. 1. St. 1—3. Th. 2. St. 1. 2. Leipzig, 1784. 30 Bogen in 8. mit 2 Titeln und einer Schlußvignette.

Unter dieſem, vielleicht manchem deutſchen Leſer etwas ungewöhnlichem Titel, welcher eigentlich ein öffentliches Gebäude anzeigt, worin die alten Dichter und Virtuoſen ihre Arbeiten dem Publikum vorlegten, hatte der Hr. V. angefangen, eine Sammlung von Oden, Fabeln, Dialogen, Ueberſetzungen, Briefen, Theaterreden und andern moraliſchen, philoſophiſchen und kritiſchen Aufſätzen, und zwar monatlich ein Stück zu 6 Bogen, herauszugeben, in welchem Unternehmen ihn aber ſein noch im November deſſelben Jahres erfolgter Tod unterbrach.

Sowohl der Inhalt, als der innere Werth dieſes Werkes iſt mit dem der vor fünf Jahren herausgekommenen neuen vermiſchten Schriften dieſes V. völlig gleichhaltig, und es läßt ſich daher auch das im 50ſten Bande unſerer Bibliothek über jene gefällte Urtheil mit allem Recht auf die gegenwärtige Sammlung anwenden. Auch hier wird der Leſer den warmen Freund, den Bewunderer edler Thaten, den fleißigen und gelehrten Forſcher alter und neuer Kunſt, den Verehrer der Tugend nicht verkennen; aber um deſto mehr wird er auch mit uns die ſehr nah an den Lohenſteiniſchen Geſchmack gränzende Schreibart, die oft weit hergeholten, oft unrecht verſtandnen Citationen, wortreichen Tiraden, in den proſaiſchen Aufſätzen, die falſchen Reime, ſchiefen Wendungen und gedankenleeren Worte in den Gedichten, bedauren. Auch wir wollen, gleich unſerm Vorgänger die Gerechtigkeit dieſes Urtheils mit einigen Belegen kürzlich erweiſen, zu welchem Endzweck

zweck das S. 3. befindliche Gedicht an den König von Preuſſen reichen Stoff enthält.

„Der Tod fühlt keine Macht, seitdem mit edler Hand
„Schwerin und Winterfeld durch Ketten ihn umwand.“

Was dieſer Gedanke überhaupt hier ſagen ſoll, läßt ſich nicht leicht verrathen; der Tod fühlt keine Macht, iſt matt und zweydeutig. Um den Tod zu binden, wird keine edle, wohl aber eine ſtarke Hand erfordert. Etwas durch Ketten umwinden, ſagt kein Deutſcher, wohl aber mit Ketten.

„War nicht das fröliche Gewimmel
„Der Donau und der Spree ein Schauſpiel für den Himmel?“

Soll dies Gewimmel auf die Rüſtung der Armeen gehen; ſo iſt es gewiß nichts fröliches, kein Schauſpiel für den Himmel, der ohnehin blos des Reims wegen hieher gekommen zu ſeyn ſcheint.

„Das Meer der beyden Dardanellen,
„Kann's wider Joſeph glühn und wider Friedrich ſchwellen?“

Das Wort glühn von den Wellen gebraucht, ſcheint eine Lieblingsmetapher des V. zu ſeyn.

„Lykurg und Solon gab der Griechenwelt Geſetze,
„Die Weisheit war ihr Theil, doch hatten ſie die Macht?
„Erobern ſie, ſo wie Philipp, die Plätze,
„Den Degen in der Hand, nach der gewonnen Schlacht?
„Die Schlangen jedes Staats, die Wucherer, verſcheuchet
„Ein Geiſt, wie Deiner, der nie von der Wahrheit weichet.
„Wenn Gottes Flammen glühn, und von dem Thron du ſchauſt,
„Nimmſt du die Million, die Gott Dir gab, und — hauſt.“

Wie holperich, unzuſammenhängend, matt und unedel!

Um den Satz: daß ein Schriftſteller ſich einer nützlichen und angenehmen Mannichfaltigkeit befleißigen müſſe, auszuführen, fängt er S. 11. ſo an: „Man nehme den Grundſatz

ſatz des Vorherſeyns der Seele, der Wiedererinnerung; das Syſtem des Pythagoras oder Plato an.“ Hiebey verweiſt er auf eine ganz falſch verſtandne Stelle aus Cicer. Tuſc. Quaeſt. wo dieſer vom Plato ſagt, daß er das Gedächtniß recordationem vitae ſuperioris nenne. Welch eine prunkvolle Tirade S. 15. „Nicht jede Pflanze aus dem Geſchlecht des Juniperus wächſt mit der Stärke und Kraft der Ceder am Libanon empor, und nicht unter jedem Ahornbaum denkt ein Sokrates nach, ob die Raupe, die auf dem Blatte kriecht, ſo unſterblich ſey als er.“ Wie oft wird nicht der Leſer, nachdem er ſich durch alle die Bombaſtreichen Perioden, durch eine Menge Citationen aus allen Zeiten und Zungen durchgewunden hat, mit einem alltäglichen Weisheitsſprüchlein abgeſpeiſt?

Amphora coepit inſtitui — urceus exit.

Auch in dieſem Werke iſt des Verf. Jagd nach ausländiſchen Wörtern auffallend. So kommen z. B. S. 148. ſpelta Geſtalten wieder vor. S. 163. Pinakothek. S. 256. antiſardanapaliſche Tafel. S. 405. das Gothaiſche Zeitalter ſt. das Gothiſche. S. 276. könnte die Aufſchrift: „Briefe an den verewigten Thunmann,“ leicht zu einem Mißverſtand Anlaß geben, da ſie noch bey ſeinen Lebzeiten an ihn geſchrieben waren. S. 39. „von Wein bepflanzte Hügel,“ iſt undeutſch. S. 140. finden ſich wieder glühende Meereswogen. S. 392. hat der Autor die ſchöne Stelle des Horaz:

Ut ſylvae foliis pronos mutantur in annos,
Prima cadunt: ita verborum vetus interit aetas,
Et iuvenum ritu florent modo nata vigentque.

ganz ſchief, äußerſt matt und fehlerhaft, folgender Geſtalt überſetzt:

„So wie die Wälder ihre Blätter verlieren, ſo verliert „der Ausdruck ſeine Würde; wie jene wieder empor „blühen, ſo blühen die Worte wieder empor.“

Man vergleiche damit Wielands Ueberſetzung dieſer Stelle:

„So wie von Jahr zu Jahr mit neuem Laub
„Der Wald ſich ſchmückt, das alte fallen läßt:
„So läſſet auch die Sprache unvermerkt

„Die

„Die alten Wörter fallen, und es sprossen neue
„Das Leben auf und füllen ihren Platz.“

S. 197. hat der Verf. eine Abhandlung „über die wahre Polymathie, den Einfluß derselben auf die Wissenschaften und besonders die Rechtsgelehrsamkeit“ von einem Herrn Martens (wahrscheinlich dem jetzigen Professor in Göttingen) mit aufgenommen, die uns nicht übel gefallen hat. Eben so gefällt uns auch S. 136. das Lied an Quandts Urne. S. 159. Die Uebersetzung von Fraguers Elegie auf Wateau. S. 426. das Gedicht an den Professor Eck. Nicht minder gut sind die Ideen „über die weibliche Erziehung in Briefen an Clemen„tinen K.“ S. 450 u. a. m. Daß der Dialog dem Verf. nicht glückt, ist schon von unserem Vorgänger bemerkt worden.

Möchte doch der Verf. das meisterhafte Bild des Camerarius von Melanchthons Styl, welches er S. 81. so schön findet, besser befolgt haben!

„Non ille inanibus verbis quasi perstrepere; non a re „proposita sermonem abducere, non aliena intexere; sed „voluti intra suas ripas flumen orationis coërcere. Haec „est in exponendo perspicua, in narrando, et ornata satis „et copiosa, in argumentando acuta, neque tamen mol„lis aut enervata, verum etiam non declamatoria quidem „illa abundantia, sed luculenta brevitate fortis et animosa, „eosque aculeos defigens, qui penetrando vulnerent, „non pungant tantum perstringendo.“

Oh.

5. Schöne Künste.

Musik.

Sechs Klavier-Solos halb leicht, halb schwer, komponirt — von Johann Wilhelm Häßler, Musikdirector des öffentlichen Conzerts und Organist bey der evangelischen Barfüßerkirche in Erfurt.

Leipzig, im Schwickertſchen Verlage. 9½ Bog. Querfolio.

Fremd, charakteriſtiſch, dabey äußerſt faßlich, und reich an fließenden Gedanken, die mit Geſchmack und Einſicht in die Kunſt zuſammengeſetzt und behandelt ſind, ſind dieſe ſechs Clavierſolos des Hrn. H. die wirklich, wie der Titel beſagt, nicht zu leicht und nicht zu ſchwer ſind.

Hr. Häßler gehört unter die wenigen Componiſten, deren Ausarbeitungen fürs Clavier wegen ihrer innern Güte beſonders ausgezeichnet, und den Liebhabern der guten und wahren Art, das Clavier zu ſpielen, mit Recht angeprieſen zu werden verdienen.

Charakteriſtiſche Clavierſtücke von *G. C. Füger*. I. Ausgelaſſenheit. II. Lebhaftigkeit. III Frölichkeit. IV. Heiterkeit. V. Freude und Frolocken. VI. Zärtlichkeit. VII. Sehnſucht. VIII. Stolz und Kühnheit. IX. Schwermuth und Gemüthsunruhe. X. Wuth und Raſerey. XI. Bitten und Drohen. XII. Schmeicheln und Liebkoſen. Tübingen auf Koſten des Verfaſſers. Derſelbe Titel franzöſiſch. 11 Bog. Qfol.

Dieſer Verf. hat es darauf angelegt, charakteriſtiſch zu ſetzen, und gewiſſe Gemüthsbewegungen beſtimmt durch ein Clavierſtück auszudrücken; die Ausführung entſpricht aber keinesweges dem guten Vorſatz, und bey den mehrſten Stücken würde man ſchwerlich die Ueberſchrift errathen, ſo wenig hat die Muſik den Ton oder den Gang der auszudrückenden Gemüthsbewegung. Die erſten fünf Stücke beſtehen aus lauter laufenden und ſpringenden Sätzen in geſchwinder Bewegung, die aber von ſo weniger Beſtimmtheit des Ausdrucks ſind, daß die Ueberſchriften, ohne dem Charakter der Stücke im geringſten zu ſchaden, nach Willkühr verwechſelt werden könnten. Die Schattirungen unter Ausgelaſſenheit, Lebhaftigkeit, Frölichkeit, Heiterkeit, Freude und Frolocken beſtimmt durch Töne aus-

auszudrücken, würde selbst einem Gretry, der in Charakterzeichnungen so viel Stärke besitzt, schwerlich gelingen; dazu gehört eine Feinheit des Gefühls und Reichthum der Erfindung, wovon dem Hrn. F. nach diesen Stücken zu urtheilen, gar nichts zu Theil geworden ist. Das sechste Stück, Zärtlichkeit, ist in A dur und Allegretto: eine zu diesem Ausdruck nicht zum besten gewählte Tonart und Bewegung. Die linke Hand schlägt fast durchgehends einzelne verdoppelte Grundtöne stark an, und übersteigt die rechte Hand, die mit Sechzehnteln vom Anfang bis zu Ende des Stücks auf unbedeutenden Tönen harfenmäßig fortquirlt, um ein paar Töne, die vermuthlich Seufzer bedeuten sollen, dazwischen hören zu lassen; dann mit einmal wird es in der Mitte des Stücks so lermend, daß man sich eher ein frolockendes Weibergeschrey, als einen Ausbruch von inniger Zärtlichkeit darunter vorstellen kann. In eben dem Takt und Bewegung, nur daß die Tonart in Moll verändert worden, und die rechte Hand nun die Linke überschlägt, folgt hierauf No. VII, Sehnsucht, das der V. auf dem Titel durch Ardent desir ins Französische übersetzt hat. Schwerlich möchten hiebey der deutsche und französische Componist im Ausdruck zusammentreffen. Das folgende Stück, Stolz und Kühnheit, in Fis moll und Viervierteltakt fängt Allegro assai mit 16 Takt langen laufenden Sechzehnteln an, die sich zu dem gesetzten Gang des Stolzes und der Kühnheit, wie die Faust aufs Auge, passen. Ueberhaupt stößt man in allen diesen Stücken auf keinen einzigen melodischen Satz von Bedeutung. Durchgängig hört und sieht man nichts, als ein beständiges Gewühl und Laufen von einer Passage zur andern, so daß man am Ende nichts weiß, was man hört und gehört hat. Und darin will der V. das Charakteristische suchen?

Von Seiten des reinen Satzes und der Composition dieser Stücke, als Werke der Kunst betrachtet, die blos das Ohr ergötzen sollen, wäre nun noch gar vieles daran auszusetzen, das wir aber hier nicht rügen wollen. Alles, was wir zu ihrem Lobe sagen können, ist, daß sie bey der Menge Druckfehler an ihrem innern Gehalte so wenig verlieren als gewinnen, und daß ihr Verf. ein ziemlich fertiger Clavierspieler zu seyn scheint.

Arr.

Sechs

Sechs Sonaten fürs Clavier mit veränderten Reprisen — von Carl Philipp Emanuel Bach. Berlin, im Verlage der Rellstabschen Musikhandlung und Musikdruckerey. 14 Bog. Qfol.

Der Werth dieser vortrefflichen und in ihrer Art einzigen Sonaten ist durch die öftern Auflagen längst entschieden; welcher Clavierspieler, der nur einigermaßen Geschmack und Liebe für Geist- und Herz-ergötzende Musik hat, wüßte sie nicht auswendig?

Der junge Hr. Rellstab, der den Verlag der drey Theile von den Bachischen Sonaten, wovon diese sechs den ersten Theil ausmachen, von den Winterschen Erben an sich gekauft hat, hat diesen, da er fehlte, wiederum neu aufgelegt, und diese Auflage verdient wegen einiger wichtigen Verbesserungen des Notendrucks, die Aufmerksamkeit aller Musikfreunde. Mit Recht beschwert man sich bey dem schönen Breitkopfischen Notendruck, daß die Nebenlinien über oder unter dem System, die bey mehrern in der Höhe oder Tiefe auf einander folgenden Noten, wie die Linien des Systems in eins fortlaufen, mit diesen gleich stark sind, wodurch das Auge leicht in Verwirrung geräth, und sich aus allen den gleich starken Linien oft nicht herausfinden kann. Die Rellstabsche Verbesserung hebt diese Unvollkommenheit auf eine Art, die nichts zu wünschen übrig läßt; die Nebenlinien unterscheiden sich, dadurch, daß sie stärker sind, sehr bezeichnend von den Linien des Systems. Dadurch wird eine Folge von mehrern Noten über oder unter dem System, die sonst undeutlich und ermüdend fürs Auge war, nun ungemein deutlich und leicht leserlich. Man darf nur, um sich hievon zu überzeugen, bey dergleichen Stellen diese Auflage gegen die ersten halten, die bey Winter gedruckt sind.

Eine andre Verbesserung betrifft die Versetzungszeichen, die im Verhältniß mit den übrigen Notenfiguren zu klein sind, und deren Unterschied nicht deutlich genug ins Auge fällt. Die Ursache ihrer Kleinheit ist wohl die, damit sie erforderlichen Falls nahe unter einander gesetzt werden können. Allein man ist schon bey geschriebenen Noten gewohnt, sie in solchen Fällen etwas von der Seite unter einander zu sehen; und so bald sie bis auf eine Secunde sich einander nahe kommen, können sie auch in den Drucknoten nicht anders, als nur von

der

der Seite, unter einander gesetzt werden. Hr. Rellstab gibt sie demnach größer giessen lassen, und ihnen die wahre Gestalt gegeben, die sie in der geschriebenen Notenschrift haben: da durch erhalten sie vor jenen ebenfalls gerechte Vorzüge, und können so wenig wie in gutgeschriebenen Noten mit einander verwechselt werden. Doch müssen wir gestehen, daß das Viereck verhältnißmäßig etwas zu groß gerathen ist; auch begreifen wir nicht, warum das Kreuz, das sonst eine so richtige und vollkommne Gestalt hat, von der Linken zur Rechten gezogen ist, da es im Schreiben doch umgekehrt, nämlich von der Rechten zur Linken gezogen wird. Der Kegel darf nur umgekehrt werden, um diese kleine Unvollkommenheit gänzlich zu heben. Das runde Be aber hat eine vollkommen schöne und deutliche Gestalt. Auch die Punkte, die zu klein waren, erscheinen hier vergrößert, und fallen dadurch besser ins Auge.

Hr. Rellstab verspricht in der Vorrede nach und nach noch manches in dem Notendruck zu verbessern, wozu wir ihn auf die dringendste Weise aufmuntern. Außer den Pausen bedürfen auch noch die Manieren einer Verbesserung. Der Doppelschlag, Mordent ꝛc. sind im Verhältniß mit den übrigen Zeichen viel zu klein. Auch wären zur Bezeichnung des ff, pp, mf. ꝛc. eigne Kegel zu gießen nöthig, damit solche erfoderlichen Falls nahe an einander gerückt, und gerade unter der Note; zu welcher sie gehören, gesetzt werden könnten. S. 44. im letzten Takt des zweyten Systems ist nur der erste Ton ff, und das mf müßte gerade unter der zweyten Note stehen, da es hier wegen des zu großen Raums, den beyde Bezeichnungen einnehmen, erst unter der dritten Note steht. In den erstern Auflagen hat man hiezu die Buchstaben aus der Cicero genommen, die wirklich richtiger placirt, aber doch im Grunde nicht stark genug sind.

Unser deutscher Breitkopfischer Notendruck kömmt wegen der darin so auffallenden Accuratesse, hauptsächlich bey mehrzeiligen Systemen, und wegen der so leicht darin zu bewerkstelligenden Correctur, sowohl den Notenstich der Ein- und Ausländer, als auch alle gutgeschriebene Notenschrift weit übertreffen, wenn er vollkommen wäre. Aber bis jetzt ziehe man ihm, wo nicht alle beyde, doch wenigstens die letzte noch immer vor. Woran liegt das, da doch die Druckfarbe gehörig schwarz ist, die Notenköpfe gehörig stark, und überhaupt alle

alle einzelne Zeichen sehr kennbar und deutlich sind? An nichts, als an den zu schwachen Notenstrichen und Systemlinien. Rez. hat darüber die ungezweifelteste Erfahrung. Bey öfterer Untersuchung zweyerley gutgeschriebener Handschriften hat er allezeit gefunden, daß diejenige, die die stärksten Striche an den Notenköpfen hat, weit deutlicher ins Auge fällt, und das Lesen weit leichter macht, als die andre, die bey eben so starken oder noch stärkeren Notenköpfen schwache Notenstriche hat, worin manche Notenschreiber eine Schönheit suchen, die aber der Deutlichkeit gar nicht vortheilhaft ist. Hierauf hätte man also hauptsächlich bey Verbesserung des Notendrucks Rücksicht zu nehmen. Hr. Rellstab irrt sich, wenn er in der Vorrede zu behaupten scheint, daß dieser Notenstrich bey Achteln, Sechzehnteln ꝛc. allenfalls ganz wegbleiben könnte; er ist vielmehr äußerst nothwendig, die Note leserlich und klar ins Auge fallend zu machen. Aber darin hat er Recht, daß der Notenstrich bey an einander hängenden Sechzehnteln oder Zweyunddreyßigteln nicht bis an den untersten Querstrich durchgezogen zu werden brauche; er darf nur bis an den nächsten Querstrich reichen; aber wegbleiben darf er so wenig, als die Köpfe selbst, und wenn die Note, zu welcher er gehört, recht leserlich seyn soll, so muß er stark seyn, ohngefehr so stark, als die neuen Nebenlinien, oder die Taktstriche. Eben das gilt auch von den Systemlinien. Sie sind zu dünne, und stimmern für ein etwas schwaches Gesicht, statt daß die Rostrallinien, die zu geschriebenen Noten dienen, sich dem Auge deutlich marquiren. Daher auch diese für den Druck stärker gegossen werden müßten.

Keine Notenschrift noch Stich würde der Deutlichkeit und Leserlichkeit des Notendrucks, der in so manchen wesentlichen Stücken schon so vieles vor jenen voraus hat, gleichkommen, wenn die Notenstriche und die Linien stärker wären.

Dem Hrn. Rellstab fehlt es übrigens noch an einem solchen Setzer, der bey der Stellung ganzer Takte gegen einander, und ihrer einzelnen Glieder, das richtige Ebenmaaß zu treffen weiß, das dem Auge das Lesen so sehr erleichtert. Eine Freude ists, eine gedruckte Notenseite aus der Breitkopfischen Officin zu sehen, wie ein Takt zu dem andern, und jedes Glied eines Takts zu den übrigen Taktgliedern verhältnißmäßig abgetheilt ist, statt daß in dem vor uns liegenden Werk mancher Takt im Verhältniß mit dem vorhergehenden oder

folgen-

folgenden zu eng oder zu weitläuftig ins Auge fälle, und die Taktglieder verhältnißmäßig oft zu gedehnt oder zu nahe an einander stehen. So haben z. B. S. 14. im 2ten Systeme die vier letzten Takte kein Verhältniß mit den übrigen Taktabtheilungen auf dieser Seite, die wiederum im Ganzen genommen kein Verhältniß mit den Abtheilungen der folgenden Seite hat, die viel zu weitläuftig gedruckt ist. Auf der 18ten S. im 3ten Syst. hat der vierte Takt kein Verhältniß mit dem folgenden, und dieser wiederum nicht mit dem ersten Takt des folgenden Systems. Auf der 19ten S. sind die ersten Systeme weitläuftig, und die unteren eng gedruckt. Das Auge ermüdet, wenn es einerley Notengattungen bald in kleinern Abtheilungen nahe zusammengerückt, bald in weitern Abständen aus einander gedehnt erblickt. Der Setzer muß wissen, daß Sätze, die geschwind vorgetragen werden sollen, und solche, die das Auge mit einmal übersehen muß, nur alsdann leicht zu lesen sind, wenn die Noten nahe an einander gerückt stehen. Daher läßt sich das unterste System S. 19. besser lesen, als das 3te und 4te System der 17ten Seite, wo der nämliche Satz zu weitläuftig abgesetzt worden ist; so auch S. 32. im 2ten Syst. fällt der dritte Takt leichter ins Auge, als der vorhergehende Takt. Hiernach ist auch die Stellung der Versetzungzeichen einzurichten, die in solchen Sätzen den möglich wenigsten Platz einnehmen müssen. S. 47. stehen sie im ersten Takt des dritten Systems, der nicht einmal übersehen werden muß, zu weit von den Noten ab, und machen dadurch die ganze Stelle verworren fürs Auge; sie hätten so eng zwischen den Noten stehen müssen, als auf der vorhergehenden Seite in dem letzten Takt des 3ten Systems. In diesem Takt steht das Dequadrat vor der einzelnen Baßnote in der gehörigen Entfernung; an manchen Stellen stehen die Versetzungszeichen vor einzelnen Noten von einer beträchtlichen Länge gar zu nahe an der Note, wie z. B. S. 46. im untersten System im 9ten Takt. Hauptsächlich wird das Notenlesen durch eine verhältnißmäßige Abtheilung der Taktglieder ungemein erleichtert, worauf der Setzer sich vorzüglich zu befleißigen hat. Die Viertelabtheilungen eines Stücks, worin allerley Notengattungen vorkommen, müssen von etwas beträchtlicher Weite seyn, Achtelabtheilungen müssen etwas enger, Sechzehntel noch enger u. s. w. ausfallen; dadurch erhalten die Taktglieder ein gewisses Ebenmaaß, und das Auge erblickt mancherley Notengattungen in ihren Abtheilungen

enge

angemeſſenen Nähe oder Entfernung, wodurch die Geſchwindigkeit oder Langſamkeit ihres Vortrags gewiſſermaßen mit beſtimmt wird. Dies kömmt dem Auge, hauptſächlich in ſchweren Stücken, ſehr zu ſtatten, anſtatt daß eine unzweckmäßige Abtheilung der Taktglieder es durch unnöthige Anſtrengung ermüdet. Wir wollen nur ein Paar Beyſpiele anführen. S. 9. im 4ten Syſt. iſt im 2ten und 4ten Takt die Abtheilung des letzten Viertels nicht weit genug. S. 32. im 4ten Takt des 3ten Syſt. und im 3ten Takt des 4ten Syſt. ſind die Triolen über das letzte Taktviertel nicht eng genug zuſammengerückt, und nehmen zu noch einmal ſo viel Noten Platz ein. S. 35. im unterſten Syſtem iſt im erſten Takt die letzte Viertelnote der Oberſtimme nicht nahe genug an der vorhergehenden Note, die doch ein Zweyunddreyßigtheil iſt, hinangerückt; ſo auch in dem folgenden Takt der erſten Note des zweyten Taktviertels.

Wir zweifeln nicht, daß Hr. R. der ſo viel Eifer für die Verbeſſerung des Notendrucks bezeigt, von dieſen gutgemeynten Winken nicht nach und nach Gebrauch machen werde. Auch können wir nicht umhin, ihm anzurathen, die möglichſte Sorgfalt auf Verhütung der Druckfehler anzuwenden. Wir haben in dieſen Sonaten, außer den von ihm ſelbſt angezeigten, noch manche gefunden, die nicht angezeigt ſind, vornehmlich in den Pauſen. Auch hierin hat er die Breitkopfiſche Druckerey zum Muſter zu nehmen.

Noch eine Kleinigkeit müſſen wir bemerken; ſie betrifft die fehlerhafte Vorzeichnung. Bey der 5ten Sonate ſteht es, b, vorgezeichnet, da es doch b, es, heißen muß. S. 44. iſt die Verzeichnung ganz unrichtig; ſie muß b, es, as, heißen. S. 45. im 4ten Takt des erſten Syſtems hätten die 3 Sequadrate, vorbeſagter Urſachen wegen, näher an einander gerückt werden müſſen.

Im übrigen gereicht es dem Hrn. Reilſtab zur Ehre, daß er, ungeachtet der Unbequemlichkeit ſeiner Lage, und der Koſten, die der veränderte Guß der Notentypen ihm wegen der Entfernung von dem Schriftgießer verurſacht, dennoch den rühmlichen Vorſatz hat, die Verlagsartikel ſeines Notendrucks ſo wohlfeil zu liefern, daß niemand Luſt haben könne, für ſie den Preis zu ſchreiben.

Swr.

6. No-

6. Romane.

Volksmährchen der Deutschen. Vierter Theil. Gotha, bey Ettinger. 1786. 8. 272 S.

Dieser Band enthält drey Mährchen, nehmlich, die stumme Liebe; Ulrich mit dem Bühel; und Dämon Amor. Wir enthalten uns, durch Erzählung der Vorfälle in diesen drey Stücken unsern Lesern das Angenehme der Selbstentdeckung zu rauben. Der Verf. scheint sich in diesem Stücke von dem so beliebten Mährchenton etwas zu entfernen, und wenn er seine ersten Stücke mit den Gegenwärtigen vergleicht, wird er uns vermuthlich selbst Recht geben. Wenn wir zum Beweis unserer Bemerkung aufgefodert würden, dürften wir uns nur auf die verschiednen Seitenblicke beziehen, die nur einer in der neuesten Litterär- und Menschengeschichte bewanderter verstehen kann, die dem deutschen Volke böhmische Dörfer sind. Ob Dämon Amor überhaupt sich zu einem Volksmährchen qualifizire, bezweifeln wir, wenigstens hätte er aus dem Nadelbüchsgen wegbleiben müssen.

R.

Siegfried von Lindenberg. Dritte, rechtmäßige, vom Verfasser verbesserte Auflage. Leipzig, bey Schneidern. 1783. Vier Theile, zusammen 2 Alph. 14 Bog. in 8. Vier Kupfer zur Geschichte Siegfried von Lindenberg, gezeichnet und gestochen von D. Chodowiecki. Leipzig, bey Schneidern. 1784. 8.

Von der günstigen Aufnahme dieses Buchs beym Publikum hat früher schon ein diebischer Nachdruck beglaubtes Zeugniß abgelegt, und nun späterhin bestätigt solches diese dritte rechtmäßige Auflage, welche nebenher auch noch beweiset, daß nicht alle Schriften für die Unterhaltung, von den Produkten der nächstfolgenden Messe abgetrieben worden, die dürres

Herbſtlaub von dem im Lenz neu hervorſproſſenden. Die, nach der Vollendung dieſer Ausgabe, hinzugefügten vier Kupfer, würden dem Buche zur Empfehlung dienen, wenn es dieſer Art Empfehlungen bedürfte; aber zur Zierde gereichen ſie dieſer Ausgabe gewiß. Sie enthalten die Vorſtellungen der Erziehung des kleinen Siegfrieds; des Beſuchs vom ſchwarzen Genie beym braunen Manne; des Ehezwiſtes zwiſchen dem Lektoris und ſeinem Weibe; und die Aufführung des Leſſingſchen Schauſpiels. Dieſe charakteriſtiſchen, der Meiſterhand des Künſtlers würdigen Vorſtellungen, werden auch ohne das Buch beſonders verkauft.

Bey dieſer Gelegenheit kann Rec. nicht umhin zu gedenken, daß er von dem Verf. Herrn Joh. Gottwerth Müller in Itzehoe, im zweyten Theil der Geſchichte der Waldheime, a. d. 396 S. gelegentlich aufgefodert wird, wegen der Beurtheilung der zweyten Auflage des ſogenannten Siegfrieds Bächleins in dieſer Bibliothek, dem Verf. Rede zuſtehen, wozu ſich R. ſo willig als ſchuldig erachtet. Hr. M. beſchwert ſich, daß ihm in beſagter Rec. der Vorwurf ſey gemacht worden, er habe den Charakter ſeines Freundes Siegfried, in der zweyten Originalausgabe nicht gehörig ſoutenirt, ſondern die ſcharfen Ecken dieſes Charakters gefliſſentlich abgerundet, und ihn (vermuthbar) gewiſſen Leuten zu gefallen, ganz umgeformt. Der Verf. ſagt dieſes auf ſeine Manier mit andern Worten; die aber auf dieſe Weiſe zu berichtigen ſind, wenn der ſtatus controverſiae, keiner Parthey zu Lieb oder zu Leid, richtig ſoll ins Auge gefaßt werden. Hr. M. begehret die Veranlaſſung, oder den Grund dieſer Urtheile und Bemerkungen zu erfahren, welche demſelben R. nicht vorenthalten kann. Letzterer ſetzt zum voraus, daß das Groteskekomiſche in dem Charakter des Junker Siegfrieds, welches dem Verf. ſo gut gelungen iſt, das eigentlich hervorſtechende im Buche ausmache. Von der Zeit der gepflogenen Ehetraktaten mit der ſchönen Wittwe, Eliſe von Wellenthal, erſcheint aber der Junker ſichtbar in einem andern Lichte; die Groteskenzüge verſchwinden allgemach, und an die Stelle eines ausgeſuchten Gecken, der durch ſeine Thorheiten die Leſer auf mannichfaltige Weiſe beluſtiget und unterhält, tritt nun ein edeldenkender, feinfühlender Mann, der zwiſchen Abſurdität und geſundem Menſchenverſtand wohl einen Unterſchied zu machen weiß. Eben der Mann, der aus Aemulation gegen den Großſultan auf den

Ein-

Einfall kam, ſich ein Serail zuzulegen, den Lektoris dabey zum Kislaraga zu beſtellen, und ihn verſchneiden zu laſſen, welches keinesweges für Kurzweil und Schäckerey gelten kann; denn das ſetzte voraus, daß er über ſeine eigne Bizarrerie habe ſpotten wollen, welches hier gar nicht der Fall iſt, benimmt ſich als ein tugendhafter, vernünftiger, beſcheidener Mann, bey ſeiner Werbung um Eliſen. Er, der kein Gefühl davon hat, daß er durch die tollſten Schwänke, wozu ihn ſeine falſche Ambition verleitet, ſich lächerlich macht, weiß mit Feinheit und Delikateſſe eine edelmüthige Handlung gegen Eliſen einzuleiten, und auszuführen; er macht durch einen anſehnlichen Vorſchuß ihre Güter ſchuldenfrey, ohne die geringſte Nebenabſicht, ſeine vorhabende Eheverbindung dadurch zu befördern, und verbirgt es ſorgfältig, durch wen dieſer Freundſchaftsdienſt ihr ſey geleiſtet worden. Dieſe feine und geläuterte Denkungsart, die Hochachtung verdient, dünkte dem Rec. ein heterogener Zug in dem Charakter des Junkers zu ſeyn, und erzeugt bey denkenden Leſern ein unwillkommenes Gefühl, welches der Verfaſſer nicht ſchien beabſichtet zu haben; man empfindet Mitleiden mit dem Junker; bey den Verirrungen ſeines ſo geſunden Verſtandes, hört man auf über ſeine Thorheiten zu lachen, und fängt an ihn zu bedauern. Aus dieſen Gründen äußerte R. den Wunſch, daß der V. die ſcharfen Ecken in dieſem Charakter nicht möchte abgeſchliffen oder ihn veredelt haben, weil es dem eigentlichen Intereſſe des Buchs Eintrag zu thun ſchien. Uebrigens war es ein bloßer Gedächtnißfehler, daß R. dieſe Veredlung allein der zweyten Auflage beymaß; bey der erſtmaligen Lektüre hatte Neuheit und Eigenthümlichkeit, Ton und Vortrag der Sache ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr beſchäfftiget, daß er Anfangs nicht auf die, in einer kontemplativern Stunde beym Leſen der zweyten Ausgabe gemachte Bemerkung ſtieß, und dadurch zu dem Irrthum verleitet wurde, das ad curas poſteriores zu rechnen, was anfänglich ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen war, und zum urſprünglichen Plan des Buchs oder zum erſten Wurf gehörte. Vergleichen laſſen ſich die verſchiednen Ausgaben eines Buchs nicht immer, denn ſie ſind zu gleicher Zeit ſelten zur Hand. Noch iſt R. dem Verf. eine Erläuterung ſchuldig, die Vermuthung betreffend, daß dieſe Veredlung des von ihm entworfenen Charakters, eine Gefälligkeit gegen gewiſſe Leute zum Grunde habe; oder wie er's verſteht, daß er gewiſſen Leuten damit den Fuchsſchwanz habe ſtreichen wollen. Dieſe Inter-

pretation giebt den Worten des R. freylich einen rohsenstikalischen Anschein. Aber Hr. M. hätte leicht eine bessere Erklärung derselben finden können. Unter diesen gewissen Leuten, konnte wohl nach der natürlichen Lage der Sache, nichts anders verstanden werden, als eine gewisse Klasse von Lesern, und welcher Schriftsteller, der ein Lesebuch schreibt, wünscht nicht jedem Leser es damit zu Danke zu machen, wenn auch allenfalls eine Kunstregel darüber aufgeopfert wird? Viele Leser aber halten eine Heyrath für ein so unentbehrliches Ingredienz zu einem Roman, als zu einem Lustspiele. Hieraus entstund die Vermuthung, der Verf. habe diesen Lesern zu Gefallen, die Geschichte auf eine Vermählung hinausgeleitet, und weil der Junker mit seinen Bizarrerien nicht der tauglichste Ehekandidat war, habe er, um ihn dazu zu qualifiziren, sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, ihn ganz umzubilden. Rec. vermeint nun, dem V. die verlangte Rechenschaft seines Urtheils über die zweyte Ausgabe des Siegfried-Büchleins, wieder und offenherzig abgelegt und dadurch dokumentirt zu haben, was der Verf. in seiner Apologie zu bezweifeln scheinet, daß er das Buch gelesen, wieder gelesen und darüber gedacht habe; daß sein Urtheil mithin nicht ein Wurf ins Blaue sey, sondern daß er das Resultat seiner Bemerkungen, aus den angeführten Gründen niedergeschrieben habe. Letztere jedesmal zu detailliren, verstattet der enge Raum nicht, welcher dem Fache der Romanen in dieser Bibliothek angewiesen ist. Indessen bescheidet sich ein billiger Rec. gern, daß er verbunden sey, auf freundliche Ansprache eines Autoren, von seinen geäußerten Meynungen und Urtheilen Grund und Ursach anzugeben.

Anton Reiser, ein psychologischer Roman, herausgegeben von Karl Philipp Moritz. Erster Theil. Berlin, 1785. bey Maurer. 188 S. 8.

Die Darstellung eines individuellen Charakters in einem Roman, aus natürlicher Anlage, zufälligen Verhältnissen und der ersten Richtung, die der menschliche Geist von außenher empfängt; sobald er beginnt Ideen zu sammlen und festzuhalten, welches die eigentlichen Bestandtheile, oder vielmehr die wirkenden Ursachen seiner zukünftigen Eigenthümlichkeit sind,

ist

ist ein Gedanke, der des Versuchs der Ausführung wohl werth ist, und außer dem Reiz der Neuheit noch das zum Vortheil hat, daß er speculativen Lesern eine Art solider Unterhaltung gewähret, indem sie den Blick der Seele in sich selber schärft, und auf den Gang ihrer Operationen aufmerksam macht. Hr. Prof. Moritz, der, wie bekannt, seit einiger Zeit die praktische Seelenkunde zu seinem Lieblingsstudium gewählet hat, qualificirt sich zu einem solchen Unternehmen vorzüglich, und liefert hier wirklich einen Versuch der innern Geschichte des Menschen, worinnen er den Bestimmungsursachen nachspühret, aus welchen sich urtheilen läßt, wie der Mensch das, was er ist, geworden ist. Er greift, gleichsam ohne Wahl, in den Haufen der zu dieser Absicht aus seiner Phantasie hervorgerufenen Ideale, und nimmt das erste beste rohe Naturproduckt zu seiner Bearbeitung heraus, verfolgt die Entwickelung der Seelenkräfte eines Knaben, von der ersten Zurückerinnerung seiner Besonnenheit, nebst der successiven Entstehung seiner Begriffe und Eindrücke, welche jedes Objekt nach der Lage, in welcher er sich befindet, auf ihn macht, bis zu seinen vogtbaren Jahren. So weit führet dieser erste Theil die Geschichte, welche als Grundlage des in der Folge zur Reife gedeihenden Charakters des Mannes anzusehen ist, und aus welchen Prämissen, das wie und warum seiner Denkungsart, Sitten und Handlungen, sich deutlich zu Tag legen soll. In der Vorrede erinnert der Verf. seine Leser, daß dasjenige oft im Fortgange des Lebens sehr wichtig werden könne, was anfänglich klein und unbedeutend scheine, und giebt ihnen dadurch einen Wink, an die anscheinende Geringfügigkeit mancher Umstände, die hier erzählet werden, sich nicht zu stoßen. Diese Erinnerung ist für die nicht überflüßig, die den Plan des Verf. nicht recht ins Auge fassen, und das Buch, nach dem gewöhnlichen Gang der Romanen, welche mehr die Phantasie als den Verstand beschäfftigen, beurtheilen möchten.

Die Leiden der Ortenbergischen Familie, von A. Kotzebue. Erster Theil. Petersburg, 1785. im Verlage der Dahlgrenschen Lesebibliothek, in 8. 323 Seit.

Obgleich diese Geschichte noch zur Zeit unvollendet ist, und der Verf. den Wunsch ans Publikum äußert, den Plan, nach

welchem er gearbeitet hat, nicht eher zu beurtheilen, bis der dritte Band die Presse verlassen habe; so wird eine vorläufige Anzeige des Buchs doch nicht überflüßig seyn, um die Leser darauf aufmerksam zu machen, da es sich von dem gewöhnlichen Gange der Romanen merklich unterscheidet, und der V. sowohl in Ansehung der Anordnung, als in Hinsicht des vermuthbaren Resultats der Geschichte, einen eignen, nicht gemeinen Weg sich zu bahnen scheint. Wir geben den Lesern das hier in einem kurzen Auszuge, was wir von der Geschichte vor uns haben, und in der Ordnung, wie es dem Verf. beliebt hat, es vorzutragen. Karl Friedrich Ortenberg, Rector der Schule zu W. saß des Abends um halb neun Uhr einer Schüssel Kartoffeln gegenüber. Neben ihm Karoline, ein sanftes gefälliges Weib, und um das Kleeblatt zu füllen, Wilhelm ein siebenjähriger Knabe, dessen Auge keimenden Verstand, und dessen Wange reife Unschuld verrieth. Ein versiegelter Zettel stöhrt die glückliche häusliche Scene, Ortenberg macht sich reisefertig, Karoline wird äußerst unruhig über diese Anstalten, er geht und kömmt nicht wieder. Hauptmann Sturm, ein biederer Invalid, der Hausgenosse des Rektors, bemüht sich die besorgte Frau zu trösten. Indessen wird Lerm im Garten, einige vermummte Leute wagen einen Anfall auf das Haus, werden aber von dem tapfern Invaliden verscheucht. Schrecken und Bekümmerniß, bewirken bey der zagenden Frau eine zu frühe Entbindung, an deren Folgen sie stirbt. Kurz nach ihrem Tode, tritt der Kommendant im Städtchen, der Geister all des Unglücks, ins Haus, Karolinen, die er heftig liebte, zu entführen. Er geräth mit dem Hauptmann in Wortwechsel, der ihn nöthiget, sich mit ihm zu schlagen; aber dem rüstigern Gegner den Sieg überlassen muß, welcher ihn, als einen Uebertreter des Duellmandats, will in Verhaft nehmen lassen. Doch die Wache kömmt zu spät; den ehrlichen Sturm hat in der Nacht der Schlag gerührt, und er wird todt im Bette gefunden. Ortenberg, unbekannt mit den Schicksalen seines verlassenen Hauses, eilt unterdessen nach der Residenz des Königs, Schutz gegen die frechen Insulten des mächtigen Stöhrers seines häuslichen Glücks vom Throne zu erflehen, und dadurch gewinnt der Verf. Zeit, die vorgängige Geschichte des unglücklichen Ehepaars nachzuholen. Ortenberg verliebt sich in frühen Jugend in Karolinen, die Tochter eines Kaufmanns. Die Liebenden werden getrennt; er begiebt sich auf die Akademien,

für

ſie verliehrt ihren Vater, der Bankerott gemacht hat, und entſchließt ſich, bey einer adlichen Dame Dienſte zu nehmen. Er findet auf der Akademie einen Freund von vortrefflichem Charakter, den Baron Eſchenhorſt. Sie findet einen impertinenden Liebhaber an dem Oberſten, der ihrer Tugend nachſtrebt. Er kehrt wieder zurück in ſeine Vaterſtadt, und erhält nach überſtandener Prüfung, von den Konſiſtorialen Vertröſtungen auf eine baldige Beförderung; ſie verfolgt der Oberſte mit ſeiner ſtrafbaren Liebe. Das ſetzt den jungen Kandidat in ſolche Wuth, daß er dieſen in ſeinem eignen Quartier darüber heftig zur Rede ſtellt, und ihn nöthiget, den Degen gegen ihn zu ziehen. Obgleich dieſe Sache nicht recht laut wird, ſo iſt doch Ortenbergs Bemühung um eine Beförderung vergebens, und er wird von der ausgeſuchten Spießgenoſſenſchaft der Konſiſtorialen dergeſtalt gemißhandelt, daß er den Wanderſtab zu ergreifen genöthiget wird. Ein wohlhabender Bürger in einem Landſtädtgen nimmt ihn freundlich auf; aber zu ſtolz Wohlthaten anzunehmen, nährt er ſich kümmerlich von einer Winkelſchule. Hier erhält er einen unvermutheten Beſuch von Eſchenhorſt, ein Stern prangt auf ſeinem Reiſekleide, denn ſeine Verdienſte, in einem Lande, wo nur Verdienſte gelten, hatten ihn ſchnell empor gehoben. Er reißt nach Berlin, findet Gelegenheit ein Wort bey dem König für ſeinen Freund zu ſprechen, und erhält für ihn das Beſtellungsdekret zum Rektorat in W. Auf der Rückreiſe befreyet er ein unbekanntes Frauenzimmer aus der Hand ihres Räubers, und bald darauf findet ſichs, daß es Karoline Sommer iſt, welche Eſchenhorſt ihrem Bräutigam zuführet. Darüber bekömmt er mit ihrem Entführer, dem Oberſten, Händel, und wird von ihm im Duell erſchoſſen. So weit dieſer erſte Theil. Aus dieſen Grundzügen deſſelben iſt erſichtlich, daß der Verf. die guten Menſchen, die er aufſtellt, ihren Widerwärtigkeiten unterliegen und größtentheils ſterben läßt, da die Nichtswürdigen und Schurken ihre Bübereyen ungeſtraft treiben, und ihnen alles nach Wunſche gelingt, welches unbezweifelt in ſeinen Plan gehört, der auf religiöſe Philoſophie hin zu weiſen ſcheinet, welche Vermuthung einige Ueberſchriften der Kapitel, die insgeſammt poetiſch abgefaßt ſind, beſtätigen. Z. B. die über dem 18ten Kapitel:

Nur mit Leiden lohnet dieſe Erde
Edeln Menſchen jede ſchöne That.

Ha! wer zweifelt noch, daß hier verſtreute Saat
Dort erſt Früchte bringen werde?

Auch das ſchöne und aus dem Herzen allem Anſchein nach gefloſſene Schlußgedicht, das wir hier den Leſern mitzutheilen wünſchten, wenn es der Raum verſtattete, giebt, unſerm Bedünken nach, manchen Fingerzeig von dem moraliſchen Zweck, welchen der V. beabſichtet. Ueber den Vortrag, oder die Art zu erzählen, wünſcht er die Stimme der Kritik zu vernehmen, wir glauben aber, daß die ſtrenge Domina hier mit Grunde wohl nichts beträchtliches einzuwenden habe. Die Schreibart iſt natürlich, der Sache angemeſſen, körnig, kurz in dem Tone, der jede mit Sorgfalt und Geſchmack bearbeitete Schrift bezeichnet. Aber in der Zeichnung mancher einzelnen Gemälde, dürfte die Kritik wohl hier und da einen ausgleitenden Zug, oder einen zu rauhen Umriß finden. So ſcheint z. B. Ortenbergs herrlicher Charakter, mit einer zu ſtarken Doſis Stolz verſetzt zu ſeyn, welches bey dem Leſer die ſanfte Empfindung des Mitleids ſtöhret, das er dem edlen jungen Manne gern aus vollem Herzen ſchenken möchte. Wer kann ihm beden-ren, wenn er auf der 239 S. dem biedern Eſchenhorſt, der ihm freundſchaftliche Vorwürfe darüber macht, daß er bey ſeinem Kummer und ſichtbaren Mangel ihm ſein Vertrauen entzogen habe, mit gepreßter Empfindung antwortet: ich habe Unrecht, ich weiß es; aber ehe ich ſage, daß ich Hülfe brauche, eher will ich mitten unter fühlloſen Geſchöpfen verhungern! Und wieviel verliehrt dadurch die ſchöne rührende Scene, da Ortenberg ſeine getreuen Stubengenoſſen, die beyden Lieblingstauben, ſchlachtet, ſeinen Freund damit zu bewirthen, daß Eigenſinn und der leidige Stolz, ſeinen gutmüthigen Wirth um keinen Vorſchuß anzuſprechen, die Veranlaſſung dazu geben? Ein Autor iſt zwar Herr ſeiner Schöpfung; aber nur ſo wie ein Architekt, der ſich genau an die Regeln der Eurythmie bindet, um den Anſchein eines Misſtandes in dem aufgeführten Gebäude zu vermeiden. Noch eine andere Bemerkung, die uns aufgefallen iſt, betrifft die unerſchütterliche Leidenſchaft des Oberſten gegen Karolinen. Sie iſt nach der mißlungenen Entführung wenigſtens acht Jahre verheyrathet, folglich nicht mehr das jugendlich aufblühende Mädchen, welches die Sinnlichkeit eines Wollüſtlings anreizet; thieriſcher Inſtinkt iſt auch nur überhingehende Leidenſchaft, und nie von langer Dauer. Gleichwohl faßt er den Anſchlag, die ur-

gend-

gendhafte Frau, deren Gesinnung er kennt, nach so langem Zeitverlauf, noch gewaltsamer Weise aus den Armen ihres Mannes zu reißen, um sie zu besitzen. Dieser unwiderstehliche Trieb ist nicht mehr Brunst, ist innige, unzerstöhrbare Liebe, die zwar hier nicht zu entschuldigen ist, aber den Verbrecher doch minder strafbar darstellt, als er nach der Absicht des Verf. erscheinen sollte. Das Karikaturgemälde der Konsistorialen, dünkt uns zu rauh und hart zu seyn. Daß das Schicksal einer Hauptperson gleich vom Anfang der Geschichte entschieden wird, gehört zu dem eignen Gange, welchen der V. in der Ausführung gewählet hat, thut aber unsrer Empfindung nach, dem Interesse der Hauptsache keinen Eintrag, vielmehr befriedigen die nachgeholten Lebensumstände der Karoline Sommer die theilnehmende Wißbegierde der Leser desto zuverläßiger; und selbst die Ungewißheit des versteckten Plans, gewähret dem Spähungsgeiste eine angenehme Unterhaltung. Ob und wenn die Muße des Verf. der, so viel uns bewußt ist, seitdem als Präsidens des Gouvernementsmagistrats in Reval ist angestellt worden, es erlauben wird, die Fortsetzung zu geben, stehet von der Zeit zu erwarten.

Julchen Grünthal. Eine Pensionsgeschichte. Berlin, 1784. bey Unger, 316 S. 8.

Der Verf. oder wie das Gerücht sagt, die Verfasserin dieses Romans, gehört nicht mit in die große Klatschbude, wo die seichtesten Köpfe ihr unreifes Geschwätz auszukramen sich berechtiget glauben. Er oder sie urtheilt, mit gesunden Augen, über Thorheiten und modische Vorurtheile, besonders die weibliche Erziehung in großen Städten betreffend, und legt dem gerechten Tadel derselben eine zweckmäßige Geschichte unter, welche die verkehrte Prozedur bey Erziehung der Töchter anschaulich genug macht, daß sie vornämlich für Eltern vom Mittelstande, die von der leidigen Sucht ihre Töchter auf großen Fuß erziehen zu lassen, befallen sind, eine nützliche und heilsame Lektion enthält. Ein gewisser Amtmann Grünthal ist der Worthalter der Geschichte; er erzählt seinem Freunde, einem Landprediger, dem die Frau anliegt, eine Tochter nach Berlin in Pension zu geben, den unglücklichen Erfolg des nämlichen Falls mit seiner eignen Tochter, um die Eltern von diesem Vorhaben abzumahnen. Diese Tochter Julchen

Grünthal, ein Mädchen von den besten Anlagen des Geistes und Körpers, genießt bis ins zwölfte Jahr im väterlichen Hause eine vernünftige bürgerliche Erziehung, die in einer französischen Pension in Berlin vollendet werden soll und verdorben wird. Eitelkeit und Leichtsinn bemächtigen sich bald des jugendlichen Herzens, aus welchem Tugend und Religion völlig wegräsonnirt werden. Böse Gesellschaft verderbt alle Ueberbleibsel guter Sitten, aus dem sittsamen Mädchen wird eine freche Buhlerin, die sich kein Bedenken macht, eine glückliche Ehe zu stören, und den Mann ihrer vertrautesten Freundin zur Untreue zu verleiten, den sie nachher heyrathet, gänzlich ins Verderben stürzt, und als Mätresse ihre Laufbahn, so weit die Verf. solche verfolgt, beschließet.

Recens. will eben nicht behaupten, daß in weiblichen Pensionsanstalten die Gefahr für die Eleven so groß und so allgemein sey als sie hier vorgestellt wird; die Farben sind allerdings etwas stark aufgetragen, um vermuthlich die Sensation dadurch lebhafter zu machen. Aber unleugbar ist es doch, daß das hier aufgestellte Gemälde ganz im Kostum unsers gegenwärtigen Zeitalters ist, und man mag die Erziehungsscene in ein öffentlich Institut oder in das väterliche Haus verlegen, so ist es augenscheinlich, daß es eine lächerliche und verderbliche Methode ist, deutsche Mädchen, die nicht bestimmt sind, Hofdamen zu werden, in ihrem Vaterlande nach französischer Sitte zu gängeln und zu erziehen, wenn man auch hinwegdenkt, daß eine solche Erziehung auf den moralischen Charakter leicht einen verderblichen Einfluß haben kann. Die eingestreuten Urtheile über Werth und Unwerth der Pensionen, scheinen aus dem wahren Gesichtspunkte der Sache hergenommen, ob sie gleich nicht zum Vortheile dieser Institute gereichen. Auf der 163 S. sagt z. B. der Amtmann Grünthal: ich gebe zu, daß es Fälle geben kann, daß eine Pension das kleinere Uebel ist, daß eine Erzieherin, die es wenigstens gutmeynt, besser seyn kann, als eine eitele Mutter, die ihre Töchter durch böses Beyspiel geradezu verderben würde; oder daß elternlose Kinder da am besten untergebracht werden können. Diese Vortheile wägen aber ganz und gar den Schaden nicht auf, den die Pensionsanstalten im Ganzen stiften. — Die deutsche Nachahmungssucht französischer Thorheiten wird hin und wieder gerügt, und mit ausgesuchten Beyspielen belegt. Was ist demüthigender und be-

schä-

Schlimmer, und was verdient grössern Spott, als daß sich Deutsche in pariser Verfeinerungssucht, in die Kunde der Extremente des französischen Theaters, und der Erleichterungen einer Indigestion der Königin von Frankreich (Vomissement de la Reine) kleiden, auf vernünftige Grundsätze und Bitten der Franzosen aber nicht achten? Das Lehrreiche und Buchs abgerechnet, einschicht es sich auch schon blos zur Erhaltung; die Schreibart ist natürlich und der Sache angemessen und alle heterogene Auswüchse, die den eigentlichen Gesichtspunkt dem Leser so leicht aus den Augen rücken, sind mit lobenswürdiger Sorgfalt vermieden.

Oe.

Lebensscenen aus der wirklichen Welt. Vom Verfasser der Emilie Sommer. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Kummer. 1784. Zweytes und drittes Bändchen 1785.

Unter dem Vorberichte nennt sich F. J. Thilo als Verfasser. Warum also — vom Verfasser der Emilie Sommer? Ist das etwan Schriftstellereitelkeit oder Bescheidenheit? Wunderlich! Eben so wenig begreift man, warum Hr. Thilo im Vorberichte wohrdige Frauenzimmer und Herren um Verzeihung bittet, wenn sie in den nachfolgenden Scenen Züge aus ihrer Lebensgeschichte, oder Gemälde ihrer Karaktere finden sollten. Ungeheimte Etikette! Der Scenen in diesen drey Bändchen sind 15, so daß auf jedes fünfe fallen. Zu dem ersten: 1) das edelmüthige Dienstmädchen; 2) die gerettete Buhlerin; 3) die Verbrecherin aus Noth; 4) die Braut im Tode; 5) die verderbliche Frau. Im zweyten: 6) der großmüthige Verführer; 7) der wahre Sachwalter; 8) der gerettete Selbstmörder; 9) der Liebhaber seiner Schwester; 10) der reiche Jüngling. Im dritten; 11) die Wette oder wozu ist ein Frauenzimmer nicht fähig? 12) die Taufe, oder so kuriren die Weiber; 13) der arme Gelehrte; 14) die Brüder, als Feinde; 15) die ungleiche Heyrath.

Recenf. gesteht aufrichtig, daß ihm diese Lebensscenen wenig Vergnügen, aber viel Langeweile verursacht haben. Die Erzählung ist schleppend, und der Gang der Geschichte träge. Aus der wirklichen Welt oder nicht, so kann man sich doch

doch oft der Idee eines Romans nicht entbehren. Auch hat der Pinsel der dichterischen Imagination seinen großen Antheil daran. Wie gefällt z. E. unsern Lesern folgende Stelle aus der Beschreibung der Clementine von B. in der vierten Scene des ersten Bändchens Seite 204. „Reiner und frömmer, als ihre Seele, war kein Seraph, und keuscher, als sie, konnte der lieblichste Zephyr nicht seyn.“ (Einen keuschen Zephyr kennt der Rec. nicht, sieht auch nicht wohl ab, wie ihm dies Epitheton mit Fug und Recht könne gegeben werden, da der Lose überall hineinschlüpft.) „Sanft und „mitleidig war sie, wie die Mutter des Heilandes, als sie ihren göttlichen Sohn am Kreuze sterben sah.“ Rec. ist nicht im Stande, die widrige Empfindung mit Worten auszudrücken, die ihm dies Gleichniß an dieser Stelle, und in der Gesellschaft mit so viel andern, oft zu profanen, verursachte. Dazu ist das Gleichniß falsch. Marie war gewiß mehr mitleiderregend in diesem Momente, als mitleidsfähig. Man sieht indessen daraus, zu welchen Ungereimtheiten, Schwulst und Bombast eine immer auf Stelzen gehende Imagination führt. Es würde zu weitläuftig werden, den Inhalt jeder Scene besonders anzuzeigen, und sich auch der Mühe nicht verlohnen.

Wf.

Briefe an Lina von Sophie von la Roche. Speier, 1785. 18½ Bog. 8. voran eine Dedikation an Catharina die IIte.

Mit diesen Briefen hat die liebenswürdige Verfasserin der Sternheim, Rosaliens, der Pomona, den Töchtern Deutschlands abermal ein so nützliches als angenehmes Geschenk gemacht. Lina ist ein offnes, aufgeklärteres, funfzehenjähriges deutsches Mädchen mittlern Standes, unter der Aufsicht einer erfahrnen, liebenden Tante und eines rechtschaffenen Bruders, der die V. in diesen vier und zwanzig Briefen verschiedne wichtige Wirthschafts- und Lebensregeln nebst andern einem Frauenzimmer nicht unnützen Kenntnissen mittheilt. Sie führt ihre Lina aus der Schlafkammer in das Wohnzimmer, die Küche, Speisekammer, in das Eßzimmer, Visitenzimmer und die Geräthkammer; schenkt ihr eine angenehme Beschrei-

bung

bung vom Weſen und der erſten Entſtehung der Romane, macht ihr einen kurzen doch hinlänglichen Begriff von Rechtsgelehrſamkeit, Arzneykunſt, Gottesgelahrheit, Kriegskunſt, Manufakturen, Oekonomie, und erklärt einige dahin einſchlagende und im gemeinen Leben häufig vorkommende Kunſtwörter. Beſonders enthält der 22ſte Br. eine körnigte Lobrede auf das ſchöne Geſchlecht, ſo wie der 20ſte über das Tanzen, und der 24ſte über die Liebe manches ſagt, wovon wir wünſchen, daß jedes deutſche Mädchen es beherzigen möge.

Nur einige wenige Flecken ſind Recenſenten bey der ihm ſo angenehmen Durchleſung dieſer Briefe aufgeſtoßen, welche er gern noch weggewünſcht hätte. Hie und da iſt die Sprache noch nicht gerändet, nicht rein genug von fremden Redensarten und Provinzialismen. Die Fr. V. ſchreibt Baße, ſt. Baaſe; liß, ſt. lies; ſehe, ſt. ſieh. S. 93. „daß ich mir bey keiner Beobachtung zu fürchten habe“ iſt wohl ein Druckfehler; „ſtaunende Gebürge“ ſtatt erſtaunende. S. 117. iſt ein kleiner Verſtoß in Anſehung des Reichstages, der ſeiner erſten Beſtimmung nach kein RGericht iſt. S. 154. wird unrecht geſagt, daß der Waid eine bräunliche Farbe gebe; man färbt eben ſo gut blau damit, als mit Indig. Zuweilen iſt auch die Verbindung der Materien etwas zu weit hergeholt, wie S. 210. wo die V. durch das Wort, Seelenarzney, auf die Erklärung der theologiſchen Wiſſenſchaften geführt wird. Uebrigens können wir dieſe Briefe als Muſter einer guten Erziehung und Unterweiſung aller Mütter und Erzieherinnen, als unterhaltende und lehrreiche Lectüre allen Frauenzimmern empfehlen.

Oh.

7. Mathematik.

Ausführliche mathematiſche Geographie, ein Leſebuch für die Jugend. Göttingen, bey Dietrich. 1783. 344 Octavſ. 3 Kupfert.

Einleit

Einleitung vom Begriffe und Nutzen der mathematischen Geographie und einigen vorläufigen Nachrichten. I. Hauptstück. Figur der Erde. Wahrscheinliche Gründe für ihre Rundung; daß sie sonst nicht bequem zu bewohnen wäre; daß andre Weltkörper rund sind, daß, was man von einer Höhe ringsherum übersieht, durch einen Kreis begränzt wird. Eigentliche Beweise. Aus den Mondfinsternissen, wo mit Rechte besonders erwähnt wird, daß der Erdschatten bey jeder Mondfinsterniß rund ist. Aenderungen der Polhöhe. (Studierenden Jünglingen hätte das mit Stellen der Alten können erläutert werden, Lucans populi quos despicit arctos u. dgl.) Aufgang der Sonne den Morgenländern früher. (Zeigt die Krümmung der Erde von O. nach W. wie das vorige von S. nach N.) Einschränkung des Gesichtskreises. Umschiffungen. Abweichung der Erde v. der Kugelgestalt, physische Schlüsse und Messungen. II. Hauptstück. Größe der Erde, in geographischen Meilen, nebst kurzer Erwähnung, was besonders von griechischen Mathematikern hierüber unternommen worden. III. Hauptstück. Bewegung der Erde. Hier auch die Einwendungen beantwortet, welche dagegen sonst aus der Bibel gemacht wurden, welches allerdings jungen Leuten nützlich ist. IV. Hauptstück. Aequator und geogr. Breite. V. Hauptst. Meridian und geogr. Länge. Unterschiedentlich angenommene Meridiane verglichen, damit man Längen, die von einem angegeben werden, auf Längen von andern bringen kann. Wie man die Unterschiede der Länge durch Jupitersträbanten Mond u. s. w. auch auf Schiffen findet. Von Seeuhren. Verzeichniß einiger Orte mit ihren Längen und Breiten, die pariser Länge 20 Gr. gesetzt. VI. Hauptst. Ekliptik, Aequinoctien und Solstitien. VII. Hauptst. Horizont- und Weltgegenden. VIII. Kleinere Kreise, besonders Wendekreise und Polarkreise. Hr. Funks Tafel der Grade der Parallelkreise, in geographischen Meilen und deren tausend Theilen. IX. Hauptst. Nördliche und südliche, westliche und östliche Hälfte der Erdkugel, parallele, schiefe und senkrechte Sphäre. X. Hauptst. Zonen. Begreiflich gemacht, warum die heisse nicht, wie die Alten geglaubt, unbewohnbar sey, Jahrszeiten, und uns fremde Abwechslungen derselben in der heissen Zone. Stellen alter Autoren erläutert. XI. Hauptst. Unterschiede der Erdbewohner in Absicht des Schattens. (Hieher hätte sich bringen lassen, was als eine Merkwürdigkeit der heissen Zone angegeben wird,

wird, daß der Schatten eines lothrechten Stiftes in der nördlichen Hälfte, wenn die Sonne mehr nördliche Abweichung hat, als die Polhöhe beträgt, sich vom Aufgange der Sonne an, gegen Norden drehte und eine Zeit darauf gegen Süden. In der südlichen Hälfte werden nur S. und N. verwechselt. Kästners astronomische Abhandlungen 1 Sammlung 3 Abh. 245.) XII. Hauptst. Geographisches Klima und Abtheilungen darnach. XIII. Benennungen der Erdbewohner nach ihrer gegenseitigen Lage. Umständlich von den Antipoden, mathematisch, physisch, mit Gebung der Schwierigkeiten, die Anfänger sich dabey zu machen pflegen. Schon Makrobius hat die Bemerkung, daß alle Erdbewohner ringsherum die Erde unter sich haben. Geschichte der Lehre und Streitigkeiten darüber. (Noch etwas von den Antipoden. Klee zu Tübingen hatte einer Disputation die Thesis beygefügt: Es gebe keine Antipoden, und dem Exemplare, das er dem Recensenten schickte, zur Erläuterung beygeschrieben: wegen der sphäroidischen Gestalt der Erde. Ist die Erde ein elliptisches Sphäroid, so haben Oerter in entgegengesetzten Hälften eines Meridians und entgegengesetzten Breiten, parallele Horizonte, und ihre Verticallinien sind parallel, gehn aber neben einander hin, und so kehren ihre Bewohner zwar ihre Füße gegen einander, aber nicht in einer und derselben geraden Linie. Indessen antwortete der R. Als Opponent würde er erinnert haben, daß auch da Bewohner beyder Pole, und entgegengesetzter Stellen des Aequators, im strengsten Verstande Gegenfüsse sind.) XIV. Hauptst. Geographische Maasse. XV. Hauptst. Landcharten und Erdkugeln. Dieses Hauptstück hat Hr. Hofr. Kästner abgefaßt, und sich bemüht, von allen gewöhnlichen Vorstellungen der Erde und ihrer Theile, Begriffe zu geben, die nicht große mathematische Kenntniß zum voraussetzen. — XVI. Hauptst. Gebrauch des Globus. Als ein Anhang: die mathematisch geographischen Kunstwörter in alphabetischer Ordnung erklärt. Im Buche selbst sind auch Wörter, die in der gemeinen Sprache nicht oben vorkommen, in Anmerkungen erklärt, wo man auch Erläuterungen über historische und andere Umstände, Nachrichten von Gelehrten u. dgl. findet. Hr. M. Albr. Georg Walch, Prof. der Mathematik und Philosophie und Rector des Gymnasium zu Schleusingen, hat sich als Verfasser in der Zueignungsschrift an Hrn. Hofr. Kästner unterzeichnet. Das Buch ist seiner Absicht gemäß sehr gut abgefaßt. Junge Leute, die

nur

nur etwas nachdenken wollen, erwerben sich daraus Kenntnisse, dergestalt, daß sie zugleich einsehen, worauf es ankomme, wenn diese Lehren mit gehörigen scharfen Beweisen sollen versehen werden, also werden sie nicht zum Glauben auf das Ansehen des Autors, sondern zum Gebrauche des Verstandes angeführt. Vornämlich hat Hr. W. wohl Jünglinge, die studieren, vor Augen gehabt. Aber seine Arbeit kann auch jedem andern Leser oder auch einer Leserin dienen. (Warum behandelt man dann jetzo das Frauenzimmer so, als könnte es keine Bücher brauchen, die für das männliche Geschlecht geschrieben sind?) Die wenigen lateinischen Stellen kann jemand, der sie nicht verstehet, leicht überschlagen.

Anleitung zum Rechnen. I. Th. Die gewöhnliche vier Rechnungsarten und die Regel von 3 Sätzen. 112 Octavs.

Handbuch für Lehrer bey der Anleitung zum Rechnen. I. Th. 32 S.

Anleitung zum Rechnen. Zweyter Theil. Die gewöhnlichen Rechnungsarten mit Brüchen. 107 Seiten.

Handbuch für Lehrer. II. Th. 32 S. 1784. 8. Berlin, bey Hesse.

Der Verf. nennt sich beym II. Th. des Handbuchs für Lehrer K. F. Splittegarb. Die beym Rechnen zum Grunde liegenden Begriffe werden sehr gut entwickelt, und die Lehren so vorgetragen, daß man mit mäßigem Nachdenken zugleich ihre Gründe faßt. Unbenannte und benannte Zahlen so abzusondern, daß man erst die Rechnungsarten mit jenen besonders lehrt, ehe man zu diesen kömmt, hält der Hr. V. für unnütz, weil es in der Natur keine unbenannten Zahlen giebt, er fängt also sogleich mit benannten Zahlen an, die er in gleichbenannte und ungleichbenannte theilt, nachdem sie einerley Einheiten oder unterschiedne haben. (Gleichbenannte Zahlen werden bey Addition und Subtraction behandelt, wie unbenannte, weil z. E. drey Dinge, und vier eben solche Dinge, allemal sieben solche Din-

Dinge ausmachen, es mögen Thaler oder Pfunde seyn, also auf den Namen nichts ankömmt. Sonst aber ließe sich über den Satz: es gebe in der Natur keine unbenannten Zahlen, so subtil schreiben, als sonst in den Streitigkeiten zwischen Nominalisten und Realisten geschehen ist. Eine genannte Zahl läßt sich nicht mit einer genannten multipliciren, nur mit einer ungenannten. Und der Quotient von einem Paar gleichbenannten Zahlen ist eine ungenannte. Wer also sagt, es gebe in der Natur keine unbenannten Zahlen, der erkläre, was das heißt: drey Thaler zweymal nehmen, oder angeben, wie oft 5 Pfund in 20 Pfunden enthalten sind. Nach seinem Satze giebt es ja in der Natur keine 2 oder 4 die hier vorkommen.) Die Regel Detri wird auf Gleichheit der Verhältnisse gegründet. (Welche noch deutlicher in die Augen fiele, wenn nicht nach der Rechenmeister Art gleichnamige Zahlen in den ersten und dritten, auch zweyten und vierten Satz kämen, sondern nach der mathematischen gleichnamige Zahlen in ein Verhältniß.) Alles ist mit sehr viel Exempeln erläutert (die allerdings Uebung zu geben, und selbst auf Einsicht in die Gründe zu führen nützlicher sind, als weitläuftige Regeln.) Das Handbuch enthält lauter Exempel jedes mit seinem Facit. So kann der Lehrer daraus Exempel aufgeben, ohne daß er die Mühe hat sie nachzurechnen. (Dergleichen Vortheile für den Lehrer finden sich schon in Hedrichs mathematischen Vorübungen. Will der Lehrer die Arbeit der Schüler blos nach dem Facit beurtheilen, so muß das Handbuch für sie aufs strengste ein Liber prohibitus seyn, sonst machen sie es, wie es der Recensent vor mehr als 50 Jahren machte. Sein Präceptor dictirte ihm disiecti membra poëtae, solche in Ordnung zu bringen. Manche mal fand er beym Aufsuchen einer Quantität im Gradu ad Parnassum, die ganze Stelle, so war die Arbeit fertig.) Da Hr. Splg. das Rechnen so lehret, daß minder Verstand dabey mit gebraucht wird, so gehört seine Anleitung unter die, welche Anfängern vorzüglich zu empfehlen sind.

M.

8. Weltweisheit.

Der Mensch, in Vorlesungen an Verschiedene, von Johann Kern, Professor der Metaphysik am Gymnasium zu Ulm und Pfarrer zu Jungingen. Nürnberg, in der Felßeckerschen Buchhandlung. 1785. Erstes Bändchen. 440 S. 8.

Aus dem unbestimmten, schon oft gebrauchten Titel — denn in wie mancher Rücksicht kann der Mensch betrachtet werden? — läßt sich der Zweck dieses Buchs nicht errathen. Es enthält Untersuchungen über die Natur des Menschen, die Einrichtung seines Körpers und dessen Sinne, die Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte seiner Seele. Ein viel umfaßender Plan, dessen Ausführung, nach diesem ersten Bande zu urtheilen, wenigstens noch zwey folgende erfodern wird.

Ueber einen Gegenstand, der die Philosophen aller Zeit so sehr beschäfftigt hat, läßt sich kaum noch etwas neues erwarten; und eben so schwer ist es auch, über gewisse noch unausgemachte Punkte, die die Natur, absonderlich die Seele des Menschen betreffen, bessere Aufschlüsse zu geben. Das ist sich auch Hr. K. bewußt, und wir billigen es sehr, daß er lieber die Grenzen des menschlichen Wissens anerkennt, als — luftige Hypothesen baut. Aber sey auch in diesem Buche nichts neu; so wird es doch immer, besonders für junge Studierende, eine brauchbare Anweisung zur Kenntniß des Menschen seyn. Die Werkzeuge der verschiedenen Sinne werden anatomisch beschrieben, und ihre Verrichtungen gut erklärt, so wie auch die Entstehung aller sinnlichen Empfindungen und Gefühle. Die Gründe für die Immaterialität der Seele sind zum Theil mit vielem Scharfsinne vorgetragen. Indeß bemerken wir hier auch Schwächen, die den Materialisten scheinbare Einwendungen übrig lassen. Ueber die Unsterblichkeit der Seele, die doch ein Hauptgegenstand seiner Untersuchungen seyn sollte, eilt er zu sehr hinweg. Es wäre sehr der Mühe werth gewesen, die Hauptbeweise für diese wichtige Lehre, vornehmlich einiger neuern Philosophen, anzuführen und den Werth des in

unsern

unsern Zeiten oft angefochtenen Beweises aus den moralischen Eigenschaften Gottes zu bestimmen.

Noch ungleich mehr würde Rec. dies sonst gute Buch empfehlen, wenn es nicht in einer so ermüdenden Weitschweifigkeit geschrieben wäre. Man muß jeden Satz doppelt, manchen zehnmal wiederholt lesen. Die Schreibart ist zuweilen schleppend und dann wieder zu gesucht. Wir führen nur folgende Stellen an. S. 7. „Weil wir keine andere Natur haben, als die wir haben; so erkennen wir nur dies für Wahrheit, was wir als solche erkennen: weil wir keine andere Natur haben, als die wir haben; so erkennen wir nur die äußern Gegenstände, die wir kennen, und keine andere: weil wir keine andere Natur haben, als die wir haben u. s. w. Wie gezerrt und nichtssagend! S. 24. „Hier steht das zweydeutige Geschöpf. (Der Mensch) Sehen Sie, wie es seine Blicke auf unsre Versammlung heftet; wie es sich von Einem zum Andern aufmerksam hinbewegt; wie es itzt lächelt, itzt sich nachdenkend zurückzieht; itzt hastig auf die Seite blickt; wie es itzt ganz Ohr ist und über meine Worte nachzugrübeln scheint.“ Schade um solche Stellen in einem Buche, das übrigens gut geschrieben ist!

Yg.

Lehrbuch der philosophischen Moral, für hohe und niedere Schulen, von H. M. G. Köster, ordentl. Prof. zu Gießen. Gießen und Marburg, bey Krieger. 1785. 18 Bog. in kl. 8.

Der Verf. nimmt das Wort Moral im weitesten Verstande, denn dieses Buch enthält die allgemeine praktische Philosophie, das Naturrecht, und die Sittenlehre. Es ist ein Auszug von einem Theile eines größeren Werkes über die ganze Philosophie, was er herauszugeben Willens ist, und woran er jetzt arbeitet. Und dieser Auszug soll nun, wie auch der Titel sagt, ein Lehrbuch für höhere und niedere Schulen seyn, worunter vermuthlich Universitäten und Gymnasien zu verstehen sind. Nach des Rec. Meynung, muß ein Lehrbuch für die erstern ganz anders als ein Lehrbuch für die letztern seyn, sowohl in Ansehung der Vorstellung, als auch in Ansehung des Umfangs der Sachen. Wenn man auch noch hie und da für

gut finden sollte, die allgemeine praktische Philosophie ꝛc. schon auf Schulen zu lehren, so würde das gegenwärtige doch nicht für Schulen wohl zu brauchen seyn, theils wegen der Menge der Sachen, die einem Schüler, auch von der ersten Klasse, zu wissen noch nicht nöthig sind, und womit er nur die Zeit verdirbt, die er nützlicher anwenden kann; theils aber auch wegen der Trockenheit, womit es geschrieben, und die nun wieder in Rücksicht auf den akademischen Gebrauch nicht ein Mangel sondern eine Vollkommenheit ist. Zum Gebrauche auf Universitäten scheint es indessen ganz bequem, nur daß dann freylich der mündliche Vortrag alles das ergänzen muß, was hier noch fehlet, indem die Sachen, wie sich auch schon aus der kleinen Bogenzahl schließen läßt, beynahe nur berührt, und oft ohne Erklärung dem Namen nach angegeben sind, wie z. B. die einzelnen Pflichten.

Neues hat man in einem solchen Buche wohl eben nicht zu suchen; sondern auf gute Ordnung, Richtigkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Sätze kömmt beynahe alles an. In dem Stück wird man im Ganzen genommen mit dem Verf. zufrieden seyn, und „sogar auf manches stoßen, was man in „andern ähnlichen Schriften nicht findet, oder doch selten fin„det," wie der Verf. behauptet, welches aber der Rec. eben nicht hat finden können.

Unrichtig ist es wohl, wenn es S. 19. heißt: „wir sind zu etwas verbunden, wenn wir etwas thun oder unterlassen, ohne unumgänglich dazu genöthiget zu seyn." Vermuthlich hat der Verf. sagen wollen: wenn wir zu etwas verbunden sind, so thun oder unterlassen wir es, ohne unumgänglich genöthiget zu seyn. Auch ist es dem R. so vorgekommen, als ob der Verf. ein großer Liebhaber von den alten Kunstwörtern wäre, da sie hier alle beybehalten worden sind, obgleich einige ganz unschicklich sind; z. B. S. 30. einige moralische Handlungen sind, wenn man das Wort gemäß brauchen will, dem Gesetz verneinender andere bejahender Weise gemäß. Hier scheint wenigstens das Kunstwort gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was es seyn soll. Zu den Hauptpflichten gegen Gott rechnet er zwey: die Liebe und die Furcht, woraus er alle übrige herleitet. Ob die Furcht auch eine Pflicht sey, ließe sich wohl noch sehr bezweifeln, denn was der Begriff reelles enthält, findet sich schon in der Liebe. Furcht als Furcht ist nicht Pflicht, sondern Folge einer mangelhaften Erkenntniß

von

von Gott. Ueberhaupt ist die Furcht vor Gott ein Begriff, der aus den Schriften des Alten Testaments geschöpft, in die Lehrbücher der christlichen Moralisten sehr übereilt aufgenommen, und von da in die Lehrbücher der Philosophen geschlichen ist. Es hängt nun von den Philosophen ab, ob sie den Fremdling noch länger dulden wollen.

P.

Catechismus der gesunden Vernunft: oder Versuch, in faßlichen Erklärungen wichtiger Wörter, nach ihren gemeinnützigen Bedeutungen, und mit einigen Beyspielen begleitet, zur Beförderung richtiger und bessernder Erkenntniß von Friedrich Eberhard von Rochow, auf Rekan. Mit königl. preuß. churbr. allergnäd. Freyheit. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1786. 8. 8 Bog.

Wenn es der menschlichen Natur und Bestimmung gemäß ist, richtig zu denken, wenn es auch im gemeinen Leben mit darauf ankömmt, mit den gebrauchten Wörtern deutliche und wahre Begriffe zu verbinden, und wenn die Irrthümer des Verstandes oft einen schlimmen Einfluß auf die Sittlichkeit der Handlungen haben: so gehört dieses kleine Werk des berühmten Herrn von Rochow, in welchem er mit seiner bekannten meisterhaften Kunst Erkenntniß der Wahrheit, oder, welches eben soviel ist, der menschlichen Bestimmung und Glückseeligkeit zu befördern sucht, unter die gemeinnützigsten Schriften der ersten Klasse, und Recensent ist überzeugt, daß durch den rechten und ausgebreiteten Gebrauch desselbigen eine merkliche und vortheilhafte Veränderung in der Denkungs- und Handlungsart der Menschen vorgehen würde. Wir können die Absicht und den Gebrauch desselbigen nicht bestimmter angeben, als es der Hr. V. in dem Vorberichte selbst gethan hat. Nur die richtige Erkenntniß nützt den Menschen und bessert sie. Da sie aber, wenn das darauf gegründete Urtheil richtig ausfallen und Entschluß wirken soll, sich auf richtige Begriffe beziehen muß, so kann ein gesammelter, und den Kindern mittelst faßlicher Erklärungen und Beyspiele früh genug vertrauter Vorrath richtiger Begriffe von der Bedeutung der wichtigsten

gut finden sollte, die allgemeine praktische Philosophie ꝛc. schon auf Schulen zu lehren, so würde das gegenwärtige doch nicht für Schulen wohl zu brauchen seyn, theils wegen der Menge der Sachen, die einem Schüler, auch von der ersten Klasse, zu wissen noch nicht nöthig sind, und womit er nur die Zeit verdirbt, die er nützlicher anwenden kann; theils aber auch wegen der Trockenheit, womit es geschrieben, und die nun wieder in Rücksicht auf den akademischen Gebrauch nicht ein Mangel sondern eine Vollkommenheit ist. Zum Gebrauche auf Universitäten scheint es indessen ganz bequem, nur daß dann freylich der mündliche Vortrag alles das ergänzen muß, was hier noch fehlet, indem die Sachen, wie sich auch schon aus der kleinen Bogenzahl schließen läßt, beynahe nur berührt, und oft ohne Erklärung dem Namen nach angegeben sind, wie z. B. die einzelnen Pflichten.

Neues hat man in einem solchen Buche wohl eben nicht zu suchen; sondern auf gute Ordnung, Richtigkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Sätze kömmt beynahe alles an. In dem Stück wird man im Ganzen genommen mit dem Verf. zufrieden seyn, und „sogar auf manches stoßen, was man in „andern ähnlichen Schriften nicht findet, oder doch selten fin„det," wie der Verf. behauptet, welches aber der Rec. eben nicht hat finden können.

Unrichtig ist es wohl, wenn es S. 19. heißt: „wir sind zu etwas verbunden, wenn wir etwas thun oder unterlassen, ohne unumgänglich dazu genöthiget zu seyn." Vermuthlich hat der Verf. sagen wollen: wenn wir zu etwas verbunden sind, so thun oder unterlassen wir es, ohne unumgänglich genöthiget zu seyn. Auch ist es dem R. so vorgekommen, als ob der Verf. ein großer Liebhaber von den alten Kunstwörtern wäre, da sie hier alle beybehalten worden sind, obgleich einige ganz unschicklich sind; z. B. S. 30. einige moralische Handlungen sind, wenn man das Wort gemäß brauchen will, dem Gesetz verneinender andere bejahender Weise gemäß. Hier scheint wenigstens das Kunstwort gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was es seyn soll. Zu den Hauptpflichten gegen Gott rechnet er zwey: die Liebe und die Furcht, woraus er alle übrige herleitet. Ob die Furcht auch eine Pflicht sey, ließe sich wohl noch sehr bezweifeln, denn was der Begriff reelles enthält, findet sich schon in der Liebe. Furcht als Furcht ist nicht Pflicht, sondern Folge einer mangelhaften Erkenntniß

von

von Gott. Ueberhaupt ist die Furcht vor Gott ein Begriff, der aus den Schriften des Alten Testaments geschöpft, in die Lehrbücher der christlichen Moralisten sehr übereilt aufgenommen, und von da in die Lehrbücher der Philosophen geschlichen ist. Es hängt nun von den Philosophen ab, ob sie den Fremdling noch länger dulden wollen.

P.

Catechismus der gesunden Vernunft: oder Versuch, in faßlichen Erklärungen wichtiger Wörter, nach ihren gemeinnützigen Bedeutungen, und mit einigen Beyspielen begleitet, zur Beförderung richtiger und bessernder Erkenntniß von Friedrich Eberhard von Rochow, auf Rekan. Mit königl. preuß. churbr. allergnäd. Freyheit. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1786. 8. 8 Bog.

Wenn es der menschlichen Natur und Bestimmung gemäß ist, richtig zu denken, wenn es auch im gemeinen Leben mit darauf ankömmt, mit den gebrauchten Wörtern deutliche und wahre Begriffe zu verbinden, und wenn die Irrthümer des Verstandes oft einen schlimmen Einfluß auf die Sittlichkeit der Handlungen haben: so gehört dieses kleine Werk des berühmten Herrn von Rochow, in welchem er mit seiner bekannten meisterhaften Kunst Erkenntniß der Wahrheit, oder, welches eben soviel ist, der menschlichen Bestimmung und Glückseeligkeit zu befördern sucht, unter die gemeinnützigsten Schriften der ersten Klasse, und Recensent ist überzeugt, daß durch den rechten und ausgebreiteten Gebrauch desselbigen eine merkliche und vortheilhafte Veränderung in der Denkungs- und Handlungsart der Menschen vorgehen würde. Wir können die Absicht und den Gebrauch desselbigen nicht bestimmter angeben, als es der Hr. V. in dem Vorberichte selbst gethan hat. Nur die richtige Erkenntniß nützt den Menschen und bessert sie. Da sie aber, wenn das darauf gegründete Urtheil richtig ausfallen und Entschluß wirken soll, sich auf richtige Begriffe beziehen muß, so kann ein gesammelter, und den Kindern mittelst faßlicher Erklärungen und Beyspiele früh genug vertrauter Vorrath richtiger Begriffe von der Bedeutung der wichtigsten

Wörter ihrer Mutterſprache nicht ohne Nutzen ſeyn; denn nur das recht Verſtandne wirkt, beſſert und kann wieder verſtändlich ausgeſprochen werden; und nur dasjenige wird recht verſtanden, zu deſſen bekannten Anwendung und Gebrauch man treffende Beyſpiele und paſſende Fälle ſelbſt denken und auf Befragen anführen kann. Weil nun aber darauf bisher im Allgemeinen beym Unterricht wenig oder gar keine Rückſicht genommen worden iſt: ſo entſprang daraus unter andern die verkehrte und nicht beſſernde Lehrart der Jugend, nach welcher allerley Redeſätze blos ihrem Gedächtniß eingeprägt wurden, worin zwar die in unſrer Schrift erklärten wichtigen Wörter häufig vorkommen, aber aus Mangel gehöriger Vorübung von den Schülern entweder gar nicht, oder unrichtig verſtanden werden, je nachdem ſie ſolche falſch oder figürlich, im gemeinen Leben zuerſt anwenden hörten. Sehr richtig wird bemerkt, daß die vermeinte Popularität dieſem Uebel nicht abhelfe. Denn, zu geſchweigen, daß alles wirklich Populaire nicht lang, ſondern kurz, Parabel oder Sentenz iſt; ſo iſts auch wohl nicht möglich, irgend etwas, was etwa als Vorurtheil oder Gewohnheit, ſchon im verjährten Beſitz der Gemüther iſt, aus ihnen herauszulehren, ohne ſich ins Einzelne und Beſondere einzulaſſen, Urſachen und Wirkungen darzuſtellen, Mittel zu empfehlen, die Möglichkeit und Gemeinnützigkeit ihrer Anwendung zu zeigen, und ſo zu bewirken, daß das Geſagte geglaubt wird. — Die Worte, welche man hier an der Zahl 67, nicht nur deutlich, ſondern auch praktiſch erklärt findet, ſind ſolche, die im gemeinen Leben am häufigſten vorkommen und allgemeine Begriffe enthalten. Z. B. Können, Wollen, Vernunft, Endzweck, Mittel, Urſach, Wirkung, unmöglich, möglich, glauben, Pflicht, Beſtimmung, Natur u. dgl. Wenn mancher denken ſollte, wozu Ontologie oder Metaphyſik für Nichtgelehrte? ſo muß er auch bedenken, daß gerade dieſe Begriffe die Grundlagen alles richtigen Denkens überhaupt ausmachen, und folglich für alle und jede Menſchen gehören. Die Erklärungen ſind hier ja nicht in der kurzen und dunkeln Schulſprache gegeben, ſondern das Abſtrakte iſt durch Beyſpiele aus dem gemeinen Leben faßlich, und anwendbar gemacht. Wir wählen ein Paar der kürzeſten zum Beweis. „Urſach bedeutet dasjenige, wodurch etwas entſtehet, oder hervorgebracht wird. Beyſpiele: Gott iſt die Urſach der Welt, denn die Welt wäre nicht, wenn Gott nicht wäre. Das Feuer verurſacht Wärme.

Der

Der Sonnenschein (lieber möchte ich sagen: die Sonne; denn im gewöhnlichen Verstande heißt Sonnenschein, wenn die Sonne nicht mit Wolken bedeckt ist. Bey trübem Himmel ist kein Sonnenschein, aber doch Tageslicht) ist die Ursach des Tageslichts. Der Wind ist die Ursach der Bewegung der Wolken, seeglender Schiffe, gehender Windmühlen. Unmäßigkeit ist die Ursach mancher Krankheit. Gott und seine Gebote vergessen, ist die Ursach der Sünde. Unrecht oder Sünde gern thun, verursacht Elend und Schaden. — Wirkung ist dasjenige, was von andern, oder durch etwas anders entstanden oder hervorgebracht ist. Beyspiele. Die Welt oder alles Erschaffne ist eine Wirkung, davon Gott die Ursach ist, oder Gott hat die Welt erschaffen. Die Wärme ist Wirkung des Feuers. Das Tageslicht ist Wirkung der Sonne. Die Bewegung der Wolken, seglender Schiffe, gehender Windmühlen, ist Wirkung des Windes. Manche Krankheit ist Wirkung der Unmäßigkeit. Die Sünde oder das begangene Unrecht, ist eine Wirkung davon, daß man Gottes und seiner Gebote vergaß. Elend und Schaden entsteht von Unrecht oder Sünde, oder ist die Wirkung davon." — Nur hie und da ließen sich einige kleine Veränderungen machen. S. 49. ist die Definition vom Urtheile fast zu enge, indem sie blos auf das ästhetische und modalische eingeschränkt ist; das logische Urtheil aber ausschließt, von welchem letztern doch Beyspiele angeführt sind. Die Begriffe von Ding, Sache und Wesen sind freylich etwas schwer zu bestimmen, weil diese Wörter vieldeutig sind; daher möchten auch die Erklärungen: „Ding ist etwas, das mit den Sinnen wahrgenommen werden kann; Sache etwas, davon man sich eine Vorstellung machen, sprechen oder schreiben könne," nicht bestimmt und unterscheidend genug seyn. —

Wie dieses Buch nützlich gebraucht werden könne, lehrt der verdienstvolle Verf. in der Vorrede selbst deutlich und durch ein Beyspiel. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß es geschehen möchte! Ein nach dieser Lehrart zum eignen Denken früh angeführter Schüler, es sind dies die eignen Worte des Hrn. V. die wir mit wahrer Ueberzeugung unterschreiben, muß, außerdem, daß er durch bessernde Erkenntniß selbst gebessert wird, auch in jeder besondern Wissenschaft ungleich weiter kommen, da sein erweckter Sinn für die Wahrheit, und seine gestärkte Denkkraft das vorgetragene Wahre und Nützliche

weit eher fassen; und, weil er sich dadurch geholfen fühlt, auch lieb gewinnen wird. So wird auch zu gleicher Zeit dem gewöhnlich sehr früh gesäeten und schnell aufkeimenden Aberglauben und dem Hang zum Wunderbarscheinenden dadurch aufs kräftigste entgegengearbeitet. Der Lichtstral, den Uebung dieser Art über die junge Seele verbreitet, verscheucht natürlich alle Mächte der Finsterniß, als Dummheit, Trägheit und Furcht, die, wie schon weise Griechen sagten, nur eine Tochter der Unwissenheit ist. Auf diese richtigen Begriffe läßt sich dann endlich auch Religiosität, das ist, kindliche Liebe zu Gott, Neigung für Recht und Wahrheit, wie auf einen Felsen gründen. Und sagt nicht der erhabenste und weiseste Menschenlehrer, die Wahrheit mache frey, von Liebe des Eitlen oder Nichtswürdigen, von abergläubischer Furcht und Hoffnung, — wer die Wahrheit liebt, der höre Gottes Stimme — und das sey Glück und ewiges Leben, von Gott und ihm, den Gott gesandt habe, richtige Begriffe zu bekommen? Dieß Buch war ein wahres Bedürfniß unserer Zeit, wo so viele Leute, dunkele Gefühle, blinden Glauben, Aberglauben und geheimen Künste auszubreiten suchen, lauter Dinge, die dem menschlichen Geschlechte schädlich sind, und denen gesteuert wird, wenn richtige und deutliche Begriffe allgemein werden.

Ur.

Magazin der Philosophie und schönen Litteratur, Mainz, 1785. in 8. 1stes Heft, 5½ Bogen. 2tes Heft, 6½ Bog.

Daß man bey der großen Menge der Magazine auch noch für dieses Magazin eine Entschuldigung fand, das werden unsere Leser leicht glauben. Der Herausgeber, Michael Engel, der sich erst beym zweyten Hefte genennt hat, ist Professor zu Mainz, und erklärt, wie wir aus dem Lections Catalogus ersehen, den Sallust, die Grundsätze der griechischen Sprache, den Tacitus, Ries griechische Chrestomathie, und des Plato Phädon. Auf dem blauen Umschlag des erwehnten zweyten Heftes sagt er, daß alle zwey Monate ein Stück von gleicher Bogenzahl erscheinen soll, und daß er sich mit Recensenten und Gegnern nicht herumtummeln wolle. Da wir nun gerade niemals zum herumtummeln geneigt sind, so wollen wir nur kurz

kürzlich den Inhalt dieser zwey Hefte anzeigen. Das erste Heft enthält I. vermischte Aufsätze, a) ein kleines Gedicht — nach — dem Griechischen des Simonides; die Ueberschrift hat ihren bemerkten Schild bey sich, also nichts davon; b) Briefe an einen Freund über des poetischen Bauers Mauß zu Badenheim, Karacter und Lebensumstände — mag ein guter ehrlicher Mann seyn, der einen schlichten gesunden Menschenverstand hat, aber ein Dichter? — c) Ein Räthsel vom diesem ehrlichen Mauß, auf vier eng gedruckten Seiten, — eine so lange Allegorie ermüdet; — d) Fragment einer — gereimten — Epistel, und andere Reimchen; e) Briefe über die Aufklärung — hier nur der erste, der uns, wenn der V. nur künftig die Ideen ein wenig besser zusammenreihet, wirklich nach mehrern begierig macht. f) Timons Warnung an seinen zu G.. studierenden Neffen. — Der Herr Oheim warnt, aus einer funfzigjährigen Erfahrung, den Herrn Vetter über verschiedene Seitensprünge bey seinem Eintritt in das practische Leben. Der Aufsatz verräth Erfahrung und Weltkenntniß. g) Ueber das Alter, aus des Seneka zwölftem Briefe — ein allerdings glücklicher Einfall, die besten Gedanken eines alten Schriftstellers zusammen zu drängen, und wenn unser Beyfall den Verf. ermuntern kann, so fährt er zuverläßig in dieser Arbeit fort, vergißt aber über das Zusammendrängen die Deutlichkeit nicht. II. Gelehrte Anzeigen. a) Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, erster Theil — enthält eine trockene Anzeige des Inhaltes ohne Beurtheilung. b) De Romanorum educatione literaria, ein Programma vom Rector Ritzhaupt zu Wisbaden — eben so, und noch kürzer. c) Anzeigen der allgemeinen Correspondenz mit dem Pariser Museum. d) Interessante Nachricht, im Betreff der Verfassung von Berichten, Literaturwerken in allen Fächern, und Genealogien. Aus dem Französischen — rathe wer will und kann, was diese dunkle und undeutsche Ueberschrift sagen will. III. Universitätsnachrichten. a) Restaurations- und Jubelfest der Mainzer Universität. b) Lections-Catalogus.

Das zweyte Heft enthält I. vermischte Aufsätze. a) Abschied an S—n, wir glauben doch auch ein der Freundschaft fähiges Herz zu haben, sind aber bey dessen Durchlesung, wie der Herausgeber von allen Lesern vermuthet, gar nicht gerührt worden, und erbitten uns im nächsten Stück eine kleine Zu-

rechtweisung, ob es Prosa oder Ligata sey? b) einige Epigrammen von nicht sonderlicher Bedeutung, davon wir etliche schon anderswo gelesen zu haben uns erinnern. c) Eine Rede oder eigentlich Vorrede über die Verbindung des alten und neuen Geschmacks, bey dem Magistermachen am Restaurationsfest, von Prof. Bergmann. d) Ueber die Aufklärung zweyter Brief — nicht so gut als der erste. — e) Des Seneka 88sten Brief an den Luzil wie im ersten Hefte. II. Beurtheilung und Nachrichten über die Schillerischen Trauerspiele. — „Schwerlich wird sich ein Genie an die trocknen „Regeln der sich aufwerfenden Dramaturgen kehren — Männer von Geschmack weinen über die Trümmer des guten Geschmacks der Moralität und der schönen Litteratur, die die „Köpfe der Franzosen volatilisiren und bey uns Ungeheure zur „Welt bringen“ — so steht es wenigstens in dem Buche — verstehe es wer kann, künftig sollen wir von diesem Gerichte mehr haben, das dem Recensenten wenigstens nicht schmeckt. b) Chrestomathia Ovidiana von Diessendinger wird angezeigt. c) Ifflands Jäger und die Mündel werden überhaupt gelobt; aber wegen der zur Unzeit angebracht seyn sollenden Episoden getadelt. d) Ein Streit über ein deutsches Programma auf der Universität zu Heidelberg, welcher zu Gunsten der deutschen Sprache entschieden worden — von Friedrich Just. Riedelsleben; kaum der Mühe werth. Künftig werden wir nur das Daseyn folgender Hefte unsern Lesern anzeigen.

Rz.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Geschichte unsers Erdkörpers, von den ersten Zeiten der Schöpfung des Chaos an: und von den Revolutionen desselben durch Vulkane, Erdbeben und Ueberschwemmungen. Von J. L. Christ, Pfarrern zu Rodheim vor der Höhe. — Mit einem Titelkupfer. Frankfurt und Leipzig. 1785. 12 Bog. in 8.

Wir

Wir befürchteten aus dem Titel einen neuen Roman einer Geogonie — das aber ist das Buch nicht, sondern eine ganz nützliche Compilation zur Kenntniß des Sonnensystems und unserer Erde insbesondere, und ihrer sogenannten Schöpfung oder Entwickelung der verschiedenen Hypothesen von Bildung unsers Erdkörpers und der von ihm erlittenen Revolutionen, und das aus Büchern, die für den größten Theil von Lesern solcher Schriften verschlossen sind. Die Beschreibung des Sonnensystems, und die verschiednen Maaße von der Größe und Bewegung der Planeten, scheinen aus den kosmologischen Unterhaltungen genommen zu seyn, nur daß der V. sehr die großen Zahlen liebt, wo sie nicht zuweilen durch Druckfehler, deren überhaupt das Buch viele hat, vergrößert seyn mögen. So läßt er z. E. den zweyten Jupiterstrabanten um seinen Planeten einen Weg von 800 Millionen, und den vierten, nur von 21 Millionen Meilen, machen; und dem nächsten Fixstern, für den man den Sirius hält, giebt er eine Entfernung von 20 Billionen Meilen von unsrer Erde. Uebrigens wird bey dieser ganzen Beschreibung des Uranus, der entdeckten Fixsterntrabanten, und der neuern nicht unwahrscheinlichen Meynungen über die Natur des Sonnenkörpers, mit keinem Wort gedacht, und erst unter den Druckfehlern eine kurze Anmerkung von der Entdeckung des Uranus eingeschaltet. Den jährlichen Weg der Erde um die Sonne nimmt er Anfangs mit Wünschen zu 132, und kurz darauf S. 22, zu 172 Millionen Meilen an. Nun folgt die Geschichte des Erdkörpers, eigentlich eine kurze physikalische Erdbeschreibung, nebst einer treuen Darstellung der bekanntesten Hypothesen von dem ursprünglichen Zustand der Erde und den Ursachen ihrer gegenwärtigen Gestalt. Whiston nahm zum Urstoff der Erde einen Cometen an, so wie er von einem andern Cometen nachher die Sündfluth herleitete. Büffon und Justi und gewissermaßen auch Wünsch, bey dessen Theorie sich der Verf. am längsten aufhält, erklärten dieselben, wie die übrigen Planeten, für abgestoßene Stücken der Sonne. Moro ließ sie, wie die Insel Santorin, durch unterirrisches Feuer entstehen. Andere, als Burnet, Woodward, Roy, Scheuchzer, nahmen für das Chaos der Erde eine flüßige Masse, und zum Grund ihrer Abbildung, Präcipitation ihrer schwerern Theile an. De Lüc ließ unsre jetzige trockne Erde aus dem Meeresgrund emporsteigen, und Berge vom Wasser gebildet,

oder von Vulkanen aufgethürmt werden. Hocke leitete die Abwechselungen des Zustandes des Erdbodens von der Veränderung des Mittelpunkts seiner Schwere; Plüche aus der Veränderung der Erdachse, und le Cat von der anziehenden Kraft des Mondes her. Andre, als Gerhard und Freyherr von Gleichen bauten ihre Theorien auf chymische Gründe. Jerusalem und Leß erklärten die Mosaische Schöpfungsgeschichte für die Geschichte der Umschaffung der längst vorher existirenden Erde. Und Silberschlag baute so ein eignes System auf den Buchstaben der mosaischen Erzählung. Alle diese verschiednen Theorien werden dann nun ziemlich umständlich, doch nicht immer deutlich genug, erklärt, und immer muß es den Lesern angenehm seyn, ihre Vorstellungen, wenn gleich nicht im gleichen Lichte, hier beysammen zu finden. Wenn gleich keine gewiß ist, fährt der V. fort, so kann man doch als gewiß annehmen, daß die Erde, sowohl bey ihrer ursprünglichen Entwickelung als bey Annehmung ihrer gegenwärtigen Gestalt, viele und große Veränderungen müßte erfahren haben. Zu dem Ende sammlet der V. was ältere und neuere Geschichte für Beyspiele neu entstandener Berge und Inseln sowohl, als im Gegentheile verschütteter und versunkner Länder, abgeschwemmter und angesetzter Küsten, enthält, und handelt nun insbesondere erstlich von den Vulkanen und deren Ausbrüchen und Revolutionen. Hier geht er alle bekannte, ältere und neuere, Vulkane des Erdbodens durch, erzählt ihre Ausbrüche, und was sie vor Veränderungen auf demselben gewürkt haben, am weitläuftigsten die des Vesuvs und Aetna, gedenkt auch des vom Hrn. v. Golomieu auf den Lupartischen Inseln 1781. entdeckten sogenannten Luftvulkans, giebt hierauf die Ursachen und Entstehungsart der feuerspeyenden Berge an, wovon er die gewöhnliche Theorie überaus faßlich vorträgt, und schließt mit einigen Bemerkungen und Gedanken bey den Vulkanen ihre Verwandschaft mit heißen Quellen und ihre Wohlthätigkeit. Von den Revolutionen unsers Erdkörpers durch Erdbeben. Erstlich Ursache der Erdbeben. Er urtheilt, wie billig, daß die Electricität zwar das ihrige zu den Erdbeben beytrage; solche aber nicht allein würke, sondern daß die Entzündung der von der Natur in den Eingeweiden der Erde erzeugten Mineralsubstanzen die Grundursache der Erdbeben sey. Von den Revolutionen unsers Erdkörpers durch Ueberschwemmungen. Ursachen derselben. Hier verstehen wir den Schluß S. 181. nicht, wenn der V. schreibt:

„Wenn

„Wenn nun ganz Aegypten (wie Aristoteles sagt) durch den Nilfluß erbauet, so muß nothwendig das rothe Meer mit dem mittelländischen zusammengehangen, und Asien von Afrika geschieden haben.“ Wir sehen nicht, wie das folge, und wie überdem ein Felsenboden wie der Isthmus ist, der Asien und Afrika verbindet, ein neuerer Ansatz seyn könne. Die Kupfertafel stellt theils das Sonnensystem, theils die Verhältnisse der Größe der Planeten, vor; aber das letzte kann nicht richtig seyn; denn aus einem Standpunkt, aus dem der Jupiter in der Größe des Vollmonds erscheint, kann sicher der Merkur nicht so groß oder gar größer scheinen, als er jetzt schon bloßen Augen ist. Druck und Papier ist beydes schlecht, und ersterer noch höchst uncorrect.

Pk.

Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung V. Bandes viertes Stück. Mit einer Karte von Guiana. Brandenburg, bey Halle. 1785. 6 Bog. 8.

Die Artikel dieses Stückes sind: 1) Ueber den Nebel des 1783sten Jahrs. Zuerst die Briefe des Hrn. Torria in Neapel an den Hrn. Toaldo in Padua, aus dem deutschen Merkur, vom April 1784. hernach ein Auszug aus Hrn. Prof. Wiedeburgs Schrift über die Erdbeben und den allgemeinen Nebel 1783. 2) Eine allgemeine Nachricht von den antillischen Inseln, aus Bernoulli's Sammlungen kleiner Reisebeschreibungen, gezogen. Der Herausgeber hat sehr wohl gethan, daß er diese sehr ruhsame und nützliche Collectaneen aus verschiednen Reisebeschreibungen, über die Lage, Namen, Größenbestimmung und natürliche Beschaffenheit dieser Inseln, die wir gleich bey ihrer Erscheinung für das beste und brauchbarste gehalten haben, was B. durch seine itineratischen Preßgänge zusammengebracht hat, durch die Aufnahme unter seine Beyträge bekannter gemacht hat. Den historischen Theil dieser Sammlungen hat er, wie wir sehen, als zu entfernt von der Absicht dieser Beyträge, übergangen; welches wir, und vielleicht auch andere Leser derselben, doch nicht gern sehen. Es hätte wenigstens ihr Entdecker und jetziger Besitzer genennt werden können. Die Inseln, über die man hier gesam-

oder von Vulkanen aufgethürmt werden. Hocke leitete die Abwechselungen des Zustandes des Erdbodens von der Veränderung des Mittelpunkts seiner Schwere; Plüche aus der Veränderung der Erdachse, und le Cat von der anziehenden Kraft des Mondes her. Andre, als Gerhard und Freyherr von Gleichen bauten ihre Theorien auf chymische Gründe. Jerusalem und Leß erklärten die Mosaische Schöpfungsgeschichte für die Geschichte der Umschaffung der längst vorher existirenden Erde. Und Silberschlag baute so ein eignes System auf den Buchstaben der mosaischen Erzählung. Alle diese verschiednen Theorien werden dann nun ziemlich umständlich, doch nicht immer deutlich genug, erklärt, und immer muß es den Lesern angenehm seyn, ihre Vorstellungen, wenn gleich nicht im gleichen Lichte, hier beysammen zu finden. Wenn gleich keine gewiß ist, fährt der V. fort, so kann man doch als gewiß annehmen, daß die Erde, sowohl bey ihrer ursprünglichen Entwickelung als bey Annehmung ihrer gegenwärtigen Gestalt, viele und große Veränderungen müßte erfahren haben. Zu dem Ende sammlet der V. was ältere und neuere Geschichte für Beyspiele neu entstandener Berge und Inseln sowohl, als im Gegentheile verschütteter und versunkner Länder, abgeschwemmter und angesetzter Küsten, enthält, und handelt nun insbesondere erstlich von den Vulkanen und deren Ausbrüchen und Revolutionen. Hier geht er alle bekannte, ältere und neuere, Vulkane des Erdbodens durch, erzählt ihre Ausbrüche, und was sie vor Veränderungen auf demselben gewürkt haben, am weitläuftigsten die des Vesuvs und Aetna, gedenkt auch des vom Hrn. v. Golomieck auf den Luparischen Inseln 1781. entdeckten sogenannten Luftvulkans, giebt hierauf die Ursachen und Entstehungsart der feuerspeyenden Berge an, wovon er die gewöhnliche Theorie überaus faßlich vorträgt, und schließt mit einigen Bemerkungen und Gedanken bey den Vulkanen ihre Verwandschaft mit heißen Quellen und ihre Wohlthätigkeit. Von den Revolutionen unsers Erdkörpers durch Erdbeben. Erstlich Ursache der Erdbeben. Er urtheilt, wie billig, daß die Electricität zwar das ihrige zu den Erdbeben beytrage; solche aber nicht allein würke, sondern daß die Entzündung der von der Natur in den Eingeweiden der Erde erzeugten Mineralisationen die Grundursache der Erdbeben sey. Von den Revolutionen unsers Erdkörpers durch Ueberschwemmungen. Ursachen derselben. Hier verstehen wir den Schluß S. 181. nicht, wenn der V. schreibt:

Wenn

„Wenn nun ganz Aegypten (wie Aristoteles sagt) durch den Nilfluß erbauet, so muß nothwendig das rothe Meer mit dem mittelländischen zusammengehangen, und Asien von Afrika geschieden haben.“ Wir sehen nicht, wie das folge, und wie überdem ein Felsenboden wie der Isthmus ist, der Asien und Afrika verbindet, ein neuerer Ansatz seyn könne. Die Kupfertafel stellt theils das Sonnensystem, theils die Verhältnisse der Größe der Planeten, vor; aber das letzte kann nicht richtig seyn; denn aus einem Standpunkt, aus dem der Jupiter in der Größe des Vollmonds erscheint, kann sicher der Merkur nicht so groß oder gar größer scheinen, als er jetzt schon bloßen Augen ist. Druck und Papier ist beydes schlecht, und ersterer noch höchst uncorrect.

Pf.

Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung V. Bandes viertes Stück. Mit einer Karte von Guiana. Brandenburg, bey Halle. 1785. 6 Bog. 8.

Die Artikel dieses Stückes sind: 1) **Ueber den Nebel des 1783sten Jahrs.** Zuerst die Briefe des Hrn. Torria in Neapel an den Hrn. Toaldo in Padua, aus dem deutschen Merkur, vom April 1784. hernach ein Auszug aus Hrn. Prof. Wiedeburgs Schrift über die Erdbeben und den allgemeinen Nebel 1783. 2) **Eine allgemeine Nachricht von den antillischen Inseln, aus Bernoulli's Sammlungen kleiner Reisebeschreibungen, gezogen.** Der Herausgeber hat sehr wohl gethan, daß er diese sehr mühsame und nützliche Collectaneen aus verschiednen Reisebeschreibungen, über die Lage, Namen, Größenbestimmung und natürliche Beschaffenheit dieser Inseln, die wir gleich bey ihrer Erscheinung für das beste und brauchbarste gehalten haben, was B. durch seine itinerarischen Preßgänge zusammengebracht hat, durch die Aufnahme unter seine Beyträge bekannter gemacht hat. Den historischen Theil dieser Sammlungen hat er, wie wir sehen, als zu entfernt von der Absicht dieser Beyträge, übergangen; welches wir, und vielleicht auch andere Leser derselben, doch nicht gern sehen. Es hätte wenigstens ihr Entdecker und jetziger Besitzer genennt werden können. Die Inseln, über die man hier gesam-

sammlete Nachrichten findet, sind Anguilla, S. Martin, S. Barthelemy, Barbados, Sombrera, Anegada, Redonde, Montserrat, Antigua, nebst den beyliegenden kleinern Inseln. Die Fortsetzung wird in den folgenden Stücken nachfolgen.

3) Etwas über die unterirrdischen Waldungen aus dem Aufsatz des Hrn. D. Weis in dem V Band der Schriften der Berlinischen Naturforschenden Gesellschaft. Man versteht darunter häufige Bäume, die mit Wurzeln, Stämmen und Zweigen viele Schuh tief in der Erde liegen, und mit 8 bis 18 Schuh hohen Torfmoos bedeckt sind. Man findet dergleichen in Seeland und Ostfriesland. Die Wurzeln stehen alle im Sandboden, und die Stämme liegen in der Richtung nach Südosten in der Erde, so daß sie ein Sturm von Nordwesten umgerissen haben muß. Und dieß, glaubt der V. sey bey der sogenannten Cimbrischen Fluth geschehen, die einige Jahrhunderte vor Christi Geburt erfolgt ist, Schonen abgerissen, den Sund verursacht, England von Frankreich, und Seeland von Flandern getrennt, und die cimbrischen Völkerschaften zu dem in der alten Geschichte bekannten Auswandern veranlaßt hat. Die Bäume bestehen meistens aus Kienholz, das noch jetzt fest ist und stark brennt, weil ihre Wurzeln beym Ursprung noch größtentheils unverrückt in ihrem Boden blieben, und die Bäume daher nicht sogleich absterben konnten. Mitten im Torfmoos aber, der diese Bäume bedeckt, doch über dem Sandboden, in dem ihre Wurzeln stehen, liegen andere Holzarten, als Birken, Erlen und Haselaußstämme begraben, die folglich in späterer Zeit von Sturmwinden umgeworfen worden seyn müssen. Die Verödung des Landes veranlaßte den Mooswuchs, und dieser in der Folge den Torfwuchs, der vermuthlich lange Zeit zum Wachsthum gehabt hat, da die Niederländer erst 1230 anfiengen, Torf zu graben. Sollte das Holz, das aus diesen sogenannten unterirdischen Waldungen gehauen wird, nicht eben das seyn, was man sonst in den Bergwerken, z. E. zu Kalten Nordheim im Hennebergischen, Braunkohlen nennt?

Die sauber gestochene Karte von Guiana gehört zum vorhergehenden Stück.

Ag.

Samm-

Sammlung der neuesten und merkwürdigsten Begebenheiten, die sich mit unterschiedlich vermuthlich noch lebenden Adepten und ihrer philosophischen Tinktur zugetragen haben, nebst der ausführlichen und sonderbaren Geschichte des großen Adepten Nicol. Flamelli. Hildesheim, im Verlage der Schröderschen Buchhandlung. 1780. (so aber erst im Jahr 1782. bekannt geworden) in 8. 149 Seiten.

Die Absicht des Verf. welcher ein Schwärmer und Rosenkreuzer zu seyn scheint, geht dahin, die Gründlichkeit der Alchemie, durch wirkliche Thatsachen zu beweisen. Zu dem Ende giebt er uns hier die Geschichte verschiedener Goldmacher, und verspricht eine Bibliothecam alchymicam universalem, historico-criticam, zu schreiben und herauszugeben. — (Rec. wünscht, daß der V. seinen Fleiß auf eine gemeinnützigere Art anwenden möge. Wir sind weit entfernt, die absolute Unmöglichkeit der Metallverwandlung anzunehmen; glauben aber, daß unsre Kenntnisse noch nicht zureichen, sie a priori und unsre Erfahrungen a posteriori, ausfindig zu machen; daß es daher sehr nachtheilig sey, sich mit einer Wissenschaft zu beschäfftigen, die jetzt durchaus der Welt keinen Nutzen bringen wird.) Geschichte des Adepten Sehfeld aus dem 2ten Bande der chymischen Schriften des H. von Justi. Er machte aus Zinn, durch ein aufgestreuetes rothes Pulver Gold. — Er soll sein Pulver aus dem Lazurblau bereitet haben. — Die Beyträge zur Beförderung der Naturkunde, (1. Band, Halle 1774.) enthalten die Geschichte eines neuern Adepten. — Im 7ten Stück dieser Beyträge S. 98. sind weitere Betrachtungen über diese Goldmachergeschichte. — Er verwandelte mit einem grauen Pulver, Silber in Gold. — Aus G. H. Baughardts Zusätzen zu der wohleingerichteten Destillirkunst findet sich hier die Goldbereitung aus Queckſilber, die Verwandlung des Zinns in Gold von Wenzel Seiler, einem Augustiner Mönch, des Eisens in Silber u. a. m. Aus Eckhardts med. Maulaffen S. 287. Gold- und Silberverwandlungen, die Eckhart selbst angesehen. Aus Jugels freyentdeckter Experimentalchymie S. 59. u. f. verschiedene Geschich-

schichten, die sich mit Jugeln selbst zugetragen haben. Aus den Enunciatis et consiliis Iuris Patonei sub 16. XCII. S. 677. die Geschichte, welche dem Grafen von Erbach begegnet ist. Nikol. Flamellus, welcher am Ende des 14ten und Anfange des 15ten Sec. lebte, hat Gold gemacht. Aus Paul Täklas Reise in Kleinasien ꝛc. wird angeführt, daß Flamell durch seine Universalmedicin, noch im 18 Sec. in Gadien gelebt habe. Einige merkwürdige Geschichten aus dem Leipziger Allerley. — Aus Wlömaas Abhandlungen von der Möglichkeit Gold und Silber zu machen. — Aus dem neuen Goldmacher, oder dem wahren Geheimniß der Freymaurer, führt der Verf. eine Geschichte an. Eine große Herzstärkung für die Chymisten u. s. w. aufbehalten, durch Hans von Osten, im Kloster zu Oderberg, von einem Maurergesellen gefunden. — Aus D. G. Meisters historischer Nachricht von Verwandlungen der Metalle. Frankfurt 1726. S. 14. u. f. eine merkwürdige Geschichte, welche obgedachtem Paul Täklas von einem Arzt erzählt worden. — Eine ähnliche Begebenheit aus Eckarths entlaufenem Chymico S. 241. — Alle diese Begebenheiten, welche der V. anführt, haben bey weitem nicht die historische Glaubwürdigkeit, um daraus die Wirklichkeit des Steins der Weisen darzuthun; im Gegentheile tragen die mehrsten die innern Merkmale ihrer Verwerflichkeit bey sich; wie Hr. Wiegleb schon von manchem gezeigt hat. Wenn indeß auch alle diese und ähnlichen Erzählungen Mährchen sind, so bleibt die sogenannte Verwandlung der Metalle an sich betrachtet, wohl doch möglich, wenn man annimmt, wie man mit Recht thun kann, daß die Metalle aus einfachern Bestandtheilen beständen, die von andern ausgeschieden werden u. s. w.

Wir wiederholen aber nochmals die schon oben gemachten Erinnerungen, und warnen unsre Leser, sich nicht leichtgläubig finden zu lassen, um den dunkeln Pfad schwärmerischer Goldmacherey zu gehen, der von so vielen, zum Betruge kurzsichtiger Personen, so annehmlich gemacht wird. Manche unbekannte sogenannte hohe Obern bedienen sich auch zu jetzigen Zeiten, nur zu oft, solcher Vorspiegelungen, um durch erregte Hoffnungen, gutherzige Schwachköpfe zu einem blinden Gehorsam zu gewöhnen, durch welchen sie weitaussehende Absichten, nach dem edlen Muster des H. J. Lojola durchzusetzen suchen.

Ew.

Theis

Christoph Wilhelm Jakob Gatterers — Anleitung den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereisen. Erster Theil. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhöck. 1785. 366 S. ausser der Vorrede und dem Register.

Der Verfasser liest, der Vorrede nach, über die ökonomischen Wissenschaften, worzu nun unstreitig auch das Bergwerkswesen und die Bergwerkskunde gehört. Er hatte nie in seiner Jugend ein Collegium darüber gehört, also entschloß er sich, in dieser Absicht, den benachbarten Harz, genauer bekannt zu machen, reisete auch, nach einiger Vorbereitung aus Büchern, selbst dahin, um Natur und Kunst an Ort und Stelle zu studieren. Es gieng nun freylich dem Verf. wie es schon manchem gegangen ist, der aus der Studierstube zum Praktischen kömmt. Er fand, wie gering der Nutzen ist, den man bey einer so flüchtigen Uebersicht erlangt und erlangen kann. Gönner und Freunde halfen ihm zurecht, und nach wiederhohlten kurzen Reisen nach den Harz wurden seine Ideen deutlicher. Der Verf. fiel auf den guten Gedanken, den in Göttingen Studierenden zum Besten, denen der Harz so nahe liegt, ein Vorbereitungscollegium über den Harz, und um ihn mit Nutzen bereisen zu können, zu lesen. Natürlicher Weise mußten Sätze entworfen werden; der Verf. fand hin und wieder noch Undeutlichkeiten, die kleinen Harzreisen wurden der Aufklärung halber wiederhohlt, und so entstand dieses Buch, welches überaus viel Gutes hat. Einige kleine Flecken könnten bey einer zweyten Ausgabe leicht weggeschafft werden, zumal wenn alsdenn Abbildungen hinzukämen. Ein junger Studierender kann sich ohne dieselben von manchen Dingen keine deutlichen Ideen verschaffen, ein anderes ist es, wenn man von Jugend auf dabey gewesen ist. Um nun unsere Unpartheylichkeit zu beweisen, wollen wir unsern Lesern den Inhalt des Buchs getreulich anzeigen. In der vorgesetzten mineralogischen Einleitung wird von Entstehung der Mineralien und Fossilien gehandelt, welche nach des Verf. Definition nur unorganisirte Körper sind, die sich dadurch von den Thieren und Pflanzen unterscheiden und auf die Art entstehen, daß einfache Theile nach und nach zusammengehäuft und untereinander verbunden werden — auch gestrickter Ko-

halt, gewachsen Silber, Salze u. a. m.? — Es werden Gang und Flötzgebirge bestimmt. — Gegen die Terminologie, in dem Verfolge dieser Materie, ließe sich vielleicht einiges erinnern, wenn nicht bekannt wäre, daß eine und dieselbe Sache an verschiedenen Orten mit verschiedenen Namen belegt wird, und der sächsische Bergmann öfters anders spricht als der Harzer; ein Umstand, den man bey der Beurtheilung dieses Buchs nie aus den Augen lassen muß. Hierauf bringt der Verf. alle Mineralien unter Classen, Geschlechte und Arten, und berechnet uns 4 Classen, nehmlich: Erden und Steine, Salze, Erdharze und Mineralien, theilt diese wieder zusammen in 59 Geschlechter, und macht in diesen die Unterabtheilungen nach den Arten. — In verschiedenen Systemen ist diese Anordnung anders; aber dieses thut der Möglichkeit dieser Eintheilung keinen Schaden. Die Versteinerungen und Incrustationen sind als eine besondere Classe angehängt und in fünf Geschlechter getheilt. Die Anlegung einer Mineraliensammlung wird mit Grunde empfohlen, und Regeln zu deren Erhaltung gegeben — möchten wir doch auch Mittel haben, Kiese gegen die Verwitterung, Kobaltische und andere Stuffen gegen das Beschlagen zu verwahren! — Dieser Mineraliensammlung würden wir doch auch noch eine Sammlung von Modellen in Berg- und Hüttenmaschinen beywünschen; für einen Docenten, der nützlich werden will, ist sie unentbehrlich. Wir wissen auch, daß Hr. G. selbst einen guten Anfang dazu gemacht hat. Hierauf kömmt der V. an das Berg- und Hüttenwesen überhaupt, und handelt von dem eigentlichen Bergbau, Puch- und Waschwerken, Hüttenwesen, Teichbau, Münzkunst und Kohlenbrennen. Eine sehr willkührliche Eintheilung. — Bey dem Bergbau selbst wird erst von der Auffindung der Erze und Metalle gehandelt, wobey die Wünschelruthe mit Recht verworfen, und nur nach dem Aberglauben der gemeinen Bergleute überlassen wird. — Der Verf. handelt hier, unsers Erachtens, zu früh von Feuersetzen und Schießen, denn so geschwind geht es nicht, wenn man noch beym Schürfen ist. Hierauf kömmt der Verfasser auf Schlägel und Eisen, vergißt aber das Keilhauen zu erwähnen. Schächte, Queerschläge, Strecken, Oerter und Stollen werden beschrieben, und verschiedenes von der Zimmerung beygebracht, Künste beschrieben, und von den Wettern das behufige gesagt, auch die Werkzeuge angezeigt, Wetter in die Gruben zu bringen. Wir werden hierauf von der Förderung der

Erze

Erze und Berge, nach ihren verschiedenen Arten, unterscheiden, und lernen das dazu gehörige Geräthe kennen. Das zweyte Kapitel handelt von den Puch- und Waschwerken, und gefällt uns vorzüglich, weil alles dabey vorkommende mit vieler Deutlichkeit und Genauigkeit zergliedert und angebracht ist. — Auch hier ist die Terminologie vom Harze genommen, und ohnerachtet ein Böhmischer oder Sächsischer Bergmann verschiednes anders nennt, so muß sie dennoch stehen bleiben, weil das ganze Werk im engen Verstande, nur zur Kenntniß des Harzer Bergwesens dienen soll. Sehr nützlich aber wäre es, wenn allenthalben die sächsische, böhmische, schlesische, ungarische Terminologie beygefügt worden wäre. Nun kömmt das dritte Kapitel von Hütten, — oder, vermuthlich auf gut Harzisch — vom Hüttenwesen, und wird darinnen vom Rösten und Schmelzen der Erze gehandelt, und der Unterschied von Rohsteinschmelzen, eigentlichem Schmelzen, Saigern und Gahrmachen — wir würden es lieber Garmachen schreiben — angegeben. Die Schmelzöfen werden in Schmelzöfen über dem Tiegel, in Stichöfen, Krummöfen, halbe Hoheöfen, Hoheöfen und Windöfen eingetheilt und beschrieben, und gelegentlich wird auch vom Gebläse gesprochen. Darauf kommen in besondern Abtheilungen 1) die Eisenhütten mit ihren verschiedenen Arten des Feuers, vom Rennfeuer beym Roheisen wird nichts erwehnt, weil man es aus guten ökonomischen Ursachen weder am Harze noch in Sachsen mehr kennt, jedoch wird im Verfolge dessen bey den Eisenhammern gedacht. — Es werden besondere Regeln, so weit sie zu einer generellen Erkenntniß gehören, auf alle Vorfälle beygebracht. Ein Hohofenmeister würde nun vielleicht noch manche praktische Anmerkung machen zu können glauben; aber für den ist dieses Buch auch nicht geschrieben. Der Verf. nennt, wie bey andern Hohöfen auch gebräuchlich ist, ein Stück Roheisen eine Gans, und scheint es mit dem sogleich beygesetzten Worte Gos — welches im Plattdeutschen den Vogel die Gans bezeichnet, erklären zu wollen; die Derivation ist aber wohl nicht richtig, eine Hoheofenganz kömmt von dem Worte ganz her, das nicht mehr flüßig ist, sollte inzwischen der Harzer dennoch eine Gans auf sein Niedersächsisch Gos nennen, so liegt die Schuld an den Hüttenarbeitern, die das Wort nicht verstanden haben. Nach dem Roheisen wird vom Gußeisen und der darzu erforderlichen Gestalt gehandelt. Das Roheisen kömmt hierauf nach dem Eisenhammer, und von diesem nach dem Zainhammer

und Blechhammer, vom Verzinnen wird eine gute Kenntniß gegeben, und der Unterschied der Bleche in Ansehung der Handlung bestimmt. Hierauf folgt endlich der Drathhammer und der Stehlhammer. Die 2te Abth. handelt jedoch nur im Allgemeinen von den Kupferhütten, und der Verf. verspricht das Besondere im zweyten Theile nachzuhohlen, weil bey der eigentlichen Beschreibung des Harzes mehrere Gelegenheit seyn wird, von Kupferhütten und Behandlung der Kupfererze nach der verschiedenen Beymischung anderer Metalle ausführlicher zu handeln; doch geschieht der Roharbeit, oder des Rohschmelzens, der Röstung des Rohsteins, des Schmelzens auf Schwarzkupfer, des Saigern, des Darrens und des Garmachens Erwehnung; sodann kömmt es nach den Kupferhammer. Das Kupferdrathziehen erfordert eben die Manipulation wie das Eisendrathziehen, mithin konnte sich der Verf. darauf berufen. Vom Messingbrennen soll im zweyten Bande gehandelt werden. Die dritte Abtheilung handelt von der Zugutmachung der Bleyerze, so wie die vierte von dem Zugutmachen der Silbererze; gelegentlich wird des Amalgamationsprocesses gedacht, der in dem Spanischen Amerika und zu Kongsberg in Norwegen üblich seyn soll. — Daß er in dem Spanischen Amerika schon lange und im vorigen Jahrhundert bekannt gewesen, erhellet aus des Alonso Barba Bergbüchlein; ob es aber auch zu Kongsberg in Norwegen gebräuchlich sey, wissen wir nicht, und bezweifeln die Nachricht. Die fünfte Abtheilung lehrt uns die Zugutmachung und Scheidung des Goldes in beyden Wegen. Die sechste spricht vom Zugutmachen der Zinnerze. Die siebente von den Quecksilbererzen; diese Abtheilung ist eigentlich nur ein kurzer Auszug aus Ferbers Beschreibung des Queckfilberbergwerkes zu Idrien, dem eben daher eine kurze Nachricht von Verfertigung des Zinnobers angehängt ist. — Beydes kömmt nun zwar auf dem Harze nicht vor; aber in dieser Encyklopädie mußte es doch zum Behufe der allgemeinen Erkenntniß angebracht werden. — Die achte Abtheilung handelt von der Ausschmelzung des Spiesglaserzes. Die neunte vom Wißmutherz. Die zehnte vom Zinkerz. Die eilfte von Verarbeitung der Kobalterze in den Blaufarbenwerken. Die Schmalte oder eigentlich die endlichen Produkte der Schmalte unterscheidet der Verf. in Eschel und Kobalt, und erklärt die auf den Tonnen eingebrannten Zeichen FFFE, FFE, und FE durch allerfeinsten, feinsten und feinen Eschel, so wie die Zeichen FFFC, FFC und

FC

FC durch allerfeinsten, feinsten und feine Kobalt. Zu Schneeberg in Sachsen giebt man den letzten Signaturen eine andere Erklärung, und liest: allerfeinste, feinste und feine Cuför. Die zwölfte und letzte Abtheilung handelt von der Sublimation des Arseniks. Des Schwefel- und Vitriolmachens wird bey der zweyten Abtheilung nur obenhin gedacht, und das genaue davon im zweyten Bande versprochen. Das vierte Kapitel handelt vom Teichbau; Künste, Gebläse und Hammerwerke können nicht ohne Wasser getrieben werden, daher ist der Teich- und Grabenbau ein überaus wichtiges Stück bey dem Berg- und Hüttenwesen, da er aber hier nur sehr kurz behandelt wird, so versprechen wir uns ebenfalls im zweyten Bande ausführlichere Nachricht, so wie eine breitere Ausführung des fünften Kapitels vom Münzwesen. Das sechste Kapitel handelt vom Kohlbrennen. Einer jeden Abtheilung sind die besondern Bücher angehängt, worinnen man sich weitern Raths erholen kann. Das siebente und letzte Kapitel ist der Litteratur gewidmet, und enthält ein Verzeichniß der vornehmsten Schriftsteller über alle Theile des Berg- und Hüttenwesens in 15 Abtheilungen, welches große Erweiterungen leidet. Urtheile sind nicht dabey angeführt, und vermuthlich wird sie der V. seinen Zuhörern mündlich ertheilen. Das ganze Werk wird durch ein gutes und genaues Register überaus nützlich gemacht.

Rz.

Phisikalische (physikalische) Briefe über den Vesuv und die Gegend von Neapel. Leipzig, in der von Schönfeldschen Buchhandlung. 1785. in 8. 148 Seiten.

Die acht Briefe, in welchen der Hr. Graf Mitterwski, der wahre Verfasser derselben, uns von den merkwürdigen Erscheinungen des Vesuvs und seiner Ausbrüche, wie auch von den vulkanischen Ueberbleibseln der Gegend um Neapel eine Beschreibung liefert, machen beydes den physikalischen und geologischen Kenntnissen desselben, so wie seiner aufgeklärten Denkungsart, Ehre. Nur wünschte Recensent, der edle Hr. Verf. hätte sein Manuscript, ehe er es nach der von Schönfeldschen Buchhandlung zum Drucke übergab, einem kritischen, das reine Deutsch verstehenden Freunde zur Durchsicht über-

überlassen. Denn man findet auf allen Seiten Piphilinus Flogist, Phisik, phisisch, Mithologie, Caldäus, Kristallen, Piriten, Simptome, elisisch, Romben, welche anzeigen, daß der Hr. Verf. nach der üblen Weise der Italiäner, in unsere Sprache sogar sucht diese falsche Rechtschreibung einzuführen; ferner sieht man die österreichischen Inflexionen und Constructionen überall: Sälze, Brünnen, spält, entzündenes Gehl, der Blitzer; oder Steine, oder Asche, (anstatt entweder Steine, oder Asche) Läge (Lagen) ꝛc. Weiter trifft man im übrigen Deutschlande und in der Bücherſprache ungebräuchliche Provinzialwörter. Z. E. die Wällischen (Italiäner); die Schonung ziegelt eine große Menge wilder Enten hin; Spennadelspitze (Stecknadel) Schierl (Schörl); Saliter (Salpeter); Gunk (Kork); Naturscherz (lusus naturae); Milien (Meilen) ꝛc. Endlich so findet man, daß wahrscheinlich, wegen Abwesenheit des Hrn. Verf. vom Druckorte, nur gar zu viele Druckfehler eingeschlichen sind: z. E. so erschrecket sich der menschliche Geist; Vespasius (Vespasianus); machet einem (einen) traurigen Wiederspruch; das (der) Reichthum; *Sistema* (Systema). Unter den vielen durch die Lava (Lava) zu Ebenen, verwandelten Thälern war einer (eines) der vorzüglichsten, den (das) sogenannte Atrio di Cavallo (Cavallo), in welchem, da er (es) einer (eines) der tiefesten war ꝛc. Bis auf (die) halben Waden steigt man in Asche; ꝛc. Pompejana und Pompejana (Pompejanum); unter dem (das) Joch bringen; die größte dieser Löchern (Löcher); durch gewisse Zeichen, welche der (dem) Gedächtniß; Vitrao, *Vitrao* (Vitruv); *mosette* (moserte); verherrte (verheerte); Haasenbalks (Haasenbalge); Theodornik (Theodorik); die (der) breiteste dieser Feuerströme; *filamentovus* (filamentulus); Glimmens (Glimmers); Binsenstein (Bimsenstein oder Bimsstein); die Fläche (des) Kraters; angenemmen (angenehmen); Wipperngift (Viperngift); emphitische (mophitische); Snither (Sinter). Ueberdem so haben wir auch ein paar Gedächtnißfehler bemerket, die der kritische Freund wohl würde verbessert haben. Z. E. S. 9. heißt es. „Die Anhöhe ist nicht sehr steil; mit guten und häufigen Weingebirge bewachsen.“ Recenſ. kann nicht einsehen, wie eine Anhöhe, mit Weingebirgen kann bewachsen seyn? S. 22. Anmerk. i). Nicht in den Geschichtbüchern der Mexikaner, sondern der Incas, fand man die an Fäden gereiheten und auf allerley

ley Art geknüpften Schilfbinsen, welche sie Calicos nannten; und S. 41. werden die Flötze Anwerk. w) folgendermaßen erklärt: „Ein Bergmannswort, das eine in kleine Theile abgesonderte, und sich verliehrende Ader anzeiget.“ Wir trauen es den uns bekannten, größeren und richtigeren Kenntnissen des Hrn. Grafen zu, daß er diese Anmerkung nicht habe selbst hinschreiben können.

Ob wir nun gleich so manches zu erinnern finden, so muß man doch nicht glauben, diese Briefe wären schlecht, oder des Druckes nicht werth. Wir haben dieselben mit Vergnügen durchgelesen, und haben die oben bemerkten Kleinigkeiten mit großem Fleiße, so genau angemerkt und gerüget, einestheils damit die Schriftsteller von Stande nicht glauben sollten, sie könnten sich über diese sogenannten Kleinigkeiten wegsetzen; anderntheils waren diese Versehen gar zu häufig, so daß sie das aus dem Lesen des Werks empfundene Vergnügen sehr merklich minderten.

Nach einer geographischen Beschreibung der Lage des Vesuvs und der ganzen umliegenden Gegend, und der Beschaffenheit des Berges, wie sie sich nach und nach denen, die ihn besteigen, entdeckt, folgt endlich die des Kraters zuletzt. Es ist Schade, daß der Hr. Graf sich bey der Nachricht von dem alten Zustande des Vesuvs, nebst dem Homer auf den Berosus Caldeus (Chaldäus) beruft, dessen Nachrichten beynahe ganz sind verlohren gegangen, indem die beym Annius von Viterbo angeführten Nachrichten, bekanntermaßen von diesem Betrüger untergeschoben sind. Hierauf werden die Erdarten und Fossilien um den Vesuv beschrieben. Es giebt viele brennbare Substanzen. Das Meer bey Cassel a mare riecht nach Steinöl, das sogar auf demselben schwimmt. Salze, Säuren, Metalle, sind da auch zu finden, so wie auch Steinkohlen in Kalabrien. Allein der Verf. unterscheidet Erdbeben von Erderschütterungen. Die ersteren rühren nach des Verf. Meinung von der Elektricität her, und von brennbarer Luft: die letzteren sind nur Begleiter vulkanischer Ausbrüche: jene sind in ihrer Bewegung wühlend und zirkelartig. Es soll in der Erde viel Luft eingeschlossen seyn, weil selbst den Bergbauern oft viel Luftströhme entgegen kommen und ihre Lampen auslöschen; eine solche Strömung soll selbst in Sahlberget in Schweden zu Gewinnung der Wasser benutzt werden. In den englischen Steinkohlenwerken befindet sich viele

entzündbare Luft, deren Vermischung, bey der Zusammenkunft der beyden Elektricitäten, mittelst einer kleinen Erzader als Conductor, entzündet wird, und eine Wirkung hervorbringt, die der eines Globe de Compression ähnlich ist. Ist diese Entzündung tief in der Erde, oder die Materie nicht so häufig, so empfindet man bloß einen Stoß ohne Schaden; findet die Luft einen Ausweg, so hört man einen dem Donner ähnlichen Knall. — Die Gährung, welche von der Mischung der Säure und des Wassers, so wie auch mit Metallen entsteht, verursacht erst Hitze, die stets zunimmt, bis sie endlich in Flamme ausbricht; sammelt nun Feuchtigkeit durch Zufluß von Wasser, besonders aus der See, in diese erhitzte unterirdische Gegend dringt, je größer wird die Gährung; die Hitze nimmt zu, die Flamme wird lebhafter, und zuletzt fährt sie in einem schrecklichen Strahle gerade mit großer Gewalt in die Höhe; so viele Theile des Berges im Inneren stürzen ein, und verursachen großes Getöse, und die geschmolzene Materie fährt aus dem Munde des Kraters oder sonst wo an den Seiten des Berges heraus, und fließt glühend wie Lava fort, bis sie endlich oben gerinnt, dagegen aber sehr lange noch heiß bleibt. Eben die vom Wasser, so in Dünste aufgelöset worden, entstandene schnelle und große Ausdehnung, verursacht große Stöße, welche ein Zittern und andere Erschütterungen, welche aber vom Erdbeben sehr weit verschieden sind, zur Folge haben.

Die letzte Scene des vulkanischen Ausbruchs sind der Fluß der Lava und ein feuriger Stein- Sand- und Aschenregen. Die Lava fließt anfangs schnell; im Jahre 1767 floß in einer Viertelstunde, ein solcher feurigglühender Strom geschmolzener Materie 3000 Schritte fort. Kömmt die Lava in ein Thal, so füllt sie es zu einer großen Höhe an; oben erkaltet sie, und bleibt innerlich mehrere Monathe heiß. Sie gerinnt zuletzt wie Glas, und hat eine nach dem Innersten der Masse zunehmende Dichtigkeit. Die Farbe und Mischung der Lava ist auch sehr verschieden, und häufig mit Schörlarten versetzt.

Die bewunderswürdige Kraft der vulkanischen Ausbrüche treibt die größesten Massen auf eine große Weite und Höhe fort. Es liege im Atrio di Cavallo ein Stein, der 1779 ausgeworfen worden, der 160 Wiener Centner schwer seyn soll. Nach Hrn. Cajetano Betis, ist in eben dem Auswurfe, ein

Basalt

Basalt über eine italiänische Meile weit von der Mündung fortgeschleudert worden, welcher 1228 Neapol. Kantera schwer ist = 256. Wiener Centner, 31 Loth, 20 Gran! Der D. Bairo beobachtete in einem Abstande von 3000 Schritten den Steinregen, welcher im Jahre 1767 aus der Mündung des Vesuvs herausgeschleudert ward. Die Steine schienen in der Weite, von der Größe einer gewöhnlichen Pomeranze zu seyn, waren weich, weil sich die Gegenstände, auf die sie fielen, abdruckten; und sobald sie zu fallen anfiengen, konnte man 22 bis 25 Pulsschläge zählen, ehe sie die Erde erreichten, sie müssen demnach ohngefähr 1700 Pariser Schuhe gefallen seyn. Im Jahre 1760 regnete es zu Neapel dreymal 24 Stunden lang Sand und Steine so stark, daß man nicht anders als mit einem Regenschirme auf der Straße gehen konnte. Ein ähnlicher Sand- und Steinregen verschüttete im Jahre 79 der christlichen Zeitrechnung die Städte Herkulanum, Pompejanum und Stabia. (Rec. hat dergleichen Sand aus andern Gegenden der Welt untersucht und gefunden, daß derselbe aus lauter Trümmerchen seinen Schörls bestand, der selbst auf den Blättern der Bäume 1½ deutsche Meilen weit von der Mündung des Vulkans gelegen hatte.) Die in den verschütteten Städten zu Kohlen verbrannten Hausgeräthe lassen muthmaßen, daß die herabgeregnete Stein- und Sandmenge feurig gewesen; dahingegen sollte man aus den horizontalen Lagen dieser vulkanischen Massen, zu Pompejanum schließen, daß diese Masse feucht gewesen. (Recens. ist der Meynung, daß die sandigen und steinigen vulkanischen Auswürfe erst feurig heruntergekommen, und die verschütteten darunter befindlichen Gegenstände verbrandt haben; daß aber darauf ein Strohm von glühendem Wasser herabgekommen, und die Sand- und Steinmasse eingebeizt und zugleich verkittet habe; wie man dann genaue Abdrücke sogar von Münzen in dem vulkanischen Tufo gefunden hat.) Die vulkanische Asche soll nach des Prokopius Berichte im J. Ch. 472. bis Constantinopel seyn getrieben worden. Dio Cassius und Xiphilin bestätigen diese Meynung durch ähnliche Erzählungen. Der häufige Steinregen ist durch seine Schwere Häusern und Bäumen schädlich.

Braccini behauptet, der Vesuv habe im Jahr 1631. Meerwasser und Muscheln ausgeworfen. Baron von Dietrich tritt dieser Meynung in der Uebersetzung von Herbers Briefen

bey, und der Hr. Graf Mitterovski leugnet sie, weil es nur zwey Fälle gäbe, in denen das Wasser nach hydrostatischen Regeln könne gehoben werden; einen da der Wasserschatz an einem höheren Orte sich befindet, und in einer Röhre nochmals so hoch steiget, als der Wasserbehälter ist, wenn sonst kein Widerstand vorhanden ist: dieser Fall könne nicht auf den Vesuv angewendet werden, weil dessen Gipfel 600 Klafter höher als die Oberfläche des Meeres ist. Der zweyte Fall sey, wenn das Wasser in einer luftleeren Röhre stiege, da denn bekanntlich der Druck einer gleichen Säule von Luft, das Wasser nur 32 Schuhe hebe, weil diese Luftsäule nur einer Säule von 32 Fuß Wasser gleich schwer seye. Da nun der Vesuv höher sey, könne das Wasser nicht so hoch steigen. Der Verf. hätte noch können hinzusetzen, da salziges Meerwasser schwerer sey, als gemeines trinkbares Wasser, so könne dasselbe in einem luftleeren Raume nicht einmal so hoch steigen als 32 Fuß, wie man das täglich an den Pumpwerken erlebt, die bey salzigen Brunnen angebracht sind: und Recens. glaubt doch, daß es unter gewissen Bedingungen möglich sey, daß Meerwasser selbst durch den Mund des Vesuvs ausgespieen sey worden. Wir wollen nur annehmen, daß durch den unaufhörlichen Brand, und die dadurch verursachten Erschütterungen einige Felsen und Erdtheile am Boden des Meeres einstürzen, das Meerwasser folglich auch in Menge durch die Oeffnung in den feurigen Schlund einstürzet, und zugleich durch seine Ströhmung so viele Felsen und Erdtheile mit sich fortreißet, daß sich die Oeffnung, wodurch das Wasser eindringt, nachgehends wieder zustopft und ganz verschlämmet. Was müßte von diesem Vorfalle die Folge seyn? Das Meereswasser würde in dem glühenden Abgrunde, wenn es in kleiner Menge wäre, sogleich in Dünste aufgelöset, und dahin getrieben werden, wo der Luftzug hingehet, wo der wenigste Widerstand ist, folglich zur Mündung des Kraters hinaus. Ist aber die Masse des Wassers zu groß, so würde es, besonders wenn der Eingang sich wieder verstopfte, anfangen, zu kochen, und durch das Feuer dahin getrieben werden, wo es den wenigsten Widerstand hätte; folglich würde das Meereswasser, mit sammt den Muscheln und Fischen, auf einmal strohmweise zur Mündung des Kraters hinausfahren. So unwahrscheinlich es auch scheinen möchte, daß Fische und Muscheln mit dem siedenden Wasser zugleich herausgekommen, so ist es doch, sobald das Faktum, von glaubwürdigen Augen-

zeu-

zeugen bestätiget ist, nicht minder wahr. Das Meer trat gewiß, zur Zeit des Plinius zurück, und lies viele Seethiere auf dem Ufer zurück, und dies zurückgetretene Meerwasser ist wahrscheinlich in die Feuerschlünde des Vesuvs aufgenommen worden. Im Jahre 1631 und 1632 ergossen sich häufige Ströhme vom Wasser aus der Mündung des Vesuvs, und liessen hin und wieder Seetang und gebrühete Fische zurücke, wie solches der Vater della Torre S. 65. seiner Istoria del Vesuvio ausdrücklich anmerkt.*) Ja die häufigen Sublimationen von Salmiak zeigen doch auch, daß Seesalz in das Innere des vesuvischen Schlundes, auf eine oder andere Weise kommen, und nicht blos frisches Wasser vom Regen, eindringen müsse. Und was soll man dem Grunde entgegensetzen, daß alle noch wirksame und brennbare Vulkane, sich entweder auf Inseln befinden, oder auf dem festen Lande nicht sehr weit vom Meeresufer anzutreffen sind? Ja wie kömmt es, daß alle längst ausgelöschte und nicht mehr wirksamen Vulkane, jetzt weit vom Meere angetroffen werden? Sollte man nicht versucht werden, daraus zu schließen, daß das Meerwasser zu Erhaltung der Wirksamkeit der Vulkane nöthig sey?

Daß gerade gesetzte (senkrechte) eiserne Stangen zur Zeit des Ausbruchs elektrisch werden, ist höchst wahrscheinlich. Daß zwey stark aneinander gerieben vergläßte Laven Feuer geben und schwefelartig riechen, ist ebenfalls wahrscheinlich, nur muß es gehörig verstanden werden. Denn nach Recensentens Versuchen werden die verglaseten Laven noch so stark aneinander gerieben, und wollten doch kein Feuer nicht geben; allein schlug man sie so wie Flintensteine und Stahl zusammen, so gaben sie Funken; allein das thun auch zwey aneinander geschlagene Quarzstücken. Der Geruch zwey aneinander gerieberer

*) Im Jahre 1755 kam ein Strohm heißen Wassers aus dem großen Crater des Aetna, der zum Glücke nicht über die bewohnten Theile des Gebirges seinen Lauf nahm, dagegen überschwemmte der Strohm aus dem Vesuv 1631. einige Städte und Dörfer, und riß viele 1000 Einwohner mit fort. Eine solche Fluth könnte kaum von gesammletem Regenwasser in den Höhlen des Berges herkommen, wie der V. muthmaßet. Bracini und der Pater Ignatio, Augenzeugen, welche den Ausbruch 1631 beschrieben, haben beyde Seemuscheln auf dem Berge aufgelesen.

dener verglaseten Laven war dem ähnlich von zwey stark an einander geriebenen Quarzstücken. Allein es giebt doch recht schwarze verglasete Laven von Island, welche gewärmt, die Wirkung eines Turmalins zeigen, aber nur einmal, und man kann die Erfahrung nicht wiederholen. Dieses scheint des V. Versuche, mit der mit Hasenbälgen geriebenen Lave zu bestätigen, besonders da nicht jede Lave die elektrischen Wirkungen zeigen wollte. —. Der zweyte Versuch, dessen der Verf. erwähnt, und welcher zu beweisen scheint, daß die magnetische Kraft durch die elektrische Kraft des vulkanischen Feuers zur Abweichung und gänzlichen Herumirren der Magnetnadel sey genöthiget worden, ist ebenfalls höchst wahrscheinlich, und andern elektro-magnetischen Versuchen analogisch. — Wie wenig man aber die Vitriolsäure, für eine Modification der elektrischen Flüßigkeiten zu halten habe, würden vorsichtig gemachte Versuche leicht zeigen. Nur müßte man allezeit dabey vor Augen haben, daß die beyden entgegenwirkenden accumulirten luftartigen Flüßigkeiten in der Elektricität stets in ein Gleichgewicht zu kommen trachten; daß bey Berührung einiger Körper von entgegengesetzter Elektricität eine Explosion geschähe, das heißt, daß die nähere Verwandschaft habende Theile in der einen Flüßigkeit, sich schnell mit einigen Theilen der andern Flüßigkeit verbinden, wodurch die zuvor gebundenen Feuertheile sichtbar und wirksam würden, und auch die zuvor gebundene Luftsäure freygesetzt wird, und eben dadurch alkalische Salze kann neutralisiren und als Säure die Lakmustinktur roth färben. Allein weder Vitriol- noch Phosphorsäure kann sich dabey entwickeln, es sey dann daß die dabey gebrauchten Körper, mit denselben geschwängert wären. — Endlich der 3te Versuch, da ein 3 Stunden lang auf einem, durch einen neuen Ausbruch erzeugten Hügel gelegenes Papier leuchtend geworden, zeigt auch, daß die vesuvischen Entzündungen elektrische Flüßigkeiten entwickeln, und in Menge der Atmosphäre mittheilen. Papier als ein vegetabilischer Körper, würde einer so starken Elektricität nicht fähig seyn; allein da dessen ganze Oberfläche, durch den Leim, eine animalische Substanz überzogen ist worden, so wird Papier dadurch zur Annehmung der Elektricität in einem so hohen Grade fähig. Was Recensent schon zuvor von den beyden elektrischen Flüßigkeiten angeführt, wird wahrscheinlich hinlänglich seyn, um sowohl die vitriolische, als auch die Phosphorsäure nicht für Abänderungen der elektrischen Flüßigkeiten

zu

zu halten. — Der Beweis, daß bey Aufsetzung von Vitriolsäure auf eine Salpetererde, die Vitriolsäure in Salpetersäure verwandelt sey worden, scheint Rezensenten noch in das Verf. Anmerk. S. 71. 72. zu fehlen; denn es kann ja in der Salpetererde, ein ander alkalisches Salz oder sonst eine Substanz gesteckt haben, mit der die Vitriolsäure eine nähere Verwandschaft hatte, und die Krystallisation des Salpeters erschwerte. — Nun handelt der Verf. von den häufigen Blitzen, (Ferilli) in den dicksten Rauchwolken, und erklärt, wie es zugehe, daß sich die Rauchwolken durch Blitze entladen.

Im 5ten Briefe fängt der Verf. an, die Geschichte der vesuvischen Entzündungen zu geben. Die Beschreibung der vom Jahre 1631 übersetzt er aus dem Braccini, allein sehr fehlerhaft; denn Dall' acqua redevansi sommergere le campagne, heißt doch wohl nicht: die Felder sah man von Wasser verschlingen. Dall' aria aprirsi le Cattaratte (catarratte) e priover in Terra arena, cenere e fango, kann wohl nicht übersetzt werden: (man sah) die Schlünde der Luft sich öffnen, Sand, Steine und Koth regnen. — Der Verf. glaubt, der Sitz des vulkanischen Feuers liege sehr tief, und will es durch die Spuren des Zusammenhangs zwischen dem Vesuv und der Solfatara beweisen. — Endlich zeigt er die mancherley Producte des Vesuvs an, und zählet deren bis zwölfe. Quarz, der zuweilen halb verglaset und zuweilen wie mit einem blauen Staube bedecket ist, der oft im Inneren desselben sich befindet; auch oft findet sich der Quarz krystallisirt, auch mit Glimmer eingesprengt; Feldspath, zuweilen auch krystallisirt, und sogar zu Drusen gebildet; Kalchstein und Kalchspath, fadenartiger Kalchstein ꝛc.; Glimmer, Schörle, in allerley Gestalten, auch mit schönen Farben und von großer Härte, die als Edelgesteine geschnitten, den Namen Gemme bekommen, und Topase, Granate, Smaragde nachahmen; Laven von allen Farben, Mischungen und Graden der Festigkeit, deren man bis an die 100 zählt; vulkanische Asche in gepülvertem Zustande, und auch im verhärteten als Tufo volcanico; Bimssteine, rothe, graue, schwarze und weiße; Schwefel; Rauschgelb und Operment; Salze besonders Glaubers Wundersalz, Sal secretum Glauberi, Salmiak und Vitriol; und Bombe eine neue erst 1779 bey dem letzten Ausbruche zuerst gesehene Erscheinung. Sie haben den Namen, weil sie alle hohl, viele auch kugelähnlich waren,

zwey

zwey- bis dreymal so groß als ein Menschenkopf; braun oder schwarz an Farbe. Sie kamen bis zum Glühen erhitzt aus dem Berge, und sprangen oft wie wahre Bomben. Im Bruche gaben sie selbst nach einigen Monathen noch ein phosphorisches Licht. Naphtha, Steinöl, glasartige Erde, metallische Theile, deren einige der Magnet zog, Salze mit viter Vitriolsäure übersättiget, waren ihre Bestandtheile. Daß die Kalchsteine nicht in dem großen Grade des Feuers schmelzen, erklärt der Verf. dadurch, daß sie nur an den Wänden des Vulkans sitzen, wo nicht die große Glut ist, und nur durch die erhitzte Materie schnell fort und herausgerissen werden.

Im 6ten Briefe übersetzt der Verf. einen von seinem Freunde P. D. P. R. an ihn geschriebenen Brief, der eine genaue und sehr gute Nachricht, von dem am 8 Aug. 1779 erfolgten Ausbruche giebt. Man merkte schon im May desselben Jahres, daß der Vesuv die gesammlete Materie nicht mehr halten könnte: seit dem Junius war die Lava aus verschiedenen kleinen Oeffnungen an der Seite des Berges Somma herausgeflossen. Im Anfange des Augusts floß die Lava aus der großen Mündung oben heraus, und der Aufsatz auf dem großen Krater, fiel zum Theil in den Schlund hinein. Die Schwefeldämpfe waren weiß, und andere Wolken schwarz wie Pech, stiegen zuweilen empor. Die geschmolzene Materie stieg wie aus einem Springbrunnen zu einer großen Höhe auf. Die ganze Gegend des Berges war von der brennenden Lava, der Flamme und den Blitzen aus den schwarzen Wolken so stark erleuchtet, als man es noch nie in dem vorigen Ausbrüchen des Berges bemerket hatte. Man bemerkte am 8ten Abends mitten in dem Feuerkegel, Kugeln einer entzündeten Materie, welche sich aufblähteten, an der Seite des Berges schnell herabrolleten, und oft in Stücken sprangen. Um ½ auf 2 Uhr Nachts (nach der italiänischen Uhr) hob sich eine feurige Masse wie ein Springbrunnen eine ital. Meile breit (der Ritter Hamilton sagt, 2 ital. Meilen breit) und anderthalb welsche Meilen hoch, (der Ritter Hamilton sagt, dreymal so hoch, als der 3700 Fuß hohe Berg Vesuvius, also 11,100 Fuß) fast senkrecht aus dem Schlunde des Berges empor. Es fiel ein Regen von entflammter Materie, auf die eine Meile weit entfernte Spitze des Berges. (Somma) Es floß die heruntergefallene Materie horizontal nach Torre-

glanz.

giani. Große ungeheure Steinmaſſen, die ſelbſt aus der großen Entfernung (von 5 ital. Meilen) noch 2 bis 3 Fuß Durchmeſſer zu haben ſchienen, fielen ſo häufig wie Schneeflocken. — Eine ſchreckliche ſchwarze Rauchwolke zog ſich nach Neapel zu, und Schrecken füllte die ganze Stadt; eine ſtärkere Südweſtluft trieb darauf die Wolke nach Nola, und bey dieſer Aenderung der Richtung durchkreuzten dieſelbe unaufhörliche Blitze. Ueber Ottajano ergoß es ungeheure feurige Steinmaſſen von 60 Pfund ſchwere, nachdem ſie im Niederfallen ſich ſchon durchs Abtrümmern verkleinert, und (4 Fuß hohe) Aſche lag in allen Straßen und auf den Dächern. In 2 Stunden Zeit zog ſich die feurige Aſche und der Donnerregen über Nola, Benevento, Foggia, Manfredonia, und Monte Sargano über 100 ital. Meilen weit, bis ans Adriatiſche oder Joniſche Meer. Die ſchwerſten Steinmaſſen fielen nahe beym Berge nieder und in weiteren Entfernungen kleinere Stücke. Der Ritter Hamilton bemerkte 3/4 Meile vom Krater Maſſen, deren Umfang 108 Fuß und die Höhe 15 war, aus deren eine, drey Stöße machte, ehe ſie zur Ruhe kam, zu Monte Milero, 30 ital. Meilen vom Veſuv, fielen Steine, die 4 Loth wogen. Zu Ottajano fielen Stücke, welche die Dächer zerdrückten, und die Häuſer in Brand ſteckten. Kurz nach 9 Uhr Abends, etwa eine halbe Stunde nach dem erſten Ausbruche, hörte der feurige Auswurf auf zu ſpielen. Alles ward ruhig und finſter, nur allein die glühende Lava gab einiges Licht. Am 9ten des Mittags ſah man wieder große Rauchwolken; allein der helle Sonnenſchein machte, daß man den Schein der glühenden Lava nicht ſehen konnte. Die Rauchwolken ſtiegen zu einer entſetzlichen Höhe, und die herausgeſchleuderten Steine erreichten erſt nach 20 Minuten die Erde.

Da man in Neapel pflegt bey großen Gefahren den Kopf des H. Januarius dem Veſuv entgegen zu tragen, um die Wuth deſſelben zu ſtillen: ſo drang der Pöbel drauf, daß man dieſe Feyerlichkeit begehen ſollte, und man wartete ſo lange, bis man muthmaßete, daß der Ausbruch ſeinem Ende nahe wäre, man macht lange Anſtalten zur Proceſſion, geht durch die ganze Stadt, und wenn man beynahe das Ende des Paroxysmus des Veſuvs vorherſehen kann, ſo geht man auf den Berg zu; und wenn ſeine Wuth ſich legt, ſchreit das enthuſiaſtiſche Volk Mirakel, und glaubt, daß es die Wirkung des H. Kopfes ſey, ſo wie man in Sicilien den Schleyer der H. Agatha,

gegen

gegen das Toben des Aetna braucht — Als im Jahre 1767 der Pöbel in der Nacht schon den Kopf des heil. Januar sou derte, und seines Erzbischofs Pallast zu bestürmen drohte, schickte der König den P. della Rocca, einen Prediger Mönch, der beym Pöbel alles galt, hin, ihre Wuth zu stillen. Er kam und befahl allen niederzuknieen, und die rechte Hand empor zu heben, und fieng an den Frevel und Ungestüm des Volks zu bestrafen. Er wünschte sich einen Säbel, um mit einem Hiebe alle die verruchten Hände abhauen zu können, welche sich gegen ihren König und Erzbischof empört hatten. Er theilte auch, indem er durchs Volk gieng, überall derbe Faustschläge aus; und schickte alle ruhig nach Hause, mit dem Versprechen, daß man den Tag darauf würde Anstalten machen. Eben dieser viel geltende Mönch, konnte durch Vorstellungen den Pöbel nicht bereden, die Stadt Neapel durch Lampen des Nachts zu erleuchten. Er kannte des Pöbels Denkungsart, überall, wo eine Lampe brennen sollte, stellte er das Bild eines Heiligen oder Engels hin, dem man es nicht versagen konnte, eine Lampe zu Ehren anzuzünden, und so ward Neapel erleuchtet, obgleich zuvor weder Zwang noch Zureden solches hatten erhalten können. Es hatte dieser Mann solch ein Ansehen, daß er dem Pöbel alles sagen, und alles mit ihm thun konnte, und im Beichtstuhle theilte er gemeiniglich derbe Schläge aus. Bey seinem Tode riß sich das Volk um seine Kleider, und Fußvolk und Reuter konnten es kaum dahin bringen, daß sein Körper ruhig konnte dem Schooße der mütterlichen Erde anvertrauet werden. Engländer setzten dem Manne ein Denkmal mit seinem Brustbilde. Dem Verfasser, der so aufgeklärt und edel in seinem Vaterlande und in seiner Kirche denkt, setzte Recensent auch gerne eine Ehrensäule.

Der 7te Brief beschreibt die vulkanischen Gegenden um Neapel, sehr umständlich und richtig, enthält aber nichts ganz Neues. Das Wasser des Lago d'Agnano, der in der Mündung eines verloschenen Vulkans sich erzeugt hat, führt Theile von Kochsalzsäure, denn er konnte eine Luna cornea mit demselben erzeugen, woraus der Verf. auf den Zusammenhang mit dem Meere zu schließen scheint. Da eine Silberauflösung in Scheidewasser schwarz wird, so schließt der Verfasser, es sey auch etwas phlogistisches in dem Wasser. Recensent würde auch nur ein Phlogiston, nicht gleich Schwefel, wie die vom

Verf.

Verf. angeführten, vermuthen. Es ward ein Oel an den Gläsern bemerkt, da er sie auswusch, und dies schien von den durch Fäulung aufgelösten vegetabilischen und animalischen Körpern herzurühren — De Fontana glaubt, daß das Opium, Viperngift mephitischer Gas, blos auf die Muskularfiebern wirke, und ihre Reizbarkeit mindere und aufhebe, so machte der Verfasser in der Grotta de Cane mit Fröschen Versuche, deren einen er vor der Grotte, einen andern in der Grotte in den mephitischen Dampf geleget, nachdem er beyden das Herz und die Eingeweide entblößet. Er fand, daß bey beyden das Herz gleich geschwind und ofte schlug; des in der Grotte gelegenen Bewegungen waren krampfhafter, und obgleich die Extremitäten ihre Reizbarkeit verloren hatten, nachdem er sechs Minuten lang in der Grotte gelegen, so blieb doch mehr Reizbarkeit näher nach dem Herzen zu; das Herz hatte dieselbe Reizbarkeit, welche es gehabt, ehe der Frosch in die Grotte gekommen. Da das Thier dem Tode nahe war, brachte er es aufs Gras, neben dem andern Frosche, und nach 5 Minuten hatte der in der Grotte gewesene schon mehr empfindliche Nerven, und hüpfte nach 12 Minuten auf dem Grase herum. Sebst nach einige mal wiederholten Versuchen, war der Erfolg derselbe, und der Verf. schließt daraus, daß nicht die Muskularfiebern, sondern das Nervensystem durch das mephitische Gas leide.

Im 8ten Briefe endlich folgen noch Anmerkungen über die Acqua delle Pisciarelle und andere Schwitzbäder, die Solfatara, Pozzuolo, den Lago d'Averno, den Monte Nuovo, die Stufe di Nerone, und der Piscina mirabile und allen den Gegenden, welche die berühmten Campi Phlegräi der Alten ausmachen, und mit Rechte wundert sich der Verfasser, wie Menschen sich gewöhnen können, mit Ruhe und anscheinender Sicherheit, Oerter zu bewohnen, welche sich über einem erstickten, aber annoch feurigen Vulkane befinden, wo an vielen Orten nur sehr dünne Gewölbe sie von einem großen Feuerschlunde trennen.

Rec. wiederhohlt nochmals den Wunsch, daß alle Männer vom Stande im deutschen Vaterlande möchten so ihre Talente, Zeit und Vermögen auf die Untersuchung der Wahrheit, wie der Herr Graf Mittervski, verwenden.

Ob.

10. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Die Bekehrung des Kaiſers Conſtantins des Großen nach ihren Urſachen und Würkungen, nebſt einer Abſchilderung des Charakters dieſes Fürſten. Aus dem Engliſchen des Hrn. Edward Gibbons, Esq. überſetzt. Altona, bey Eckſtorff. 1784 7 Bog. in 8.

Ueber dieſe Materie iſt bereits ſo entſetzlich viel geſchrieben worden, daß man beynahe ungeduldig werden möchte, wenn man eine neue Abhandlung dieſes Inhalts erblickte. Gleichwohl iſt Gibbon ein ſo berühmter Name, daß es der Mühe werth zu ſeyn ſcheint, einige Bogen von ihm darüber durchzuleſen. Wir haben es gethan; es iſt uns aber, die Wahrheit zu geſtehen, ſauer geworden, bis wir das Ende davon erreichten.

Zuerſt handelt der V. von der Zeit der Bekehrung Conſtantins. Der Redner Lactanz, ſagt er, hat an dem Hofe dieſes Fürſten die Zeit nicht erwarten können, um die Welt von dem herrlichen Beyſpiele zu unterrichten, das der Beherrſcher Galliens von ſeiner Anerkennung und Verehrung der Majeſtät des einzigen wahren Gottes in den erſten Augenblicken ſeiner Regierung gegeben habe. (Sollte man nicht denken, L. habe blos, um dieſe Bekehrung zu verewigen, ſeine Inſtit. div. geſchrieben! Und wie unwahrſcheinlich iſt nicht die Meynung des V. daß dieſes Werk zwiſchen den Jahren 306 und 311. ausgefertigt worden ſey? Eben der du Fresnoy, auf den er ſich beruft, hat ſehr wohl gezeigt, daß es in weit ſpätere Jahre gehöre. Geſetzt aber, es wäre älter als das J. 311. ſo darf man alsdann den Verf. deſſelben noch nicht an dem Hofe des Kaiſers ſuchen. Ueberhaupt ſind die redneriſchen Ausdrücke des L. für die Geſchichte viel zu wenig beſtimmt, als daß daraus, wie hier geſchehen iſt, ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen ihm und dem Euſebius in Abſicht auf die Bekehrungszeit Conſtantins erwieſen werden könnte.)

Der

Der V. behauptet ferner, es sey die genaueste Aufmerksamkeit dazu nöthig, um dem langsamen Gange nachzuforschen, auf welchem sich C. durch fast unmerkliche Stufen, erst zum Beschützer, und endlich selbst zum Neubekehrten der Kirche erklärt hat. Er ließ seine Meynungen nur unvermerkt blicken, so weit er sie auf eine sichere und würksame Weise durchsetzen konnte. Während seiner ganzen Regierung, breitete sich das Christenthum mit einem nur sanften, und dabey doch geschwinden Lauf aus. Aber derselbe wurde durch die zufälligen Umstände der Zeit, und durch die Klugheit, oder vielmehr den Eigensinn des Monarchen, bisweilen zurückgehalten, bisweilen auch abgelenkt. Er hielt mit vieler Verschlagenheit sowohl die Hoffnung als die Furcht seiner Unterthanen in gleicher Ungewißheit, da er in Einem Jahre zwo mit einander streitende Verordnungen herausgab, die eine über die Feyer des Sonntags, die andre über die Befragung der Wahrsager. (Wir unsers Theils finden in Constantins erweislichen Geschichte vom J. 313. an, eine so überwiegende, von ihm durch Gesetze und Handlungen aller Art erklärte Neigung für das Christenthum, daß wir gar keinen Platz darinn für unmerkliche Stufen, langsamen Gang und Ungewißheit in dieser Sache sehen können. Die nothwendige Behutsamkeit und Mäßigung, die er noch in Ansehung der heydnischen Religionsübung hin und wieder beobachtete, haben auch eifrige christliche Kaiser lange nach ihm bewiesen. Und wie kann man von der Regierung eines Kaisers, der heydnische Tempel zuschließen oder zerstören, Götzenbilder beschimpfen oder vernichten ließ, und auf so manche andere gewaltsame Art dem Christenthum die Oberhand über das Heydenthum verschaffte, sagen, daß diese Religion während derselben stets einen sanften, auch wohl ungewissen Lauf genommen habe?) Daß er fast bis in sein vierzigstes Jahr ein Heyde gewesen sey, wird umständlich bewiesen. (Ein Beweis, der gar nicht hieher gehört: denn sein vierzigstes Jahr fieng ja eben mit dem J. 313 an.) Von dem Schutze, welchen er den Christen bis zum J. 312 angedeihen ließ, und von den Merkmalen schwankender Religionsgesinnungen in seinen mit dem Licinius herausgegebenen Duldungsedikten, bekannte Dinge. Constantins zunehmende Gunst gegen die Christen, fährt der V. fort, kann sehr natürlich der Hochachtung beygemessen werden, die er für ihren moralischen Charakter hegte, und seiner Ueberzeugung, daß die Fortpflan-

zung des Evangelii zur mehrern Beförderung aller öffentlichen und privat Tugenden dienen werde. (Das ist möglich; aber es stand zu beweisen, daß es auf ihn einen solchen Eindruck gemacht habe. Der moralische Charakter der Christen hatte auch damals schon viel verlohren; ihre Sittenlehre war schon zum Theil für den Staat schädliche Mönchsheiligkeit, die einem Staatsklugen Fürsten nicht gefallen konnte. Und wie moralisch handelte dann er selbst?) Besonders aber mußte der leidende und nicht widerstrebende Gehorsam, der sich unter das Joch des Ansehens oder gar der Unterdrückung beugt, als die vortrefflichste unter den Tugenden des Evangelii in den Augen eines unumschränkten Monarchen angesehen werden. (Ist auch möglich; aber wiederum ist es nicht erwiesen, das C. dadurch ausnehmend gerührt worden sey. Er hatte ohnedieß diesen leidenden Gehorsam auf keine Probe gesetzt; und man könnte also eher beweisen, daß diejenigen Kaiser, welche die Christen gedrückt haben, durch ihr geduldiges Leiden zu Christen hätten gemacht werden müssen.) Doch wir wollen den V. weiter nicht unterbrechen; so viele Anmerkungen sich auch über seine folgenden Vermuthungen und Erzählungen machen lassen. Er findet also noch ferner, daß die Anerkennung des göttlichen Rechts Constantins an die Regierung durch die Christen, ingleichen der Eifer und die Treue dieser Parthey, ihn gleichfalls derselben gewogen gemacht haben; daß seine Kriegsvölker, die wider den Maxentius zogen, ein Wunderwerk erwartet hätten; daß er, vielleicht von gleichem Enthusiasmus eingenommen, die Fahne und die Waffenrüstung seiner Soldaten mit dem Kreuze habe bezeichnen lassen; daß ihm in der Nacht vor der Schlacht geträumt habe, Gott befehle ihm, das Monogramma Christi, auf die Schilde seiner Soldaten setzen zu lassen; ein Traum, den man entweder aus der Politik, oder aus dem Enthusiasmus desselben erkläre; die Erzählungen vom Kreuze in der Luft habe Fabricius vergeblich aus einem Hofe um die Sonne erläutern wollen; es sey eine christliche Fabel des Eusebius, der zu ihrer Bestätigung ein sehr sonderbares Zeugniß, nehmlich des verstorbenen Constantinus selbst, der sie eidlich versicherte, angeführt habe; daß aber der Kaiser keine vorsetzliche Unwahrheit durch einen überlegten falschen Eyd bekräftigt habe, u. s. w. Von S. 81. an, folgt die Abschilderung von Constantins Charakter. Wir wissen nicht, ob es andere Leser besser verstehen, als wir,

wenn

wenn der V. mit Fleury urtheilt, man müsse alles das Böse von C. glauben, was Eusebius von ihm sagt, und alles Gute, was Zosimus von ihm erzählt. Sonst sind einige Züge dieses Charakters richtig, aber ganz vollständig ist er nicht gezeichnet worden.

Und nun frage ich diejenigen, welche wissen, wie vieles, und darunter auch Gutes und Vorzügliches in Deutschland über alle diese Materien bis auf die neuesten Zeiten geschrieben worden, ob es nöthig gewesen sey, dieses Werkchen zu übersetzen? Der Uebersetzer, Hr. von Walterstern, hat sich zwar als einen Mann von Einsicht gezeigt; aber Gibbons hochgepriesenes Werk vom Sinken und Fallen des Römischen Reichs, aus welchem diese beyden Abhandlungen genommen sind, ist überhaupt, bey allem Scharfsinn des Verf. und vielen lehrreichen, auch vortrefflichen Stellen, ein Magazin von Hypothesen, Muthmaßungen und Raisonnements, das mehr dem herrschenden Geschmack des jetzigen Zeitalters angemessen ist, als der Geschichte, im Verhältnisse seines Umfanges, viele bleibende Dienste leistet.

Dm.

Kurze Erläuterungen einer in Kupfer gestochenen Vorstellung des Erdbodens, worauf in 20 kleinen Karten das Nöthigste aus der Geographie, Genealogie, Chronologie, Historie, Heraldik und Numismatik für die Anfänger dieser Wissenschaften entworfen, zum Gebrauche der Realschule in Berlin. Neunte verbesserte Auflage. Berlin, im Verlage des Buchladens der Realschule. 1785. in 8. 212 Seiten ½ Bogen Vorrede und Titel.

Man kennt das Buch und die kleinen Karten, welche auf einem Landkartenbogen zusammengedruckt sind, und davon, den Globus und die 4 Welttheile ausgenommen, jede nicht nur die Landkarte mit den Abtheilungen in Reiche und Provinzen, sondern auch Wapen, Stammbaum (bey Italien zwey) Chronologie und Historie enthält. Da alles bis zur Verwir-

rung vollgefüllt und so klein ist: so muß man gewiß sehr aufmerksame und fähige Kinder (gerade wider die Absicht) voraussetzen, wenn sie durch solche bildliche Vorstellungen nicht auch ein höchst verwirrtes Bild bekommen sollten. Eben das gilt vom Buche, welches so viele für die ersten Anfänger zum Theil noch entbehrliche Wissenschaften, und von keiner so viel enthält, daß das Kind dadurch eine ordentliche Vorstellung und Lust zu diesen an sich so angenehmen Wissenschaften bekommen könnte. Das Gedächtniß kann freylich durch solche Namenregister geübt, oder vielmehr gemartert werden: die Einbildungskraft aber und das durch beydes zu befördernde Nachdenken leiden gewiß dabey, wofern nicht der Unterricht des Lehrers es verhütet.

Lebensgeschichte des Hrn. Rud. Siegfr. Allemanns, gewesenen Kapitäns der Miliz, Oberhaupts der Garnison und Commandant der Vestung, wie auch Oberkaufmanns vom Range, Präsidenten des Justiz- und Assessor des Polizeyraths in Diensten der Holländisch Ostindischen Kompagnie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nebst einer zuverläßigen Beschreibung dieses Vorgebirges. Glogau, bey Günther. 1784. groß 8. 276 Seiten.

Die hier genannten Würden des Hrn. Allemanns geben dem ungenannten Verfasser, der in den Jahren 1733 bis 41 Informator bey demselben auf dem Kap gewesen, Gelegenheit, eine Nachricht von den Civil- und Militärbedienten der Kompagnie auf dem Kap mitzutheilen, die unter den vorhandenen die deutlichste und ausführlichste zu seyn scheint. Das ist aber noch keine Beschreibung des Landes, die doch auf dem Titel versprochen wird. — Nur einzelne Anmerkungen über dasselbe kann man darin finden; im Ganzen verweiset er die Leser auf die neue kurzgefaßte Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, die in Leipzig 1779 herausgekommen ist. Freylich konnte er von dem jetzigen Zustande des Landes so gute Nachrichten nicht geben, weil sich seit der Zeit nichts verändert hat; indeß sind einzelne, selbst zum Theil schon bekannte, Bemer-

merkungen von ihm doch noch immer ſchätzbar; z. B. von dem Zuſtande der Soldaten auf dem Kap ſowohl als in Oſtindien, welcher gewiß keinen, der bey uns ſich zu ernähren im Stande iſt, reizen wird, ſein Vaterland zu verlaſſen. Jeder aber, der aus Dürftigkeit und Noth gedrungen nach Holland geht, hat nichts anders zu erwarten. Kömmt ein Solcher dahin, ſo paſſen ihm die ſogenannten Katzenhunde auf, und bringen ihn zu einem Volkshalter, wo ſie für ihre Bemühung 3 Holl. Gulden bekommen. Dieſer Volkshalter iſt der ſo verſchrieene Seelenverkäufer, eigentlich Fiel- oder Fettelverkäufer, der ſolchen hülfloſen Menſchen freye Herberge, Koſt und Trank giebt, und dabey die Gefahr übernimmt, dieſe Unkoſten zu verlieren, wenn er ſie entweder nicht alle anbringen kann, oder wenn einige ſterben oder ihm entlaufen. Aus dieſer Urſach überlaſſen dieſe Zeelverkooper gegen einen kleinen Vortheil ihre geworbenen Soldaten wieder an andere wohlhabende Leute, welche die Zahlung von der Compagnie haben, und Zeelkooper heißen. Nach der Vorſtellung, die der V. von dieſen Zeelverkoopers und Koopers macht, ſind dieſe Volkshalter ſehr nützliche Mitglieder des Staats, und die Retter ſehr vieler Unglücklichen, die ohne ſie entweder verhungern müßten, oder in Gefahr geriethen als Bettler aufgegriffen, oder als Diebe gehenkt zu werden. (Das iſt leicht geſagt, nimmt aber der Abſcheulichkeit nichts.) Er berechnet dabey den Gewinnſt ſowohl als die Gefahr des Verluſts, den dieſe Leute bey ihrem Handel haben, und erklärt daraus den klägelichen Zuſtand der Soldaten, die ſich auf ſolche Art auf 4 bis 5 Jahre verkauft haben. Alles, was der V. hier ſagt, kann denen, welche ohne Ueberlegung ihr Vaterland verlaſſen wollen, um in Oſtindien oder Afrika reich zu werden, als eine ſehr kräftige Warnung empfohlen werden. Wird ein ſolcher Soldat erſt Sergeant: ſo kann er ſich ſchon was verdienen, z. B. mit den Einſchlachten des Viehes, wo gezeigt wird, was daraus dort zu löſen ſey. Schafe und Kühe ſind auf dem Kap gewöhnlich der Reichthum der Jungfern, für die gleich bey ihrer Geburt eine Kuh und ein Lamm ausgeſetzt wird. Alles, was davon fällt, iſt ihr Eigenthum. Das Rindvieh iſt eine Büffelart, und die Kühe geben keine Milch von ſich, wenn nicht das Kalb auf der einen Seite am Euter ſaugt und die Magd auf der andern melkt. Sobald das Kalb abgeſetzt oder geſtorben iſt, ſo läßt ſich die Kuh nicht weiter melken, wofern man nicht nach Art der Hottentotten ein

Bambusrohr von etwa 1 Fuß Länge und 1 Daum Dicke in den Hintern steckt und ihr dadurch den Leib aufbläßt. Die Kuh krümmt sich dabey, und die Milch läuft alsdenn mehr von selbst, als durch das Melken der Hottentottin.

Vom Lande Terletan am Rio de Lagoa, von der daselbst angelegten Pflanzung um Sklaven zu machen, und Elfenbein zu holen, und ihrem traurigen Ende unter dem Statthalter van der Moot, findet man sonst nirgend als bey unserm Verf. Nachricht. Auch die Geschichte der Statthalter von des Hrn. von Assebura Tode an bis auf den Ryk Tullbach, ist kurz berührt. In einem Anhange wird die Größe eines Ostindischen Schiffes, dessen Ladung und Equipage beschrieben.

Neue Reise durch Nordamerika in dem Jahre 1781 nebst dem Feldzuge der Armee des Hrn. Grafen Rochambeau, vom Abbé Robin. Aus dem Französischen übersetzt. Nürnberg, bey Grattenauer. 1783. gr. 8. 176 S.

Die Nachrichten eines Augenzeugen von der Gefangennehmung des Brittischen Heers unter dem Cornwallis, wodurch die Trennung der geschwächten und muthlos gemachten südlichen Provinzen von den nördlichen gehindert, die gesunkene Macht des Congresses wieder gehoben, und die Brittische Nation des amerikanischen Krieges endlich so überdrüßig wurde, daß der König sich genöthiget sah, in die Unabhängigkeit seiner abgefallenen Kolonien zu willigen, verdienten gewiß eine Uebersetzung, und glücklicher Weise sind sie in gute Hände gekommen. Robin, der aus Enthusiasmus für seine Nation und die Sache der Amerikaner, auch seiner Kenntnisse und Grundsätze wegen, nicht allemal der zuverläßige Beobachter ist, und besonders bey physikalischen Gegenständen bald zu viel, bald zu wenig sieht, mußte einen Mann haben, der ihn zurechtweisen konnte; und das ist in dieser Uebersetzung, aber freylich fast zu sparsam, geschehen.

Das Buch besteht aus 13 Briefen. Der erste aus Boston giebt größtentheils bekannte Nachrichten von dieser Stadt und Provinz. Die Zahl der Häuser in Boston setzt er auf 6000, (Roger nur an 5000) Einwohner 30000. Merkwürdig ist die Anmerkung, die er von der Lebensdauer der Ame-

Amerikaner macht. Mit dem 20sten Jahre, sagt er, haben die Weibspersonen nicht mehr die Lebhaftigkeit der Jugend, und mit 35 oder 40 Jahren sind sie runzlicht und alt. Die Mannspersonen sind beynahe auch zu frühzeitige Früchte. Auf den Grabsteinen der Kirchhöfe fand er, daß die Meisten in einem Alter von 50 Jahren gestorben waren; wenige von 60, keinen aber fand er über 70 Jahre. Er durchsuchte alle Kirchhöfe von Boston bis Williamsburg in Virginien, einen Strich Landes von beynahe 300 Französischen Meilen, und fand das nämliche. Statt die Haare zu pudern, bleichen sie die Bostonianerinnen mit Seifwasser.

Der 2te Brief aus dem Lager bey Philippsburg enthält eine reizende Schilderung des Landes und der Einwohner von Connecticut. Unter den Millionen Steinen, die hier auf dem Felde zerstreuet lagen, fand er doch keine Versteinerung.

Der 3te und 4te Brief eben daher. Wie sich das Französische Heer dem Hudsonsflusse näherte, wäre es in den gebirgigten und noch sehr waldigten Gegenden leicht gewesen, die Bagage und Artillerie auf dem langen Zuge abzuschneiden: aber die Engländer machten nicht die geringste Bewegung.

Der 5te von Prinzetown. Uebergang über den Hudsonsfluß, den die Engländer durch bewaffnete Fahrzeuge sehr hätten erschweren können. Nichts aber war unbegreiflicher als ihre Unthätigkeit auf dem Marsche der Franzosen und Amerikaner durch Neu Jersey. Ohne viel zu wagen, konnten sie ihre Feinde angreifen, und ihnen einen unersätzlichen Schaden zufügen.

Der 6te von Trenton. Der 7te von Philadelphia. Der Platz ist ein länglichtes Viereck, 2 Französische Meilen lang, 1 Meile breit. 18 schnurgerade Straßen werden von 16 andern ebenfalls geraden Straßen durchschnitten, darunter sind 2 Hauptstraßen, High Street und Broad Street, jede 100 Fuß breit. Oeffentliche Gebäude stehen auf ledigen Quartieren, nur nicht das von Backsteinen ohne Säulenordnung erbauete Congreßhaus. Noch lange nicht sind alle Quartiere bebauet. Man zählt jetzt 3000 Häuser und 20000 Seelen in dieser Stadt.

Der 8te von Baltimore giebt Nachrichten von Maryland und dieser Stadt, die seit 30 Jahren an Größe und Reichthum sehr zugenommen hat.

Der 9te von Annapolis. Die kleine Stadt hat das beste Rathhaus in Amerika, und vielleicht die reichsten Friseurs.

Eine der dortigen Damen gab dem Ihrigen einen Gehalt von 1000 Thalern.

Der 10te von Williamsburg in Virginien.

Der 11te die Kapitulation des Lord Cornwallis am 18ten Octbr. 1781.

Der 12te eine Parallele zwischen dem General Bourgoine und dem Lord Cornwallis zum Vortheil des Erstern.

Der 13te Prophezeyungen, die man nicht von ihm fordert.

P.

Reise durch einige Kantone der Eidgenossenschaft. Von J. Michael Affsprung. Leipzig, 1784. 20 Bogen.

Diese Reisebeschreibung gehört zu den besten kurzen Reisebeschreibungen, die man hat. Sie ist voll scharfer, freymüthiger und richtiger Anmerkungen. Die Nachrichten des Verf. betreffen außer den sogenannten kleinen Kantonen, St. Gallen, Appenzell und Zürich. Bey der ersten Stadt hält er sich länger auf, als die Wichtigkeit des Orts zu erfordern schien. Von der Geschichte der Schweiz bringt er manches bey, das in Betrachtung der Kürze dieser Reisebeschreibung wohl hätte wegbleiben dürfen. Ueber die Regierungsverfassung zu Zürich liefert er genaue Nachrichten, die er mit treffenden Bemerkungen begleitet, die aber nicht sehr zu ihrem Vortheil ausfallen. Besser ist er mit der ganz demokratischen Verfassung der Appenzeller zufrieden, obwohl der V. hierin offenbar zu weit geht, daß er bey dieser Gelegenheit die Abgaben aller Art, und die Handwerksinnungen mißbilligt. In Appenzell und in andern demokratischen Staaten ist möglich, was in andern nicht möglich ist.

Gj.

Der Frau von Aunoi Nachrichten von dem Spanischen Hofe, oder die Regierung der Günstlinge vom Jahre 1679 bis 1681. Eine Fortsetzung der Reise durch Spanien. Zweyter Theil. Nord-

Nordhausen, 1784. in 8. 271 Seiten außer 24 Seiten Vorrede oder statt derselben, welche das Verzeichniß der hohen Collegien in Spanien enthält.

Man liest diesen zweyten Theil noch immer gern in Ansehung der Beschreibung des steifen spanischen Ceremoniels. Die Geschichte der Rettung der jungen Königin, die in dem Steigbügel mit einem Fuße hängen bliebe; der artigen Rache an der damaligen Camerare Mayor, der Herzogin von Terra Nova, ist bekannt. Ein paar holländische Gesandschaftscavalier hielten beym Vorbeyfahren der Königin mit ihrem Wagen aus Ehrerbietung still, aber das machte ihnen viel Verdruß. Auch finden wir hier eine ausführliche Beschreibung eines Auto de Fe, welche in einer der neuesten Schriften von der Inquisition, wörtlich abgedruckt ist. Das Bild von der allgemeinen damaligen Noth in Spanien ist schauderud. Der Geldmangel war bey einem so reichen Regenten doch so groß, daß die Stall- und andere Bedienten davonliefen, ja der König hatte nicht einmal soviel, um die Reisekosten nach Aranjuez oder ein ander Lustschloß zu bestreiten. Die Uebersetzung ist abermals treu und gut.

Rz.

Joh. Jakob Hartsinks Beschreibung von Guiana oder der wilden Küste in Südamerika. Aus dem Holländischen übersetzt. 1ster Theil. Mit einer Vorrede und Zusätzen von M. J. E. Fabri, Inspektor der Königl. Freytischen und Secretär der Hallischen naturforschenden Gesellschaft. Mit Kupfern und Karten. Berlin, bey Unger, 1784. gr. 8. 474 S.

Der vollständige Titel dieses Buchs im Holländischen ist:

Beschryving van Guiana of de wilde Kust in Zuid America, betreffende de Aardrykskunde en Historie

ſtorie des Lands, de Zeeden en Gewoontes der Inwooners, de Dieren, Vogels, Viſchen, Boomen en Gewaſſen, als mede de eerſt Ontdekking dier Kuſt, de Bezittingen der Spanjaarden, Franſchen en Portugeezen, en voornaamelyk de Volkplantingen der Nederlandern, als, Eſſequebo, Demerary, Berbice, Surinaame; en derzelver Rivieren, med de noodige Kaarten en Afbeeldingen der Forten. Waarby komt eene Verhandeling over den Aart en de Gewoontes der Negerſlaaven; Alles uit echte Stukken opgeſteld door Mr. Ian. Iacob Hartſink, Charteren Requeſt-Meeſter van het Edel Moogende Collegie der Admiraliteit tot Amſterdam, Middgaders Lid van het Zeuwſche Genootſchap der Wetenſchappen te Vliſſingen. *Erſter Deel.* 520, 4. *Zweetter Deel.* 962. Te Amſterdam, by Gerrit Tielenburg. MDCCLXX.

Hr. Magiſter Fabri, der dies Werk zwar nicht überſetzt, aber die Ueberſetzung revidirt und mit einer Vorrede begleitet, worin er die vorzüglichſten Beſchreibungen dieſes Landes zugleich angiebt, ſagt, daß Hr. Hartſink außer dieſen reichhaltigen Quellen und Hülfsmitteln, noch eine Menge öffentlicher und Privat-Nachrichten, vorzüglich die Papiere ſeines Vaters, der über 25 Jahre lang als Direktor an der Societätstafel zu Surinam geſtanden, und ihm viele merkwürdige Berichte und ſpecielle Reſolutionen hinterlaſſen, bey ſeiner Beſchreibung genutzt habe, ſo daß er uns die reichhaltigſten Materialien zu einer künftigen Specialgeographie dieſes Landes liefert. Rec. würde hinzuſetzen, daß dieſes Buch, wenn nicht (wenigſtens in der deutſchen Ueberſetzung) ſo viele falſche Namen, deren einige in der Folge bemerkt werden ſollen, vorkämen, die Nachrichten des Raleigh, Barrere, Condamine, Gumilla und Anderer von dieſem Lande nicht nur, ſondern auch von den ſämmtlichen Entdeckungsreiſen der Spanier, Engländer und Holländer, die die Fabel von dem goldreichen Lande el

Dorado

Dorado veranlaßt, unnöthig machte, weil er sie hier alle beysammen, wo nicht immer wörtlich, doch im vollständigsten Auszuge abgedruckt findet. Indeß verschafft dies doch dem künftigen Schriftsteller, der eine brauchbarere Erdbeschreibung und Geschichte dieses Landes liefern will, den Vortheil, daß er bis auf den Zeitraum 1768 (denn so weit scheinen seine Nachrichten nur zu gehen) nicht so leicht etwas wichtiges übersieht; auch allerdings hin und wieder schätzbare Nachrichten findet, die in den bisher bekannten Schriften fehlen. Sehr viele aber wird er doch nicht gebrauchen können, weil sie zu speciel sind und zu wenig interessiren, oder gar nicht zu dieser Materie gehören. Im Ganzen also ist uns so sehr viel mit diesem Buche nicht geholfen, hauptsächlich weil uns die neuesten wichtigen Veränderungen und Begebenheiten fehlen, wofern Hr. M. Fabri nicht etwa bey dem 2ten Theile, der von Surinam und von den Negersklaven handelt, in den versprochenen Zusätzen diesen Mangel ersetzt. Um dazu vielleicht noch mehr Veranlassung zu geben, will Recens. Eines und das Andere, was er bey Durchlesung des Buchs bemerkt, anführen.

Der hier gelieferte 1ste Theil beschreibt in 23 Kapiteln das Land selbst und die Einwohner, die Produkte des Pflanzen- und Thierreichs, die Entdeckungen der Spanier und Engländer, die Eintheilung von Guiana, die Besitzungen der Spanier, Franzosen und Portugiesen daselbst, wie auch die Entdeckungen und Besitzungen der Niederländer und besonders die Kolonien Pumeron, Essequebo, Demerary und Berbice. Guiana ist eine große Insel in Südamerika zwischen den Flüssen Oronoque und Marannon oder dem Amazonenflusse, welche der große schwarze Fluß (Rio Negro) verbindet. Die Indianer, welche es bewohnen, theilt man ein in Tairas, welche den Strand oder die Mündungen der Flüsse bewohnen und Stouanes, Wald- und Bergbewohner, die tiefer im Lande wohnen. Die Anzahl der Letztern kann man nicht gut bestimmen, weil sie zum Theil ganz unbekannt sind. Erstere aber werden auf 10 bis 15 tausend geschätzt. Dies ist offenbar dem Barrere nachgeschrieben und verdient eine Berichtigung, oder eine nähere Bestimmung, wie viel er dazu rechnet. Vermuthlich meint er alle hier genannte Völkerschaften, nicht nur an der Seeküste von Guiana, sondern auch alle an beyden Seiten des Oronoqueflusses und der sich in denselben ergießenden Ströme bis tief in das Königreich Neugranada hinein,

ſtorie des Lands, de Zeeden en Gewoontes der Inwooners, de Dieren, Vogels, Viſchen, Boomen en Gewaſſen, als mede de eerſt Ontdekking dier Kuſt, de Bezittingen der Spanjaarden, Franſchen en Portugeezen, en voornaamelyk de Volkplantingen der Nederlandern, als, Eſſequebo, Demerary, Berbice, Surinaame; en derzelver Rivieren, med de noodige Kaarten en Afbeeldingen der Forten. Waarby komt eene Verhandeling over den Aart en de Gewoontes der Negerſlaaven; Alles uit echte Stukken opgeſteld door Mr. Ian. Iacob Hartſink, Charteren Requeſt-Meeſter van het Edel Moogende Collegie der Admiraliteit tot Amſterdam, Midgaders Lid van het Zeuwſche Genootſchap der Wetenſchappen te Vliſſingen. *Erſter Deel.* 520, 4. *Zweetter Deel.* 962. Te Amſterdam, by Gerrit Tielenburg. MDCCLXX.

Hr. Magiſter Fabri, der dies Werk zwar nicht überſetzt, aber die Ueberſetzung revidirt und mit einer Vorrede begleitet, worin er die vorzüglichſten Beſchreibungen dieſes Landes zugleich angiebt, ſagt, daß Hr. Hartſink außer dieſen reichhaltigen Quellen und Hülfsmitteln, noch eine Menge öffentlicher und Privat-Nachrichten, vorzüglich die Papiere ſeines Vaters, der über 25 Jahre lang als Direktor an der Societätstafel zu Surinam geſtanden, und ihm viele merkwürdige Berichte und ſpecielle Reſolutionen hinterlaſſen, bey ſeiner Beſchreibung genutzt habe, ſo daß er uns die reichhaltigſten Materialien zu einer künftigen Specialgeographie dieſes Landes liefert. Rec. würde hinzuſetzen, daß dieſes Buch, wenn nicht (wenigſtens in der deutſchen Ueberſetzung) ſo viele falſche Namen, deren einige in der Folge bemerkt werden ſollen, vorkämen, die Nachrichten des Raleigh, Barrere, Condamine, Gumilla und Anderer von dieſem Lande nicht nur, ſondern auch von den ſämmtlichen Entdeckungsreiſen der Spanier, Engländer und Holländer, die die Fabel von dem goldreichen Lande el

Dorado

Dorado veranlaßt, unnöthig machte, weil er sie hier alle beysammen, wo nicht immer wörtlich, doch im vollständigsten Auszuge abgedruckt findet. Indeß verschafft dies doch dem künftigen Schriftsteller, der eine brauchbarere Erdbeschreibung und Geschichte dieses Landes liefern will, den Vortheil, daß er bis auf den Zeitraum 1768 (denn so weit scheinen seine Nachrichten nur zu gehen) nicht so leicht etwas wichtiges übersieht; auch allerdings hin und wieder schätzbare Nachrichten findet, die in den bisher bekannten Schriften fehlen. Sehr viele aber wird er doch nicht gebrauchen können, weil sie zu speciel sind und zu wenig interessiren, oder gar nicht zu dieser Materie gehören. Im Ganzen also ist uns so sehr viel mit diesem Buche nicht geholfen, hauptsächlich weil uns die neuesten wichtigen Veränderungen und Begebenheiten fehlen, wofern Hr. M. Fabri nicht etwa bey dem 2ten Theile, der von Surinam und von den Negersklaven handelt, in den versprochenen Zusätzen diesen Mangel ersetzt. Um dazu vielleicht noch mehr Veranlassung zu geben, will Recens. Eines und das Andere, was er bey Durchlesung des Buchs bemerkt, anführen.

Der hier gelieferte 1ste Theil beschreibt in 23 Kapiteln das Land selbst nnd die Einwohner, die Produkte des Pflanzen- und Thierreichs, die Entdeckungen der Spanier und Engländer, die Eintheilung von Guiana, die Besitzungen der Spanier, Franzosen und Portugiesen daselbst, wie auch die Entdeckungen und Besitzungen der Niederländer und besonders die Kolonien Pumeron, Essequebo, Demerary und Berbice. Guiana ist eine große Insel in Südamerika zwischen den Flüssen Oronoque und Marannon oder dem Amazonenflusse, welche der große schwarze Fluß (Rio Negro) verbindet. Die Indianer, welche es bewohnen, theilt man ein in Tairas, welche den Strand oder die Mündungen der Flüsse bewohnen und Stouranes, Wald- und Bergbewohner, die tiefer im Lande wohnen. Die Anzahl der Letztern kann man nicht gut bestimmen, weil sie zum Theil ganz unbekannt sind. Erstere aber werden auf 10 bis 15 tausend geschätzt. Dies ist offenbar dem Barrere nachgeschrieben und verdient eine Berichtigung, oder eine nähere Bestimmung, wie viel er dazu rechnet. Vermuthlich meint er alle hier genannte Völkerschaften, nicht nur an der Seeküste von Guiana, sondern auch alle an beyden Seiten des Oronoqueflusses und der sich in denselben ergießenden Ströme bis tief in das Königreich Neugranada hinein,

ein, ingleichen die am Amazonenfluſſe wohnenden Indianer, welche freylich wohl eine Zahl von 15000 ausmachen ſollten; allein das ſind doch nicht eigentlich Strandbewohner. Zu den wenig bekannten Völkern zählt er die Salivas und Tapouſas. Letztere gehören eigentlich gar nicht hieher, ſondern wohnen in Braſilien, die Salivas aber ſind aus dem Gumilla wohl bekannt. Er ſelbſt führt manches von ihnen an, z. B. von ihrer Sprache, daß ſie durch die Naſe reden, daß ſie ihre Kinder am 8ten Tage beſchneiden ꝛc.

Uebrigens findet man hier vom 2ten bis zum 7ten Kapitel die ausführlichſte Nachricht von dieſen Völkern, von ihren Waffen, Wohnungen, Sitten, Beſchäfftigung und Haushaltung, von ihrer Lebensart, ihrem Gottesdienſte, von der Verheyrathung, den Kindbetten der Weiber, der Erziehung ihrer Kinder, ihren Krankheiten, Arzneyen und Leichenbegängniſſen, eine Beſchreibung ihrer Sprache, Reiſen, Kriege, Friedensſchlüſſe, wie auch etwas von ihrer Muſik.

Viele unter ihnen vergiften ihre Pfeile mit der Frucht von Cururu oder Piſon, auch wohl mit dem Safte eines Baums, den ſie Pougoulay nennen. Die Probe, ob ſie vergiftet ſind, ſoll dieſe ſeyn, daß ein junger grüner Baum, nach welchem ſie damit ſchießen, innerhalb 3 Tagen ſeine Blätter fallen läßt. Wer mit ſolchem Pfeile verwundet wird, ſtirbt ſogleich, ja, man erzählt, daß in dem letzten Aufſtande in Berbice ein Kind auf dem Rücken der Mutter, die von einem vergifteten Pfeile getroffen ward, ſtark aufgeſchwollen und bald hernach geſtorben ſey, ob es gleich ſelbſt gar nicht verwundet war. Iſt das wohl glaublich? Gleich darauf wird von den Indianern in den niederländiſchen Kolonien geſagt, daß ſie keine vergiftete Pfeile aus den Bogen ſchießen; die Arquowayen ausgenommen, welche mit langen Blasröhren kleine vergiftete Pfeile ſchießen. Dieſe ſind eine Spanne lang, ſehr dünn und an der Spitze eingebrochen oder eingekerbt, damit ſie abbrechen, wenn man ſie aus der Wunde herausziehen will. So künſtlich auch die Indianer in Verfertigung der Kähne und manches Hausraths, als Matten, Körbe, Löffel, Töpfe, Taſſen u. ſ. w. ſind, ſo unwiſſend ſind ſie doch in den Werken des Verſtandes. Sie können nicht einmal weiter als bis 5 zählen. Iſt die Zahl größer: ſo nehmen ſie die Finger und Zehen an beyden Händen und Füßen zu Hülfe. Gewöhnlich bedienen ſie ſich der Kerbſtöcke oder einer Schnur mit Kno-

den

ten zu ihren Zeitrechnungen, z. B. wenn sie die Tage bis zu ihren Zusammenkünften, Jagd, Fischerey oder zum Kriege bemerken wollen. (So machten es die Peruaner auch mit ihren Quippos und mehrere unaufgeklärte Völker z. B. die Sumatraner haben eben die Methode.)

Von ihren Ehen ist bemerkt, daß die Indianer in ihren Geschlechtern mit ihren Basen bis in den 2ten Grad sich verheyrathen, und daß sie ihre künftigen Frauen nehmen, wenn sie kaum 2 oder 3 Jahre alt sind. Unterdeß aber nehmen sie eine andere Frau, welche sie wieder fortschicken, wenn ihre Basen mannbar werden. Die Othomaken wählen dazu die ältesten Wittwen im Dorfe, nach deren Tode der Jüngling erst die Erlaubniß hat, sich mit einem jungen Mädchen zu verheyrathen, wobey sie die Absicht haben, daß der Mann erst von der alten Frau lernen soll, was er zu thun hat. Wie wenig übrigens auch diese Völker in Verbindung unter einander stehen, kann man schon daraus sehen, daß sie auch hier so viele verschiedene Sprachen haben, als Völker in Guiana sind. Indeß ließen sich die Betowa und Tirara Sprachen, ingleichen die Karaibische als Muttersprache vieler andern ansehen.

Im 8ten Hauptstücke findet man die Beschreibung der cultivirten Bäume, Gesträuche und Pflanzen. Hier ist der Advokatenbaum zuerst genannt. Warum ist dafür nicht der gewöhnlichere und bekanntere Spanische Name, Avogato, oder, wie ihn die Amerikaner eigentlich nennen, Aguacate Baum gesetzt? Zur Cujete (Crescentia Cujete, nicht Cajete, wie hier steht) werden die Kruithoorn Calabas (Mourtoucou) und der Bocks Calabas gerechnet. Letztere Gattung soll an Ranken auf dem Boden hinkriechen. Sie wird Cucurbita lagenaria Lin. genannt. Linné hat keine andere Crescentien, als cujete und cucurbitifeira, und letztere Gattung ist bey ihm ebenfalls ein Baum mit aufrechtstehendem Stamme, fast so groß, wie der vorige. Es muß also hier wohl ein Fehler begangen seyn. Bey den wilden Bäumen, Gesträuchen und Pflanzen fehlen die Linneischen Namen größtentheils, sonst aber ist die Beschreibung gut. Unter andern wird einer sehr giftigen Liane gedacht, die man dort Adams- und Eva'sbaum nennt, welche einen blutrothen Saft giebt, wenn man Ranken davon abhauet. Die Indianer unterstehen sich nicht ohne ihre Peripemans (soll wohl heißen *Pajis*

ker

oder Symmeties, Prieſter, die nach dem Bancroft die böſen Geiſter Yowaho'os beſchwören) eine ſolche Liane umzuhauen, aus Furcht zu ſterben; dieſe aber geben ihren Beſchwörungen die rechte Kraft, indem ſie einige Nächte hindurch ein großes Feuer um den Baum unterhalten, wodurch der Saft vertrocknet und die giftigen Theile ausdampfen. Dieſen natürlichen Grund aber begreift der Indianer nicht, der ſich nicht einmal unterſteht, ſich dem Baume zu nähern, auch die Europäer davon abhält. Der Orleanbaum (Bixa Orellana L.) iſt offenbar durch einen Druckfehler Bioca Orellana genannt. Dergleichen Druckfehler kommen auch im 10ten Hauptſtücke vor, wo die vierfüßigen Thiere beſchrieben werden; z. B. S. 105. Caguacuarana beydemal ſtatt Cuguacaarana, das bekannte amerikaniſche Schwein mit der Drüſe auf dem Rücken Sus Tajacu L. oder Pecari, welches in allen heißen Gegenden des ſüdlichen Amerika's ſo gemein iſt, wird hier ſchlecht beſchrieben. Man findet hier, ſagt er S. 105. auch die Nabelſchweine mit weißen Pfoten Pasquiras oder Aboujer (ein Name, den Recenſ. noch bey keinem Schriftſteller gefunden) welche den Nabel auf dem Rücken tragen. Die Fabel von dem Nabel dieſes Schweins iſt doch ſchon bekannt genug, und man nennt ſie deshalb nicht einmal Nabelſchweine. Unter Aboujer wird er unſtreitig das von Waſern ſchon beſchriebene Warreeſchwein verſtehen, welches nach Bancroft hier noch häufiger und größer iſt als der Pecari. Vom Tatou ſcheint die Beſchreibung falſch zu ſeyn. Er giebt ihm die Größe eines Spanferkels von einem Monate, eine kleine längliche Schnauze, kleine Ohren, 12 Gürtel und nur 4 Zehen an den Pfoten. Dies weicht ganz von der Büffonſchen Beſchreibung ab. Bancroft beſchreibt dagegen den Tatru oder Cachicamo mit 9 Gürteln. Die fehlerhafte Beſchreibung der Mainouri, oder Anta (Tapir in Guiana, Braſilien und faſt ganz Südamerika) des größten eigenthümlichen Landthiers der neuen Welt, verdient überall Verbeſſerungen. Hartſink nennt es einen Waldeſel, womit es gar keine Aehnlichkeit hat. Der Kopf ſoll einem Eſelskopfe ähnlich ſeyn; aber er hat, wie die Schenkel, die größte Aehnlichkeit mit denen an einem Schweine, den Rüſſel und die Ohren ausgenommen. Und wie hat er die Klauen mit den Kuhklauen vergleichen können? Er ſagt, es wäre ſo groß wie ein Mauleſel. Aber es hat ja einen dicken Körper und die Natur eines mittelmäßigen Ochſen. Es lebt in moraſtigen Gegenden und iſt ein guter Schwimmer,

dabey

dabey sehr furchtsam. Man kann sich daher nicht wohl vorstellen, daß es vor dem Jäger nur soweit ins Wasser fliehen sollte, bis seine Klauen mit Wasser bedeckt sind. Doch es ist hier und in den folgenden Kapiteln, nämlich im 11ten, das von den kriechenden Thieren, Insecten, Würmern u. s. w. im 12ten, das von den Vögeln, und im 13ten, das von den Fischen und Schaalthieren handelt, noch so manches zu berichtigen, daß dem Hrn. M. Fabri für seine Zusätze auch hier noch ein starker Nachtrag übrig bleibt. Das 14te und 15te Kapitel enthält bekannte Nachrichten von den Entdeckungen der Spanier und Engländer, hauptsächlich auf Veranlassung der Fabel von dem Goldlande El dorado, und dem See von Parima, der wirklich in Guiana liegt, aber weder salzig noch mit Goldsande angefüllt ist.

Im 16ten Kapitel findet man eine Eintheilung von Guiana.

1) Das Spanische, welches an beyden Ufern des Oronoquestusses liegt, erstreckt sich gegen Westen, bis an den Fluß Rio Negro und gegen Süden bis an den Fluß Baryma, welcher unter 8°5′ Norderbreite liegt und sich in die Mündung des Oronoque ergießt. Andere nehmen den Fluß Wainy zur Grenze an.
2) Das Niederländische erstreckt sich von da bis an den Sinamarifluß unter 5°32′ Nord. Br. oder bis an den Morowine unter 5°55′.
3) Das Französische, von da bis an den Fluß Vincent Pinçon nahe bey Cap Nord nach dem Utrechter Frieden. Das übrige ist
4) das Portugiesische (welches einen Theil vom nordlichen Brasilien jenseits des Amazonenflusses ausmacht.)

Das 17te Kapitel beschreibt den Oronoquefluß. Sie ist ziemlich vollständig aus dem Gumilla, welcher jedoch wider die Wahrheit die Verbindung desselben mit dem Amazonenflusse durch den Rio Negro in Zweifel zieht. In sofern also ist auch die hier davon gelieferte Karte weit besser als die im Gumilla, ja besser als selbst die d'Anvillische. Indeß kann man doch den Gumilla nicht ganz bey dieser Beschreibung entbehren. So heißt es hier S. 172.: der Fluß sey einer Ebbe und Fluth von 6 Monathen unterworfen. Dies bedarf einer Berichtigung. Nach dem Gumilla wächst der Fluß 5 Monathe; er bleibt alsdann 1 Monath in dem Zustande, braucht

andere 5 Monathe zum Fallen und bleibt alsdenn wieder 1 Monat im niedrigsten Zustande. Alle 25 Jahre soll er nach dem Gumilla eine Elle, oder nach dem Hartsink 2½ Fuß höher steigen, als die vorigenmale. Gumilla giebt den Grund davon an. Der erste Regen, sagt er, fällt im April in den Gebirgen und den entlegenern Provinzen. Dies verursacht das erste Wachsthum, welches aber wegen der Hitze dieser Länder kaum merklich ist. Die folgenden Regen machen schon ein merklichers Steigen gegen Ende des Aprils im May, Junius, Julius und August. Die größte Höhe behält er während des Septembers. Im Oktober fällt er wieder. Alsdann legen die Krokodille und Schildkröten, die sich in großer Menge darin aufhalten, ihre Eyer in den Sand des wieder trocken gewordenen Ufers. Wie kann man dies Ebbe und Fluth nennen? Auch in Ansehung der Höhe, zu welcher der Fluß steigt, geht Hartsink zu weit. Nach dem Gumilla kann man nicht genau sagen, wie viele Ellen der Oronoque wächst oder fällt. Dies hängt von der Weite des Bettes und Abschüssigkeit des Bodens ab. Wo er am engsten ist, findet man ein Vorgebirge von Felsen 40 Ellen hoch. Bey Marmerota, wo das Bette des Flusses auch sehr enge ist, fand er die Spuren des höchsten und niedrigsten Wasserstandes nur 14 Ellen und 1 Elle mehr für jede 25 Jahr. Wo der Fluß sehr breit ist, findet man nur einen unbeträchtlichen Unterschied im Steigen und Fallen. Alle Besitzungen der Spanier an diesem Flusse stehen unter einem Gouverneur, welcher unter dem Unterkönige von Neugranada steht.

Das 18te Kapitel beschreibt das Französische Guiana nach dem Barrere, doch mit verschiedenen Zusätzen.

Das 19te Kap. welches Nachrichten vom Amazonen- und Marannonflusse enthält, hätte füglich wegbleiben können, weil man alles schon aus dem Ulloa und Condamine weiß, und der Fluß ohnehin zu Brasilien gehört. Verschiedene Namen sind nach dem Ulloa nicht ganz richtig abgedruckt. Z. E. Asungaro, Guamanga statt Asunguro, Guamonga, die Provinz Chumbi Wileas anstatt Chumbi Vilcas, Cuzfo statt Cuzco. Auf der Ostseite des Flusses Ucayale (längst dem südlichen Ufer des Amazonenflusses) fallen in denselben die Flüsse Yabari, Yutai, Yura, der auch Owara heißen soll (Ulloa nennt ihn Yuroa) Tefe Coari und der Hauptfluß Madere, der in seiner obern Gegend Marmore heißt. (Er wird inner

innerhalb Brasilien aber dem sogenannten Portugiesischen Antheile, im Spanischen Gebiethe aber Rio Maranon genannt.) Aus Piscovaya wird Piscomay und aus dem Flusse Solimoes Solimoens gemacht.

Die Berge von Tamoya heißen hier die Gebirge Tamoya. Was er am Ende vom Gouvernement der Portugiesischen Besitzungen sagt, ist jetzt auch eine Unrichtigkeit. Nicht der ganze nördliche Strich längst dem Amazonenflusse steht unter der Regierung von Para, der dortige Gouverneur auch nicht mehr unter einem Unterkönige zu Salvador, wie Hr. Hartknoch schon hätte wissen können: denn der Hauptsitz des Gouvernements und des Vicekönigs wurde schon 1751 von S. Salvador nach Rio Janeiro verlegt.

Im 21sten Kap. kömmt er auf die Besitzungen der Niederländer. Nach seiner Meynung haben die Holländer im Jahre 1580 oder kurz vorher nicht allein den Oronoque und Amazonenfluß, sondern auch die ganze Küste von Guiana angefangen zu besuchen.

Nach dem Gumilla versuchten es die Holländer bald nach Raleighs 2tem unglücklichen Zuge hieher und trieben einen glücklichen Handel mit Toback. Einige Zeit darauf verbot Philipp II. allen Ausländern den Handel dahin. Doch der Kapitain Janson kehrte sich nicht daran. Er überfiel die Stadt Guiana 1579 und legte sie in die Asche. Johan de Laet nennt auch die Flüsse, welche die Niederländer an der Küste von Guiana besucht haben. Die Einwohner von Vliessingen stifteten schon gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts daselbst eine Kolonie und legten am Amazonenflusse die beyden Forts Oranien und Nassau an. Auch am Essequebo stiftete Hr. Jost von der Hooge die Kolonie Nova Zeelandia, die bereits vor 1613 im vollkommenen Stande war, und zu Anfange des 17ten Jahrhunderts legten Hr. von Peere und seine Mitgenossen noch andere Kolonien an. Eben das thaten zwar auch die Franzosen und Engländer, allein die 1621 errichtete Holländische Westindische Compagnie machte an der ganzen Küste und in Brasilien die größten Eroberungen. Dies dauerte, so lange der Prinz Moritz von Oranien hier kommandirte. Nach seiner Abreise 1644 gieng eins nach dem andern verlohren, und wie die alte Westindische Kompagnie 1674 aufgehoben wurde, hatte sie eine Schuld von 6 Millionen. Schon vorher 1666 hatten die Engländer die Flüsse Pomeron

zon und Essequebo besetzt. Nach ihnen kamen die Franzosen, von denen Berbice wieder eingelöset wurde. Daher Berbice besondern Eigenthümern gehört, Essequebo aber und Pourmeron ward der Seeländischen Kammer der Westindischen Compagnie eingeräumt, und zwar so, daß alle Einwohner von Seeland dahin handeln, auch Kolonien anlegen können, worüber jedoch nachher mancher Streit entstanden ist.

Das 22ste Kap. enthält die Eintheilung des Niederländischen Guiana in die Kolonien Essequebo, wozu auch der Fluß Pourmeron gehört, und Demerary, beyde unter der Direction der zur Westindischen Compagnie gehörigen Kammer von Seeland; ferner in die Kolonie Berbice, die durch besondere Directoren einer gewissen Gesellschaft regiert wird, und die Kolonie Suriname, wovon ½ der Westindischen Compagnie, ¼ der Stadt Amsterdam und ¼ dem Hause von Aarssen von Sommelsdyk gehört, jedoch unter der Hoheit der Generalstaaten. Ausführlicher werden alsdenn in diesem Kapitel die Kolonien Pourmeron, Essequebo und Demerary, und im 23sten Berbice mit den dazu gehörigen Ländern beschrieben. Bis zum Ermüden weitläuftig ist hier die Geschichte des Negeraufstandes 1763, der der ganzen Kolonie den Untergang drohete, und nur durch die Klugheit des Gouverneurs von Hogenheim und die thätige Unterstützung des Herzogs Ludewig von Braunschweig mit Truppen, die er von Holland aus abschickte, glücklich unterdrückt ward.

Bey dem Buche sind 5 Karten, eine über ganz Guiana und einen großen Theil vom Königreiche Neugranada, auf die Verbindung des Oronoque und Amazonenflusses durch den Rio Negro, Yupura und Ica deutlicher, als auf den bisher uns bekannten Karten abgebildet ist; die andere von Suriname, etwas kleiner, als sie im Fermin steht; die 3te von den Flüssen Korentin, Kopename und Saramneca; die 4te von Berbice und Canje, und die 5te von Essekebo und Demerary. Die auf dem Titel angezeigten Kupfer fehlen.

P.

Das Muttersöhnchen auf der Galere. Aus dem Schwedischen. In zwey Theilen. Leipzig, bey Jacobäer. 1783. 464 S. in 8.

Der

Der Titel verräth den Inhalt dieses Buchs gar nicht. Man erwartet einen Roman, und findet eine Reisebeschreibung von Gothenburg nach China; die jetzt auch unter dem Titel: Eckebergs Reisebeschreibung nach Ostindien herausgekommen ist. Diese soll witzig seyn, aber der Witz ist meistentheils sehr gesucht, verschroben, und mit unter matrosenartig. Das letztere ist dann wohl freylich kein Wunder, da es auf dem Schiffe geschrieben ist. Wie aber ein solches Buch, das in Schweden allenfalls Beyfall finden möchte, weil es ein Schwede geschrieben hatte, in Deutschland einer Uebersetzung werth seyn konnte, läßt sich schwer begreifen. Wir haben in der That nichts darin gefunden, welches den Uebersetzer, Herrn Reichel, der sonst als ein guter Uebersetzer einiger schönen dänischen Bücher Lob verdient hat, wegen dieser Autorsünde beym Publico entschuldigen könnte. Angehängt sind diesem Buche: vermischte Anmerkungen über eine ausländische Reise, nebst dazu gehörigen Anekdoten, die gleichfalls aus dem Schwedischen übersetzt sind, und mit jenem einen und denselben Verfasser haben sollen. Aber auch diese enthalten nichts, was man nicht zu zehn und mehreren Büchern besser und richtiger lesen könnte. Hin und wieder sind Ausfälle auf Nationen, denen kein Vernünftiger seinen Beyfall geben wird, da sie auf ganz falsche Beobachtungen gegründet sind. Kurz, das schöne Papier, welches hier verschwendet ist, hätte besser angewandt werden sollen.

Y.

Leben des Johann Huß, eines bekannten Reformatoren u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt. Zweyte mit einem Anhange von Hussitischen Schriften vermehrte Auflage. Lindau am Bodensee, im Verlag der Fritzschischen Buchhandlung. 1784. 5 Bog. in kl. 8.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift erschien schon im Jahre 1773, und erhielt auch in dieser Bibliothek den verdienten Beyfall. Sie wurde indessen in verschiedenen Catholischen Ländern verbothen. Bey der verstatteten Preßfreyheit in den Kaiserl. Landen, wagte es ein bekannter Gelehrter in

zon und Essequebo besetzt. Nach ihnen kamen die Franzosen, von denen Berbice wieder eingelöset wurde. Daher Berbice besondern Eigenthümern gehört, Essequebo aber und Pomeron ward der Seeländischen Kammer der Westindischen Compagnie eingeräumt, und zwar so, daß alle Einwohner von Seeland dahin handeln, auch Kolonien anlegen können, worüber jedoch nachher mancher Streit entstanden ist.

Das 22ste Kap. enthält die Eintheilung des Niederländischen Guiana in die Kolonien Essequebo, wozu auch der Fluß Pomeron gehört, und Demerary, beyde unter der Direction der zur Westindischen Compagnie gehörigen Kammer von Seeland; ferner in die Kolonie Berbice, die durch besondere Directoren einer gewissen Gesellschaft regiert wird, und die Kolonie Suriname, wovon ⅓ der Westindischen Compagnie, ⅓ der Stadt Amsterdam und ⅓ dem Hause von Aarssen von Sommelsdyk gehört, jedoch unter der Hoheit der Generalstaaten. Ausführlicher werden alsdenn in diesem Kapitel die Kolonien Pomeron, Essequebo und Demerary, und im 23sten Berbice mit den dazu gehörigen Ländern beschrieben. Bis zum Ermüden weitläuftig ist hier die Geschichte des Negeraufstandes 1763, der der ganzen Kolonie den Untergang drohete, und nur durch die Klugheit des Gouverneurs von Hogenheim und die thätige Unterstützung des Herzogs Ludewig von Braunschweig mit Truppen, die er von Holland aus abschickte, glücklich unterdrückt ward.

Bey dem Buche sind 5 Karten, eine über ganz Guiana und einen großen Theil vom Königreiche Neugranada, auch auf die Verbindung des Oronoque und Amazonenflusses durch den Rio Negro, Yupura und Ica deutlicher, als auf den bisher uns bekannten Karten abgebildet ist; die andere von Suriname, etwas kleiner, als sie im Fermin steht; die 3te von den Flüssen Korentin, Kopename und Saramecca; die 4te von Berbice und Canje, und die 5te von Essequebo und Demerary. Die auf dem Titel angezeigten Kupfer fehlen.

P.

Das Muttersöhnchen auf der Galere. Aus dem Schwedischen. In zwey Theilen. Leipzig, bey Jacobäer. 1783. 464 S. in 8.

Der

Der Titel verräth den Inhalt dieses Buchs gar nicht. Man erwartet einen Roman, und findet eine Reisebeschreibung von Gothenburg nach China; die jetzt auch unter dem Titel: Eckebergs Reisebeschreibung nach Ostindien herausgekommen ist. Diese soll witzig seyn, aber der Witz ist meistentheils sehr gesucht, verschroben, und mit unter matrosenartig. Das letztere ist dann wohl freylich kein Wunder, da es auf dem Schiffe geschrieben ist. Wie aber ein solches Buch, das in Schweden allenfalls Beyfall finden möchte, weil es ein Schwede geschrieben hatte, in Deutschland einer Uebersetzung werth seyn konnte, läßt sich schwer begreifen. Wir haben in der That nichts darin gefunden, welches den Uebersetzer, Herrn Reichel, der sonst als ein guter Uebersetzer einiger schönen dänischen Bücher Lob verdient hat, wegen dieser Autorsünde beym Publico entschuldigen könnte. Angehängt sind diesem Buche: vermischte Anmerkungen über eine ausländische Reise, nebst dazu gehörigen Anekdoten, die gleichfalls aus dem Schwedischen übersetzt sind, und mit jenem einen und denselben Verfasser haben sollen. Aber auch diese enthalten nichts, was man nicht in zehn und mehreren Büchern besser und richtiger lesen könnte. Hin und wieder sind Ausfälle auf Nationen, denen kein Vernünftiger seinen Beyfall geben wird, da sie auf ganz falsche Beobachtungen gegründet sind. Kurz, das schöne Papier, welches hier verschwendet ist, hätte besser angewandt werden sollen.

Y.

Leben des Johann Huß, eines bekannten Reformatoren u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt. Zweyte mit einem Anhange von Hussitischen Schriften vermehrte Auflage. Lindau am Bodensee, im Verlag der Fritzschischen Buchhandlung. 1784. 5 Bog. in kl. 8.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift erschien schon im Jahre 1773, und erhielt auch in dieser Bibliothek den verdienten Beyfall. Sie wurde indessen in verschiedenen Catholischen Ländern verbothen. Bey der verstatteten Preßfreyheit in den Kaiserl. Landen, wagte es ein bekannter Gelehrter in

Böhmen im Jahre 1783 in einer Schrift, die Unschuld Hussens zu vertheidigen. Und nun ward die erste Auflage bald vergriffen, und es ward nöthig diese zweyte zu veranstalten.

Bg.

Tableau de l'Angleterre pour l'Année 1782. continué par l'Editeur jusqu' à l'Année 1783. 1783. 327 S. 8.

Unter diesem Titel liefert der ungenannte Verf. eine kurze, aber meistens gute und richtige Statistik von Großbritannien und Irrland, doch hauptsächlich nur von England. In 40 Abschnitten oder Kapiteln handelt er von den Hauptpersonen, welche zu der Zeit, da er schrieb, die Regierung von Großbritannien ausmachten, oder doch starken Einfluß in dieselbe hatten, von der Staats- und Regierungsverfassung im genauen Verstande, besonders von den beyden Parlementskammern und der Opposition, von dem bekannten, freylich etwas sonderbaren, aber doch gutgesinnten Lord George Gordon und dem durch ihn im Jahr 1780 veranlasseten großen Aufstande in London, von dem Finanz-, Kriegs- und Seewesen, von der Beschaffenheit der Gesetze und der Rechtspflege in England, von der dasigen kirchlichen Verfassung, vom Zustande der Gelehrsamkeit, Künste, Wissenschaften, Schulen, und damit in Verbindung stehenden Dinge, von der Bevölkerung, dem Landbau, den Bergwerken, Manufakturen und Fabriken, vom Handel Englands, von der Stadt London, von der Lebensart und dem Charakter der Engländer, von Schottland und Irrland, (nur kurz und nicht durchgehends befriedigend genug) endlich von Amerika und dem amerikanischen Kriege. Man sieht hieraus, daß zwar nicht die beste Ordnung beobachtet, aber kein wesentlicher Gegenstand der Statistik ganz übergangen ist. Daß der Verf. ein sehr guter Beobachter war, und, obgleich ein Ausländer, England sehr genau kennet, erhellet unwidersprechlich. Meistens ist er, was der Statistiker seyn soll, blos Erzähler und Beschreiber; nur hin und wieder mischt er eignes Urtheil ein, und das ist uns fast immer wahr und gegründet vorgekommen. Ob indeß in der Schilderung der Männer, die am Staatsruder saßen und zum Theil noch sitzen, die schwarzen Farben nicht bisweilen zu

stark

ſtark aufgetragen ſind, ſtehet dahin; doch ſcheinen im Ganzen die Kopeyen größtentheils ihren Originalen zu gleichen. Nur der bekannte brittiſche Katilina Charles Fox wird, wie der Herausgeber mit Grund erinnert, in viel zu hellem Lichte dargeſtellet. Aber freylich hatte ſich der Mann im Jahr 1780 noch nicht von allen Seiten ſo wie nachher gezeigt. Seitdem iſt es weltkundig geworden, daß ſein Patriotismus, ſeine Rechtſchaffenheit, Leutſeligkeit und Popularität nichts als die Larve waren, hinter welcher er ſeinen unbegränzten Ehrgeiz und ſeine eben ſo ſchrankenloſe Habſucht ſo lange meiſterlich zu verbergen wußte, bis er ſeine Zwecke erreicht hatte. Was S. 13, der Gemahlinn des Grafen H — — R — — zugeſchrieben wird, begegnete nicht der Gräfinn H — — (die gräfliche Linie dieſes Geſchlechts führt den Zuſatz R — — nicht,) ſondern der Baronetzinn von H — — R — —. Die Anekdote ſcheint aber hier zum Beſten der Heldinn verſchönert zu ſeyn. Die ſchleunige Abreiſe ihres Gemahls aus England darf wohl nicht auf ihre Rechnung geſetzt werden. Daß die Geſchwornen in England (the Iury) ſo lange mit Waſſer und Brodt geſpeiſet würden, bis ſie über ihren Ausſpruch einſtimmig ſind, wie hier S. 143. behauptet wird, iſt, ſo viel wir wiſſen, ungegründet; ihnen wird nicht das geringſte, auch nicht einmal Waſſer und Brodt, gereichet. Kurz, aber ſehr freymüthig und wahr iſt das Entſtehen und der Fortgang des für England ſo verderblichen Krieges mit ſeinen Pflanzſtädten in Amerika erzählet. Kein unbefangener Mann kann ohne Verdruß daran denken, daß die Engländer ihre Kolonien durch das unpatriotiſche, eigennützige und höchſt verkehrte Verfahren ihres Miniſteriums ſowohl, als der Oppoſition, und durch die Treuloſigkeit und Habſucht einiger Kriegsbefehlshaber auf eine recht ſchändliche Weiſe eingebüßt haben. Uebrigens lernt man auch aus dieſer jetzt angezeigten Schrift, wie aus mehreren ähnlichen, die in neueren Zeiten über den Zuſtand Englands erſchienen ſind, daß die gute und glänzende Periode dieſes Reichs fürs erſte, und wahrſcheinlich auf länger als ein halbes Jahrhundert dahin iſt, und daß aller Muth und Standhaftigkeit einer weiſen Regierung nöthig ſeyn wird, damit es nicht ferner ſinke. Für die Richtigkeit dieſer Behauptung redet die neueſte engliſche Geſchichte laut durch unzählige Thatſachen. Wenn, wie gegenwärtig in England, die äußerſte, bis zum Uebermuth getriebene Ueppigkeit auf der einen, und die bitterſte, drückendſte Armuth auf der andern Seite einreißt,

so läßt sich ohne besondre Scharfsichtigkeit vorhersehen, daß ein solcher unnatürlicher Zustand einem Reiche sehr schädlich seyn müsse. Der große Haufen der Engländer ist jetzt gerade in dem Fall, in welchem sich die Römer befanden, als Panis et Circenses den höchsten Gegenstand ihrer Wünsche ausmachten; und er ist auf einerley Wegen mit den Römern so tief herunter gesunken. Kein Wunder also, daß die brittische Grundverfassung nicht dem Uebel mehr Einhalt thun kann, und daß der Despotismus anfängt, sein Haupt ungescheuter empor zu heben. Doch ist bey allen diesen großen Uebeln wirklich noch so viel edler Geist in der brittischen Nation, daß hoffentlich die Zeit noch lange entfernt bleiben wird, wo die Ausdrücke: Brittische Freyheit, Parlement, Magna Charta, Bill of Rights ꝛc. nichts mehr bedeuten könnten, als was *Senatus Populusque Romanus*, *Consules*, *Plebiscita etc.* zu den Zeiten eines Sulla, Cäsars und ihrer Nachfolger waren. Hoffentlich wird so vieles Nationalunglück und viele in die Augen springende Laster und Mißbräuche bald die Mittel werden, um die Engländer aus ihrer Erschlaffung zu reißen, sie zur Moralität zurück zu führen und ihnen ihre ehemalige Stärke wieder zu geben.

Uw.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Livius excerptus a M. *Mart. Frid. Sörgel*, Pr. P. O. Coll. Carol. et Gymnasii Brunsuic. Rect. dirig. Editio nouissima totum Liuium comprehendens. Tomus posterior. Lemgouiae, ex officina Meyeriana. 1784. mit fortlaufendem Custos und Seitenzahlen, 1 Alph. 6½ Bog. in 8.

Mit diesem Band hat dann Hr. Pr. Sörgel seine Chrestomathie des Livius beschlossen. Er enthält die übrigen ganz vorhandenen Bücher von XXIII. bis zum XLV. nach ihrer fort-

fortlaufenden Capiteln, die aber entweder einzeln abgekürzt, oder mehrere zusammengezogen sind, und von den wenigen ganz übergangenen, der Inhalt mit Livianischen Worten angegeben ist. Zu Ende sind die epitomae librorum deperditorum und die fasti Liuiani angehängt. Wir haben schon bey der Anzeige des ersten Theils der guten Absicht und dem Fleiß des Verf. Gerechtigkeit wiederfahren lassen; und wir finden noch nicht Ursache, von unserm damaligen Urtheil abzugehen. Dem Buche seine Brauchbarkeit aus dem Grund absprechen zu wollen, weil der Livius auf Schulen ganz und im Zusammenhange nicht aber abgebrochen und stückweise gelesen werden müsse, heißt offenbar eine Schulausgabe zur Begünstigung einer andern concurrirenden, absichtlich niederschlagen. Wenn der Zusammenhang der Geschichte nicht darunter leidet, wie in gegenwärtigem Auszug gar wohl dafür gesorgt ist, und wenn es auch nicht geschehen wäre, durch den erklärenden Lehrer leicht dafür gesorgt werden kann: so kann der Livius allerdings mit Nutzen in einem Auszug auf Schulen getrieben werden. Lehrer, die bisher den Livius in ihren Schulen haben lesen lassen, wissen es aus Erfahrung, daß gar füglich manches ohne Nachtheil, nur mit Angebung seines Inhalts, überschlagen werden kann, das für die jugendliche Aufmerksamkeit nicht gleiche Anziehung hat. Freylich aber ist es mit Wahl und Weglassung so eine eigne Sache: auch hierinn sind die Urtheile der Menschen verschieden; was der eine weggelassen hat, wird ein anderer beyzubehalten wünschen, und was er behalten hat, als gleichgültig wegwünschen. So möchte es nun wohl auch Hrn. Prof. S. mit seiner Zusammenziehung des Livius gehen. Wir haben ihm, so weit wir diesen zweyten Theil mit dem Livius selbst verglichen haben, nicht wohl auf die Spure kommen können, nach welchen Gesetzen der V. Stellen seines Autors durchstrichen oder beybehalten habe, da wir zuweilen kleine Vorfälle, unzusammenhängende Begebenheiten, unerhebliche Namen, Reden und alle Ausfüllungen einer Geschichte behalten sehen, die an andern Orten übergangen waren. Nicht selten auch schien eine Abkürzung oder Weglassung auf die Verbindung des Livianischen historischen Styls einen bemerklichen Einfluß zu haben. — Diese und ähnliche Erinnerungen wird man vielleicht dem Buch beym Schulgebrauch machen können. Doch aber dürfen diese nicht zu vermeidenden Unvollkommenheiten den Dank nicht verhindern, den er dadurch verdient hat, daß er durch

eine Arbeit die Einführung des Livius, auf vielen Schulen, deren Schüler ſich nicht den ganzen voluminöſen Livius anſchaffen können, befördert hat. Der klare Druck freylich erfordert gute Augen, eine Unbequemlichkeit aber, die, wenn eine andre nothwendige Eigenſchaft des Buchs, Wohlfeilheit des Preiſes, erreicht werden ſollte, nicht wohl vermieden werden konnte. Dafür aber kann der Schüler nun den ganzen Livius für den Preis haben, um den ein andrer eine ganze Pentade oder den ſiebenten Theil deſſelben bezahlt.

Des Titus Livius aus Padua Römiſche Geſchichte, was davon auf unſre Zeiten gekommen iſt. VI. Band, welcher die ſechſte Pentade enthält. Aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt von Joh. Franz Wagner, fortgeſetzt von G. Chr. Ehrh. Weſtphal, Paſtor an der Morizkirche zu Halberſtadt. Lemgo, im Verlage der Meyerſchen Buchhandlung. 1785. 1 Alphabet 3 Bogen in 8.

Die Ueberſetzung iſt an vielen Orten ſteif, undeutſch und einer Schulübung ähnlich, verräth häufig Zwang der Uebertragung aus einer fremden Sprache, ohne die Eleganz des Originals durchſchimmern zu laſſen. Schwerlich wird jemand, der den Livius zu kennen wünſcht, und ihn nicht in ſeiner Sprache leſen kann, es lange aushalten, ihn in dieſer Ueberſetzung zu leſen; Ueberſetzungen von dieſer Art haben doch auch nicht den mindeſten Nutzen, ſie dienen weder, den Autor zu erklären und zu empfehlen, noch die deutſche Literatur zu bereichern; ſie nutzen weder dem, der das Original leſen kann, noch dem, der es nicht leſen kann. Und ſo gerathen ſie meiſtens, wenn Ueberſetzungen der Alten friſch weg als Tagelohn verdungen, oder, ohne nähern Beruf darzu zu haben übernommen werden.

Erſte Regeln der lateiniſchen Sprache, abgefaßt von Joh. Heinr. Tiefstrunk, Nachmittagsprediger und Rector der Schule zu Joachimsthal. Berlin, bey Maurer. 1784. 15½ Bog. in 8.

Der

Der Verf. erregt in seiner weitläuftigen und blumenreichen Vorrede, durch Tadel seiner Vorgänger, und Forderungen an einen lateinischen Sprachlehrer, viele Erwartung für seine neue Grammatik. Er verlangt hauptsächlich, daß man zuvörderst die Natur der Sprache nach allgemeinen Grundsätzen untersuchen und die lateinische Sprache zuerst nach dem, was sie mit allen Sprachen gemein hat, und sodann was sie als eine besondere Mundart für Regeln annöthige, bearbeiten müsse. Wenn das nicht etwan so viel heißt: daß man der lateinischen Grammatik eine philosophische allgemeine vorausschicken müsse; sondern nur so viel, als die grammatikalischen Regeln auf deutliche Erklärungen bauen, sie selbst richtig ausdrücken, genau bestimmen, und nebst ihren Ursachen aus Hauptregeln und Grundsätzen herleiten: so haben dieß doch schon manche lateinische Sprachlehrer schriftlich und mündlich gethan. Den V. selbst hat dieses Bestreben alles zu simplificiren und zu classificiren zu manchen Dunkelheiten verleitet, z. E. §. 16. da will der V. die verschiedenen Arten der Beugung eines Wortes angeben, und schreibt: „Es lassen sich an manchen Redetheilen noch verschiedene Verhältnisse und Umstände vermittelst der eingeführten Laute ausdrücken. Dies Verfahren heiße Biegen. Die einfachen Laute, wodurch es geschieht, Biegungslaute. Die Verhältnisse und Umstände, welche man an manchen Wörtern unmittelbar auszudrücken pflegt, sind folgende: 1. 2. 3) der Umstand der Einverleibung oder Beylegung. Ein für sich erdachtes Unselbständiges dem Selbständigen als beygelegt darstellen, heißt es einverleiben. Der einfache Laut, wodurch es geschieht, der Einverleibungslaut. Durch diese Einverleibung (concretio) entstehen alle Einverleibungswörter des Substantivs.“ Warum Gottes Willen gewinnt die Grammatik, oder vielmehr der grammatikalische Unterricht der Jugend, durch eine solche transscendentelle Sprache? Wir suchten Licht in dem Cap. von den Einverleibungswörtern des Substantivs, und fanden es auch da nicht. Aus den Adverbien, heißt es, entstehen, indem sie dem Substantive als beygelegt dargestellt werden, d. i. durch die Einverleibung, alle Einverleibungswörter des Substantivs. — Alle Adjective entstehen durch die Einverleibung aus Beschaffenheitswörtern. Nicht alle Einverleibungswörter haben die vollständige Einverleibung ꝛc. Wahrlich durch eine

solche

ſolche Sprache wird der Grammatik nicht weder in ihrer Anwendung zum Sprachunterricht, noch gegen ihre Verächter geholfen. Das genus neutrum nennt er das ſächliche Geſchlecht, ſo wie das commune, das perſönliche. Mit den Interjectionen, die er Empfindungswörter nennt, fängt er ſeine Grammatik an, nicht anders, als wenn dieſe Ausdrücke eines dunklen Gefühls die Stammwörter einer gebildeten Sprache wären; darauf folgen die Adverbia, (und alſo vor der Lehre von dem Nomen) weil er glaubt, daß die Adjectiva von den Adverbien herkämen (iſt es nicht glaublicher, daß fortiter und diligentes von fortis und diligens herkommen, als umgekehrt?) Da er nun die Comparation (Steigerung) der Adverbien vor der der Adjectiven durchgehen muß, ſo veranlaßt dies nicht nur unnöthige Wiederhohlungen, ſondern auch mangelhafte Regeln, z. E. S. 32. „llime haben diejenigen (adverbia in ſuperlat.) die in der Endſylbe (des Poſitivs) ein I haben, als facile, facillime.“ Hatte denn ſimillime auch in der Endſilbe ſimiliter, ein l? Alle dieſe doppelten Regeln würden vermieden werden, wenn es der V. bey dem Alten gelaſſen, und wie es die Natur der Sache mit ſich bringt, die Comparation der Adverbien nach der Comparation der Adjectiven gelehrt hätte. Den Syntax haben wir auch mangelhaft gefunden: ſo fehlen z. B. manche Conjunctionen, die einen Conjunctiv regieren. Zum Schluß ſind einige gutgewählte latein. Geſpräche, meiſtens von natürlichen Dingen, angehängt, die unweit beſſer ſind, als die einfältigen Langiſchen.

Des M Accius Plautus Luſtſpiele. Aus dem Lateiniſchen überſetzt. I Band. Berlin, bey Nellſtab. 1784. 1 Alph. in 8.

Das iſt nicht etwan der Anfang einer neuen Ueberſetzung der ſämmtlichen Luſtſpiele des Plautus, ſondern eine Sammlung der ſchon vorhandenen Ueberſetzungen einzelner Stücke deſſelben, nehmlich die Gefangenen von Leſſing, der Trinummus und Rudens, beyde von Goldhagen, und die Aulularia von Kayſer. Der Herausgeber, Hr. Mylius, hatte ſich vorgenommen, in Geſellſchaft eines Freundes den ganzen Plautus zu überſetzen, als er hörte, daß der Verleger bereits angefangen habe, die bereits vorhandenen in verſchiedenen

denen Sammlungen zerſtreuten überſetzten Luſtſpiele des Plautus zuſammendrucken zu laſſen. Sie waren ſchon über die Hälfte abgedruckt, als er von dem Verleger den Auftrag bekam, die Ueberſetzungen zu revidiren. Das that er dann mit der Aulularia und der letzten Hälfte des Rudens; die erſte nennt er deswegen in der Zuſchrift den großen Theil ſeiner Arbeit; in wie ferne ſie es aber ſey, können wir, da uns die jetzige Ausgabe mit der erſten nicht haben vergleichen können, nicht ſagen. Beſſer läßt ſie ſich freylich leſen, auch iſt ſie treuer, als die Goldhagenſchen Ueberſetzungen: und es iſt ſehr zu bedauern, daß er bey ſeinem Vorhaben nicht eher einen verſtändigen Mann zu Rathe gezogen, der dieſe oft ſteifen und verſtümmelten Ueberſetzungen, durch Verbeſſerung des komiſchen Ausdrucks lesbarer, und durch Einſchaltung mancher durch ihn unterdrückten Einfälle, und Herſtellung der nicht überſetzten ſondern nur epitomirten Scenen, dem Original angemeßner gemacht hätte. Es ſollen noch vier Bände nachfolgen, und in denſelben der ganze Plautus deutſch geliefert, dem nächſten aber das Leben des Plautus vorgeſetzt werden.

Gloſſae ſacrae *Heſychii* graecae. Ex vniuerſo illius opere in vſum interpretationis libr. ſacr. excerpſit, emendauit, notisque illuſtrauit *Io. Chr. Gottlieb Erneſti*, Prof. Phil. P. E. Acceſſerunt praeter diſſertationem de gloſſis ſacris Heſychii, gloſſae graecae in Pſalmos ex Catalogo Biblioth. Taurinens. denuo editae. Lipſiae, apud Weidmanni hered. et Reichium. 1785. 1 Alph. in gr. 8.

Heſychius, ein Griechiſcher Lexikographe, deſſen Zeitalter noch nicht gewiß beſtimmt iſt, hat in ſeinem Wörterbuch verſchiedentlich auch ſolche Wörter erklärt, die in den griechiſchen Ueberſetzungen des Bücher A. T. und in den Büchern N. T. entweder allein oder doch in einer reinern Bedeutung vorkommen, ſo daß er dabey offenbar auf bibliſche Stellen Rückſicht genommen haben muß, und deswegen ſelbſt von den Meiſten für einen Chriſten gehalten wird. Dieſe bibliſchen Gloſſen des Heſychius ſind auch zu keiner Zeit geſchätzten Schriftauslegern unbe-

unbemerkt und ungenutzt geblieben, und am wenigsten von solchen, die den sehr richtigen Weg einschlugen, die Sprache der Neutestamentlichen Schriftsteller aus der alexandrinischen und andern griechischen Uebersetzungen des A. T. zu erläutern: und eben diese sind es, die nur der jüngere Hr. Prof. Ernesti zu Leipzig unter dem Titel *Glossae sacrae* aus dem ganzen Werk des Hesychius besonders ausgezogen hat. Da der Gebrauch derselben zur biblischen Auslegung nicht eben neu und unbekannt; und überdem auch Hesychius nicht so gar selten ist, daß nicht jeder gelehrter Schriftforscher die ihm dienlichen Glossen aus demselben nehmen könnte: so hat Hr. E. nöthig gefunden, sich in der Vorrede über die Absicht seines Unternehmens zu rechtfertigen. Er giebt es zu, daß ein großer Theil dieser biblischen Glossen den Werth nicht hat, den andre Glossen des Hesychius für griechische Dichter haben. Dennoch habe er die Mühe solche zu sammeln, nicht für unnöthig gehalten, weil doch viele derselben sehr zweckmäßig wären, und auch andere, die es nicht sind, durch Aufsuchung ihrer Quellen lehrreich werden könnten, und überdem die Albertische Ausgabe des Hesychius selten und kostbar sey. Allerdings glaubet er, daß er sich den Dank gründlicher Bibelforscher verdienen werde, die den ganzen Hesychius nicht besitzen oder sich nicht anschaffen können. Da diese biblischen Glossen von den übrigen durch nichts unterschieden sind; und Hesychius bey keiner Glosse den Autor oder die Stelle angiebt, für die sie bestimmt ist; so hätte Hrn. E. die Aushebung derselben viele Mühe machen müssen; wenn ihn nicht Alberti und andre Herausgeber des Hes. durch Untersetzung biblischer Stellen unter Glossen, die auf sie eine Beziehung haben, vorgearbeitet, und ihm dasjenige, was er suchte, kenntbar gemacht hätten. Solche Erklärungen des Hes. aber, die zwar von den Schriftauslegern zuweilen gleichsam zur Parade und ohne Noth bey biblischen Stellen angeführt werden, aber nicht ausdrücklich für dieselben geschrieben waren, hat er nicht aufgenommen. Den Text hat er, wenige Aenderungen ausgenommen, nach dem Alberti abdrucken lassen, auch desselben und anderer Anmerkungen, die meistens die Anwendung einer jeden Glosse auf biblische Stelle angeben, beybehalten; solche aber zum Theil geändert, vermehrt oder zusammengezogen, auch wo es nöthig war, seine eignen hinzugefügt, und in denselben hauptsächlich den Quellen nachgespührt, woraus Hesychius jede Glosse geschöpft hat, und zu diesem Ende die griechischen Uebersetzer

gen

gen der LXX. des Theodotion, Symmachus und Aquila, und die Schriftauslegungen der griechischen Kirchenväter mühsam durchgegangen.

Nach der Vorrede folgt die dissertatiuncula de glossis sacris Hesychii. Hier bemüht er sich erstlich die Gründe zu bestreiten, womit Bentley und Alberti diese biblischen Glossen dem Hesychius haben absprechen, und einem spätern Sammler zuschreiben wollen. Der erste Grund ist, daß Hesychius in der Vorrede bey Anführung der Profanschriftsteller, die er bey dem Werk gebraucht habe, weder der biblischen Schriftsteller noch ihrer Ausleger im mindesten erwähne. Hr. E. antwortet darauf mit Recht: 1, daß H. eigentlich keine Schriftsteller namentlich, sondern nur nach Classen anführe, und daß es daher gar wohl seyn könne, daß er unter einigen derselben, z. E. unter der ἐξηγητῶν und ἑρμηνέων, auch die biblischen Schriftsteller mit begriffen habe — unter dem letzten Namen konnte er es wohl nicht: glaublicher ist es immer, daß wenn er sie wirklich im Sinn gehabt, er sie heilige Bücher der Juden und Christen genannt haben würde. 2, Hesychius sage selbst; er habe bey vielen Wörtern, zumal bey solchen, die selten gebraucht würden, die Schriftsteller angegeben: und doch finde man itzt in seinem ganzen Werke nicht einen einzigen, und folglich müßten sie verlohren gegangen seyn, welches denn mit den Namen der heiligen Schriftsteller auch geschehen seyn könne. 3, Die Vorrede sey an den Eulogius geschrieben, den man für den alexandrinischen Bischof dieses Namens halte: dieser würde sich als ein großer Eiferer gegen Ketzer und Ungläubige geärgert haben, wenn er in einer Dedicationsschrift an sich gerichtet, die Namen der heiligen Schriftsteller unter heydnischen gefunden hätte — das ist nun wohl so viel als nichts gesagt. Der andere Grund wider die Aechtheit dieser Glossen ist, daß sie oft am unrechten Ort stünden, welches der Verf. selbst nicht gethan haben würde, wohl aber ein anderer Glossator, der seine Glossen da eingeschaltet habe, wo er Platz gefunden, und wenn es auch gegen die alphabetische Ordnung gewesen sey. Darauf wird geantwortet, daß vermuthlich Hesychius selbst diese biblischen Glossen nach geendigtem Werk, als einen Nachtrag in dasselbe, eingetragen habe, größtentheils an den rechten, zuweilen aber auch an einen unrechten Ort, wenn bey dem rechten kein Raum gewesen sey; wie das zuweilen auch bey andern nichtbiblischen, vermuthlich nachgetragenen, Glossen geschehen sey. Ueberdem wären einige derselben so

lang,

unbemerkt und ungenutzt geblieben, und am wenigsten von solchen, die den sehr richtigen Weg einschlugen, die Sprache der Neutestamentlichen Schriftsteller aus der alexandrinischen und andern griechischen Uebersetzungen des A. T. zu erläutern: und eben diese sind es, die nur der jüngere Hr. Prof. Ernesti zu Leipzig unter dem Titel *Glossae sacrae* aus dem ganzen Werk des Hesychius besonders ausgezogen hat. Da der Gebrauch derselben zur biblischen Auslegung nicht eben neu und unbekannt; und überdem auch Hesychius nicht so gar selten ist, daß nicht jeder gelehrter Schriftforscher die ihm dienlichen Glossen aus demselben nehmen könnte: so hat Hr. E. nöthig gefunden, sich in der Vorrede über die Absicht seines Unternehmens zu rechtfertigen. Er giebt es zu, daß ein großer Theil dieser biblischen Glossen den Werth nicht hat, den andre Glossen des Hesychius für griechische Dichter haben. Dennoch habe er die Mühe solche zu sammeln, nicht für unnöthig gehalten, weil doch viele derselben sehr zweckmäßig wären, und auch andere, die es nicht sind, durch Aufsuchung ihrer Quellen ihren Werth erhalten könnten, und überdem die Albertische Ausgabe des Hesychius selten und kostbar sey. Allerdings glauben wir, daß er sich den Dank gründlicher Bibelforscher verdienen werde, die den ganzen Hesychius nicht besitzen oder sich nicht anschaffen können. Da diese biblischen Glossen von den übrigen durch nichts unterschieden sind; und Hesychius bey seiner Glosse den Autor oder die Stelle angiebt, für die sie bestimmt ist; so hätte Hrn. E. die Aushebung derselben viele Mühe machen müssen; wenn ihn nicht Alberti und andre Herausgeber des Hes. durch Untersetzung biblischer Stellen unter Glossen, die auf sie eine Beziehung haben, vorgearbeitet, und ihm dasjenige, was er suchte, kenntbar gemacht hätten. Solche Erklärungen des Hes. aber, die zwar von den Schriftauslegern zuweilen gleichsam zur Parade und ohne Noth bey biblischen Stellen angeführt werden, aber nicht ausdrücklich für dieselben geschrieben waren, hat er nicht aufgenommen. Den Text hat er, wenige Aenderungen ausgenommen, nach dem Alberti abdrucken lassen, auch desselben und anderer Anmerkungen, die meistens die Anwendung einer jeden Glosse auf biblische Stelle angeben, beybehalten; solche aber zum Theil geändert, vermehrt oder zusammengezogen, auch wo es nöthig war, seine eignen hinzugefügt, und in denselben Hauptsächlich den Quellen nachgespührt, woraus Hesychius jede Glosse geschöpft hat, und zu diesem Ende die griechischen Ueberset-

zer

gen der LXX. des Theodotion, Symmachus und Aquila, und die Schriftauslegungen der griechischen Kirchenväter mühsam durchgegangen.

Nach der Vorrede folgt die dissertatiuncula de glossis sacris Hesychii. Hier bemüht er sich erstlich die Gründe zu bestreiten, womit Bentley und Alberti diese biblischen Glossen dem Hesychius haben absprechen, und einem spätern Sammler zuschreiben wollen. Der erste Grund ist, daß Hesychius in der Vorrede bey Anführung der Profanschriftsteller, die er bey dem Werk gebraucht habe, weder der biblischen Schriftsteller noch ihrer Ausleger im mindesten erwähne. Hr. E. antwortet darauf mit Recht: 1, daß H. eigentlich keine Schriftsteller namentlich, sondern nur nach Classen anführe, und daß es daher gar wohl seyn könne, daß er unter einigen derselben, z. E. unter der ἐκκλησιαστικῶν und ἑτέρων, auch die biblischen Schriftsteller mit begriffen habe — unter dem letztern Namen konnte er es wohl nicht: glaublicher ist es immer, daß wenn er sie wirklich im Sinn gehabt, er sie heilige Bücher der Juden und Christen genannt haben würde. 2, Hesychius sage selbst; er habe bey vielen Wörtern, zumal bey solchen, die selten gebraucht würden, die Schriftsteller angegeben: und doch finde man itzt in seinem ganzen Werke nicht einen einzigen, und folglich müßten sie verlohren gegangen seyn, welches denn mit den Namen der heiligen Schriftsteller auch geschehen seyn könne. 3, Die Vorrede sey an den Eulogius geschrieben, den man für den alexandrinischen Bischof dieses Namens halte: dieser würde sich als ein großer Eiferer gegen Ketzer und Ungläubige geärgert haben, wenn er in einer Dedicationsschrift an sich gerichtet, die Namen der heiligen Schriftsteller unter heydnischen gefunden hätte — das ist nun wohl so viel als nichts gesagt. Der andere Grund wider die Aechtheit dieser Glossen ist, daß sie oft am unrechten Ort stünden, welches der Verf. selbst nicht gethan haben würde, wohl aber ein anderer Glossator, der seine Glossen da eingeschaltet habe, wo er Platz gefunden, und wenn es auch gegen die alphabetische Ordnung gewesen sey. Darauf wird geantwortet, daß vermuthlich Hesychius selbst diese biblischen Glossen nach geendigtem Werk, als einen Nachtrag in dasselbe, eingetragen habe, größtentheils an den rechten, zuweilen aber auch an einen unrechten Ort, wenn bey dem rechten kein Raum gewesen sey; wie das zuweilen auch bey andern nichtbiblischen, vermuthlich nachgetragenen Glossen geschehen sey. Ueberdem wären einige derselben so

lang,

lang, daß ſie nicht wohl die Arbeit eines Verfälſchers ſeyn könnten. Hierauf handelt der Verf. von der eigentlichen Beſchaffenheit dieſer bibliſchen Gloſſen. Er ſagt darüber mit dem ſeel. Erneſti in der Diſſert. de vero vſu et indole glossariorum graecorum acht Regeln feſt, die ſo viel beſondere Claſſen derſelben enthalten. Z. E. die erſte iſt: dergleichen Gloſſen haben blos ihre Beziehung auf eine gewiſſe bibliſche Stelle, ſo daß die Erklärungen nicht auf die erklärten Wörter überhaupt, ſondern blos in den Zuſammenhang dieſer Stelle paſſen. Daher ſind die zu erklärenden Worte nicht im Nominativ oder in der erſten Perſon des Präſens oder im Infinitiv, ſondern allemal in dem Caſus oder in der Perſon angegeben, wie ſie in der Stelle, die der Verf. im Sinne hatte, vorkommen. Nun von den Quellen der bibliſchen Gloſſen, deren der Verf. viere angiebt, indem der Gloſſator ſeine Erklärungen bald aus dem bibliſchen Parallelismus, bald aus Synonymen, bald aus griechiſchen Ueberſetzungen des A. T. (indem er oft ein Wort der einen Ueberſetzung durch den Ausdruck der andern erklärt) bald aus den alten Auslegern der bibliſchen Bücher, oder den Kirchenvätern hernimmt; welcher Umſtand auch dazu dient, das Zeitalter des Heſychius zu beſtimmen. Denn Kirchenväter, aus denen er Gloſſen nimmt, müſſen vor ihm gelebt haben. Die Gloſſen letzter Art ſind meiſtens etymologiſch, die ſchlechteſten unter allen, indem ſie entweder falſch, oder willkührlich, oder myſtiſch ſind, daher der Verf. ſelbſt geneigt iſt, ſolche für untergeſchoben zu halten, oder grammatiſch. Zuletzt giebt der V. noch einige Vorſichtsregeln beym Gebrauch der bibliſchen Gloſſen; erſtlich daß man ihnen nicht durchgehends zugroßen Werth beylege, weil ſie nicht immer aus den beſten Quellen genommen ſind, und dann, daß man nicht alle Worte mit Gloſſen des Heſychius zu erläutern ſich vornehme, welches oft eben ſo unnöthig als unſchicklich ſey.

Wir haben nun alles geſagt, was nöthig war, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, von dem Werth dieſes Buches ein Urtheil zu fällen. Proben einzelner Gloſſen auszuziehen, wäre ſoviel, als den Heſychius recenſiren zu wollen, oder Leſer vorausſetzen, die ihn noch gar nicht kennen; vielmehr wollen wir einige Proben geänderter Lesarten anführen. Bey der Gloſſe Ἀελλὼ· δαίμων hat er das letzte Wort in ἄελλα geändert, und in den Text aufgenommen, weil ſich dieſe Gloſſe auf B. d. Weish. 9, 15, zu beziehen ſcheint, und hier der

Paralle-

Parrallelismus des zweyten Satzes βαρύνει, nicht δαρύνει lieſt. (Er hätte es auch noch näher daher beweiſen können, weil Heſychius ſelbſt in der gleich folgenden Gloſſe, βεβαρυμένη durch βαρυνομένη, und βεβαρυμένοι durch βεβαρημένοι erklärt) Doch hier iſt ihm Abreſch und Mangey bereits vorgegangen. Aus eben dem Grund ſchlägt er hier, ſtatt διαπλοῦτος· ἱστίον τὸ ὀθόνιον, lieber ἔβευχον τ. ὀ. zu leſen, weil er glaubt, daß ſich dieſe Gloſſe auf Act. 7, 54, beziehe; hier aber διαπλοῦτος durch ἔβρυχον τ. ὀ. erklärt werde. — Inzwiſchen ändert dieſe Conjectur nichts in dem Verſtand der Gloſſe. Vielleicht daß ſie durch einen Gedächtnißfehler des Heſychius entſtanden iſt. Bey ἐρύγετον iſt er ungewiß, ob er die unſchickliche Gloſſe ἀναβάλλον beybehalten ſoll oder nicht. Wenn ſie auf 3 B. Moſ. 11, 10. gehe, meynt er, ſo könne ſie allenfalls bleiben: wenn ſie ſich aber auf Pſ. 18, 2, beziehe, ſo müſſe man nach dem Parallelismus ἀναγγέλλει leſen. Für eine der glücklichſten Conjecturen halten wir, wenn der Verf. die Gloſſe τράφηναι· τάφοι, in τραφοῖς· ταφοῖς zu verändern vorſchlägt, indem er annimmt, daß ſie aus den verſchiedenen Ueberſetzungen des Wortes תקבר 1 B. Moſ. 15, 15, entſtanden ſey, welches die LXX. falſch durch τραφῇς, Aquila und Symmachus aber richtiger durch ταφῇς überſetzen; Heſychius aber, wie wir ſchon oben bemerkt, mehrmalen eine Ueberſetzung durch die andere erkläre. Wir übergehen noch einige andere Stellen, die wir vorgeſtrichen hatten.

Pk.

König Oedipus aus dem Griechiſchen des Sophokles, nebſt einer Abhandlung von J. C. F. Manſo. Gotha, bey Ettinger. 1785. in 8. 167 S.

Eine ganz genaue Ueberſetzung ſollen wir, laut der Vorrede, nicht erwarten, ſondern eine moderniſierte, das iſt, dem Geſchmacke unſers Zeitalters, wo ſich in manchen Ausdrücken von ihm der Grieche zu ſehr entfernte, mehr anpaſſend gemacht. So etwas gefällt gern den Modeliebhabern, aber keinem ernſthaften Kenner und Liebhaber der Litteratur, als welcher nach ſolchen Ueberſetzungen nie einiges, gegründetes Urtheil über den Werth der Griechen fällen kann. Auch, dünkt uns, habe der Verf. mehrmals ohne Noth moderniſirt, und

sehr gute Gedanken des Originals nicht allemal mit gleichgeltenden neuern vertauscht. So heißts gleich im ersten Verse: o Kinder, Kadmus Stolz, o blühendes Geschlecht! von welchem letzten Ausdrucke Sophokles nichts weiß; und der letzte nicht einmal ganz schicklich scheint. Damals wenigstens zur Zeit der Pest läßt sich an ein blühendes Geschlecht wohl nicht denken. Besser scheint doch, was Sophokles sagt: o Kinder, des alten Kadmus späte Zöglinge; er will damit anzeigen, daß sie lauter Kinder thebanischer Bürger sind, welches zur Ankündigung des Sujets unumgänglich gehörte. Gleich darauf sagt Oedipus: o Kinder, Oedipus harrt nicht bis Thebens Volk ihre Botschaft sendet, hier ist euer Vater, hier der König, dessen Ruhm von tausend Lippen schallt! Von Botschaft des Volks ist beym Sophokles nicht die Rede, er will blos sagen: Oedipus komme aus Liebe zu seinem Volke, die Sache selbst mit eigenen Augen zu sehen, worin unsers Bedünkens mehr edles liegt, als in dem Harren auf Botschaft. Auch spricht der griechische Oedipus nicht so ruhmräthig von sich, hier ist euer Vater, welches im Anfange vornehmlich unschicklich klingt, da man Oedipus noch nicht näher kannte. Die tausend Lippen kennt Sophokles gleichfalls nicht; weit edler drückt sich sein Oedipus so aus: ich hielts für unrecht, das von andern zu hören, und bin selbst hergekommen, ich von allen der berühmte Oedipus genannt. Die Abhandlung handelt von den verschiedenen Urtheilen der Kunstrichter über den Oedipus, (es ist οἰδίπους τύραννος, welches zum Unterschiede von andern Trauerspielen gleiches Namens auf dem Titel hätte bemerkt werden sollen,) mit vielem Geschmacke und Einsicht. Am Ende sind noch Gedichte angehängt.

M.

Muthmaßungen in Betreff der Originalberichte, deren sich Moses wahrscheinlicher Weise bey Verfertigung des ersten seiner Bücher bedient hat, nebst Anmerkungen, wodurch diese Muthmaßungen theils unterstützt, theils erläutert werden. Aus dem Französischen übersetzt. Frankfurt, bey van Düren. 1783. 556 S. in 8.

Der

Der Ueberſetzer hätte wenigſtens in einem kleinen Vorbericht ſagen ſollen, von wem das Buch ſey, das er überſetzte. Es iſt vom berühmten Aſtruc und zu Brüſſel 1753 in 8. unter dem Titel gedruckt: Conjectures ſur les memoires originaux, dont il paroit que Moyſe ſ'eſt ſervi pour compoſer le livre de la Geneſe; und nach Hrn. Hofr. Eichhorns Urtheil (Einleitung in das Alte Teſtament Th. II. S. 297.) das beſte, was über die Quellen und die Entſtehung des erſten Buchs Moſis in vorigen Zeiten geſchrieben worden. Aber wie man es nun noch, nach Herrn Eichhorns, wie wir glauben, genauern Unterſuchungen überſetzen mochte, iſt nicht leicht abzuſehen.

Fw.

Nova verſio Graeca Proverbiorum, Eccleſiaſtis, Cantici Canticorum, Ruthi (Ruthae), Threnorum, Danielis, et Selectorum Pentateuchi locorum, ex unico S. Marci Bibliothecae Codice Veneto nunc primum eruta, et notulis illuſtrata a *Iohanne Baptiſta Caſpare D'Anſſe de Villoiſon*, Regiae Inſcriptionum Academiae Pariſienſis, Regiae et Antiquariae Societatum Londinenſium, Regiae Berolinenſis, Goettingenſis, Manheimenſis, Ienenſis, Upſalienſis, Haphnienſis, Matritenſis, Cortonenſis, Neapolitanae, Arcadicae, Romanae, Maſſilienſis etc. etc. Academiarum Socius. (Socio) Argentorati, ſumptibus Bibliopolii Academici. 1784. XXXVIII und 216 S. in 8.

Die Anzeige des gegenwärtigen Werks bringt der Druckort, der zwar nicht zum deutſchen Reiche mehr gehört, aber doch noch deutſcher Zunge iſt, in unſre Bibliothek. Der neue Ueberſetzer, den Hr. v. V. zuerſt aus einer Handſchrift der St. Markusbibliothek in Venedig, welche ehedem dem Kardinal Beſſarion gehörte, bis auf den Pentateuch, den er auch kürz-

tig noch ganz folgen zu lassen Hoffnung macht, herausgiebt, ist keiner der griechischen Uebersetzer, deren Fragmente in den Hexaplen übrig sind; auch ist er gewiß nicht der Apollinaris, dessen Uebersetzung, nach dem Hieronymus, meistens dem Symmachus folgte, noch der byzantinische Patriarch Sophronius, der des Hieronymus lateinische Uebersetzung ins Griechische sermone eleganti, wie dieser sagt, übersetzt hatte. Bisher hatte man von dieser Uebersetzung nicht mehr, als die fünf ersten Verse des Pentateuchs in dem Katalog der St. Markusbibliothek, und den Seegen Jakobs, nach Hrn. Prof. Adlers Abschrift, in Hrn. R. Michaelis O. B. XIV. auf dessen große Verschiedenheit von dem hier davon befindlichen Abdruck schon der göttingische Recensent aufmerksam gemacht hat, und worüber wir Hrn. Prof. Adlers Erklärung zu erhalten wünschten. Aus den von Bessarion vorne in die Handschrift hereingeschriebenen Worten, τὰ τοῦδε ἑρμηνεύματα, beurtheilt zwar der Herausgeber eine bisher völlig unbekannt gebliebene Uebersetzung versteht, als ob, sagt er, man französisch sagt, qu'on vient de découvrir de nouveaux livres de Tite-Live, möchten wir fast denken, daß die Uebersetzung nicht lange vor Bessarions Zeiten gemacht worden; doch hat schon die Handschrift, so wie sie wirklich in den hier gelieferten Abdrucke aussieht, viele Schreibfehler.

Der Herausgeber sagt von dem venetianischen Msepte selbst in der Vorrede folgendes: Codex in toto terrarum orbe unicus, oblongus, membranaceus, forma, quam dicunt in quarto, foliorum CCCII, recentiori neque alias obvio caractere, (von diesem hätten wir eine kleine Probe gewünscht) ut iam obseruauerunt Antonius Zanetti et Antonius Bongiouanni, sed non *a dextera in sinistram, Hebraeorum more, exaratus*, quod iidem ibidem falso subiecerunt pag. XV. Catalogi Graecorum Divi Marci Codicum, a fine, id est, ab ultima pagina incipit retro acto ordine; quod quidem in hoc uno Graeco Codice deprehendimus. Complectitur Pentateuchum, Proverbia, Ruth, Canticum Canticorum, Ecclesiasten, Lamentationes Jeremiae, et Danielem. Cum autem haec versio, hoc modo in Veneto Codice descripta, praeterea diuisa sit in varias sectiones, פרשיות juxta Hebraeorum sabbatha, quarum quidem sectionum, ut et στίχων, id est, singulorum versuum distinctiones, in hac nostra editione subtiliter sunt: hide

hinc liquido apparet, hanc translationem a Iudaeis, in Iudaeorum imo & Synagogarum usum confectam fuisse. Die Peraschot findet man nun zwar blos in den Büchern Mosis; aber ehedem müssen sie auch andre Bücher gehabt haben, und diese Abtheilungen hätte der Herausgeber auch in seinem Abdrucke anzeigen sollen. Von der Schrift seines Mspts sagt er noch nachher: Vnicus ille Codex Venetus, e quo hanc versionem descripsimus, Bessarionis tempore, aut paulo antea, exaratus fuit, quantum conjicere licet e ductibus literarum, quae multis in locis fere deletae, interdum quasi evanuerunt, et saepe implicitis atque intricatis horrent nexibus. Dieses letztere, wenn es wirklich so ist, macht es nebst den oben angeführten Worten des Kardinals auch wahrscheinlich, daß die Uebersetzung sehr neu ist, διὰ τῆς ἐρημίας.

Den kritischen und exegetischen Gebrauch unserer Uebers. die überall genau den Worten folgt, durchaus die Etymologie mit auszudrücken sucht, und oft noch seltsamere Uebersetzungen hat, als Aquila, können wir nicht sehr hoch angeben. Wir haben, um einige Proben der Uebersetzung geben zu können, einen Theil der Sprüche durchgelesen, und wollen, so weit wir, ohne zu umständlich zu werden, gehen dürfen, was wir uns darüber angemerkt haben, hieher setzen. Sonderbar und ganz ohne Verstand wird תַּחְבֻּלוֹת I, 5. durch λύμμα übersetzt, um die Etymologie auszudrücken, und תַּחְכֻּלוֹת, ἀτελεύτητος, von חבל, binden. Aber die Metapher ist in diesem Worte vielmehr von der Regierung eines Schiffes hergenommen, und bedeutet es die Geschicklichkeit, den Lauf seines Lebens weislich zu regieren. Salomo sagt, wie wir ihn verstehen: hört sie, diese Sittensprüche, der Weise, so wird er noch bessere Einsichten bekommen, und der Verständige wird lernen, sein Leben wirklich führen. V. 6. מְלִיצָה, ἐπιτρόπων. Vielmehr ist es dictum argutum, quasi interpretatione indigens, sinnreiche Reden. V. 9. לִוְיַת חֵן, ein schöner Kranz, wieder sehr seltsam, κόσμος χαρίτων, nach der Bedeutung von לוה. Aber es kommt vielmehr von לָוָה, flechten. Eine verschiedne Lesart, wie der göttingsche Recensent, dem wir auch sonst oft nicht beystimmen können, finden wir in τιλᾶ, für ἐστὶ, existit, censetur, nicht. Unser Uebers. braucht es oft so, z. E. III. 7. V. 11. κεύψαμεν τῷ ἀδίκῳ κρῖμα. Sehr wörtlich und unrichtig. Wir

wollen dem Unschuldigen, ohne etwas davon zu befürchten, nachstellen. V. 17. מזרה, σταφιδοτοκος. בעיני כל כעל כנף, ἐν ὄμμασι πτερὸς κορυσσόντι πτέρυγας. Den Sinn der sehr verschieden erklärten Stelle hat, nach unserm Urtheil, Kastalio gut angegeben: Vt avis vitium recte volatu, sic tu malorum insidias praemonitus facile potes effugere. Und hieher gehört der ovidische Vers:

Quae nimis appetent vitia retat avis.

V. 19. τὰς ψυχὰς τῶ ἐντυγόντι αὐτῶ. נפשו im Singular, nur nach dem Sinne, wegen des Vorhergehenden. Auch hat so kein Alter. V. 20. חכמות, αἱ σοφίαι, und תושיה, auch als ein Plural, καλλιστεύσαν. Aber תושיה ist unaquaeque ex sapientiis, vox omnis divinae sapientiae: oder besser, man muß חכמות lesen, wie auch alle Alte in der einfachen Zahl übersetzen. V. 21. ἐν μεσῃ ὀχλου βοήσει, ἐν συναγωγῆ πολλῶ. Alles wieder nach der Ableitung. רחב ist hier die Elle, und רחבות, πλατειαι, sind die rauschenden Gassen, die Plätze, wo das Volk zusammenkömmt. V. 22. ὦφελον οὐ μὴ φλαυρίσει πολίτου ἐμὲ μύστου. Sehr unrichtig, weil nämlich im Texte לו vor ירו steht, und als ob es לוא hieße. Aber eine andre Lesart hatte wohl unser Uebers. gewiß nicht. V. 23. אמירה, βλύσει. Hier πηγαι ὕδατος, ein neueres griechisches Wort, das in den Wörterbüchern fehlt, wenn nicht vielmehr νομιτι oder ποτιζει zu lesen ist. V. 24. נשיחי ידי, ἔκλινα χεῖρα τὸ ἐμόν. Vielleicht schrieb er doch ἔτεινα. Das Ausstrecken der Hand zeigt hier ein Winken an, und die Stelle, die kürzlich Hr. OKR. Teller und Schleusner nach ihm änderten, ist gewiß ohne Fehler. Nec quicquam me intendente manum attentus est, übersetzt Kastalio. V. 25. Ohne Zweifel ist hier eine Bindepartikel hinausgefallen, und muß man, wie der Text hat ותשרורני, τὸ δὲ ἔλεγχόν μου οὐκ ἐδέλεασεν lesen. V. 27. ומשמני, ἐκ πανσιεμέσ. Auch ein neues Wort, welches die Wörterbücher nicht kennen. V. 28. ישישוני, ἀγαθοῖσί μοι. V. 29. יראת יי, τὸν φόβον τῶ ἐντυγόντι, wie יראת auch sonst übersetzt wird. Unten III, 32. muß man also auch wohl für τῶ ἐντυγῆ, τῶ ἐντυγῆ lesen. V. 30. לא אבי לעצתי, ἐν ἐδέλεασεν τῶ ἐμῶ φωνῆ. Ganz ungriechisch. Aber für φωνῆ schrieb der Uebers. unstreitig βυλῆ. Der Herausgeber hat in seinen wenigen Noten nur selten einen Schreibfehler verbessert. V. 31. ἀπὸ τῶ βυλεύματος αὐτῶν ἐπλανήθησαν. Das ו in ותשרורני ist aus

ausgelaſſen, oder man muß καὶ ἀπὸ τῶν β. ἀ leſen. V. 32. משובה פתים, ἐπιστροφὴ νηπίων. ושלות בסילים, ἀνάπαυσις τῶν ἀφρόνων. Denn die Verkehrtheit der Thoren bringt ihnen den Tod, und der Irrthum der Narren richtet ſie zu Grunde, iſt, wie wir denken, der Sinn dieſes Verſes. Im folgenden Verſe iſt בטח durch πεποιθότες überſetzt, und für ἀχρεῖος muß ἀμείνων geleſen werden.

K. 11, 3. כי אם, ὅτι ἐὰν, und im vorhergehenden Verſe ὡς ἀκριβῶτο, לחקשיר, wie er das ל präfixum gewöhnlich überſetzt. V. 7. κρύψει τοῖς ἐνδίοις ὑπάρξειν. יצפן, nach dem Keri; wir halten וצפן für beſſer. Aber ſehr unrichtig unſers Erachtens gleich hierauf, ἀσπίδα τοῖς πεφευγόσιν τελεώτατα, im Akkuſativ, als ob מגן eine Appoſition von תושיה wäre. Denn er bewahret den Redlichen wahres Glück, iſt Schild den Rechtſchaffenen. V. 8. wörtlich, ὅτι τοῦτο ἀτεχνῶς κρίσιος für משפט לנצור ארחות. Unſers Bedünkens muß לנצור auf Gott gezogen werden, wie auch Kaſtalio vollmetſchet: protegens gerentes ſe ſincere, mores aequos piorumque ſuorum inſtitutum tuens atque conſervans. V. 9. ומישרים כל מעגל טוב verbunden, ἐνδύσεταί τε τὸν ὅσιον ὁδῷ χρηστῇ, als ob es ומישכי hieße, wie auch die mehrſten Alten überſetzen. Beſſer aber die Vulgata: Tunc intelliges juſtitiam, et judicium, et aequitatem, et omnem ſemitam bonam. V. 16. מנכריה אמריה החליקה, ἀπὸ ξένης τοὺς λόγους αὐτῆς ἐλίαν. V. 17. ומשבח אלוף בעוריה, die den Gatten ihrer Jugend verläßt, τὸν κηδεῖον ἄνδρα, heißt bey unſerm Ueberſ. παρεισαγει τὸν χιλίαρχον τῆς πάτρας αὐτῆς, (aber אלוף bedeutet hier nicht den Führer, ſondern den Freund, den Gatten) und das folgende, καὶ τῆς ξυνθήκης τῆς πάλαι θεοῦ ἐπιλάθηται μένης. Die unſers Bedünkens richtige Bemerkung aber, daß אלוהים im letztern Gliede wegen des Parallelismi für den Mann genommen werden, und überſetzt werden müſſe, und die bundbrüchig gegen ihren Ehemann wird, fanden wir neulich bey dem Leipziger Recenſenten der Schönheiderſchen Ueberſetzung. V. 18. ἐβάθρωσε γὰρ πρὸς θάνατον τὸν οἶκον αὐτῆς für כי שחה אל מות ביתה. Wiederum ein neues vom Ueberſetzer ſelbſt vermuthlich gemachtes Wort, weil er bey שחה an das Nomen שיחה dachte. Denn hinunter zum Tode fährt ihr Haus, ſagt Salomo. Eſt velut vallis quaedam ad gehennam ducens et propendens, wie le Mercier bey unſerer Stelle ſchreibt.

V. 21. καὶ τέλειοι πληθυνθήσονται ἐν αὐτῇ, יותרו. Mit Rückſicht auf יתר, und faſt wie Schultens, er integri in ea ſervabuntur. Aber es heißt, wie die Vulgata hat, permanebant. Die Nerve, Sehne, iſt der Grundſatz des Worts. Daher bedeutet es Vortrefflichkeit, Ueberfluß, nervum rerum gerendarum; und daher auch das Uebrigbleiben, weil die Dauer eine Anzeige der Stärke iſt.

K. III, 2. Μῆκος γὰρ ἡμερῶν, καὶ ἐτῶν ζωῆς, καὶ εἰρήνην προσθήσουσί σοι. Es ſollte, wie die LXX dollmetſchen, καὶ ἔτη ζωῆς heißen. Denn ein langes, glückliches Leben, (שנות חיים, man vergleiche 1 Kön. I, 26. Pſ. XXXIV, 13. Pred. IX, 9. 1 Petr. III, 10.) und Wohlſtand werden ſie dir bringen. V. 4. חן ושכל טוב, χαρὶν καὶ νοῦν χρηστόν, Gemeiniglich verſteht man unter שכל טוב ein geſundes Urtheil und kluges Verhalten, das einen bey Gott und Menſchen beliebt mache; aber es ſcheint dadurch vielmehr das gute Verſtändniß, die Zuneigung Anderer, wie es auch Hr. D. Döderlein nimmt, verſtanden zu werden. ומצא auch im Imperativ, καὶ εὕρει. Beſſer in der künftigen Zeit, die LXX, καὶ εὑρήσεις, weil ein Befehl vorhergegangen. Güte und Redlichkeit (חסד ואמת, ἔλεος καὶ ἀλήθεια, nach unſerm Ueberſetzer, wo Hr. D. Döderlein unſers Erachtens ſehr unrichtig ſchreibt, wahres Glück wird dich nie verlaſſen) laß nie dich verlaſſen. Hänge ſie um deinen Hals; ſchreib ſie auf die Tafel deines Herzens: ſo wirſt du Gunſt und Liebe bey Gott und Menſchen finden. V. 8. καὶ ἀγαθὰ τοῖς σοῖς ὀστοῖς. Hier fehlt die erſte Hälfte des Verſes, רפאות תהי לשרך, durch Schuld des Abſchreibers, oder auch des Herausgebers, der bey dieſer Stelle nichts angemerkt hat. V. 10. γλυκανεῖ σε λαιλαψ σὺ καθαιρεθήσονται. Auch hier fehlt das Bindewort, καὶ γλυκανεῖ. V. 11. μηδὲ ἐκλύου ἐν τῷ ἐλέγχῳ αὐτοῦ, für תקוץ ואל. Faſt wie die LXX, μηδὲ ἐκλύου ὑπ' αὐτοῦ ἐλεγχόμενος, ne animum deſponde. Aber es heißt wohl vielmehr, verglichen mit dem arabiſchen ناض, zerſprengen, wie beym Virgil, rumpantur ea ilia Codro, werde nicht verdrießlich über ſeine Strafe. V. 13. ואדם יעיק תבוכח, καὶ ἀνθρώπου προσεύχεται βροτοῦ. Aber es iſt doch unſtreitig προσεύχεται zu leſen. Wir verſtehen, wie le Mercier, qui elicit a Domino, et conſequitur intelligentiam. Wohl dem Manne, der Weisheit findet,

det, und dem Menſchen, der Klugheit verlangt! V. 18. למחזיקים בה, τοῖς ἐφαπτομένοις ἐν αὐτῇ. Das folgende ותומכיה im Singular, weil מאשר folgt, ὃν ἐφάψηται τούτῳ μακαριζόντων, wie es auch andre Alte überſetzt haben. Sie iſt ein Baum des Lebens allen, die ſie ergreifen, und glücklich iſt Jeder, wer ſie ergriffen hat, und hält. V. 19. κατήρτισε τὰς ἀρετὰς ἐν ξυνέσει. Als ob er כנן im Präterito für כונן hatte, wie auch die übrigen Alten überſetzen. Aber auch hier darf man keine verſchiedne Lesart annehmen. V. 21. μὴ ἐκλειπέτωσαν ἀπὸ τῶν σῶν βουλῶν ſteht für אל ילורו מעיניך. Vielleicht hatte der Ueberſ. מעצתך in ſeiner Handſchrift; denn unten IV. 21. ſetzt er für eben die Worte, μὴ ἐκκλινάτω ἀπ' ὀφθαλμῶν σου, oder vielmehr ἀπ' ὀφθαλμῶν σῶν, wie man leſen muß. תושיה iſt hier wieder durch ὕπαρξιν überſetzt. Es ſcheint Realität, ächte Weisheit, zu bedeuten. V. 23. Τότε πορεύσῃ πεποιθὼς τὰς σὰς ὁδοὺς, τοὺς τε σοὺς πόδας ἃ προσκόψεις. Als ob es דרכיך und רגלך im Naſali hieße, doch ohne vielleicht ſo geleſen zu haben. So auch V. 26. Ein Fehler ſcheint V. 25. das für משואת רשעים geſetzte πρός τε ξυνέσεως ἀναβᾶν zu ſeyn. Vielleicht ſchrieb er πρός τε ξυνέσεως μ. Das Wort bedeutet Umſturz, Ruin. Im Arabiſchen iſt شَأَى, zerbrechen. Oder er dachte an das Zuſammenſtoßen der Wellen, weil er eben dieſes Wort oben durch πτοησμὸς überſetzt. V. 26. Ὁ γὰρ ὀρθοτὰς τελεῖται ἐν τῇ σῇ ἐλπίδι, für יהוה יהיה בכסלך בי, würde kein Grieche verſtanden haben. Das ב präfixum iſt pleonaſtiſch geſetzt, wie oft bey den Arabern. V. 27. Μὴ ἐπίσχῃς χρηστὸν ἀπὸ τῶν δικαίων αὐτοῦ ἐν τῷ εἶναι τῷ δῷ τὴν χεῖρά σε ἄνευ ποιεῖν. Wiederum ſehr wörtlich und unrichtig. משבשיו iſt, wie die Rabbinen es erklären, מן הראוי לו, und לשוב יד לעשות, wenn es in deiner Hand ſteht, es zu thun. Sehr gut hat Caſtalio: Ne alteri ſuum bonum denega, cum tibi ſit in manu facere. V. 33. Ἀρὰ τῷ ὀλεθρευτῷ ἐν οἴκῳ ἀσεβοῦς. Der Text hat בבית רשע, man muß alſo ἐν οἴκῳ und vielleicht auch δῶμα δὲ δικαίων, מנוה צדיקים, für χώρα δὲ δικαίων leſen.

K. IV, 2. לקח טוב, λῆμμα ἀγαθὸν. Es bedeutet hier, wie oben, eine ſeltſame Lehre. V. 3. iſt gegen die jetzigen Accente die Abtheilung ſehr gut gemacht: υἱὸς γὰρ ἐτέλεσα τῷ πατρί μου τίμιον, καὶ μόνος ἐνώπιον τῆς μητρός. V. 4.

יתמך דברי לבך, ἰσχυέτω τοῖς ἐμοῖς λόγοις ἡ σὴ καρδία. Vielmehr, dein Herz laß meine Gebote aufnehmen. V. 7. Ἀρχὴ σοφίας, κέκτησο σοφίαν. Es sollte heißen ἀρχὴ σοφίας, Praecipuum est sapientia. Oder auch ἀρχῇ σοφίας. So hat Kastalio, Principio sapiendi compara sapientiam. V. 8. Τελειοῦτόν σου αὐτήν. Ein dem hebräischen מלמלה nachgebildetes Wort, das die Wörterbücher nicht kennen. Die Uebersetzung des Aquila und der Vulgate, ἀνάλαβε αὐτήν, arripe illam, bedünkt uns, die richtige zu seyn. V. 9. Δώσει τῇ κεφαλῇ σου συναφὴν χαρίτων, στέφανον ὑπερηφανίας δημιουργήσει σοι. Beym Xenophon sokrat. Denkwürdigk. I, 4. sagt Sokrates von der Gottheit, ὄψιν βλιφάροις ἀμύσσων; aber zur Krone schickt es sich schlecht, und תמגן לך ist hier so viel als תמגן לך, tradet tibi. Die Araber nennen [illegible], was man uns sonst giebt oder empfängt. Einen schönen Schmuck wird sie die aufs Haupt setzen; ein herrlicher Diadem wird schenken. V. 10. ist נתיבות für נתיבת zu lesen. V. 19. תהום בשסח, λαβὲ ἐν παιδείᾳ. Die LXX haben, wie es die Sprache fodert, ἐπιλαβὲ ἐμῆς παιδείας. V. 14. μὴν ἐμβῇς εἰς τρίβους ἀσεβῶν, ואל תאשר ברוך רעים, Betrete nicht den Pfad der Gottlosen, und wandle nicht auf dem Wege der Bösen. V. 16. אם לא ישכילו, ἐὰν μὴ συμφέρῃ αὐτοῖς. V. 18. Ὁδὸς δὲ τῶν δικαίων, ὡς φῶς ἀνατεῖλαν ἔκλαμψε, καὶ φῶς ἄχρι τοῦ κατευθύνοντος τὴν ἡμέραν. Ohne guten Sinn, und sehr untrichtig, wenn man das Original vergleicht. Der Gerechten Pfad ist wie das Licht der aufgehenden Sonne, das immer wächset und zunimmt bis zum hohen Mittag. V. 19. scheint der Uebers. באפלה für באפלה gelesen zu haben, weil er ἐν ἀμίχλῃ übersetzt; oder er schreibt ἐν ὁμίχλῃ. V. 22. καὶ πᾶσιν τῇ σαρκὶ αὐτοῦ ἴασιν ἐμοὶ δώσουσιν, בשרו für בשרו. Aber weil dergleichen Abänderung der Person im Hebräischen öfter sich findet, halten wir den Text für richtig. V. 24. לזות שפתים, ἐκκλίνον χειλέων. Gut hat die Vulgate detrahentia labra. V. 26. Ἴδωσι τοὶ τῶν σῶν ποδῶν verbessert der Herausgeber in der Note τρίβους. Vielleicht schrieb der Uebers. doch τρίβου im Singular, weil der Text שמר hat.

K. V, 5. שאול צעדיה יתמכו, ᾅδης τὰ διαβήματα αὐτοῦ ἐκκαθάραντα. Wir denken, es sey hier eine Enallage anzunehmen, wie wir schon ehedem in der Bibliothek XI. B. S. 67. erinnerten. Eius vestigia tendunt in ortum, übersetzt Kasta-

Kastalio. K. 6. ὁδὸν ζωῆς μὴνοτ κατανόησης, ἀκατάστατοι ἦσαν αἱ τροχιαὶ αὐτῆς καὶ ἀγνώστους. Die Stelle wird sehr verschieden erklärt. Uns scheint die Partikel נ, wie dergleichen verbietende Partikeln auch in andern Sprachen oft gebraucht werden, hier keine Absicht, sondern den Erfolg anzuzeigen. So daß sie nie, würden wir übersetzen, oder, Wie sucht sie den Weg des Lebens zu betreten; wankend sind ihre Tritte, und sie merkt es nicht, od r, und sie weiß, erwägt nicht, wo sie geht. Vagabundi sunt gressus eius, quos nec ipsa intelligit. Im folgenden Ver- בְּנִי meus, oder besser, mei, für בנים, und τὰς σὰς ὁδοὺς, דרכך im Plurali für דרכי. V. 9. לְאַכְזָרִי, τῷ ἀνωφελεῖ. V. 10. Μὴπατε πόρρω ἀπὸ ὁδοῦ ἀλλοτρίου τῆς σῆς ἰσχύος, καὶ τῶν σῶν πόνων εἰς ὄνειδος ἀλλοτρίῳ. Besser die LXX, οἱ δὲ σοὶ πόνοι εἰς οἶκον ἀλλοτρίου ἔλθωσι. V. 19. ist רעות רבות nicht durch ἐν πόνοις φθόνου πολλοῦ ἐσόμεθα übersetzt. Im folgenden Verse muß man κόπους ἀνόμων für ἀνομίαν, das vielleicht nur ein Druckfehler ist, lesen.

Das bisher Angemerkte wird hinreichend seyn zum Beweise, daß der von uns angezeigte Uebersetzer für die Kritik und Exegese des A. T. von sehr geringem Werthe sey. Aus dem Pentateuch ist hier gedruckt Jakobs Weißagung 1 Mos. XLIX. der Gesang Moſis nach dem Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer 2 Mos. XV, die Weißagung Bileams 4 Mos. XXIII. XXIV, und Moſis letzter Gesang und Weißagung 5 Mos. XXXII und XXXIII.

Mo.

12. Erziehungsschriften.

Neuer Orbis pictus für Kinder in fünf Sprachen. 1—3 Heft. Zwölf Tafeln. Leipzig bey Beer.

Die fünf Sprachen sind die deutsche, lateinische, französische, englische und italienische. Der Zweck dieses Q. p. ist, „Kindern aus allen Ständen von ihrem vierten Jahr an, Kenntnisse verschiedner Gegenstände und deren Benennungen in den gebräuch-

gebräuchlichsten Sprachen beyzubringen. Es wird hiebey weder eine alphabetische noch systematische Ordnung in der Lieferung der Bilder beobachtet, sondern, ohne sich an etwas Gewisses zu binden, häusliche Sachen, die Naturgeschichte, Mathematik, musikalische und andere Instrumente der Künstler und Handwerker, die Götterlehre und das wichtigste aus der alten und neuen Geschichte, so sich einigermaßen in Bildern vorstellen und begreiflich machen läßt, abgebildet werden.“ Der Text oder die Erläuterung der auf den ersten zwölf Kupfern: ein abgebildeten Dinge findet sich bey dem dritten Heft, und bey jedem dritten Heft wird eine solche Erklärung folgen. Wie vorzüglich gut und den Kindern angemessen diese Erklärung gerathen sey, mögen die Leser aus folgender Probe beurtheilen. „Hier auf dem ersten Blatte sehet ihr gleich oben eine Sense. Diese ist von Stahl und hat einen hölzernen Stiel, und wird von den Landleuten zum Abhauen des Getreides und Grases gebraucht. Ihr werdet zuweilen den Tod als eine wirkliche Person mit einer solchen Sense und einer Sanduhr, wie ihr sie auf demselben Blatte unten linker Hand erblicket, abgebildet finden. Dies geschieht, um anzudeuten, daß das menschliche Leben so unmerklich wie der Sand in einer Sanduhr zu Ende gehet, und daß der Tod gleich dem Landmann, der mit der Sense keinen Halm verschonet, alles, was Leben hat, hinwegnimmt. Daher seyd auch ihr bey eurer Jugend so wenig als der älteste Greis vor ihm sicher. Niemand aber muß (darf, hätte ich lieber gesetzt) ihn fürchten, wenn er nur als ein guter Mensch auf der Erde gelebt, d. h. wenn er sich Mühe gegeben hat, keinem seiner Mitgeschöpfe Böses zu thun, sondern jedem so viel Gutes wie möglich zu erweisen. Die Sanduhr, welche aus zwey Gläsern besteht, die in der Mitte, wo sie spitzig zugehen, durch ein kleines Loch Gemeinschaft mit einander haben, läuft in jeder Stunde einmal aus; alsdann wird sie umgewendet, daß der Sand wieder in das obere Glas kömmt. Diese Uhr kann an die gute Anwendung der Zeit erinnern, die ihr hier zu leben habt; sie kann euch erinnern, daß ihr soviel möglich keine Stunde ungenützt vorüber gehen lassen müßt, und immer an den Vers zu denken: Aufschub einer guten That, hat schon oft gereut; thätig leben ist mein Rath, flüchtig ist die Zeit.“

Man sieht aus dieser Probe, daß der Verf. einen richtigen Begriff von Elementarkenntnissen und von der Art hat, wie

wie man moralische Begriffe an sinnliche Ideen knüpfen, jene durch diese erwecken, und festhalten müsse. Darum halte ich diesen neuen O. p. nicht nur nicht für entbehrlich, ob wir gleich schon ziemlich viel Bücher dieser Art haben, sondern für vorzüglich gut und empfehlungswürdig.

Von dem vierten Heft an soll von mathematischen Figuren nichts mehr vorkommen, „da Erinnerungen dagegen gemacht worden, die dem Herausgeber richtig zu seyn scheinen.“ Vorausgesetzt, daß nicht mehr und nicht andere mathematische Figuren geliefert werden, als in den Elementarunterrichte gehören — und deren giebt es doch, sollt ich meynen, noch mehr, als hier bereits vorkommen — so gebe ich meinen Rath dafür, und halte eher die in Tabellen beygefügten Pronomina, Verba ꝛc. für entbehrlich.

Was mir noch an diesem O. p. gefällt, ist, daß die Benennungen der Gegenstände mit Schreiblettern gedruckt sind; nur wünschte ich, daß die Anfangsbuchstaben zum Theil nicht so kraus wären, dann könnte man die Kinder auch darnach schreiben lassen.

Hz.

Ueber die heimlichen Sünden der Jugend, von Christian Gotthilf Salzmann. Leipzig, bey Crusius. 1785. 8. 342 S.

Erster Abschnitt. „Von der Nothwendigkeit, über die heimlichen Sünden der Jugend zu schreiben. — So manche Schrift, fängt Hr. Salzmann an, fertigte ich schon aus, und fast immer mit Muth und Freudigkeit. Nur die gegenwärtige fange ich mit ungemein traurigen Empfindungen an.“ Nicht ohne ähnliche Mitempfindungen kann es Rec. von sich erhalten, diese Schrift anzuzeigen, und keiner ihrer Leser, dem das Wohl oder Wehe der Menschheit am Herzen liegt, wird sie ohne traurige mitleidige Gefühle aus der Hand legen können. — „Ist es auch recht, über die heimlichen Sünden der Jugend öffentlich zu schreiben“? Diese Frage hatte Hr. S. bereits in einer kleinen Schrift von zwey Bogen beantwortet, und die Gründe derer zu entkräften gesucht, welche diese Publicität gefährlich fanden. „Nach allen den Berichten, die ich in Händen habe, sagt er, liegt doch der

vorzüglichste Grund von der Ausbreitung dieses Uebels in dem Mangel an Belehrung, sowohl bey Eltern und Erziehern, als auch bey der Jugend.“ Dieß ist von einer Seite freylich wahr, aber doch nicht ganz. Wenigstens, daß Kinder hierin oft aus bloßer Unwissenheit fehlen, und daß sie höchstens etwa eine Unschicklichkeit ahnden, die sie vor ältern Personen zu verbergen hätten, ist jedem Beobachter bekannt. Auch steht wohl nicht in Zweifel zu ziehen, daß viele Eltern, besonders Mütter, über diesen Punkt unwissend und sorglos sind. Daß auch Erzieher mit diesen Gefahren ganz unbekannt und in Absicht ihrer unbesorgt seyn sollten, war dem R. Anfangs auffallend. Aber nein: Hr. S. kann auch da Recht haben. Sobald er sich darauf berief, daß noch in manchen Schulen, wo die Schüler alle klösterlich beysammen leben, zwey und zwey in einem Bette schlafen, so besann sich R. selbst einer solchen Anstalt, wo seit einigen Jahren erst ein allgemeiner Schlafsaal mit zweyschläfrigen Betten für eine zahlreiche Jugend vorgerichtet worden ist. Verräth das nicht die größte Unwissenheit der Vorsteher in der nöthigen Vorsorge für das Wohl der Jugend? — Die große Ausbreitung der Jugendsünden belegt Hr. S. durch einige Documente aus Briefen, welche Geständnisse dieser Art enthielten. Dergleichen Belege hat er jedem Abschnitte beygefügt, und sie sind zuweilen schauderhaft zu lesen, immer aber warnend und lehrreich.

Zweyter Abschnitt. „Von der Schädlichkeit der heimlichen Jugendsünden.“ — Diese Schädlichkeit ist nach Verhältniß des Alters und der Naturkräfte bey einigen stärker, bey andern geringer, allemal aber Leib und Seele zerrüttend. Die Gelegenheit sie zu begehen, sie zu verhüten, ist stets da: die traurigen Folgen derselben treten gemeiniglich nicht eher ein, bis die Fertigkeit schon tiefe Wurzel geschlagen hat, und die Kräfte, sie zu besiegen erschöpft sind. Dieses wieder mit Auszügen anonymischer Geständnisse belegt. Einer, aus dahin gehörigen Schriften eines bessern belehret, konnte demohngeachtet so wenig Herr über seine Sinnlichkeit werden, daß er, den Tisch in der Hand, die Sünde begieng. Mit Abscheu gegen sich selbst, klagt er über seine eigne Ohnmacht sich zu bessern, so daß ihm selbst der Gedanke des Selbstmordes bald stärker bald schwächer beunruhiget. Weise und liebreich ist Hrn. Salzmanns ruhige Vorstellung

lung dagegen, daß wir alle erworbene Fertigkeiten, gute und böse, mit in jene Welt nehmen, daß auch diese traurige Fertigkeit in einer andern Welt sein Peiniger seyn werde, so wie die Unkeuschheit auch den kraftlosen Greis peiniget, der sie bey sich zur Fertigkeit hat aufwachsen lassen; daß also schlechterdings kein ander Mittel zur Besserung seines Zustandes übrig sey, als — Besserung seiner selbst.

Dritter Abschnitt. „Von den Ursachen und der Entstehungsart der heimlichen Sünden der Jugend.“ — Zuerst die Frage: werden die Kinder, durch ihre eigne Natur, ohne alle äußerliche Veranlassung, dazu verleitet? oder ist der Grund davon allemal in äußerlichen Veranlassungen zu suchen? Für den ersten Satz führen manche die Erfahrung an, daß schon Kinder von wenigen Jahren, noch ohne Verführung, ohne Lesung unzüchtiger Bücher, ohne erhitzte Einbildungskraft, das von selbst zu thun anfangen, was ihnen in der Folge so verderblich wird. Hr. S. hingegen erklärt sich, da er Kämpfe gegen die Natur selbst für bedenklich und fast immer für vergeblich hält, darwider, so lange darwider, bis man ihn mit tristigeren Gründen vom Gegentheil überzeugt. Indessen hat er doch auch nicht genug überlegt, daß der Trieb bey manchen Kindern sich sehr früh zeigt, und daß ihn oft ein geringer Zufall erweckt. Er bejahet die zweyte Frage, und zeigt die Genealogie der früheren Entstehung des Lasters mit großer Einsicht in die unerkannten Fehler der Erziehung. Daß Ammen, Wärterinnen, Mütter selbst, aus Muthwillen, Geilheit oder dummer Gutmüthigkeit früh die Reizbarkeit gewisser Theile erregen, und daß dadurch die Hände des Kindes unbewußt dahin mehr als nach andern Theilen gerichtet werden, das ist der früheste Keim, und leider! zeigt die betrübte Erfahrung, daß hier mehrentheils das Uebel anfängt. Da nun wohl kein Mittel ist, diese traurige Ursache zu heben, so ist um so viel weniger Hoffnung, daß das Uebel werde ganz können ausgerottet werden. Läge der Trieb, sagt der V. zu diesen Ausschweifungen in der menschlichen Natur selbst, so fände man sie bey allen, die eine menschliche Natur haben, welches doch nicht so ist. — Dieß folgt doch nicht, da die Individua so sehr verschieden sind. — Zu den entferneren Ursachen zählt Hr. S. 1) das Klosterleben. „Die Klöster, sagt er, sind ohne Zweifel die Mistbeete, in welchen nach der Zernichtung der röm. und griech. Cultur alle

die

die Unflätereyen entstanden sind, die man ohne Ekel nicht nennen kann.“ (Möchte manchen zu weit hergeholt scheinen. In Griechenland und Rom waren sie ja bey aller Cultur ganz gemein.) 2) der Soldatenstand; 3) der Luxus und die daraus fließende Nothwendigkeit des vermehrten ehelosen Standes. (Diese Ursache geht doch nicht auf junge Kinder, wo das Uebel am meisten entsteht, und am allerschädlichsten ist.) 4) Lascive Scherze in den Gesellschaften Erwachsener. — Die näheren Ursachen theilen sich in zwey Hauptarten. Die erste giebt den Kindern eine so unglückliche Stimmung, daß sie von selbst darauf verfallen müssen. Dahin gehören eine gewisse Anerbung der Unart von ähnlich wollüstigen Eltern; die verkehrte Pflege der Kinder in den ersten Jahren, z. B. das übertriebene Warmhalten derselben, warme Getränke, gährende Speisen und Naschereyen, die zu frühe Cultur, die Unthätigkeit, zu der man die Kinder trotz der Natur zwingt, das zu lange Stillesitzen der Kinder in Schulen u. s. w. ferner, wollüstige Gemälde; schlüpfrige Bücher unter den Romanen, Gedichten, Schauspielen, schamlose Scherze, unbesonnene wechselseitige Liebkosungen der Eltern in Gegenwart der Kinder. Dieses sind die Ursachen, die Leib und Seele zur Unkeuschheit stimmen und die Keime der Begierden vor der Zeit entwickeln. (Wenn Hr. S. unter die schlüpfrigen Bücher hier auch alte Classiker zählt, so wird hoffentlich niemand einen falschen Schluß hieraus auf ihre Schädlichkeit ziehen. Denn eigentlich hätte er nur die wenigen hieher rechnen sollen, welche Wollust und Unzucht auf eine verführerische Art zu schildern die Absicht haben. Soll jedes Wort, jede Erzählung, die unschuldigerweise bey verstimmten Gemüthern die Erregung der Phantasie veranlassen kann, verführend genannt werden, so liegt die Schuld doch nicht am Buche, sondern an der durch andre Umstände verderbten Seele, so muß ein Interdict fast auf jedes ältere und neuere Buch gelegt werden, selbst auf die Bibel: denn daß ihre Geschichte demselben Mißbrauche ausgesetzt sey, rüget Hr. S. selbst: so müßte man jedem Menschen Hände und Füße binden, damit er nicht — stehlen kann. Uebrigens weiß man wirklich nicht, ob es eine Erdichtung aus pia fraude ist, oder ob es in der That einen solchen Ab chajm von dummen, überwitzigen E... gegeben habe, der seinen Schülern öffentlich die Bücher de arte amandi und die libros Amorum erklärte, alles, auch das Häßlichste davon, durchnahm, und zum Beschlusse sagte: Kin-

Kinder, lernt was rechtschaffnes, so könnt ihr mit der Zeit dieses Vergnügen auch erfahren. Er soll es mehrentheils halbbetrunken gethan haben; aber wahrscheinlich muß er samt allen denen, die um den Greuel wußten, ohne es bey seinen Vorgesetzten zur Sprache zu bringen, nie nüchtern geworden seyn.)

Die andere Hauptart näherer Ursachen sind diejenigen, wodurch die Jugend gereizt wird, gewisse Begierden auf eine unnatürliche Art zu befriedigen. Nacktheit und Entblößung; Gelegenheit darzu auf heimlichen Gemächern und beym Baden; die Friktion, z. B. beym Reiten, bey Klettern auf Bäume; die wirksamste Ursache aber unter allen, die Verführung von Mägden, Bedienten, Spielcameraden u. s. w.

Vierter Abschnitt. „Von den Gelegenheiten, bey welchen die heimlichen Sünden der Jugend begangen werden." — Einsamkeit und das Bemühen sich der Beobachtung ihrer Aufseher und Eltern zu entziehen, ist schon sehr verdächtig. Betten, Zusammenschlafen, heimliche Gemächer, gemeinschaftliches Baden, Kleidungen und Stellungen, die den untern Theil des Körpers verhüllen.

Fünfter Abschnitt. „Von den Merkmalen, an welchen man die heimlichen Sünden der Jugend entdecken kann." — Nöthige und liebherzige Vorerinnerung, daß keines der anzuführenden Kennzeichen an und für sich untrüglich und von nothwendiger Gewißheit sey. Die vornehmsten Merkmale sind hier aus dem Aufsatze eines Ungenannten eingerückt, mit vorsichtigen Anmerkungen und Nacherinnerungen begleitet. Ein sehr lesenswerther kurzgefaßter, aber eben darum hier keines Auszuges fähiger Aufsatz.

Sechster Abschnitt. „Von den Mitteln, die Jugend vor heimlichen Sünden zu bewahren, sie nur ihnen zu entdecken, und sie davon zu heilen." — Für die erste Absicht, nehmlich für die Bewahrung vor bösen Neigungen, führet er folgende Regeln aus: 1) Suche deine Kinder in beständiger Thätigkeit zu erhalten. (Dies ist unläugbar das hauptsächlichste und beste Mittel.) 2) Soviel als möglich laß deine Kinder nie weder bey ihren Spielen, noch bey ihren Arbeiten ohne Beobachtung. 3) Gewöhne deine Kinder zum Frühaufstehn. (Desgleichen beym Schlafen nie auf den Rücken zu liegen, und die Hände beständig auf der Decke zu ha-

den.) 4) Gewöhne sie an einfache Nahrungsmittel. 5) Verwahre sie vor gefährlichem Umgange und vor schädlicher Lectüre. 6) Habe ein wachsames Auge auf deiner Kinder Einsamkeit. 7) Suche Gelegenheit, deine Kinder früh vor Verletzung der Zeugungstheile zu warnen. 8) Belehre sie nach und nach von dem Erzeugungsgeschäffte. Alle diese Regeln erhalten durch den ihnen beygefügten Commentar noch mehr bestimmte Anwendbarkeit. — Die Mittel, dergleichen Sünden zu entdecken, werden hier nur aus dem fünften Abschnitte im Zusammenhange wiederholt. — Endlich, die Mittel, davon zu heilen. Das Hauptmittel bleibt immer eine liebreiche und doch ernstliche Vorstellung von der Schädlichkeit dieser Sünden, die mit großer Klugheit angestellt werden muß. (Ja freylich mit großer Klugheit, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die bloßen Erzählungen von der Beschaffenheit der Erzeugung, davon sich Basedow zuerst eine vorzüglich gute Wirkung versprach, oft eine ganz entgegengesetzte gethan hat.) Dazu kommen noch Gründe der Religion. Muß der unglückliche Jüngling bey bessern Einsichten noch zu viel gegen seine Sinnlichkeit kämpfen, so suche man ihm den Sieg zu erleichtern, durch Entfernung jeder Veranlassung und jedes Reizes, durch gute Lectüre, durch Umgang mit Tugendhaften, durch physische und diätetische Mittel.

Siebenter Abschnitt. „Nachrede an diejenigen, denen bey Durchlesung dieser Schrift das Gewissen Vorwürfe macht.“ — Ganz aus der Fülle herzlicher Menschenliebe geschrieben.

Dies ist der Abriß einer höchst wichtigen Schrift, die billig kein Erzieher, kein Vater ungelesen lassen sollte. O möchte doch des Nutzens und Segens viel dadurch gestiftet, der schleichenden Elenden in der Welt immer weniger werden! So plan- und lichtvoll auch immer der Hr. V. schreibt, so wünschte ich doch nun noch einen populären wohlfeilen Auszug daraus, eine Art von Volksbuch für gemeine Väter, und für Mütter überhaupt: denn diese, die Mütter, bedürfen meines Erachtens am nothwendigsten Unterricht hierin, weil sie sonst unwissender Weise am meisten verderben helfen.

Dt.

Merk-

Merkwürdige Erzählungen aus der Bibel, mit angehängten nützlichen Tugend- und Klugheitslehren, zum Gebrauch der Schullehrer. Erster Theil. Altes Testament. Nürnberg, bey Grattenauer. 1784. 280 S. 8.

Ein ganz nützliches Werkchen. Größtentheils ist es aus andern sehr bekannten Schriften dieser Art fast wörtlich entlehnt, wie der Vers. in der Vorrede auch selbst eingesteht; doch hat er theils selbst manches hinzugesetzt, theils den Ausdruck hier und da faßlicher, und insonderheit für das Landvolk verständlicher zu machen gesucht. Ueberall ist ihm indessen das letztere nicht gelungen. Hier und da, zumal in den beygefügten Anmerkungen, ist manches eingeflossen, was nicht nur den Kindern auf dem Lande, sondern auch ihren Lehrern ganz unverständlich seyn muß. So redet der Vers. S. 148. von sogenannten Geistlichen, die ihren Kopf nie durch eine gesunde Philosophie aufgeräumt, und auf der Universität nur ihre Dogmatik gelernt haben. S. 209. ist der Hebraism: heilige das Volk heut und morgen, völlig dunkel. S. 213. dürften die Dorfschulmeister durch die Anmerkung, daß die zehen Gebote, sofern sie Naturgesetze sind, auch uns Christen angehen, wenig belehrt seyn. Und dies gilt auch von vielen andern Ausdrücken, die hin und wieder gebraucht worden sind. Das Ganze selbst hat wenig Proportion. Bey den ältesten Nachrichten der Bibel vom Leben der Patriarchen ist der Vers. sehr weitläuftig; über die Geschichte der Könige hingegen eilt er mit einer Geschwindigkeit weg, die offenbar fehlerhaft ist. Er hätte immer aus dem Leben Davids, und einiger anderer guten Könige manches ausheben, und dagegen die weitläuftige Erzählung von der Esther und dem jungen Tobias weglassen mögen. Ueberhaupt scheint der Vers. von vorne herein fleißiger gearbeitet zu haben, als gegen das Ende. Die hier und da eingestreuten Verse sind gut, und entsprechen ihrer Absicht. Nützlich kann dieses Büchelchen den Schulmeistern auf dem Lande immer seyn; nur fürchten wir, daß noch manche Prediger, mit vielen, hier ganz richtig angenommenen Vorstellungsarten der alten bibl. schen Geschichte unzufrieden seyn, und das Werkchen eher verschreyen, als ihren Schulmeistern empfehlen dürften.

Br.

Zusammenkünfte am Atlas zur Kenntniß der Länder, Völker und ihrer Sitten, herausgegeben für die Jugend. Erster Theil, ohne Vorrede 216 S. in 8. Gotha, bey Ettinger. 1785.

Dies ist ein für die Jugend ganz nützlich unterrichtendes und dem Endzwecke, für den es geschrieben ist, ziemlich anpassendes Werkchen. „Ich hatte, sagt der Verfasser in der Vorrede, seit geraumer Zeit das Vergnügen, Kinder in der Geographie zu unterrichten, die schon ziemlich erwachsen waren und bey deren Unterricht spielende Methode mithin nun höchstens bey Wiederhohlung statt finden konnte. Ich mußte daher auf andere Vergütungen denken und durch ein anderes Vehikel das ersetzen, was wir bey meinem Unterrichte an spielender Lehrart abgieng.“ Wirklich ist dieses Vehikel, das der Verf. nur eigentlich für die Jugend ausgearbeitet hat, so gut, daß wir es allen Lehrern und Erziehern zum Gebrauch gar wohl empfehlen können, um der Jugend die Kenntniß der Geographie reizend und wichtig zu machen.

Der Verf. giebt mit demselben eine Sammlung von Bruchstücken zur Länder- und Völkerkunde für die Jugend, nehmlich Beschreibungen von Gegenden, Städten, Sitten, Gebräuchen, merkwürdigen Produkten und deren Gewinnung, von Kunstsachen, Maschinen, Merkwürdigkeiten; eine für die Wißbegierde, die wahre Bildung der Jugend mit richtiger Auswahl gemachte und in ein gefallendes Gewand gekleidete Sammlung. Er hat gerade solche Gegenstände ausgehoben, welche nicht allein zur Kenntniß der Länder, sondern auch für die Jugend die interessantesten sind, und diese bald in Erzählungen, bald in Briefen, bald in kurzen Dialogen mitgetheilt und bey der Mittheilung derselben jeden Augenblick wahrgenommen, wo er den Verstand mit andern ihm in den Weg kommenden Kenntnissen aufklären und das Herz durch die treffendsten beßten moralischen Bemerkungen bilden kann.

In diesem ersten Bändchen führt er seine Zöglinge, denn an eine gewisse Länderordnung will er sich vors erstere nicht binden, (und dies möchte man am ersten misbilligen, denn ohne einleuchtende Ordnung fallen die geographischen Kenntnisse in den Köpfen der jungen Leute untereinander) nach Spanien bis an die Grenze von Frankreich, dann nach England, darauf in die Schweiz, sodann in einige Gegenden von Deutschland,

land, und zuletzt nach Italien und erzählt ihnen das, was für sie in jedem Lande, an jedem Orte das Merkwürdigste und Nützlichste ist.

Um unsre Leser mit der Behandlungsart des Verfassers bekannt zu machen und auch unsern Urtheil zu bestätigen, wollen wir eine von denen Reisen ausheben, die der Verfasser mit seinen Zöglingen thut. Wir nehmen gleich die erstere, die Reise nach Spanien. Da unterrichtet er sie von der den Spaniern so beliebten Tertullia und ihrer Cortejas, von der Schafzucht, von der Eselstreiberey in Spanien, von der Kleidung der Spanier, vom königlichen Schloß, von der Menge der Kirchen und Klöster, von dem Hospital mit 1500 eisernen Betten, von der 150 Pfund schweren silbernen Lampe in der Salesianerkirche, vom Amphitheater, vom Fandangotanz, von der Akademie der Malerey, Bildhauer und Baukunst zu Madrit. Bey der Untersuchung an der spanischen Schafzucht nimmt er Gelegenheit, von der Manufakturen und Fabriken, bey dem Hospital mit den 1500 eisernen Betten, von den liegenden Gründen und ihrer Oedigkeit, bey dem großen silbernen Lampe von dem Silber, von dessen Gehalt und Probe Unterricht zu geben. Allenthalben, wo er etwas auf lächerliche oder löbliche Volkssitten und Gewohnheiten stoßen, streut er für das Herz junger Kinder, brauchbare Bemerkungen ein. Bey der Beschreibung von der Tertullia der Spanier, daß man die Gewohnheit des Landes mitmachen müsse, wenn sie nichts Närrisches, nichts Unanständiges, nichts Unsittliches an sich habe, weil man sonst Sonderling werde, bey der Erzählung von der Menge der Klöster und ihrem Schaden für Spanien, daß so wie in einer Familie, also auch in einem Staate jedes unthätige, nicht arbeitende Glied nachtheilig und also Jeder zum Besten des Ganzen etwas beyzutragen verbunden sey. Bey dem Gespräche von dem großen Hospital und der dortigen Wartung, daß es wahrer Adel der Seele sey, wenn sich auch Reiche und Vornehme der Kranken annähmen. In England macht der Verf. seine Lehrlinge mit dem wilden Entenfang bey Cambridge auf der Insel Ely, mit den Wasserbleygruben bey Keswick und dem Gebrauch des Wasserbleyes, mit dem wunderbaren Echo auf dem See Ulswater bekannt, kömmt dann auf die Nordsee, belehrt sie bey dem der Natur des Meers, von der Tiefe, dem Boden, der Breite, dem Leuchten desselben, mischt dabey was Belehrendes vom Leuch-

ten des Johanniswürmchen und des Laternenträgers ein, giebt ihnen daraus Nachricht von den großen Eisklumpen, von der Schiffskost, dabey wieder heilsame Lehren gegen die Verzärtelung, unterrichtet sie bey der Betrachtung des Arsenals zu Chatham, von dem ganzen Schiffsbau, und geht endlich mit ihnen in die englische Steinkohlengruben, lehrt sie da alles auch die Stahl- und Feuermaschine kennen. In Deutschland führt er sie in die Marmormühle des Hrn. Geh. Raths von Thümmel bey Koburg, in die Granatschleiferey zu Waldkirch in Schwaben, in die Spiegelfabriken zu Dresden und Neustadt an der Doße. Ein solcher Unterricht in der Geographie ist ein recht gutes Mittel, der Jugend nicht allein die Länder- und Völkerkunde interessant und angenehm zu machen, sondern auch ihren Kopf mit allerley Kenntnissen anzufüllen, die ihnen zu wissen nöthig sind und sonst gewöhnlich vergessen werden. Je reichhaltiger und mannichfaltiger an Sachkenntnissen und lehrreichen Bemerkungen ein Unterricht gemacht wird, desto tiefere Wurzel faßt er in der Seele der Jugend. Daß der Verfasser der Jugend weder von der politischen noch der Militairverfassung der Länder in diesem Unterrichte sagt, möchte doch nicht ganz zweckmäßig seyn. Dieses sind freylich eigentlich spätere Kenntnisse, welche die Jugend nur gar zu gerne aufzufassen und darüber andre nöthigere Sachen zu vergessen pflegt. Aber die allgemeinen Begriffe davon, müssen ihr doch auch gleich anfänglich gegeben werden, denn sonst stellt sie sich ein Land ganz wie das andere vor.

Dadurch, daß der Verf. bald mit Dialogen, bald mit Erzählungen, bald mit Briefen und Beschreibungen abwechselt, sucht er die Aufmerksamkeit desto mehr. Sein Dialog ist nun freylich ein wenig schleppend und fällt auch zuweilen obgleich selten ins spielende, aber seine Erzählungsart ist unterhaltender. Aber das können wir nicht loben, daß er seine Beschreibungen z. B. von den Eisklumpen, von dem Rheinfall bey Lauffen, von dem Staubbach bey Lauterbrunnen, lieber aus den Reisebeschreibungen derer Herrn Forster, Cook, Wolners und Hirschfeld wörtlich hingeschrieben und zusammengesetzt hat. Diese Schriftsteller schrieben für Männer, nicht aber für junge Kinder, also schicken sich die Beschreibungen in mancherley Betrachte nicht für diese.

Bi.

Ueber

Ueber den vortheilhaften Gebrauch des Berliniſchen Taſchenbuchs für Kinder, beym Privatunterrichte und in Bürgerſchulen. Berlin, bey Heſſe. 1785. 1 Bog. in 8.

Fragen über den Inhalt des Berliniſchen Taſchenbuches für Kinder, zur Beförderung einer nützlichen Selbſtbeſchäfftigung, des eignen Nachdenkens und der erſten Uebungen im Styl. Ebendaſ. 1786. 5 Bog.

Hrn. Splittegarbs Taſchenbuch haben wir im vorigen Jahr nach Verdienſt empfohlen. Weil man es aber wider die Abſicht des Verf. als ein Leſebuch für Kinder betrachtet und gebraucht hat, das doch ſeiner Beſtimmung nach ein eigentliches Schulbuch ſeyn ſollte, das die Erklärungen und Ergänzungen eines Lehrers erfordert, ſo erklärt er ſich in einem eigenen Bogen über dieſe ſeine Abſicht und giebt dabey verſchiedene gute, auch bey andern Schulbüchern anzuwendende Vorſchläge über den erſten Unterricht in der Religion, Naturgeſchichte, und Erdbeſchreibung.

Um das Taſchenbuch noch von einer andern Seite nutzbar zu machen, hat er aus jedem Abſchnitt deſſelben Fragen ausgezogen, zu deren Beantwortung das Kind den Stoff in dem Buche ſuchen, und dann aufſchreiben ſoll. Die Fragen ſind ſehr ſchicklich ausgehoben worden, und der V. hat Recht, daß dadurch dem Kinde die ſchönſte Veranlaſſung zu einer ſehr nützlichen Selbſtbeſchäfftigung gegeben wird.

Sammlung intereſſanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reiſebeſchreibungen für die Jugend von J. H. Campe. I. Theil. Hamburg, in der Heroldiſchen Buchhandlung. 1785. 21 Bogen in kl. 8.

Auch unter dem Titel, der kleinen Kinderbibliothek XIII Bändchen.

ten des Johanniswürmchen und des Laternenträgers ein, giebt ihnen daraus Nachricht von den großen Eisklumpen, von der Schiffskoſt, dabey wieder heilsame Lehren gegen die Verzärtelung, unterrichtet ſie bey der Betrachtung des Arſenals zu Chatham, von dem ganzen Schiffsbau, und geht endlich mit ihnen in die engliſche Steinkohlengruben, lehrt ſie da alles auch die Stahl- und Feuermaſchine kennen. In Deutſchland führt er ſie in die Marmormühle des Hrn. Geh. Raths von Thümmel bey Koburg, in die Granatſchleiferey in Waldkirch in Schwaben, in die Spiegelfabriken in Dresden und Neuſtadt an der Doſe. Ein ſolcher Unterricht in der Geographie iſt ein recht gutes Mittel, der Jugend nicht allein die Länder- und Völkerkunde intereſſant und angenehm zu machen, ſondern auch ihren Kopf mit allerley Kenntniſſen anzufüllen, die ihnen zu wiſſen nöthig ſind und ſonſt gewöhnlich vergeſſen werden. Je reichhaltiger und mannichfaltiger an Sachkenntniſſen und lehrreichen Bemerkungen ein Unterricht gemacht wird, deſto tiefere Wurzel faßt er in der Seele der Jugend. Daß der Verfaſſer der Jugend weder von der politiſchen noch der Militairverfaſſung der Länder in dieſem Unterrichte ſagt, möchte doch nicht ganz zweckmäßig ſeyn. Dieſes ſind freylich eigentlich ſpätere Kenntniſſe, welche die Jugend nur gar zu gerne aufzufaſſen und darüber andre nöthigere Sachen zu vergeſſen pflegt. Aber die allgemeinen Begriffe davon, müſſen ihr doch auch gleich anfänglich gegeben werden, denn ſonſt ſtellt ſie ſich ein Land ganz wie das andere vor.

Dadurch, daß der Verf. bald mit Dialogen, bald mit Erzählungen, bald mit Briefen und Beſchreibungen abwechſelt, ſucht er die Aufmerkſamkeit deſto mehr. Sein Dialog iſt nun freylich ein wenig ſchleppend und fällt auch zuweilen obgleich ſelten ins ſpielende, aber ſeine Erzählungsart iſt unterhaltender. Aber das können wir nicht loben, daß er ſeine Beſchreibungen z. B. von den Eisklumpen, von dem Rheinfall bey Lauſen, von dem Staubbach bey Lauterbrunnen, lieber aus den Reiſebeſchreibungen derer Herrn Forſter, Coxe, Meiners und Hirſchfeld wörtlich hingeſchrieben und zuſammengeſetzt hat. Dieſe Schriftſteller ſchrieben für Männer, nicht aber für junge Kinder, alſo ſchicken ſich die Beſchreibungen in mancherley Betrachte nicht für dieſe.

Bl.

Ueber

Ueber den vortheilhaften Gebrauch des Berlinischen Taschenbuchs für Kinder, beym Privatunterrichte und in Bürgerschulen. Berlin, bey Hesse. 1785. 1 Bog. in 8.

Fragen über den Inhalt des Berlinischen Taschenbuches für Kinder, zur Beförderung einer nützlichen Selbstbeschäfftigung, des eignen Nachdenkens und der ersten Uebungen im Styl. Ebendas. 1786. 5 Bog.

Hrn. Splittegarbs Taschenbuch haben wir im vorigen Jahr nach Verdienst empfohlen. Weil man es aber wider die Absicht des Verf. als ein Lesebuch für Kinder betrachtet und gebraucht hat, das doch seiner Bestimmung nach ein eigentliches Schulbuch seyn sollte, das die Erklärungen und Ergänzungen eines Lehrers erfordert, so erklärt er sich in einem eignen Bogen über diese seine Absicht und giebt dabey verschiedne gute, auch bey andern Schulbüchern anzuwendende Vorschläge über den ersten Unterricht in der Religion, Naturgeschichte, und Erdbeschreibung.

Um das Taschenbuch noch von einer andern Seite nutzbar zu machen, hat er aus jedem Abschnitt desselben Fragen ausgezogen, zu deren Beantwortung das Kind den Stof in dem Buche suchen, und dann ausschreiben soll. Die Fragen sind sehr schicklich ausgehoben worden, und der V. hat Recht, daß dadurch dem Kinde die schönste Veranlassung zu einer sehr nützlichen Selbstbeschäfftigung gegeben wird.

Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend von J. H. Campe. I. Theil. Hamburg, in der Heroldischen Buchhandlung. 1785. 21 Bogen in kl. 8.

Auch unter dem Titel, der kleinen Kinderbibliothek XIII Bändchen.

Herr K. hat wohl Recht, wenn er in der Vorrede schreibt, daß unter allen Lesereyen, die man der Jugend in die Hände gebe, keine nützlicher sey, als interessante und zweckmäßig abgefaßte Reisebeschreibungen, weil sie den Kopf aufklären, Welt- und Menschenkenntniß erweitern, den Hang zu romanhaften Aussichten ins Leben schwächen, und einen Eckel gegen das empfindelnde Geschwätz andrer Modebücher, und dargegen Geschmack an ernsthaften und nützlichen Unterhaltungen einflößen. Weil er nun seine bereits zu zwölf Bänden angewachsene Kinderbibliothek noch länger mit den bisherigen Materien anzufüllen, für unnöthig und überflüßig hielt, so beschloß er eine solche Sammlung von Reisebeschreibungen an deren Stelle treten zu lassen. Er bestimmt sie aber nicht, wie die Kinderbibliothek, für Kinder von sechs bis zwölf Jahren, sondern, nach seiner nunmehrigen Ueberzeugung, daß für jenes Alter das Lesen schädlich sey, für Kinder, die sich dem jugendlichen Alter nähern. Aus eben dem Grund, weil er nicht für eigentliche Kinder schreibt, hat er nun auch seine bisherige Reichschreibung, die er Kindern zu gefallen angenommen hatte, wieder mit der gewöhnlichen verwechselt, wovon er sehr wohl gethan hat. Der Reisebeschreibungen in diesem ersten Bande sind drey. 1) Jacob Heemskerks und Wilhelm Barenz nördliche Entdeckungsreise und merkwürdige Schicksale. Sie fuhren bekanntlich, um die nordöstliche Durchfahrt nach China zu versuchen, 1596 von Amsterdam aus, entdeckten die Bäreninsel und Spitzbergen, mußten ihr Schiff im Eise sitzen lassen, zogen die Chaluppe und das Boot nebst den nöthigsten Geräthschaften auf die Küste von Nova Zembla, erbauten sich da eine Hütte, in der sie unter unsäglichen Mühseligkeiten, bis zur Mitte des folgenden Jahres überwinterten, mit noch größerer Gefahr die Rückreise antraten, und von einem holländischen Schiffe gerettet und zurückgebracht wurden. Es ist eine Erzählung von Abentheuern und fortwährenden Kämpfen gegen Bären und Kälte, mit allen den Belehrungen aus der Naturgeschichte, Naturlehre und Geographie, und moralischen Nutzanwendungen versehen, wie man sie an Hrn. C. Erzählungen schon gewohnt ist. Nur bey einer Stelle stießen wir an, wo uns der Ausdruck etwas unedel schien, S. 41, wo ein weißer Bär auf die Matrosen loskömmt, um sie Mores zu lehren — diese aber selbst ihren zottichten Ritter durch eine Kugel in dem Leibe Mo-

res lehren. Angehängt sind um der Aehnlichkeit willen, die Abentheuer vier russischer Matrosen auf Spitzbergen, von 1743. Auch ihr Schiff blieb im Eise stecken, und indem sie auf der Inselel Ost-Spitzbergen ans Land stiegen, um eine von ihren Landsleuten bey gleichem Schicksal daselbst hinterlassene Hütte zu suchen, brach das Eis, der Sturm trieb das Schiff in die weite See, und sie mußten in ihrer Hütte 6 Jahre robinsonisch zubringen, bis sie endlich von einem russischen Schiffe aufgenommen wurden. 2) Vasco de Gama Reise nach Ostindien, als die erste Reise der Portugiesen um Afrika, nach Calecut — überhaupt eine interessante und durch ihre Folgen wichtige Reise. 3) Des Herausgebers eigne kleine Reise von Trittow nach Wismar und von da nach Schwerin, in Briefen an seine Kinder. Eine Reisebeschreibung, die man wegen der Geringfügigkeit der Bemerkungen schwerlich so unterhaltend finden wird, als die vorhergehenden. Es thut uns leid, daß wir der Wahrheit, so wie wir sie finden, dieses Bekenntniß schuldig sind. Freylich kann ein Vater oder Erzieher, wenn er anders ein beobachtender Mann ist, den Fuß nicht zum Thor hinaussetzen, oder in das nächste Dorf reisen, ohne aus dem, was ihm aufstößt, Stoff zu mannichfaltigen physikalischen, politischen und moralischen Bemerkungen für seine Kinder herzunehmen, zumal wenn er das glückliche Talent des Hrn. Campe besitzt. Ob aber dergleichen Belehrungen gedruckt werden müssen; ob itinerarische Mikrologien auch für andere Kinder, bey denen das Interesse des Erzählers und der Nähe wegfällt, wichtig und lesenswürdig genug sind, ist eine andre Frage. Ein Mann von Hrn. C. großen Verdiensten hätte diese leichte Art, Bogen voll zu füllen, Hrn. Salzmann überlassen sollen. Wir zweifeln indessen nicht, daß er in den folgenden Bänden von seiner nachherigen größern Reise sehr viel lehrreiches werde sagen können. Eine der besten und gemeinnützigsten Stellen ist S. 280, 81. die seine Spötterey über die Schüler zu Wismar, die mit einer Sammlung mehrerer weißer Cocarden auf den Hüthen auf dem Markte herumliefen, eine Stelle, die auf allen Schulen, bey der einreißenden Sucht junger Leute sich durch Kleidungsarten zu unterscheiden, abgelesen werden sollte. Ratzeburg vergleicht er, wegen seiner Lage auf einer grünenden Insel auf einem spiegelglatten Landsee, mit einer glattpolierten Schüssel, in der auf rother Peterßlie rothe Krebse liegen. Die traurige Be-

ſchreibung von Wismar ſtimmt im Ganzen mit dem Zeugniß andrer Reiſenden und namentlich Nugents in ſeiner Reiſe durch Meklenburg überein. Was ihm eigen iſt, Klagen der Bürger, nicht über die Regierung, ſondern über Ungerechtigkeit des Magiſtrats, hat der V. Zeitungen zufolge, nachher als übel berichtet, zwar erſt zurückgenommen, aber nachher abermals bekräftigt.

Lieder der Weisheit und Tugend zur Bildung des Geſangs und des Herzens. Berlin, bey Heſſe. 1786. 1 Alph. 4 Bog. 8.

Der Herausgeber, Hr. Splittegarb, hat eine ſehr gute Idee gehabt, daß er die in unſern beſten neuern Dichtern und in den Sammlungen für Kinder, zerſtreuten guten moraliſchen Gedichte, zum Gebrauch für die Jugend geſammlet und unter gewiſſe Rubriken geordnet hat, beſſer als wenn er ſich blos auf die Sammlung eines neuen Geſangbuchs eingeſchränkt hätte. Wenn es auch die Erfahrung nicht ſo allgemein beſtätigen ſollte, was der V. anzunehmen ſcheint, daß Geſänge das Geſchäffte der moraliſchen Erziehung vorzüglich erleichterten, weil gar läufig ein Lied gelernt und geſungen, und doch in der Anwendung vergeſſen wird, oder nicht den ſichtbaren Einfluß auf die Beſtimmung der Geſinnungen, Richtung der Leidenſchaften und Beſſerung des Herzens hat; ſo ſind doch auf alle Fälle gute unverfängliche Geſänge eine ſehr nützliche Beſchäfftigung für Kinder. Die Dichter, aus denen ſie Hr. Spl. geſammlet hat, ſind Gellert, Weiße, Overbeck, Gr. v. Stollberg, Götz, Burmann, Kor. Rudolphie, Matthiſſon, Gleim, Patzke, Lavater, Ramler, Meißner, Jacobi, Staudlin, Voß, Schink, Sturm, u. a. Doch bey weiten die meiſten ſind von Weißen. Viele ſind auch aus der Kinderbibliothek genommen. Einige ſchöne Lieder in Hermes und Millers Romanen hat er übergangen: vielleicht geben ſie ihm nebſt einigen andern, Stoff zu einer zweyten Sammlung. Er hat ſie unter 9 Titel gebracht: 1) Gott — Enthält 12 Lieder. Hier vermiſſen wir die Utziſchen Oden. 2) Natur — Sonne, Mond, Gewitter, nach einem Sturm, der Berg, die Blume, die Bienen, das Veilchen, die Nachtigall ꝛc. 42 Lieder. 3) Die Jahrzeiten — auch Neujahrsverdelieder,

in

in allen 35. 4) Die Tageszeiten — auch Tischlieder, 21. 5) Preis der Menschheit — das Daseyn, am Geburtstag, Werth des Lebens, die Güte der Väter, die Sinne, das Gesicht, das Gehör, der Geschmack, die Gesundheit, Schönheit, das Gewissen u. s. w. zusammen 20. 6) Jugend, Weisheit — eine schöne Sammlung über die meisten Tugenden des kindlichen Alters, die fast eine vollständige Sittenlehre der Jugend, in 30 Liedern enthält. 7) Das Glück der Tugend — ebenfalls ein Schatz von 54 trefflichen Liedern, die zum Theil in die vorige Classe eingreift. 8) Erhohlung und Fröhlichkeit. Wir billigen es sehr, daß der Herausgeber diese Gattung nicht ausgeschlossen, selbst ein bekanntes Trink- und Punschlied mit aufgenommen hat. Denn der Hang der Jugend zur Fröhlichkeit will nicht unterdrückt, sondern nur geleitet seyn, und wie der V. recht sagt, Anleitung zur Veredlung der Freuden ist gewiß auch Anleitung zur Tugend. 9) Auf geliebte Personen, 12 Stücke — es versteht sich, keine Lieder einer leidenschaftlichen Liebe, sondern auf Geburtstäge der Eltern, zum Abschied, auf den Tod der Gespielen oder Geschwister u. s. w. In einem beygelegten Bogen von Bemerkungen über den Gebrauch dieser Lieder erklärt sich der V. darüber sehr richtig, giebt auch ein Beyspiel, wie man solche dem Kinde, vorher erklären soll — doch zuweilen ist die Erklärung dunkler als das Wort, z. E. Moos-Pflanzen, deren Stämme über und über mit kleinen Blättchen besetzt sind." Zu vollen Fällen sollte man gar nicht erklären, sondern die Sache zeigen. Wenn freylich von allen diesen Liedern Melodien vorhanden wären, so wäre die Brauchbarkeit dieser Sammlung noch größer. Von einigen sind sie bekannt. Auf andre aber verrufene Melodien abgedroschner Arien aus komischen Opern anzuwenden, z. E. ohne Lieb und ohne Wein, oder, als ich auf meiner Bleiche, u. a. möchten wir doch nicht rathen.

Moderne Höflichkeitsregeln um in der Welt weiter zu kommen, nebst einer sichern Anweisung zur Menschenkenntniß. Wien, bey Gerold, 1785. 18 Bog. in 8.

Da nicht alle junge Leute Gelegenheit haben, von ihren Eltern oder durch den Umgang die Regeln der Höflichkeit zur künftigen Beobachtung zu erlernen: so glauben wir allerdings, daß es nicht unnöthig ist, ihnen solche durch eigne Bücher in die Hände zu bringen. Das gegenwärtige entspricht in so ferne dieser Absicht, daß es so ziemlich vollständig die Regeln der Höflichkeit nach den verschiednen Verhältnissen und Auftritten des geselligen Lebens in 16 Capiteln vorträgt. Allein da das letzte von Complimenten handelte: so nimmt der V. daher Anlaß, eine eigne Anleitung von Complimenten einzuschalten, wo er, ebenfalls für verschiedene Gelegenheiten und Gegenstände, Formulare von sogenannten Complimenten und Gegencomplimenten mittheilt, die zum Theil so abgeschmackt, so steif und pedantisch sind, daß man sie für Satyre halten möchte, wenn nicht das ganze Buch dieser Auslegung widerspräche, und wenigstens kein gutes Vorurtheil von dem Geschmack der Wiener in diesem Stück erregte. Manche Formeln enthalten gerade das Gegentheil von dem, was der Mann von Geschmack und Lebensart in dem und jenem Fall sagen würde. Nach dieser Anleitung zu Komplimenten folgt nun unter der Aufschrift einer sichern Anweisung die Menschen genau kennen zu lernen, eine Gallerie von 48 Charakteren, und davon müssen wir doch Wunders wegen eine Probe abschreiben, um die Kunst des V. auch in der Charakterzeichnung darzustellen. Wir wählen den Groben. S. 227. „Ein solcher geht, wenn er das Frühstück getrunken hat, in die öffentliche Versammlung und sagt, die Salbe rieche lieblicher als Thymian; er trage Schuhe, die größer wären als der Fuß. — Seinen Freunden und Hausgenossen traut er nicht; aber mit seinen Bedienten spricht er von den wichtigsten Angelegenheiten, und den Tagelöhnern, die bey ihm auf dem Felde arbeiten, erzählt er alles, was in der öffentlichen Versammlung vorgegangen ist. Er wundert sich über nichts, er erstaunt auch auf öffentlicher Straße über nichts, siehe er aber einen Ochsen, oder Esel oder Bock, so steht er still und beschauet ihn recht. — Während der Mahlzeit füttert er zugleich sein Lastvieh, und wenn jemand an der Thüre klopft, steht er selbst zu. Er ruft seinen Hund zu sich, faßt ihn bey der Schnauze und sagt, er bewahre sein Stück Landes, sein Haus, und Hausgenossen. — Wenn er in die Stadt geht, so fragt er den ersten den besten, wie theuer die Pelze und die

Käse

Käse wären? Und dann sagt er gleich, er wolle hingehen und sich barbieren lassen. Im Bade singt er. In die Schuhe schlägt er sich Nägel ein. Und dann geht er auf eben dem Wege zurück, mit Pökelfleisch, das von den Schultern herabhängt, nach Hause.“ Welch eine Zusammensetzung ohne Plan und festen Gesichtspunkt!

Zf.

Gellert. Ein Lesebuch für Kinder in Familiengesprächen zur Bildung edler Seelen. Rostock und Leipzig. 1785. 8. 1 Alph. 1½ Bog.

Gellert, sagt der Verf. in der Vorerinnerung ganz richtig, würkte durch seine Schriften nicht nur, sondern auch durch sein exemplarisches Leben auf seine Zeitgenossen außerordentlich zum sittlichen und ästhetischen Guten, und erwarb sich dadurch Liebe und Beyfall eines ganzen gesitteten Welttheils; (seines deutschen Vaterlandes, hätte ich geschrieben: ist auch schon aller Ehren werth.) Da der Verf. beym Kinderunterrichte die Erfahrung machte, daß Lebensgeschichten würdiger Männer auch für Kinder viel anziehendes und nützliches haben, wenn man sie nur zu ihrer Fassungskraft herabstimme, so setzte er dergleichen Biographien schriftlich auf, las sie Kindern vor, und erweiterte sie mit seinen Anmerkungen. Hier liefert er eine davon, und eine von den unvollkommensten, wie er mit einer vielleicht absichtlichen Bescheidenheit sagt. Er kleidet sie in Gespräche ein, zwischen Vater, Mutter und fünf Kindern von 4 bis 15 Jahren. Freylich, sich mit Kindern über eine kurz und faßlich vorgetragene Lebensgeschichte eines Mannes, dessen Merkwürdigkeit und Verdienst nicht ganz außer ihrer Sphäre liegt, unterreden; das kann ihnen zur angenehmsten Unterhaltung gemacht werden. Minder unterhaltend wird es ihnen schon, wenn sie diese ganze Unterredung, die sie nicht selbst gehalten haben, geschrieben oder gedruckt lesen sollen. Das eigentlich Biographische in diesem Lesebuche ist aus dem, Gellerts sämmtlichen Schriften angehängten, Leben excerpirt, oft stellenweise ganz wörtlich. Am ausführlichsten ist das herausgehoben, was von G. Kindheit und Jugend erzählt wird. Alles dies wird nun eines Theils durch mancherley kindische Einfälle und Wendungen des Dialogs, welche

welche beym mündlichen Gespräche, aber nicht im gedruckten Buche ihren rechten Platz haben; andern Theils durch die häufig eingeschaketen umständlichen Erläuterungen von Nebendingen, welche den Kindern dieser Gesellschaft etwa nicht ganz verständlich seyn möchten. Auch das ist ganz trefflich bey mündlicher Unterhaltung mit Kindern; aber seitdem einige Schriftsteller durch Beyspiele zeigen wollten, wie man mit Kindern sprechen und bey jeder Gelegenheit ihnen Ideen entwickeln müsse, so glaubt das Heer ihrer Nachahmer, der Kinderschriftsteller, berechtigt zu seyn, alles, was man mit Kindern sprechen kann, schwarz auf weiß zu bringen. So kann es dann nicht fehlen, daß jeder, der für Kinder doch auch schreiben will, (und das thun jetzt schon angehende Studenten), über den kürzesten Gegenstand eines dicken Büchleins entbunden werden kann. So wird z. B. hier, ehe noch der Geburtsort und das Geburtsjahr die Reihe der Erzählung eröffnet, schon incidenter bey Gelegenheit des Namens erläutert, was guter Geschmack, was Statüe, was schöne Natur, was Talente, was Stoff, was Schaumünze, was Physiognomik (Physionomik schreibt der V. immer), was eine Habichtsnase sey. S. 42. handelt der V. unbillig, daß er ein sehr schiefes Urtheil eines Knaben von den ersten Lehrern Gellerts, welches härter ist als es eigentlich kindischer Muthwille wagt, entweder anführt, oder unberichtiget durchgehen läßt. Es ist zwar gut nach seinem Plane, daß er den Kindern zuweilen deutsche Sprachfehler in den Mund legt, damit der Vater Gelegenheit haben soll, diese Fehler zu berichtigen. Aber dann hätte er auch die Reden des Vaters, der doch hier Muster seyn soll, ganz von solchen Fehlern befreyen sollen, als: Gellert seine Schriften, frug, statt Gellerts Schriften, fragte.

Gz.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Ueber Bankerotte und Fallimente nebst einigen Anmerkungen über das neueste Kursächsische Bankerot-

kerottiermandat. Wien und Berlin, 1785. 52 Seit. in 8.

Der Verf. dieſer Abhandlung iſt damit unzufrieden, daß man die Wörter: Bankerott, bankerottiren, Fallimens, falliren, als gleichbedeutend gebraucht. Er will vielmehr, daß man die beyden erſtern nur von ſolchen, welche durch ihre Schuld, die beyden letztern aber von denen, welche durch Unglücksfälle in dieſen Zuſtand gerathen, gebrauchen ſoll. Daß beyde Claſſen von Leuten ſowohl in den Geſetzen, als im gemeinen Leben, unterſchieden werden ſollten, daran zweifelt wohl niemand. Die Anmerkungen, welche er über das neueſte Bankerottirmandat in Sachſen macht, ſcheinen ſehr gegründet zu ſeyn. Die darin beſtimmten Strafen ſind ſtreng genug; aber ſie werden an den Uebertretern nicht vollzogen, und machen daher das Geſetz ſelbſt unnütz. Ueberhaupt macht der Verf. die traurige Bemerkung, daß ihm kein Land bekannt ſey, in welchem die Befolgung der Geſetze und Verordnungen ſo wenig beobachtet, und die Urtheile ſo wenig vollzogen werden, als in jenem Lande. Wir überlaſſen ihm, für die Wahrheit dieſer Behauptung zu ſtehen. Seine Klagen über ein ſolches Verfahren ſind, wenn es ſich wirklich ſo verhält, gerecht. (Rec. iſt von einem anderen Lande erzählt worden, wo es eben ſo zugeht. Man ſagt daſelbſt, daß ein gewiſſer Beamter, dem die Nachläßigkeit der Regierung in dieſem Stücke ſehr wohl bekannt war, die Gewohnheit hatte, wenn er eine neue Verordnung bekam, darauf zu ſchreiben: allerunterthänigſt publiciret und in Schrank gelegt) Mit Recht iſt der Verf. auch damit unzufrieden, daß man einen Bankerott als eine Maulſchelle oder eine Tracht Schläge behandelt; indem man ihn als eine perſönliche Beleidigung anſieht, welche man nicht eher rügt, bis ſich ein Kläger meldet. Auch die übeln Folgen, welche für den Gläubiger aus der Koſtbarkeit eines Concursproceſſes erwachſen, und ihn zu einem nachtheiligen Vergleiche nöthigen, ſind recht gut ins Licht geſtellt. Auch macht die Erlaubniß, einen ſolchen Vergleich ſchließen zu dürfen, und alsdann von aller Ahndung der Geſetze frey zu ſeyn, jedes Bankerottirmandat unbrauchbar. — Die Vorſchläge, welche der Verf. zur Verbeſſerung ſolcher Geſetze thut, ſind gut und verdienen in Ausübung gebracht zu werden. Wir können ſie aber hier um deſto

eher

welche beym mündlichen Gespräche, aber nicht im gedruckten Buche ihren rechten Platz haben; andern Theils durch die häufig eingeschalteten umständlichen Erläuterungen von Redendingen, welche den Kindern dieser Gesellschaft etwa nicht ganz verständlich seyn möchten. Auch das ist ganz trefflich bey mündlicher Unterhaltung mit Kindern; aber seitdem einige Schriftsteller durch Beyspiele zeigen wollten, wie man mit Kindern sprechen und bey jeder Gelegenheit ihnen Ideen entwickeln müsse, so glaubt das Heer ihrer Nachahmer, der Kinderschriftsteller, berechtigt zu seyn, alles, was man mit Kindern sprechen kann, schwarz auf weiß zu bringen. So kann es dann nicht fehlen, daß jeder, der für Kinder doch auch schreiben will, (und das thun jetzt schon angehende Studenten), über den kürzesten Gegenstand eines dicken Büchleins entbunden werden kann. So wird z. B. hier, ehe noch der Geburtsort und das Geburtsjahr die Reihe der Erzählung eröffnet, schon incidenter bey Gelegenheit des Namens erläutert, was guter Geschmack, was Statüe, was schöne Natur, was Talente, was Stoff, was Schaumünze, was Physiognomik (Physionomik schreibt der V. immer), was eine Habichtsnase sey. S. 42. handelt der V. unbillig, daß er ein sehr schiefes Urtheil eines Knaben von den ersten Lehrern Gellerts, welches härter ist als es eigentlich kindischer Muthwille wagt, entweder anführt, oder unberichtiget durchgehen läßt. Es ist zwar gut nach seinem Plane, daß er den Kindern zuweilen deutsche Sprachfehler in den Mund legt, damit der Vater Gelegenheit haben soll, diese Fehler zu berichtigen. Aber dann hätte er auch die Reden des Vaters, der doch hier Muster seyn soll, ganz von solchen Fehlern befreyen sollen, als: Gellert seine Schriften, frug, statt Gellerts Schriften, fragte.

Sz.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Ueber Bankerotte und Fallimente nebst einigen Anmerkungen über das neueste Kursächsische Bankerot-

Kerottiermandat. Wien und Berlin. 1785. 4½ Seit. in 8.

Der Verf. dieser Abhandlung ist damit unzufrieden, daß man die Wörter: Bankerott, bankerottiren, Falliment, falliren, als gleichbedeutend gebraucht. Er will vielmehr, daß man die beyden erstern nur von solchen, welche durch ihre Schuld, die beyden letztern aber von denen, welche durch Unglücksfälle in diesen Zustand gerathen, gebrauchen soll. Daß beyde Classen von Leuten sowohl in den Gesetzen, als im gemeinen Leben, unterschieden werden sollten, daran zweifelt wohl niemand. Die Anmerkungen, welche er über das neueste Bankerottirmandat in Sachsen macht, scheinen sehr gegründet zu seyn. Die darin bestimmten Strafen sind streng genug; aber sie werden an den Uebertretern nie vollzogen, und machen daher das Gesetz selbst unnütz. Ueberhaupt macht der Verf. die traurige Bemerkung, daß ihm kein Land bekannt sey, in welchem die Befolgung der Gesetze und Verordnungen so wenig beobachtet, und die Urtheile so wenig vollzogen werden, als in jenem Lande. Wir überlassen ihm, für die Wahrheit dieser Behauptung zu stehen. Seine Klagen über ein solches Verfahren sind, wenn es sich wirklich so verhält, gerecht. (Rec. ist von einem anderen Lande erzählt worden, wo es eben so zugeht. Man sagt daselbst, daß ein gewisser Beamter, dem die Nachlässigkeit der Regierung in diesem Stücke sehr wohl bekannt war, die Gewohnheit hatte, wenn er eine neue Verordnung bekam, darauf zu schreiben: allerunterthänigst publiciret und in Schrank gelegt.) Mit Recht ist der Verf. auch damit unzufrieden, daß man einen Bankerott als eine Maulschelle oder eine Tracht Schläge behandelt, indem man ihn als eine persönliche Beleidigung ansieht, welche man nicht eher rügt, bis sich ein Kläger meldet. Auch die übeln Folgen, welche für den Gläubiger aus der Kostbarkeit eines Concursprocesses erwachsen, und ihn zu einem nachtheiligen Vergleiche nöthigen, sind recht gut ins Licht gestellt. Auch macht die Erlaubniß, einen solchen Vergleich schließen zu dürfen, und alsdann von aller Ahndung der Gesetze frey zu seyn, jedes Bankerottirmandat unbrauchbar. — Die Vorschläge, welche der Verf. zur Verbesserung solcher Gesetze thut, sind gut und verdienen in Ausübung gebracht zu werden. Wir können sie aber hier um desto

eher

eher übergehen, da wir mit Vergnügen gesehen haben, daß sie fast alle schon in jenem vortrefflichen Meisterstücke der Gesetzgebung, welches uns der Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten aufstellt, und zwar in der so eben erschienenen dritten Abtheilung des ersten Theils, angenommen worden sind. Nur einen neuen Vorschlag, welcher Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, wollen wir hier noch anführen. Der Verf. will nehmlich, daß man einem Falliten, d. i. einem rechtschaffenen, aber unglücklichen Manne, zehn von Hundert zu seiner neuen Anlage lassen soll. Dagegen sollen aber auch die Forderungen seiner alten Gläubiger nicht ganz vernichtet werden, sondern es soll diesen, wenn der Schuldner nicht so dankbar gewesen ist, seine rückständige Schuld bey seinen verbesserten Vermögensumständen abzutragen, der erste Anspruch auf seine Verlassenschaft, nach seinem Tode freystehen: so daß sie allen Erben desselben vorgehen.

Y.

Johann Samuel Hallens, Professors der Historie bey dem Königl. Preußischen Corps des Cadets zu Berlin, Technologie, oder die mechanischen Künste, als ein vermehrter Auszug aus den sechs Bänden der neuen Kunsthistorie. Mit acht Kupfertafeln. Brandenburg, bey Halle. 1782. gr. 8. 748 S.

Des Verfassers großes Werk ist bekannt. Es war sehr weitschweifig und schlecht geschrieben. Der Auszug ist etwas besser. Freylich alle Künste und Handwerker so zu beschreiben, daß man selbige allenfalls ohne weitere Anleitung sich selbst lehren könnte, war des Verf. Absicht nicht, konnte sie nicht seyn, und ist eine wahre Unmöglichkeit. Dem allen ohnerachtet wird dieses Buch einem Jüngling von einigem Nutzen seyn, wenn er vor Besuchung einer Fabrik oder eines Handwerkes, erst die kurze Abhandlung, über das was er besehen will, durchliest; obgleich freylich Beckmanns, Cunradi, u. a. technologische Werke, diesem weit vorzuziehen sind. Die zusammengezogenen Beschreibungen, werden ihm zur Anleitung die-

nen; die Künste und Handwerker genau zu untersuchen, allenfalls sich mit Beyhülfe des Jacobsonschen Wörterbuches allenthalben eine gründliche Kenntniß zu verschaffen. Wenn wir nun diese ganze Compilation als einen Grundriß der Technologie betrachten, so kann sie auch dem Staatsökonomen nützlich werden, der sich über dieses oder jenes belehren und mit eigenen Augen sehen will. Wir wollen ohne langes Suchen eine Rubrik ausheben und von der Behandlungsart unsers Verfassers dadurch Rechenschaft geben. Z. B. der Hutmacher. Ein Hut entsteht aus einer dichten Verfilzung der kurzen Lämmerwolle. — Dieses ist nicht allgemein wahr, oder der Verf. hat sich, wie wir bald sehen werden, im Verfolg nicht deutlich genug ausgedrückt. — Die Wolle wird im verdünnten Urin eine halbe Stunde lang rein gewaschen, getrocknet, zerfasert, verlesen und gekratzet, hier hat man auf ein Pfund 4 Loth Verlust. Zu einem Hut von mittlerer Größe werden 18 Loth Wolle gebraucht, die man auf einer Horde von nahen Latten facht. Diese zu Flocken geschnellte oder gefachte Wolle drückt man mit dem Boden eines Bastsiebes zu einem lockern Halbfilze, welchen man mit der Hand zu einem Dreyecke eintheilt, dessen Seiten zum Viereck werden, um aus vier solchen Päcken diejenige Glocke zu machen, die man Hutfilz nennt. Diese Fache werden im nassen Tuche mit den Händen über den runden kupfernen Ofendeckel, den man oft mit Wasser besprengt, nach allen Seiten gedrückt, und gewalkt. Um ihn schwarz zu färben, kocht man ihn anderthalb Tage lang und zu zweyenmalen im indianischen Holze — was für welches? — Kupferwasser und Grünspan. Hierauf folgt das Schlagen über den Stock zu einem Hute, indem man den Rand herabbiegt, nachdem man aufgelößten warmen Leim in den Filz eingerieben hat. Endlich glättet man ihn mit dem Bügeleisen, reibt den Hut mit einem in Baumöl genetzten Lappen, näht das Futter ein und stutzt ihn nach der Mode auf. Den letzten Strich giebt die Bürste. Wir haben ehrlich ausgezogen, aber man wird doch gar leicht noch bemerken, daß auch einem Liebhaber der Technologie vieles dunkel bleibt. — Für den Staatsökonomen, der auf Aus- und Einfuhr denken muß, ist der Rest dieser Rubrik lehrreicher, aber auch undeutlich und nicht genug bestimmt. Zu feinen Biberhüten mengt man ¼ kurze wollige Biberhaare mit ¾ fetten Biberhaaren. Gemeiniglich verfertigt man die ganzen Kastorhüte von Hasen und Kaninchen, und macht blos

ihre Oberfläche von Biberhaaren. In England macht man die feinsten Kastorhüte aus peruanscher Wolle, Kaninchen- und etwas Biberhaaren. In Frankreich mischt man unter die Lämmerwolle Ziegenhaare und zu den Bauerhüten Kälberhaare von den Lohgerbern. Die neuere Erfindung der französischen Seidenhüte kömmt auf eine Vermischung an, von ½ gezupften Seidenabgang von den Stühlen der Seidenweber, und ½ Hasenhaaren. Bälge von Bibern, Hasen und Kaninchen müssen erst ihr langes grobes Haar verliehren. Das Haar wird, ehe es verfilzt und gefärbt wird, gebeizt werden, mit einer Solution von Queckfilber in verdünntem Scheidewasser. Die Mischung zu feinen Hüten von 12 Loth Gewicht, besteht aus 6 Loth gepelztes Hasenhaar, 4 Loth gepelztes und 2 Loth ungepelztes Kaninchenhaar, und zum Ansehen 2 Loth Biberhaar. Hierauf geht der Verf. noch einmal das erste Verfahren von Fachen an, bis zum Färben wieder durch, und vermuthet, daß man in Frankreich die Seide von der Asclepias syriaca unter die Haare menge; erzählt die dasige Art zu färben und zu leimen. Endlich sagt er, daß man graue Hüthe zwischen Terpentinpapieren wider die Motten verwahre, und daß alte Hüthe in warmen Seifwasser wohl ausgewaschen und ausgestrichen oder umgeformt werden, indem man sie eine halbe Stunde in den Kessel wirft, rein wäscht, steift und bleuelt. — So viel von des Verf. Art zu unterrichten. Die Kupfer sind öfters durch Ueberladung mit Schatten undeutlich. Wir getrauen uns allenfalls eine Prämie darauf zu setzen, wer aus Tab. II. Fig. 16. sich ein sogenanntes englisches Schloß erklären könnte, und so geht es bey mehr andern. Der Vorbericht sagt uns ein sehr alltägliches Gemeinwort, daß nach den heutigen Staatsverfassungen von aller Art, es schlechterdings nothwendig worden sey, daß alle Waaren der mechanischen Künste, so die Nothdurft, Bequemlichkeit und das Vergnügen zur Absicht haben, im Lande selbst verfertiget werden müssen, damit das Geld davon im Staate bleibe und darin umlaufen könne. Wenigstens müsse die unvermeidliche Einfuhre roher Waare in ein Land, durch keine disproportionirliche Einfuhre anderer Waaren wieder ersetzt werden, und diese Bilanz sey der einzige und erste Grundsatz des Commerzes. — Das letztere verstehe, wer kann. — Ein lustiges Paradoxon wird es in Zukunft geben, wenn alle Fürsten den Flor ihrer Länder in den Ackerbau und ausgebreitete Handlung

lung setzen, und gleichwohl alle ihre Länder sperren, und aus allen ihren Kaufleuten Krämer machen!

Rz.

Ueber Regenten, Regierung und Ministers. Schutt zur Wegebesserung des kommenden Jahrhunderts. Frankfurt a. M. bey Garbe. 1784. 400 Seiten in 8.

Wenn dieses jüngere Produkt der Muße des Freyherrn von Moser weniger Sensation im Publikum gemacht hat als die ältere, z. B. der Herr und der Diener, oder die Beherzigungen, davon jenes gleichsam mit einer allgemeinen Akklamation empfangen und von aller Art Lesern verschlungen wurde, so liegt es nicht an dem mindern Werthe der Sache selbst, sondern an der verminderten Reizbarkeit der Leser, auf welche die erste Erschütterung des Auffallenden der Neuheit und Keckheit, immer einen merklichern Eindruck macht, als der Nachklang des nämlichen zum zweytenmal angeschlagenen Akkords. Zum Theil liegt es auch darin, daß bloße Paradoxen, davon unser Verf. gar nicht frey ist, zwar anfangs auffallen, aber nachher ihren Werth verlieren. Diese Schrift, die in Ansehung ihres Inhalts in eben die Materien einschlägt als die oben genannten, athmet nicht weniger Freymüthigkeit als jene, im Denken und Ausdruck, und ergänzt noch manches, was in jenen ausgezeichneten Werken nur flüchtig berührt, oder in einen allgemeinern Gesichtspunkt gefaßt ist. Der Verf. gehet hier mehr ins Detail, verbreitet sich über mehrere Objekte der Staatsverwaltung, und ordnet seine Beobachtungen, Wünsche und Censuren hierüber unter fünf Abschnitte, welche die Ueberschriften führen: Geist der Höfe, Herrendienste, Ministers, Regenten und Regierung. Jede dieser Rubriken ist reichhaltig an dreußgesagten Bemerkungen, Anekdoten und Belegen, die zu der Absicht des Verf. abzwecken, alles in der ihm gewöhnlichen Manier, abgerissener, hingeworfener Gedanken und Bruchstücke, ohne weitere Verbindung, als daß sie von ähnlicher Beziehung sind, und folglich unter einem Titel beysammen stehen. In dieser Rücksicht vergleicht der V. diese zerstreuten Bemerkungen, Gedanken und Einfälle, auf eine bescheidene Art mit einem Schutthaufen, der aber zur

politischen Wegebesserung doch nöthig und unentbehrlich ist.

Wer mit den Schriften des Hrn. v. M. bekannt ist, weiß, daß er seinen Bemerkungen eine gewisse Evidenz zu geben weiß, die den Leser geneigt macht, sie willig zu adoptiren. Indessen dünkt uns, daß manches, was der V. über diese und jene politische Gegenstände sagt, auch eine andere Ansicht gestatte, als es von dem Verf. ins Auge ist gefaßt worden, und viele im allgemeinen hingeworfne Gedanken, einem Wurf ins Wasser gleichen, der nur eine kurze Undulation veranlaßt, davon die Spur auf der Oberfläche bald wieder verschwindet, ohne einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Wenn aber auch nicht alles zu einem soliden Traß der beabsichteten Wegbesserung brauchbar wäre, so giebt dennoch der Verf. nach seiner Gewohnheit, manchen wichtigen Fingerzeig, sagt soviel treffendes zur nützlichen Beherzigung für große und kleine Männer, die an der Staatsmaschine zu rücken und zu drehen Befugniß haben, daß diese Schrift den mit ihr verschwisterten ältern Produkten, aus der nämlichen Feder, mit Recht an die Seite gesetzt zu werden verdienet. Auch politische Dilettanten finden für ihren Spekulationsgeist hier nicht nur in der Hauptsache Nahrung vollauf, sondern auch in der Abwechselung der Objekte, der damit verwebten Anekdoten, guten Einfälle und witzigen Anspielungen, eine ihrer Erwartung gewiß nicht täuschende Unterhaltung; denn in keiner der vorhergehenden Schriften scheint der Witz so willig dem Verf. zu Gebothe gestanden zu haben, als in dieser; beynahe jeder Absatz hat eine witzige und dabey ungezwungene Anspielung oder Wendung. Selbst die Vorrede trägt ein allegorisches Gewand, das zwar nicht ganz schulgerecht zugeschnitten, das ist, mit allen Erfordernissen einer vollkommenen Allegorie versehen ist, aber doch hier den Dienst leistet, den der Verf. davon begehrt. Es sey uns erlaubt, das Wesentliche daraus zu exzerpiren, da diese Vorrede nicht nur die auf dem Titel angegebne Absicht des Buchs erläutert, sondern auch gewissermaßen Aufschluß giebt, in welcher Stimmung und Laune der Verf. geschrieben hat. „Die verbesserten Heerstraßen, hebt sie an, sind ein Werk des jetzigen zu Ende gehenden Jahrhunderts, eine Wirkung der Kameralphilosophie unsrer Zeiten. — Die Verbesserung fieng sich mit gepflasterten Steinwegen an, vors Versinken war nun Rath geschafft, man fuhr sicher, aber lang-

langsam. — Sie waren das Sinnbild unserer Reichs- Justiz, Reichs- Crays- und Landtage, unserer Rathschläge, Kriegsrüstung, unsrer Mahlzeiten, ganzer Handlungsweise und Verfassung. Das: eile mit Weile, ist in unsern Nationalcharakter verwebet. — Zu einer tüchtigen Chaussee gehört Planiren, gute Wölbung, feste Grundlage ꝛc. das hat sie mit allen Pflasterwegen gemein, die Verfeinerung besteht in Kleinklopfen und Sürchargiren; das Kleinklöpfen lernt man nur in Monarchien. Aufs Ueberführen und Ueberschütten kommt zuletzt alles an, daß sich von dieser multitudine keins (vermuthlich kein Steinchen) mehr rühren und regen, keins hervor und in die Ferse stechen kann. Die Deut- und Entzifferung dieses Logogryphs, und dessen Verhältniß mit Nationalglück, Reichs- und Regierungsverfassung machen, zu wollen, würde für den Verstand der Leser beleidigend seyn. Wer unter uns ist so blöd, blind und vernagelt, um nicht diese Operationen des Kleinklopfens und Ueberschüttens gesehen, auch wohl selbsterfahren zu haben? — Ich alter Mann, bin auf dem Wege meines Lebens oft stecken geblieben, habe auf dem Steinwege meiner mittlern Jahre mehrere Stöße empfinden müssen, und endlich auch noch das Glück erlebt, meine letzte Reise auf der Chaussee machen zu können. Es gieng so geschwind, daß mir Hören und Sehen dabey vergehen mögen; ich kam aber schneller als ich hoffen dürfen, ans Ziel. Kinder- und Güterlos, möchte ich dann doch meines Namens kleines Gedächtniß hinterlassen; ich habe aber nichts mehr, als Sand, Kies und Steine, die mir von meinen Ruinen noch übrig geblieben. Da ist dann also der Schutt, ausfuchen und feststampfen mögen, denen das Wegemachen befohlen ist u. s. w.“

Die Mannichfaltigkeit der unter den oben erwehnten Rubriken vorkommenden Artikel macht es unmöglich, sie unter einen engern Gesichtspunkt zu fassen, als sie im Buch selbst sind geordnet worden. Wir begnügen uns nur, eines und das andere auszuzeichnen, das uns auf diese oder jene Art, auch wohl blos um deswillen wie es gesagt ist, oder um des witzigen Gehalts willen, vorzüglich interessirt hat.

Auf der 68 S. bemerkt der Verf. daß der Kanzler Abavarus Fritsch, im vorigen Jahrhundert, in seinem Minister peccans, funfzig Ministerlalsünden, Hofrath Leyser in Wittenberg, in der Hälfte des gegenwärtigen, deren schon sieben und

ſiebenzig gezählt habe. Jetzt, ſetzt er hinzu, geht es mit den Miniſterialſünden wie mit den Soldaten, was vor Zeiten eine Armee hieß, iſt heut zu Tage kaum ein Corps.

S. 88. In Rußland hätte ſich ein Miniſter, bis in die Hälfte dieſes Jahrhunderts, Kopf, Rücken, Fußſohlen, Naſe und Ohren aſſecuriren laſſen müſſen. Die menſchenliebendere Kayſerin Eliſabeth begnügte ſich, die unglücklichen Favoriten und Miniſters ins Land der Unſterblichkeit nach Siberien zu ſchicken, wo ſie ſich, wie der Menſch unterm Schnee, conſervirten, und faſt alle lebendig und wohlbehalten wieder zurückkehrten. Catharina II. die Philoſophin auf dem Thron, machts den Unglücklichen noch leichter, ſchickt die Jüngern in die Bäder, in warme Länder, auf entfernte Geſandſchaften, und die zum Reiſen gebrechlichen Aeltern läßt ſie in Gold einfaſſen, ſchmückt ſie mit Aemtern und beſchenkt ſie mit Geld und Bauern.

S. 235. Die Geſchichte erzählt vom König Saladin in Egypten, daß er, kurz vor ſeinem Tode, ein auf einer Lanze geſtecktes Hemd öffentlich herumtragen und dabey ausrufen laſſen: Seht das iſt alles, was der tapfre Saladin hinterläßt! Bey der Eröffnung mancher fürſt- und gräflichen Debitcommiſſion, hätte man auch einen ſolchen Lanzenträger gebrauchen können.

S. 300. Hält man im Ganzen genommen, das Bild der Regenten voriger Jahrhunderte, gegen die unſerer Zeiten, ſo erſcheinen ſie freylich in minderm Glanz des Colorits, alles an ihnen iſt weit weniger verfeinert, ſie gleichen ihren Thalern, hart anzufühlen, rauhes Gepräge, unkorrekte Zeichnung, aber deſto reichhaltiger an Schrot und Korn, höher an innerm Werthe, mehr Charakter, mehr Wahrheit. Minder liebenswürdig, aber mehr ehrwürdig, auch nicht ſo ſentimental; aber auch nicht ſo flachherzig; minder vielwiſſend, was ſie aber wußten, wußten ſie recht, glaubten und thaten ſie.

Daß der Verf. oft anſcheinende Kleinigkeiten überaus wohl zu nutzen wiſſe, iſt den Leſern ſeiner ältern Schriften bereits bekannt, auch hier fehlt es nicht an Beyſpielen dieſer Art, wovon wir noch ein Paar auszeichnen.

S. 144. Süllv, der Lieblingsminiſter Heinrich IV. in Frankreich, fieng ſich gleich an im Barte zu kratzen, ſobald man ihm was unangenehmes oder embaraſſantes vortrug, der Erzbiſchof von Almida, Beichtvater und Cabinetminiſter K. Philipps V. in Spanien hingegen kratzte ſich im ähnlichen

Fall

Fall an den Waden; der Graf von H. zog die Tobacksdoſe heraus, ſo bald's ihm zu lang wurde: ſo hat jeder, ſich ſelbſt unbewußt, ſein Barometer an ſich hangen.

S. 221. Wer hat das Ohr des Fürſten? fragte ein Fremdling. Antwort: der Kammerdiener. Wer hat aber das andere Ohr? Antwort: unſer gnädigſter Herr hat nur ein Ohr. O weh!

Weil eben die Rede hier von Kleinigkeiten iſt, ſo will Recenſ. eine Kleinigkeit zu bemerken nicht vorbeylaſſen, die eine ſprüchwörtliche Redensart betrifft. Auf der 27ſten Seite ſagt der V. von einem Mann, der Geſchäffte hat, iſt nichts ärgerlicher, als wenn er von einem zum andern, oder nach der alten Redensart von Pontius zu Pilatus geſchickt wird. Das wär ja nicht von einem zum andern, ſondern zu dem nämlichen. Das Sprüchwort heißt eigentlich, von Pilatus zu Herodes. Andere rheinländiſche Idiotiſmen, z. B. das Wörtchen als für bisweilen, zu Zeiten, u. dgl. m. überſieht der Leſer leicht, wenn ihm die Sache behagt. Minima non curat praetor.

O.

14. Kriegswiſſenſchaft.

Feldzüge des Marſchalls von Luxemburg oder Militärgeſchichte von Flandern in dem Jahren 1690 — 1694. Aus dem Franzöſiſchen des Ritter von Beaurain überſetzt und mit Anmerkungen verſehen. Potsdam, bey Horwath. in 4. 1783 fg. 1ſter Feldzug 13 B. Text 16 Plans. 2ter Feldzug 14 Bog. Text 14 Pl. 3ter Feldzug 12½ Bog. Text 18 Pl.

Ebendaſſelbe Werk nach dem franzöſiſchen Original abgedruckt, wobey die im Deutſchen ſtehenden Anmerkungen franzöſiſch überſetzt hinzugefügt wor-

den sind. In eben dem Formate und mit denselben Plans.

Friedrich der Große, dieser große Kenner der Kriegskunst, hatte dieses Werk seinen Officieren zum Studieren empfohlen; dies war die Veranlassung der Uebersetzung dieses Werks, dessen Werth bey Kennern schon längst entschieden ist. Es enthält eine vollkommene militärische Beschreibung höchst interessanter Feldzüge eines wahrhaftig großen Generals. Marsch vor Marsch sind alle seine Bewegungen angegeben, und zwar mit allen besondern Umständen bey jedem Marsche: in wie viel Kolonnen er geschehe; aus welchen Truppen jede Kolonne bestanden hat; welchen Weg sie genommen; welche Vorsorgen zur Sicherheit vor- rückwärts, oder auf beyden Flanken getroffen worden sind. Anbey sind die Gründe von jeder Bewegung; die verhältnißmäßige Lage, Absicht und Stellung des Feindes, wie auch der mit der Luxemburgschen Armee im Zusammenhange stehenden französischen Korps; in so fern es zur vollen Einsicht in die Operationen dieser Armeen nöthig war, angegeben. Alle große Begebenheiten, als Schlachten und Belagerungen, sind mit hinlänglicher Vollständigkeit und Genauigkeit beschrieben, und durch Plans bis zum Ueberfluß deutlich gemacht. Es liefert also einen vortrefflichen Gegenstand für das Studium eines Soldaten. Denn studiert und nicht durchgelesen muß dieses Werk werden. Wer letzteres thun wollte, würde eine unglaublich trockne Lektüre darin finden. Auch kann es blos dem Soldaten ein lehrreiches Studium gewähren, und dieser kann allein beurtheilen, wie nützlich es ihm ist. Der Historiker muß es trocken, geringfügig, unbedeutend finden, so muß jedem bloßen Physiker und jedem, der es nur als Nebensache ansieht, Linnaei Systema naturae, das blos aus Namen und Definitionen besteht, ein höchst trocknes und für ihn unbedeutendes Buch scheinen, und es ist doch zu dem Zwecke, wozu es geschrieben ist, höchst wichtig.

Also können wir versichern, daß jeder Officier, der diese sehr deutliche Darlegung etlicher wichtiger Feldzüge eines sehr großen Generals aufmerksam studirt, finden wird, wie sehr dadurch seine militärischen Einsichten erweitert worden sind. Aber es war sehr schwer Gelegenheit zu finden dies Buch zu nutzen! Sein sehr hoher Preis machte, daß nur sehr bemittelte Liebhaber es besitzen konnten; und es fand sich außerdem nur

in dieser oder jener öffentlichen Bibliothek. Die wenigsten Officiere hatten also Gelegenheit, es nur durchsehen, geschweige denn gehörig studieren zu können, wozu ohnehin nöthig ist, daß man ein Buch selbst besitze. Daher ist diese verhältnißmäßig wohlfeilere Ausgabe, besonders auch für diejenigen, denen die Sprache des Originals nicht geläufig genug ist, eine sehr willkommne Sache.

Im Original sind die Plane überhäuft. Für jeden Marsch ist immer ein andrer Plan, auf welchem das alte und neue Lager mit allen Marschrouten steht. Dagegen sind hier alle Lager auf eine in Blättern zerlegte Karte angegeben, deren Maaßstab groß genug ist, um alles so deutlich als nöthig vorzustellen. Die Marschrouten sind nicht gezeichnet, um alle Verwirrung bey einem nicht illuminirten Plan, wo sie sich oft auf eine nothwendig unkenntliche Art durchkreuzen würden, zu vermeiden. Jeder kann sie indeß bey der Größe des Maaßstabes leicht selbst zeichnen und zur Vermeidung aller Verwirrung auch illuminiren. Jedoch sind die wichtigen Begebenheiten sehr deutlich auf besondere Plans gezeichnet. Z. B. zur Bataille von Fleurus sind ihrer drey. Einer, der die vorläufigen Bewegungen, zwey, die alle Begebenheiten der Schlacht selbst vorstellen. Das Treffen von Leuse hat zwey Plans, ob es gleich nur eine Arriergarden-Affäre ist. So auch die Schlacht bey Steenkerke, wovon der eine sehr groß ist, und das ganze Terrain in einem großen Umfange vorstellt. Zur Belagerung von Mons gehören zwey Plans, einer, der die Einschließung der Stadt, der andre, der die Belagerungsarbeiten, nach einem großen Maaßstab darstellt. Eben so findet sichs bey der Belagerung von Namür, wobey wir aber bemerken, daß der Plan, der die Einschließungsanstalten von dieser Festung vorstellen soll, und S. 12 als Sect. 4. angeführt steht, fehlt. Vermuthlich und hoffentlich wird er nachgeliefert werden, ohngeachtet wir nirgends etwas davon haben erwähnt gefunden. Durch diese Ersparung bey den Kosten der Plane kostet das Werk ohne den geringsten Nachtheil von seiner Brauchbarkeit, kaum den dritten Theil der französischen Originalausgabe.

Die Uebersetzung ist sehr gut gerathen. Kleinigkeiten, als daß Mr. le Prince und Mr. le Duc, durch der Prinz, der Herzog übersetzt wird, welches wenigstens nicht deutlich ist, da darunter ein gewisser Prinz, nämlich der von Conde und ein

gewisser Herzog, der von Enghien verstanden wird; daß nicht immer das rechte Blatt der Karte in den Marginalien angeführt wird; solche kleine Fehler mindern den großen Werth derselben nicht. Wir hätten auch freylich gewünscht, daß die Charte, worauf die Lager gezeichnet sind, nach der neuen Ferrarischen wäre gestochen worden, mit Eintragung der Dinge, die dort fehlen mögen, und zum Verstande der Luxemburgschen Kampagnen wären nöthig gewesen, da die Ferrarische Charte keinen merklich größern Maaßstab hat, und doch viel besser ist. Allein wir wollen uns gern bescheiden, daß hiedurch das Werk ansehnlicher würde vertheuert worden seyn. Wir sehen schon hier, daß die Zahl der Pränumeranten lange nicht so groß ist, als sie bey einem solchen wichtigen Werke billig seyn sollte.

Es bleibt uns noch übrig ein Wort von den Anmerkungen zu sagen, die ein Preußischer Officier diesem Werke beygefügt hat. Sie erhöhen gar sehr den Werth des Buchs. In dem ersten Theile sind ihrer gleich im Anfange verschiedene, worin die Märsche und Lager des Marschall von Luxemburg beurtheilet werden. Sie sollen minder geübten Lesern eine Anleitung geben, wie sie bey Lesung desselben verfahren müssen, um das militärsche Urtheil zu schärfen und zu üben; deswegen sie auch in der Folge nicht weiter fortgesetzt werden. Die über die Schlacht bey Fleurus ist auch sehr lehrreich und erläutert sie sehr gut, indem sie andre, die in der Anlage Aehnlichkeit haben, damit in Vergleichung stellt. Beym zweyten Theile befindet sich keine Anmerkung. Dem dritten Theile ist eine einzige aber sehr lehrreiche am Ende beygefügt. Sie handelt von der zu einer Belagerung nothwendig erforderlichen Artillerie, Munition und Geräthschaften, nebst Erläuterungen über die Art, wie alles dieses angestellt und verwendet werden muß, und ist ungemein lehrreich. Wir hätten sehr gewünscht, noch mehrere so unterrichtende Bemerkungen über diesen oder jenen Punkt dieser Feldzüge von derselben Hand, oder von der des Uebersetzers zu lesen. Zumal wären, deucht uns, einige Erläuterungen über die Schlacht bey Steenkerke nöthig gewesen. Bekanntlich ward der Marschall von Luxemburg doch wirklich überfallen, auch macht der Markis von Feuquieres dem Prinzen von Oranien den Vorwurf, daß er Zeit verlohren habe, seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen, da er in Kolonnen, in das ganz unbereitete französische Lager hätte dringen sollen. Von allem diesem findet sich in

dieser

dieſer Relation nicht ein Wort; denn es iſt die, die der Marſchall von Luxemburg ſelbſt an den König ſchickte. Nun aber ſagt ein General nicht gerne an ſeinen Regenten: „Ich ließ mich überfallen:“ ſelbſt dann nicht, wenn der Fehler, wie hier, von ſeiner Seite ſehr gering, und ſo vortrefflich wieder gut gemacht worden iſt. Daher wäre zu wünſchen geweſen, daß das Charakteriſtiſche dieſer Schlacht, aus andern Berichten derſelben herausgezogen, und in einer Anmerkung ins Licht geſtellt worden wäre. Es wäre, da noch zwey Feldzüge folgen ſollen, immer noch nicht zu ſpäte dazu. Der Bekanntmachung dieſer beyden Feldzüge und Beendigung dieſes für alle deutſche Officiere nützlichen Werkes ſehen wir mit Vergnügen entgegen.

Wk.

Militärſche Monathsſchrift. 1785. Berlin, bey Unger. 1785 Januar — Junius. kl. 8. Jedes Stück von 6 Bog. nebſt dem Bildniſſe eines bekannten Militärs.

Noch war ein gutes militärſches Journal ein unerfüllter Wunſch aller derer, die da wiſſen, wie ſehr heut zu Tage der Krieg eine und zwar ſehr ſchwere Wiſſenſchaft geworden iſt. Durch das gegenwärtige wird dieſem Verlangen ein völliges Gnüge geleiſtet. Wahl der Aufſätze in Anſehung des Intereſſanten der Gegenſtände, und der guten, gar nicht gemeinen Behandlung derſelben, werden es ohne Zweifel bald zu einem allgemeinen Leſebuche für das militärſche Publikum machen. Theoretiſche Abhandlungen, hiſtoriſche Aufſätze, Auszüge aus ſeltenen militärſchen Büchern, Aktenſtücken zur Militärgeſchichte neueres Zeiten, Anekdoten, Recenſionen und Ankündigungen von Kriegesbüchern machen den Inhalt deſſelben aus, und verſchaffen diejenige Abwechſelung, die es für jeden Officier, zu welcher Art von Gewehr er auch gehören mag, intereſſant machen muß. Die drey erſten Abhandlungen im Januar ſind vom Hauptm. Röſch in Stuttgard, und handeln von der Erfindung der Phalanx, vom Deployiren, ein ſehr lehrreicher Aufſatz, und vom Schwenken des Quarrees. Dann folgt eine Abhandlung von der Ausrüſtung des Soldaten, worüber Junius Nr. 4. noch mehr geſagt, und

und die Sache von einer andern Seite betrachtet wird. Die Nr. 6. gelieferten Bruchstücke zur Geschichte des 7jährigen Krieges, die im May 4. fortgesetzt werden, enthalten auch viel lehrreiches. Dann folgen No. 7. einige Bemerkungen über die Schlacht bey Hastenbeck, so wie im Febr. No. 4. 5. und 6. über die bey Creefeld, die bey Sandershausen und bey Lütternberg, und im May No. 5. über die bey Bergen. Der Februar enthält gleich Anfangs einen Entwurf, den Kavalleristen, sowohl den Officier als den Gemeinen auf den Felddienst abzurichten. Ein sehr lehrreicher Aufsatz, der im März No. 1. und im May No. 2. fortgesetzt wird. No. 7. ist eine ganz vortreffliche Abhandlung unter dem Titel, Bemerkungen über den Krieg, welchen der Marschall von Pulsegür zwischen der Seine und Loire entworfen hat. Im März No. 5. steht der Schluß davon. Wir können das Studium dieser ganzen Abhandlung unsern Kamaraden nicht genug empfehlen. Nirgends werden sie bey gleicher Kürze, so viel lehrreiches und lichtvolles als hier beysammen treffen. May hat No. 2. eine Abhandlung, die eine neue Auflösung der Aufgabe giebt; die Dicke der Futtermauern zu finden, um dem Drucke des Erdreichs zu widerstehen. 3) Auszug aus einer Stelle des Buchs La defense des Places mise en équilibre avec l'attaque vom Schwedl. Gen. Maj. von Virgin. Von diesem Werke steht im May No. 1. der Anfang eines sehr guten räsonnirten Auszugs, der, wenn er dieses Generals konfus ausgedruckte sonst vortreffliche Ideen, deutlicher macht, und von manchen Schlacken säubert, den Dank aller lehrbegierigen Leser verdienen wird. 4) Gespräch über die Werbungen: sehr wahr, und wäre zu wünschen, daß es in einigen großen Diensten Deutschlands beherziget würde. 6) Der Anfang eines sehr gut geschriebenen Tagebuchs, eines Preußischen Officiers, vom Feldzuge von 1760 das im April No. 1. und im May 6. und im Junius 1. fortgesetzt wird. April enthält außer dem Bemerkten: 2) kleine Zusätze zu den Berichtigungen eines Ungenannten über die Journale der Kolberger Kampagne. 3) Etwas über die Inversion bey der Kavallerie. 5) Etwas über die ersten Dienstjahre des Gen. Lieut. von Thadden, beydes vom Hrn. Lieut. von Brenkenhof, und beydes interessant und angenehm zu lesen, wie fast alles, was aus dieses Officiers Feder kömmt. 6) Die Eroberung von Stolpe in Sachsen, ein ganz besonderer militärischer Vorfall, aus dem Leben des Gen. Maj. von Warnery. Das Interessante vom May ist schon angege-

ben

ben worden. Junius liefert 2) Feldzug des Marſchalls von Türenne gegen den Grafen Montecuculi 1673 aus Beaurains Hiſtoire Militaire des dernieres Campagnes du Maréchal de Turenne vom Lieut. von Moßenbach überſetzt. 3) Ueber die Aufklärung des Militärs; ein excellenter Aufſatz, gegen eine zu raſche Behauptung des Hrn. von Brenkenhofs. 7) An den Verf. der kleinen Berichtigungen über den Verſuch einer militäriſchen Geſchichte des Kriegs von 1778. vom Verf. deſſelben. Die in dieſen ſechs Monathen gelieferten, und recht gut geſtochnen Porträts ſind die von dem Prinzen von Preußen Königl. Hoheit; vom Preuß. Gen. Lieut. von Möllendorf; vom Preuß. Artillerie-Major von Tempelhof; vom Braunſchw. Ingenieur Major von Mauvillon; vom Preuß. General der Kavallerie von Ziethen; vom Herzog Leopold von Braunſchweig. Wir haben hier das Intereſſanteſte dieſes nützlichen Journals in dieſen erſten ſechs Stücken angegeben, und meynen es werde hinreichen, um jeden, der dieſe Nachricht lieſt und das Werk ſelbſt noch nicht geſehen hat, dahin zu vermögen, es mit Aufmerkſamkeit zu leſen.

Pb.

15. Haushaltungswiſſenſchaft.

Der Herr von Schubart und Holzhauſen, oder neueſte Nachrichten über den Erfolg der eingeführten Stallfütterung auf dem fürſtl. Amte zu Gröbzig. Mit Berichtigung der Schlettweiniſchen Noten, von M. G. Stumpf, Oekonomie-Direktor und ordentl. Mitgliede der Kuhrmaynz. Akademie. In Commiſſion des Buchhändlers Böhme in Leipzig. Prag, 1785. 139 S. in 8.

Si tacuiſſes — Gewiß, wir wünſchten, daß der ehemals ſo gründlich aufgetretene Verfaſſer ſich mit keiner Schrift abgegeben hätte, die hier von Seite zu Seite und unter des Verf. Namen zu viel Schmähungen enthält, die das Bischen gute,

das

das in diesem Büchelchen noch enthalten ist, gänzlich verdunkelt. Man kann Vertheidigungen schreiben, und die sind niemanden zu verdenken: allein wenn sich Gelehrte, wie Gassenjungen mit Kothe werfen; haben sie davon Ehre? Zum Beyspiele nur einige Pröbchen. Von S. 1. bis zum Ende heißts bald: Sächsischer Cyclop, armer Cyclop, Namenloser, Verkappter, Lichtscheuender, unverschämt, ganz infam, Ismael, ökonomisches Paßquil, Lohnkutscher, u. d. m. Dieß alles geht gegen einen Mann, der in einer Schrift Einwürfe über die Wirthschaftsart in Gröbzig machte: und sich dabey nicht nannte. Aber das ist doch ein wenig zu arg gegen eine Schrift, die Anlaß gab, daß man eine Sache in ein helleres Licht zu setzen bemüht ward? und um so mehr, ist in der Sache zu weit gegangen worden, da sich Hr. Stumpf ehemals selbst nicht nannte, als er die eben auch nicht sehr galante Schrift: D. Warners Sendschreiben an Hrn. von Ochsenfred, herausgab, und diese Abhandlung erst jetzt für eine Frucht seiner Hände — vielleicht nicht seines Geistes — erklärt. Auch von dieser Schrift hätten wir Hr. St. nicht als Verf. genannt wissen mögen. Doch dient's vielleicht dazu, daß sich Hr. A. W. zu Pr — Verf. obgedachter Einwürfe — auch nennen wird? Wie konnte nun Hr. St. den W. namenlosen nennen, da er sich im D. Warner selbst nicht nannte?

Das Gute, was Hr. St. hier aufstellt, ist wohl das, daß er Fakta von Hrn. Oberamtmann Holzhausen erzählt; Facta, die allen Glauben verdienen, da uns Hr. Holzhausen als ein Mann von solcher Rechtschaffenheit bekannt ist, der uns nichts anders als wahrhaft nützliche Geschichten liefern kann und wird. So sind auch diese — nur nicht detaillirt genug — beschaffen.

Umständlicher wollen wir nicht von einer Schrift dieser Art seyn: ja wir würden dies alles nicht einmal gesagt haben, wenn wir nicht zu einer umständlichen Anzeige aufgefordert worden wären: hatten wir doch ehedem (A. D. Bibl. B. 66. S. 586.) schon über die Warnerische Schrift gesagt: daß sie eine scharfe — Vertheidigung, jedoch überhaupt billig sey, daß der vernünftigste Theil zuerst nachgeben, und so der Fehde ein Ende mache. Wie können paßquillantische Sachen mit Vergnügen gelesen werden! sie schaden der guten Sachen eher; statt daß Vertheidigungen mit Würde geschrieben,

ben, ſie erheben. Und gewiß zu letzterem würde Hr. Stumpf fähig geweſen ſeyn: und er hätte unſer Lob, wie ehemals, gewiß geärndtet.

XI.

Betrachtungen über einige ſich neuerlich in die Forſtwiſſenſchaft eingeſchlichene irrige Lehrſätze und Künſteleyen, auch andere nützliche Gegenſtände für die Liebhaber und Anfänger der Forſtwiſſenſchaft von J. M. Mauerer, Kurfürſtl. Sächſiſ. Oberförſter zu Suhl und der Leipziger ökonomiſchen Societät Ehrenmitglied. Leipzig. 1780. in 8. 15 Bogen.

„Da jetzt ganze Zentner Bücher von der Forſtwiſſenſchaft „erſcheinen, worunter zwar manche gute ſeyn, mehrentheils „aber einer den andern ausſchreibet, ſo kommen dann darin „zuweilen Sachen vor, die, wann ſie ein verſtändiger Forſt„mann lieſet, das Buch wegwirfet, und ſeine Kinder und „Enkel vor das Leſen der Forſtbücher warnet, weil er dieſe „oder jene Lüge darin gefunden hat, und auf ſolche Art kann „mancher Lehrling vom Leſen abgeſchrecket werden.“ Hauptſächlich will alſo der V. vor ſchädliche Lehrſätze und Künſteleyen die Anfänger ſichern, und ihnen durch lange Erfahrung ausgezeichnete Mittel an die Hand geben, wie ein Forſt in gutem Stande zu erhalten, verhauene aber wieder in Ordnung zu bringen, und durch die Natur und Kunſt anſehnlich zu vermehren ſind.

Bey Beurtheilung dieſer Schrift müſſen wir alſo auf zweyerley Rückſicht nehmen, 1) daß die Regeln des V. hauptſächlich auf Forſten in gebürgichten Gegenden anwendbar ſind. 2) Daß ſelbige vor Anfänger geſchrieben ſeyn ſollen. Hieraus folget, daß ſie auch zum Theil nicht auf alle Gegend gleich paſſend ſeyn können, da ſie vorzüglich auf den Debit der im ſächſiſchen Gebirge liegenden Forſten abzwecken, und zu Erfüllung der zweyten Abſicht gehöret vorzüglich, dieſe Regeln ſo verſtändlich und auf eine ſo populäre Art vorzutragen, daß ſie dem noch nicht mit gehörigen Kenntniſſen verſehenen Lehrling faßlich und verſtändlich werden. Die Regeln, welche man die-

das in diesem Büchelchen noch enthalten ist, gänzlich verdunkelt. Man kann Vertheidigungen schreiben, und die sind niemanden zu verdenken: allein wenn sich Gelehrte, wie Gassenjungen mit Kothe werfen; haben sie davon Ehre? Zum Beyspiele nur einige Pröbchen. Von S. 1. bis zum Ende heißts bald: Sächsischer Cyclop, armer Cyclop, Namenloser, Verkappter, Lichtscheuender, unverschämt, ganz infam, Ismael, ökonomisches Paßquil, Lohnkutscher, u. d. m. Dieß alles geht gegen einen Mann, der in einer Schrift Einwürfe über die Wirthschaftsart in Gröbzig machte: und sich dabey nicht nannte. Aber das ist doch ein wenig zu arg gegen eine Schrift, die Anlaß gab, daß man eine Sache in ein helleres Licht zu setzen bemüht ward? und um so mehr, ist in der Sache zu weit gegangen worden, da sich Hr. Stumpf ehemals selbst nicht nannte, als er die eben auch nicht sehr galante Schrift: D. Warners Sendschreiben an Hrn. von Ochsenfred, herausgab, und diese Abhandlung erst jetzt für eine Frucht seiner Hände — vielleicht nicht seines Geistes — erklärt. Auch von dieser Schrift hätten wir Hr. St. nicht als Verf. genannt wissen mögen. Doch dient's vielleicht dazu, daß sich Hr. A. W. zu Pr — Verf. obgedachter Einwürfe — auch nennen wird? Wie konnte nun Hr. St. den W. namenlosen nennen, da er sich im D. Warner selbst nicht nannte?

Das Gute, was Hr. St. hier aufstellt, ist wohl das, daß er Fakta von Hrn. Oberamtmann Holzhausen erzählt; Facta, die allen Glauben verdienen, da uns Hr. Holzhausen als ein Mann von solcher Rechtschaffenheit bekannt ist, der uns nichts anders als wahrhaft nützliche Geschichten liefern kann und wird. So sind auch diese — nur nicht detaillirt genug — beschaffen.

Umständlicher wollen wir nicht von einer Schrift dieser Art seyn: ja wir würden dies alles nicht einmal gesagt haben, wenn wir nicht zu einer umständlichen Anzeige aufgefordert worden wären: hatten wir doch ehedem (A. D. Bibl. B. 66. S. 586.) schon über die Warnerische Schrift gesagt: daß sie eine scharfe — Vertheidigung, jedoch überhaupt billig sey, daß der vernünftigste Theil zuerst nachgeben, und so der Fehde ein Ende mache. Wie können paßquillantische Sachen mit Vergnügen gelesen werden! sie schaden der guten Sachen eher; statt daß Vertheidigungen mit Würde geschrieben,

ben, sie erheben. Und gewiß zu letzterem würde Hr. Stumpf fähig gewesen seyn; und er hätte unser Lob, wie ehemals, gewiß geärndtet.

XI.

Betrachtungen über einige sich neuerlich in die Forstwissenschaft eingeschlichene irrige Lehrsätze und Künsteleyen, auch andere nützliche Gegenstände für die Liebhaber und Anfänger der Forstwissenschaft von J. M. Mauerer, Kurfürstl. Sächsis. Oberförster zu Suhl und der Leipziger ökonomischen Societät Ehrenmitglied. Leipzig. 1780. in 8. 15 Bogen.

„Da jetzt ganze Zentner Bücher von der Forstwissenschaft „erscheinen, worunter zwar manche gute seyn, mehrentheils „aber einer den andern ausschreibet, so kommen dann darin „zuweilen Sachen vor, die, wann sie ein verständiger Forst„mann lieset, das Buch wegwirfet, und seine Kinder und „Enkel vor das Lesen der Forstbücher warnet, weil er diese „oder jene Lüge darin gefunden hat, und auf solche Art kann „mancher Lehrling vom Lesen abgeschrecket werden.“ Hauptsächlich will also der V. vor schädliche Lehrsätze und Künsteleyen die Anfänger sichern, und ihnen durch lange Erfahrung ausgezeichnete Mittel an die Hand geben, wie ein Forst in gutem Stande zu erhalten, verhauene aber wieder in Ordnung zu bringen, und durch die Natur und Kunst ansehnlich zu vermehren sind.

Bey Beurtheilung dieser Schrift müssen wir also auf zweyerley Rücksicht nehmen, 1) daß die Regeln des V. hauptsächlich auf Forsten in gebürgichten Gegenden anwendbar sind. 2) Daß selbige vor Anfänger geschrieben seyn sollen. Hieraus folget, daß sie auch zum Theil nicht auf alle Gegend gleich passend seyn können, da sie vorzüglich auf den Debit der im sächsischen Gebirge liegenden Forsten abzwecken, und zu Erfüllung der zweyten Absicht gehöret vorzüglich, diese Regeln so verständlich und auf eine so populäre Art vorzutragen, daß sie dem noch nicht mit gehörigen Kenntnissen versehenen Lehrling faßlich und verständlich werden. Die Regeln, welche man die-

diesem giebt, müssen sich so wenig als möglich, auf Autorität des Alters, Amtes, ja selbst behutsam auf Erfahrung gründen, denn diese muß schon sehr ausgebreitet seyn, wenn wir daraus allgemeine Regeln folgern wollen. Man weiß was dazu gehöret, nur Erfahrungen gehörig zu beobachten, und sie so zu prüfen, daß sie nicht auf einzelne Fälle, sondern allgemein anwendbar werden, und also muß man sie mit Bescheidenheit, Mäßigung und gehöriger Einschränkung in die Welt schicken. Man führe hauptsächlich den Lehrling auf einen vernünftigen und der Natur angemessenen Weg zur Erlernung der Forstwissenschaft.

Der V. gegenwärtiger Beyträge gehöret gewiß unter die guten Schriftsteller der Forstwissenschaft, welche diesen Weg folgen. Er zeiget sich überall als ein Mann von praktischen Kenntnissen, dem es auch nicht an nöthiger Theorie fehlt, und seine Schreibart ist lebhaft und gefällt. Zuweilen, aber nur selten, sind uns solche Stellen aufgestoßen, die wir gefeilter gewünschet hätten. Wir wollen sie aber seinem Eifer vor das Beste, und seinem Erfahrungszutrauen zuschreiben, in welcher Gemüthsstimmung sind, bis an Machtsprüche grenzende Versicherungen, nicht ungewöhnlich. Obgleich der V. kein Freund von der spekulativischen Theorie der Forstwissenschaft zu seyn scheint, so ist es doch eben so gewiß, daß er mit den ächten Grundsätzen derselben sehr gut bekannt ist, und selbige, wie wir unsern Lesern unten zeigen werden, nützlich anwendet, so daß diese Bemerkungen nicht allein Anfängern, sondern auch erfahrenen Forstmännern (bis auf das 7. Kapitel ausgenommen) eine nützliche und unterhaltende Lektüre gewehren können.

Der Verf. faßt seine Bemerkungen in 8 Capiteln zusammen, woraus wir einige Stellen unsern Lesern zur Probe auszeichnen wollen.

Von einigen Irrthümern in Beziehung auf das Geschäfft des Käufers handelt das 12te Capitel.

Man siehet, daß dem V. zu diesen Bemerkungen hauptsächlich die Preisschrift des Hrn. v. Brock, wie der Wachsthum ohne Nachtheil der Festigkeit des Holzes vermehret werden kann, und worüber Hr. v. Wedel schon mit demselben eine Lanze gebrochen, veranlaßt hat. Der V. behauptet gegen Hrn. v. B. daß die Pfahlwurzel nothwendig (S. 10.) und nichts Ueberflüßiges an einem Baume sey. Die Gründe, womit er seine Meynung unterstützt, sind der Natur sehr angemessen, wie er dann den ersten und unumstößlichen Grundsatz

der

der Forſtwiſſenſchaft: Folge in allen der Natur, nicht aus den Augen ſetzet. Aus eben dieſem Grunde empfielet er das Legen der Eicheln im Herbſt (S. 21.) und zeiget aus der Erfahrung, daß ſelbigen die Frühjahrsfröſte nicht ſo viel ſchaden als den jungen Buchen und anderm Laubholz. Die Bemerkung, auf den Hammern, die Hammerwellen nicht ſo ſtark als gewöhnlich zu machen, ſondern dieſelben mit eiſernen Runge und Arme zu verſehen (S. 17.) iſt eine wahre Holzerſparniß und aller Aufmerkſamkeit werth. Möchten doch alle, die ſich der Forſtwiſſenſchaft widmen, ſo von dem Nutzen der Geometrie denken als der V. „Die Erlernung der Geometrie, ſagt er (S. 12.) aber nicht auf gemeine Art, ſondern nach geometriſchen Grundſätzen, Auflöſungen und Beweiſen, ſtecket dem Verſtand ein großes Licht auf, und wird ihm gleichſam zur Logik von einer Sache auf die andre richtig zu folgern u. ſ. w. Die Forſtwiſſenſchaft würde dadurch ungemein gewinnen. Wir wünſchen, daß jeder Lehrling dem V. dieſes eher auf ſein Wort glauben möge, als daß die Erlernung des Pflanzens eine ſo unbedeutende Sache ſey, daß ſolches ein jeder Bauer, wenn er nicht verrückt im Kopfe iſt, in 4 Stunden lernen kann (S. 5.). Leider zu leicht lernt ſich dieſes Geſchäffte, und zum Schaden der Forſten, wovon man häufige Beyſpiele aufweiſen kann. Wenn auch gleich nach des V. Meynung (S. 37.) das Angießen der Stämme bey dem Pflanzen eine weiſe Grille, und eine Wiſſenſchaft der alten Weiber bey den Krautpflanzen iſt, ſo halten wir doch davor, daß man den Anfänger wenigſtens dahin anweiſen müſſe, dieſes Geſchäfft bey Regenwetter, oder wenn der Boden davon noch feucht iſt, (wenn das Gießen in den Forſten zu weitläuftig ſeyn ſollte) vorzunehmen. Man muß ſich überhaupt hüten, eine Sache, welche durch ungeſchickte Behandlung ſo viel Schaden in den Forſten verurſachet, Anfängern nicht ſo leicht und ſchimpflich abzubilden.

Im zweyten Capitel redet der Verf. von Behandlung der Nadel- oder Schwarzhölzer.

Hier werden (S. 30.) die vom Hrn. von Brock und Hrn. Hildebrand vorgeſchlagenen Mittel kurz abgefertiget. Intereſſant iſt dasjenige, was der V. von Verpflanzung der Kiehnen und Fichten ſaget, er verſichert, daß, weil die Kihne viel härter als die Fichte iſt, (S. 38.) ſie auch noch beſſer zum Verpflanzen ſeyn müſſe, ſie müſſen aber nicht höher als 8 bis

10 Zoll seyn. (S. 33.) Man soll sie 8 Fuß auseinander in 8 bis 10 Zoll große Löcher pflanzen, und nicht tiefer setzen, als sie in dem ersten Boden gestanden haben, auch soll man bey dem Pflanzen die Erde nicht fest um selbige heruntreten. Er hält den März bis zum Anfang des Mays für die beste Verpflanzzeit der Kiehnen. (S. 35.) Die verpflanzten Kiehnen, welche Rec. in einigen Forsten gesehen, waren dem Wachsthum nach, gegen andere aus dem Saamen gezogene weit zurück, und die Stämme und Triebe hatten nicht das Proportionirte und Frische, als jene. Wir geben aber gern zu, daß sie entweder zu groß verpflanzet, oder sonst nicht gehörig behandelt worden sind, und würden vielmehr jedem Forstmann zur geschwindern Deckung der Blößen, das Pflanzen der Kiehnen sehr empfehlen, denn stünde auch gleich kein Bauholz davon zu gewarten, so werden sie doch gewiß einmal Brenn- und Kohlenholz geben können.

Nach des V. Meynung ist die beste Zeit zum Fällen der Fichten im März (S. 47.). Der Grund, den er hierzu angiebet, scheint uns aber nicht so ganz überzeugend zu seyn. Er saget, daß, weil um diese Zeit der Saame seine Reife erhält, so müßte das Holz auch alsdann für dieses Jahr den gehörigen Grad der Reife erhalten haben, daß aber der Saame eher als im März den gehörigen Grad der Reife haben muß, siehet man daraus, daß der Fichtensaame, der im Januar oder Februar gesammelt wird, so gut aufgehet als der im März. Er unterstützet seine Meynung noch durch eine Erfahrung, weil er bemerkt hat, daß alles Fichtenholz, welches zu Aufbauung der abgebrannten Stadt Ilmenau gebrauchet worden, im December ist gefället, daß es aber alles von dem Schwamm in kurzer Zeit ist verzehret worden; dasjenige aber, welches im Frühjahr gefället ist, hat sich gut erhalten. Daß man die Ursach von dem Entstehen des Schwammes nicht allezeit in dem Holze suchen kann, sondern daß derselbe durch andere außer demselben befindliche Umstände hervorgebracht werden kann, ist ausgemacht, wie solches der V. selbst anführet, daher läßt sich auch hieraus noch kein zuverläßiger Schluß auf die beste Zeit das Fichtenholz zu fällen machen.

Die Materie von der Windhauerey und wie verhauene Reviere wieder in Ordnung zu bringen sind, wird im 3ten Capitel abgehandelt. Der V. ist bey der Anlage der Hane, und mit dem Abtreiben von Nordwest nach Südwest nicht zu-

zufrie-

frieden, seine Gründe, die er wider diese Art die Schläge abzuholzen vorbringet, sind auf Erfahrung und Natur gegründet und keinesweges zu verwerfen (S. 57.). Er empfiehlt zwar zu Beförderung des Anfluges Saamenbäume in den Gehauen stehen zu lassen, aber nur dann, wenn man siehet, daß sie Saamen haben, denn in dasiger Gegend tragen öfters die Fichten in 6 bis 7 Jahr keinen Saamen (S. 60.) und es würde unrecht seyn, diese Bäume so lange stehen zu lassen, weil sie der Wind umwerfen könnte. In Fichtnen Schlägen würde man sich also dieses Mittels eher zu Beförderung des Anflugs bedienen können, weil der Saame von selbigen öfterer geräth. Der V. empfiehlet die Schläge nicht zu groß anzulegen, welches allerdings für den Anbau und Anflug, Huthung u. s. w. vortheilhaft ist (S. 62.) Das Nadelholz theilet er in 80 Schläge, weil eine Fichte von 80 Jahren schon Kohlen und Brennholz geben kann, besonders wenn den abgetriebenen Schlägen durch Pflanzen nachgeholfen wird. Da der Verf. 6 Stämme auf eine Klafter rechnet, so kann dergleichen Holz wohl schon in 80 Jahren wieder zugewachsen seyn und ist daher wider dieser Eintheilung da, wo der V. lebt, und wo der größte Debit des Forstes in dergleichen Holz besteht, nichts einzuwenden, aber wenn der Absatz in einem Kiehnenforst, mehrentheils in Bauholz und Kaufmannsguth bestehet, da ist dieses freylich nicht anwendbar. (S. 67—74.) Er eyfert sehr wider das Ausmachen des Nadelholzsaamens bey dem warmen Ofen, und ziehet den auf den Buberten ausgefallenen Saamen jenem vor. Kiehnäpfel oder Tannzapfen auf den heißen Ofen oder in den Backofen zu schütten und aufsprengen zu lassen, ist wohl nicht viel besser als den Saamen derselben in das Wasser zu werfen. Durch vernünftige Anlage einer Kiehnäpfeldarre aber, bey welcher alle der Schaden, welchen die Hitze des Ofens dem Saamen zufügen kann, vermieden wird, man unstreitig den Vortheil erlanget, daß man jeder Zeit frischen Saamen äußern und also hierin der Natur folgen kann.

Im 4ten Capitel (S. 78.) redet der V. von Behandlung der Rothbüchenstämme und Baumholz. Bey dieser Gelegenheit wird das Aushauen der alten Büchen um den jungen Luft und Platz zum wachsen zu geben, welches Hr. v. Brock in Vorschlag gebracht, hart heruntergemacht. So viel Recht als der Verf. hierin auch größtentheils hat, so sind doch dem Forstmann, der zu Erweiterung seiner Kenntniße ge-

ſet, gründliche Widerlegungen immer lieber als harte Behandlungen, die ſchlechterdings jeder Schriftſteller, der vor dem Publikum auftritt, vermeiden ſollte, vielmehr aber noch in Schriften, die für Anfänger beſtimmt ſind. Vieles recht gut geſagtes über die Buchen findet man ſonſt in dieſem Capitel. Aus guten Gründen verlangt der Verf. die Buchen im Herbſt zu ſäen. (S. 87.) Zum Verpflanzen empfiehlt er die 4 Fuß langen als die beſten, und giebt manche nützliche Anweiſung, wie die Buchen als Schlagholz zu behandeln ſind.

Was der V. im 5n Capitel (S. 101.) von einigen Mitteln den Wachsthum der wilden Bäume betreffend ohne der Feſtigkeit des Holzes nachtheilig zu ſeyn, ſchreibt, iſt ohne Abhandlung, welche bereits 1774 in den Leipziger ökonomiſchen Societätsauszügen iſt bekannt gemacht worden. Unſere Leſer werden daher den Werth derſelben ſchon kennen. Wir wollen ſie nur daran erinnern, daß dieſe Mittel hauptſächlich 1) in ſchicklicher Auswahl des Bodens; 2) in Vermiſchung verſchiedener ſich zuſammenſchickender Holzarten; 3) in Aushauen des Unterholzes und der von Natur unterdrückten Stämme, beſtehen.

Von dem Anbau der Weißtanne handelt der Verf. im 6ten Capitel. (S. 130.) Er beſchreibt daſelbſt den Weißtannenſaamen etwas größer als den Rothtannenſaamen. Nach der Berechnung, welche Recenſent von der Größe deſſelben angeſtellet hat, verhält ſich der körperliche Inhalt des Weißtannenſaamen zum Rothtannen wie 47: 2. Der Saame von beyden war in der Mark Brandenburg gewonnen. Er empfiehlet dieſen Saamen im Schatten auszuſäen und ihn mit Fichtenſaamen zu vermiſchen, oder die jungen Pflanzen mit Strauch zu bedecken.

Im ſiebenten Capitel lehrt der V. den Holzbeſtand in den Forſten zu berechnen und zu taxieren. Das erſte Mittel, welches er vorſchlägt, iſt eine gewiſſe Anzahl Leute neben einander, eine gewiſſe Strecke in dem Revier durchgehen zu laſſen, dieſe müſſen die Stärke der Bäume am Stamm meſſen und aufſchreiben, nachher werden einige Bäume von mittlerer Höhe geſtämmt und alsdann die Länge derſelben gemeſſen und dieſe Länge wird im Durchſchnitt für die Höhe ſämmtlicher gemeſſener Bäume angenommen; Und nach der aufgeſchriebenen Stärke, und vermittelſt dieſer angenommenen Höhe die

Berech-

Berechnung des körperlichen Inhalts des Holzes, angeſtellet. Nach der zweyten Art werden einige Morgen aus der Forſt herausgeſchnitten, und das darauf ſtehende Holz berechnet und taxirt, hernach ein Durchſchnitt von ſelbigem gemacht, durch welchen der Holzbeſtand nach der Größe des Reviers an Morgen, ausgemittelt wird. Im erſten Fall möchte die Ausrechnung des Inhaltes eines Baumes, wie ein Zylinder, der die Dicke des Stammes zum Diameter ſeiner Baſis, und eine mittlere Baumhöhe zur Höhe hat, wohl nicht das ſicherſte Mittel zur Ausrechnung des körperlichen Inhalts deſſelben ſeyn. Die zweyte Art, welche wohl die gemeinſte iſt, würde in Anſehung der Würdigung des Holzes, ſo auf die ausgeſchnittenen Morgen ſteht, da ſie auf erſterer Art geſchieht, eben dieſem Mangel unterworfen ſeyn. Der Verf. verlangt, wie billig, zu Beſtimmung des wahren Holzbeſtandes, genaue Forſtkarten, dieſe ſollen ſo accurat aufgenommen werden, daß bey dem Schluß der Figur auch kein Fuß fehlet. (S. 177.) Dürften wir wohl fragen, ob der Hr. V. ſchon ſelbſt Reviere von beträchtlicher Größe vermeſſen hat? In der Folge lehret er, wie der flache Inhalt der Schläge, und der körperliche Inhalt der Stämme und des Klafterholzes, ſo aus ſelbigem geſchlagen werden kann, zu berechnen iſt. Dieſes kann jeder Forſtmann, auch wohl jeder Anfänger unbereut übergehen, weil man hierzu in vielen Büchern gründliche und beſſere Anleitung findet. Es hat uns befremdet, daß man in der Gegend, wo der V. lebt, den Inhalt eines runden Stammes als ein Priſma, welches zur Baſis ein Quadrat des von dem Zopf und Stammende, halbirten Durchmeſſers hat, berechnet. Der V. lehrt es ihnen jetzt beſſer, nehmlich wenn der Diameter des Stammendes 32 Zoll und der von dem Zopfende 5 Zoll iſt, ſo ſollen beyde addiret und dieſe Summa halbiret werden, welches den Diameter zu der Baſis eines Zylinders geben ſoll, der gleiches Inhalts (S. 162) mit dem abgekürzten Kegel, oder dem Baum iſt, der 32 Zoll auf dem Stamme und 5 Zoll am Zopf ſtark war. Hoffentlich wird der V. wohl dieſes ſo wenig als wir glauben. Er ſollte dem Anfänger den flachen Inhalt eines Trapezoides nicht ſo berechnen lernen, daß er die beyden gegenüberſtehenden Seiten addiren, die Summe halbiren, und alsdann die Figur wie im Rectangel ausrechnen müſſe. (S. 196.) Dergleichen ſo ganz wider alle geometriſche Richtigkeit laufende Regeln haben wir mehr

gefunden, und vermutheten sie uns desto weniger, da der V. oben mit so vieler Präcision von der Geometrie urtheilet.

Das letzte und 8 Capitel ist ein Anhang, worin der V. von dem Anbau der Fichten, Kiefer und Birke und deren Vortheile handelt. Es enthält viel lesenswerthes. Manchem Leser könnte auffallen, daß der V. versichert, er habe in sehr beraseten abgetriebenen Schlägen, worin das Gras so hoch gewachsen, daß es die jungen Holzpflanzen zu ersticken gedrohet, selbiges abmähen lassen, und behauptet, daß dieses den jungen Pflanzen nicht schade, weil sie in den tiefen Furchen stünden, und die Sense darüber weggienge. Hierzu gehöret viel Vorsicht, und ist diese Prozedur eben nicht Lehrlingen anzuvertrauen. In manchen Provinzen unseres Vaterlandes würde ein Förster, der Gras in einem beseten Schlag mähen ließ, cassiret werden, und der Unterthan, der Gras in einem Schonort schneidet, wird ins Gefängniß geworfen. Der V. empfiehlt die Getraidesaat, um den jungen Holzpflanzen Schutz zu verschaffen.

Bey alledem bleibet diese Schrift des Hrn. Oberförsters Maurer sehr lesenswerth, und zeiget von seiner nicht gemeinen Kenntniß in der Forstwissenschaft und von einem Diensteifer und Beflissenheit, die ihm Ehre machet, und welche alle Aufmunterung verdienet. Gewiß wird jeder seiner Leser mit Vergnügen dem zweyten Theil seiner Bemerkungen entgegen sehen. Gern schrieben wir die Gedanken des V. von S. 128 — 130 ab, weil jeder patriotisch denkender Forstmann soviel aus seinem Herzen geschrieben, darin antreffen würde. Der Schluß derselben mag zur Probe dienen. (S. 130.) „Möchten doch allem rohen ungesitteten Pöbel, bey welchem ein unverdauter Zotenwitz, und ein gedankenleerer Donner- und Hagelfluch, die Stelle aller Wissenschaften vertritt, der Zugang, die Forst- und Jagdwissenschaften zu erlernen, noch fester als bisher, verschlossen werden. — Nur dem gesitteten und gute Schulen genossenen Jünglina, der sich unter andern eine gute Kenntniß der geometrischen- und Naturwissenschaften gesammelt hat, sollte man den Tempel der Forst- und Jagdwissenschaften öffnen. Dieses würde der Verbesserung der Forsten einen neuen sehr wichtigen Zusatz geben."

Prak-

Praktische Bemerkungen zur Forstwissenschaft, zum Unterricht derer, so sich diesem Fache gewidmet haben. Drittes Heft, mit 4 Kupfertafeln. Frankfurt. 1785. 8. 3 Bog.

„Es ist eine Unmöglichkeit (sagt der V. in der Vorrede zu „diesem Hefte) daß ein junger Jäger in drey Lehrjahren so „wie sie hingebracht werden, die gehörige Ausbildung zu „einem Förster erhalte. — Es ist ein unverzeihlicher Fehler „in der Staatsverfassung eines Landes, wenn dergleichen Uner„fahrenen der große Schatz eines Forstreviers Preis gegeben „wird.“ Ist ganz löblich und patriotisch gedacht, und wir zweifeln nicht, daß der V. in guter Absicht diese Schriften zur Erweiterung der Kenntnisse junger Jäger hat beytragen wollen. Unserm Bedünken nach müssen aber selbige schon gewisse mathematische Kenntnisse besitzen, wenn sie dasjenige, was der V. hier lehret, verstehen, und in Ausübung bringen wollen. Es werden dazu Kenntnisse von den Verhältnissen vorausgesetzt, und sie müßten doch wenigstens gelernt haben und verstehen, was ein Winkel, Dreyeck, u. s. w. ist, ja sie müssen mit dem Abtragen der Figuren von dem Felde auf das Papier, und allem dazu nöthigen bekannt seyn. Kurz, sie müssen in ihren Lehrjahren wenigstens Anfangsgründe der Geometrie erlernet haben, und ist dieses geschehen, so wird man ihnen auch zu Auflösung aller derer Aufgaben, welche der V. hier aus der Geometrie entlehnt hat, hinlängliche Anweisung gegeben haben, und werden also dieses Heftes sehr wohl entbehren können. Die Materien, welche in denselben enthalten sind, begreifen 1) Mechanik in den Forsten. Der V. giebt hier die ersten Begriffe der Mechanik, von dem Hebel, der schiefen Fläche, und von dem Keil. Wir finden aber dieselben deutlicher, populärer und in eben dieser Absicht, in Werners mathematischem Unterricht zu Verbesserung des Forstwesens, vorgetragen. 2) Wie gerade Linien durch Wälder zu hauen sind. Der Jäger muß bey dieser Operation Figuren von dem Felde auf dem Papier abzutragen wissen, welches er, ohne jemals mit dem Zirkel und Maaßstab gearbeitet zu haben, wohl schwerlich dem Verf. gleich nachmachen wird. Die Auflösung dieser Aufgabe ist sehr bekannt, nur daß keine Winkel dabey gemessen werden, sondern die drey Linien der drey Ecken, wo dann bey dem meisten der dritten Linie sich in der Forst mehr

Schwierigkeiten als auf dem Papier erzeugen werden. 3) Vom Aufsetzen des Scheitholzes an Bergen. Wir wollen dem jungen Jäger rathen, nicht mit dem V. Vierecke, welche keine Quadrate oder Recktangel sind, irregulaire Vierecke zu nennen. 4) Von dem körperlichen Inhalt der Klaftern oder Stücken. Die Berechnung der Zwischenräume in den Klaftern geschiehet nach der Angabe, wie Hr. Hennert es in seinen Beyträgen zur Forstwissenschaft aus der praktischen Geometrie zeiget. 5) Von dem körperlichen Inhalt eines stehenden Baumes. Hier denket er manches, was das Messen der stehenden Bäume betrifft, noch einfacher und kürzer als Hr. Hennert zu machen, ohne daß wir einsehen können, was dabey gewonnen wird. Z. B. der Vorschlag, wie die Zapfstärke stehender Bäume zu messen ist. Abgerechnet, daß mit Mühe und Nachwägen erst ein Gestell vor dem Baum errichtet werden muß, so wird er doch, wenn der Baum überhänget und nicht senkrecht stehet, eine falsche Zopfstärke messen. Die Art, wie er einen conischen Stamm in einen Zylinder verwandelt, ist jedem Förster bekannt, daß aber durch diese sogenannte Verwandlung ein Körper entstehet, der den abgekürzten Kegel am Inhalt gleich ist, das wird hoffentlich der Verf. selbst nicht glauben.

Jg.

16. Vermischte Nachrichten.

Neue Fragmente zur Kenntniß des Menschen, in Briefen. Frankfurt, Eichenbergs Erben. 1782. XVI. und 239 S. in 8.

Zur Kenntniß des Menschen noch weniger als Fragment; aber zur Kenntniß des Verfassers mehr als Fragment. Die 23 ersten Briefe sind voll seichten Geschwätzes über das schöne Geschlecht, über Hoffnung, Briefschreiben, Freundschaft, Rathschläge, Geschmack, Liebe, Thätigkeit, Glück im Dienst (e) physikalische (physische) und moralische Uebel, Eifersucht u. dgl. untermischt mit französischen Versen, und zwey

Dank-

Dankſagungsſchreiben des Königs von Preußen an den Verf. Die folgenden 17 enthalten ein höchſt unbefriedigendes Gemiſchte über Darmſtadt, flache Schilderungen der Fürſtl. Perſonen, langweilige und geſchmackloſe Beſchreibungen der gegebenen Fêten, Dejeuners,*) Spatziergängen, äußerſt unbefriedigende Nachrichten von den Gelehrten, der Fürſtl. Bibliothek, und andern Merkwürdigkeiten daſelbſt. Unter den Gelehrten wird des, doch ſchon ſeit dem Jahre 1778 durch verſchiedene in die **Mineralogie** und das **Rechnungsweſen** einſchlagenden Schriften rühmlich bekannten Herrn Cammerraths Klipſtein mit keiner Sylbe gedacht. Und ſelbſt von den S. 176 und 177 angeführten Gelehrten werden theils falſche, theils ſehr unzulängliche Nachrichten geliefert. „Herr Kriegsrath **Merk**, heißt es, hat **Romane** und **Comödien** in (den) Druck gegeben.“ Unſers Wiſſens hat Herr M. zwar einige kleine Erzählungen in den **deutſchen Mercur** geliefert; aber nie eine **Comödie** herausgegeben. „Auch hat „ſich Hr. Prof. **Lichtenberg** durch ſeine **Schriften** bekannt gemacht.“ In Darmſtadt iſt kein **Profeſſor Lichtenberg**; wohl aber ein **geheimer Tribunalsrath** dieſes Namens. Der Verf. hat einmal von einem Hrn. **Profeſſor Lichtenberg in Göttingen** gehöret, oder geleſen; flugs ſchafft er deſſen Bruder in **Darmſtadt** auch zum **Profeſſor** um. Die **Schriften** dieſes Herrn L. in D. ſind uns auch nicht bekannt. So viel wir wiſſen, hat er nichts geſchrieben, als (ungefähr 1767) etliche Bogen gegen die **Moſerſchen Reliquien**. — „Herr Candidat (jetzt Subrector) **Zimmermann** hat poe„tiſche Sammlungen herausgegeben, und iſt ſelbſt Dichter.“ Richtig. Aber der Verf. hätte auch den Titel derſelben anzeigen ſollen. Er heißt, **Vademecum für Dichterfreunde**, erſter Theil 1778, 2ter 1780. Von den Gelehrten kömmt der Verf. S. 177 auf die „**Handwerker**.“ „Verſchiedene, „ſchreibt er, **ſehr gute Handwerker** trifft man auch hier „an.“ Entweder hätte der Verf. ſchweigen, oder etwas Ausführlicheres und Beſtimmteres ſagen, **wer** dieſe **ſehr gute** Arbeiter, Künſtler ꝛc. und **worin** ſie es ſind, anzeigen müſſen. Der **Krappfabrik**, welche die (1774. verſtorbene) Landgrä-

*) Was den Verf. „hauptſächlich am 14 Jun. 1781. freute und wirklich rührte“ (S. 191) war das Frühſtück im Bosket. O über das rührende Frühſtück!

ſin von H. D. Ludwigs IX. Gemahlin, bey Pfungſtadt, ¾ Meilen von Darmſtadt, 1768 errichtet hat, gedenkt der Verf. auch. Aber was ſchreibt er S. 180. von dieſer bemerkenswürdigen Anſtalt? „Der Grapp (Erapp) wird auch „ziemlich häufig gepflanzt; es hat ſich eine Geſellſchaft zu„ſammengethan, welche einige Stunden (nur ¾ Meilen) von „hier (Darmſtadt) eine Mühle zu deſſen Zubereitung aufge„baut hat.“ Nun iſt das Publicum belehret! Hätte ſich der Verf. von dieſem, gewiß erheblichen Inſtitute genauer unterrichten, ſachverſtändige Männer darüber befragen wollen, und dann das Reſultat hievon ſeinen Leſern vorgelegt: er würde damit (wenigſtens bey dem achtungswürdigen Theile derſelben) mehr Dank verdient haben, als mit den langweiligen Berichten von den in Darmſtadt angeſtellten Luſtpartien, daſelbſt genoſſenen Zerſtreuungen und Ergötzlichkeiten, eingenommenen Frühſtücken ꝛc. oder mit Nachrichten, wie folgende am Schluſſe des 38ſten Briefes S. 218. „daß die ſtar„ke anhaltende Hitze und Trocknung (Dürre, der Regen„mangel) dieſes Sommers alles früher zeitigt, als gewöhnlich, „und eben aus dieſer Urſach auch vieles nicht zu ſeiner gewöhn„lichen Vollkommenheit gelangen kann; daß wir wenig oder „gar kein Krummet (Grummet) ärndten werden, ſind die „Neuigkeiten unſrer Gegend.“ Dergleichen Neuigkeiten mögen in manchem Privatbriefe an ihrer Stelle ſeyn; gehören aber nicht für das Publicum.

Der Styl iſt überaus vernachläßigt, die Sprache höchſt unrein, und der Schnitzer gegen die deutſche Grammatik keine kleine Zahl. „Wenn aber auch das nicht iſt, dann hohl „der Guckuck*) alles andere S. 219; wann es zum „Bindriemen kommt S. 38; aus dieſem Zirkel verſetzt, „kommt nicht viel Geſcheites heraus“ S. 162. ſind theils unedle, theils platte Ausdrücke. Circumferenz, delicios, attachiert, Emulation, Hof- und Civilchargen, harte Prätention, gauche, Piece, Rapport ſind ausländiſche Wörter, die mit gleichbedeutenden deutſchen leicht hätten vertauſchet werden können. Eben ſo S. 82 „dieſe Brouillerien“ welches noch obendrein Brouillerien heißen ſollte, ſo wie Reveil, was S. 171. Reveille geſchrieben worden iſt. Im Vorbeygehen wollen wir auch bemerken, daß der bekannte fran-

*) Sollte Kukuk, oder Guckguck, geſchrieben ſeyn.

franzöſiſche Dichter nicht Collardeau hieß, wie der Verfaſſer S. 19 ſchreibt, ſondern Colardeau. Man ſchreibt nicht, „ſie tragen eine Schärfen um den Leib“ S. 174. ſondern eine Schärpen; nicht die Sparglen S. 179. ſondern die Spargel; nicht ſchlänglen, ſchmeichlen, handlen, üblen, verſammlet, ſondern ſchlängeln, übeln, verſammelt; nicht ein einzlinges — Haus S. 163. ſondern ein einzeles oder einzelnſtehendes Haus; nicht dem ohnerachtet, ſondern deſſen ungeachtet; nicht ohnweit, ohngebaut, ihrem Gemahl ohnbewußt, ſondern unweit, ungebauet, ohne Vorwiſſen ihres Gemahls. Seit wann ſchreibt man: davon beraubt; „unbeſchreiblich ſtark iſt ihre (der Liebe) Wirkung; kein Stand, kein Welttheil, kein Alter — iſt davon „beraubt“ S. 20; ſeit wann, „ſich erfreuen an dem freundſchaftlichen Betragen der Aeltern (Eltern) mit ihren Kindern“ S. 152? Auch ſagt man nicht eine Fräulein, die Fräulein, (wie wir mehrmals, z. E. S. 31. 148. 163. 164. geleſen haben) ſondern ein Fräulein, das Fräulein. S. 45. zieht der Verf. den Schatten unendbarer Hoffnung vielen zu erhaltenden Wirklichkeiten vor.

„Wenn ich erfahre, heißt es S. V. der Vorrede, daß „dieſer erſte Theil ſeinem Endzweck (e) entſpricht, ſo werden „noch mehrere dergleichen folgen; merke ich aber das „Gegentheil, ſo ſey dieſer der erſte und der letzte. Die „Zahl unnützer Bücher iſt ſchon ſo ſehr angewachſen, daß „ſie keiner Vermehrung bedarf.“ Wie geſchrieben, ſo vergeſſen! Denn unmittelbar darauf wird hinzugeſetzt: „der Verf. wird „es mit vielem Dank (e) annehmen, wenn ihm Anekdoten, „welche zu dem Endzweck (e) dieſes Buchs dienen können, „auch Beſchreibungen einzeler Gegenden, oder ſonſtiger „Merkwürdigkeiten, beſonders aber in Nationalcharakter „und phyſiognomiſche Kenntniß einſchlagende Sachen „eingeſchickt werden. Er wird ſolche unverfälſcht in den „folgenden Theilen (die folgenden Theile) einrücken.“ S. VI. Der Verf., der Badiſche Cammerherr, Fr. Juſt. von Günderode, iſt in der erſten Hälfte des Jahres 1785 mit Tode abgegangen.

Rk.

Der

1) Der deutsche Mercur, von Wieland herausgegeben, auf die Jahre 1783. 1784. 1785. jedes Jahr von 4 Quartalen, in 8. Weimar, bey Hofmann.

2) Schlötzers Staatsanzeigen 24 bis 32stes Heft. gr. 8. Göttingen, bey Vandenhöck, 1785.

3) Journal von und für Deutschland, herausgegeben von Göckingk auf 1784. 1 bis 12s Stück; herausgegeben vom Herrn von Bibra, 1785. 1 bis 12s Stück, in 4. Nürnberg, bey Gratenauer, mit Kupfern.

4) Deutsches Museum, auf die Jahre 1783. 1784. 1785. jedes Jahr von 12 Stücken; gr. 8. Leipzig bey Weygand.

5) Schweizerisches Museum, 1 und 2ter Jahrgang, jeder von 12 Stücken; gr. 8. Zürich, bey Orell. 1783 — 1785.

6) Politisches Journal auf 1783. 1784. 1785. jedes Jahr von 12 Stücken, in 8. Hamburg, bey Hofmann.

7) Historisches Portefeuille auf die Jahre 1782 bis 1785. Jedes Jahr von 12 Stücken, in 8. Frankfurt, bey Strauß. Bey jedem Stücke ist das Bildniß einer Fürstlichen oder andern berühmten Person, und zuweilen andre Kupfer zur Erläuterung.

8) Olla potrida, auf die Jahre 1782 bis 1785. Jedes Jahr von 4 Quartalstücken, mit einer Titelvignette, gr. 8. Berlin, bey Wever.

9) Ephe-

9) Ephemeriden der Menſchheit, auf das Jahr 1784. 1 bis 12tes Stück, in 8. Leipzig, bey Weygand.

10) Theaterjournal für Deutſchland. 20 bis 22ſtes Stück. gr. 8. Gotha, bey Ettinger. 1783. 84. Jedes Stück mit einer Titelvignette.

Alle dieſe periodiſchen Schriften erhalten ſich unverändert in ihrem bekannten Werth, und ſind in dieſer Bibliothek bereits öfters erwähnt. Von No. 9. iſt durch des Herausgebers Abweſenheit, im Jahr 1785 nichts erſchienen. Es ſoll aber im Jahre 1786 wieder angefangen werden.

1) Vademecum für luſtige Leute. 9ter Theil. 8. Berlin, bey Mylius. 1782.

2) Antihypochondriacus. 1 bis 5te Portion. in 8. Erfurt, bey Keyſer. 1782 bis 1785.

3) Vermiſchte Erzählungen und Einfälle in 8. Berlin, bey Unger. 1783 bis 1785.

Der Inhalt ſolcher Sammlungen iſt ſich immer gleich. Unter einigen zur Erſchütterung des Zwergsfells ſehr heilſamen Geſchichten, eine Menge mittelmäßiger. No. 1. eine bekannte Sammlung, die viele Leſer gefunden hat, wird hier mit einem neuen Theile vermehrt, und iſt im Antihypochondriacus mit unter geplündert. Die vermiſchten Erzählungen enthalten außer ähnlichen Geſchichten auch Erzählungen aus der gelehrten Geſchichte und Hiſtorie, die ſich ganz gut leſen laſſen, (wie z. B. das Leben des Cervantes im 10ten Stücke aus der Vorrede des franzöſiſchen Romans Galatée frey überſetzt) u. a. m. Die letztere Sammlung iſt mit dem 24ſten Heft geſchloſſen, ob von den erſteren noch Theile folgen, wird die Zeit lehren.

† †

Journal aller Journäle, zwey Bände, jeden von zwey Heften, Jänner bis April 1786. Hamburg, auf Kosten des Herausgebers. gr. 8.

Eine recht gut gemeinte Sammlung, die aber einem Titel, der so viel verspricht, nicht angemessen ist. Ein großer Theil besteht aus Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen. Da so viele Uebersetzungen schon da sind, so könnte wohl ein Theil von diesen wegbleiben. Man erwartet nicht so etwas in einem Journale aller Journale. Die eignen Aufsätze sind von verschiedener Güte, und lassen sich mehrentheils recht gut lesen. Die Auszüge aus den besten deutschen Journalen können allenfalls denjenigen nützlich seyn, welche diese Journale nicht selbst lesen. Die das thun, werden natürlich diese Auszüge überschlagen.

Fy.

Göttingisches Magazin für Wissenschaften und Litteratur. Herausgegeben von G. Chr. Lichtenberg und G. Forster. IV. Jahrgangs 1stes Stück. 176 Seiten. 2tes Stück 152 Seiten in 8. mit Kupfern. 1785. Göttingen, bey Dieterich.

Der Inhalt dieser beyden Stücke ist 1) Ehrenrettung Sülly's gegen Linguet von Hrn. Cammerf. Patje in Hannover. König Heinrich IV. liebte die schöne Gemahlinn des Prinzen von Conde, eine gebohrne Prinzessin von Montmorency. Der Prinz, der sich diese Liebe des schon alternden Königs gefährlicher vorstellte, als sie war, nahm darüber Anlaß, Paris und Frankreich mit seiner Gemahlin heimlich zu verlassen. Da sagt nun Linguet in seinen Annalen, daß Sülly, des Königs großer Minister, den Prinzen vor der Flucht mit der Bastille bedroht, und auch dem König zu diesem Schritt gerathen habe, um ihm dadurch den Besitz der Prinzessin zu sichern. Weil nun dieses ein Flecken in dem Charakter des rechtschaffenen Mannes gewesen seyn würde, so sucht der H. ihn gegen diese Beschuldigung zu vertheidigen. Er thut dieß hauptsächlich aus den eignen Memoires des Sülly, mit soviel Wahrscheinlichkeit, daß es scheint, Linguet lege dem Sülly

Hände

Handlungen und Worte unter, an die er nicht gedacht haben könne. Der V. verräth eine sehr detaillirte Kenntniß der französischen Geschichte der damaligen Zeit. 2) Reise nach dem Rößtrapp und seinen Felsenbrüdern in der Grafschaft Regenstein am Unterharz im Sept. 1783 — von Chr. Fr. Schröder — ein schauderhaftes Granitgebirg, dessen Felsenspitzen eine Höhe von 500 bis 800 Fuß haben sollen, das von einem Spiel der Natur, das dem Eindruck eines Pferdefußes ähnlich sieht, seinen Namen hat, wovon die Fabel Stoff zu einer Bürgerschen Romanze gegeben hat. 3) Hrn. H. Käſtners geometrische Erläuterung über Jos. Wadzwoads Thermometer, Phil. Transf. Vol. 72. 4) des Hrn. Audit. Friedrichs Brief aus Tanger, von da aus er über Cadix, Spanien und Frankreich seine Rückreise von Gibraltar antrat. Er betrifft meistens das Privatleben der Mauren. 5) Ueber die Klapperschlange, ein Brief des Hrn. Leibmed. Michaelis an den Hrn. Prof. Lichtenberg. Der Verf. glaubt, daß sie blos den warmen Ländern der neuen Welt eigen seye. Sie soll nie über 8 Schuh lang werden, die sie länger beschreiben, verwechseln sie mit der schwarzen Schlange. Viele Klappern sind ein Zeichen einer alten, aber wenige deswegen nicht einer jungen Schlange, weil sie solche auch oft verliehren. Sie lieben alte Gemäuer und Steinklippen: Maryland, Virginien und Nordcarolina wimmeln davon; man geht ihrentwegen nicht leicht ohne Laternen in den Hof. Des Winters liegen sie zu hundert in Steinritzen in einander geschlungen, wo man sie mit leichter Mühe tödtet. In der Gefangenschaft essen und trinken sie nichts und leben doch viele Monathe lang, und nehmen sogar an Länge und Dicke zu, weil sie ihre Beute ganz verschlingen, die sehr langsam verdaut wird. Und doch sondern sie bey ihrer langen Gefangenschaft jeden Tag frisches Gift ab, aber weder Urin noch Koth. Sie sind äußerst langsam und schwerfällig, nur im Schießen auf ihre Beute sind sie schnell, das können sie aber nicht, ohne sich erst aufzuwinden, und dazu brauchen sie Zeit; sie können auch nie über ein Drittheil ihrer Länge schießen, folglich sind sie in geringer Entfernung unschädlich. Auch unbeleidigt beißen sie zuweilen; Katzen sogleich, Hunde aber später, von Hühnern aber, Mäusen und Tauben lassen sie sich beißen, auch lecken sie die ihnen zugeworfenen Thiere. Frösche und Eichhörnchen sind ihre Hauptnahrung. Man findet oft beym Erwachen Klapperschlangen unschädlich bey sich im

Bette

1) Der deutsche Mercur, von Wieland herausgegeben, auf die Jahre 1783. 1784. 1785. jedes Jahr von 4 Quartalen, in 8. Weimar, bey Hofmann.

2) Schlözers Staatsanzeigen 24 bis 32stes Heft. gr. 8. Göttingen, bey Vandenhöck, 1785.

3) Journal von und für Deutschland, herausgegeben von Göckingk auf 1784. 1 bis 12s Stück; herausgegeben vom Herrn von Bibra, 1785. 1 bis 12s Stück, in 4. Nürnberg, bey Grattenauer, mit Kupfern.

4) Deutsches Museum, auf die Jahre 1783. 1784. 1785. jedes Jahr von 12 Stücken; gr. 8. Leipzig bey Weygand.

5) Schweizerisches Museum, 1 und 2ter Jahrgang, jeder von 12 Stücken; gr. 8. Zürich, bey Orell. 1783 — 1785.

6) Politisches Journal auf 1783. 1784. 1785. jedes Jahr von 12 Stücken, in 8. Hamburg, bey Hofmann.

7) Historisches Portefeuille auf die Jahre 1782 bis 1785. Jedes Jahr von 12 Stücken, in 8. Frankfurt, bey Strauß. Bey jedem Stücke ist das Bildniß einer Fürstlichen oder andern berühmten Person, und zuweilen andre Kupfer zur Erläuterung.

8) Olla potrida, auf die Jahre 1782 bis 1785. Jedes Jahr von 4 Quartalstücken, mit einer Titelvignette, gr. 8. Berlin, bey Wever.

9) Epha-

9) Ephemeriden der Menschheit, auf das Jahr 1784. 1 bis 12tes Stück, in 8. Leipzig, bey Weygand.

10) Theaterjournal für Deutschland. 20 bis 22stes Stück. gr. 8. Gotha, bey Ettinger. 1783. 84. Jedes Stück mit einer Titelvignette.

Alle diese periodischen Schriften erhalten sich unverändert in ihrem bekannten Werth, und sind in dieser Bibliothek bereits öfters erwähnt. Von No. 9. ist durch des Herausgebers Abwesenheit, im Jahr 1785 nichts erschienen. Es soll aber im Jahre 1786 wieder angefangen werden.

1) Vademecum für lustige Leute. 9ter Theil. 8. Berlin, bey Mylius. 1782.

2) Antihypochondriacus. 1 bis 5te Portion. in 8. Erfurt, bey Keyser. 1782 bis 1785.

3) Vermischte Erzählungen und Einfälle in 8. Berlin, bey Unger. 1783 bis 1785.

Der Inhalt solcher Sammlungen ist sich immer gleich. Unter einigen zur Erschütterung des Zwergsells sehr heilsamen Geschichten, eine Menge mittelmäßiger. No. 1. eine bekannte Sammlung, die viele Leser gefunden hat, wird hier mit einem neuen Theile vermehrt, und ist im Antihypochondriacus mit unter geplündert. Die vermischten Erzählungen enthalten außer ähnlichen Geschichten auch Erzählungen aus der gelehrten Geschichte und Historie, die sich ganz gut lesen lassen, (wie z. B. das Leben des Cervantes im 10ten Stücke aus der Vorrede des französischen Romans Galatée frey übersetzt) u. a. m. Die letztere Sammlung ist mit dem 24sten Heft geschlossen, ob von den ersteren noch Theile folgen, wird die Zeit lehren.

† †

Jour-

Journal aller Journale, zwey Bände, jeden von zwey Heften, Jänner bis April 1786. Hamburg, auf Kosten des Herausgebers. gr. 8.

Eine recht gut gemeinte Sammlung, die aber einem Titel, der so viel verspricht, nicht angemessen ist. Ein großer Theil besteht aus Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen. Da so viele Uebersetzungen schon da sind, so könnte wohl ein Theil von diesen wegbleiben. Man erwartet nicht so etwas in einem Journale aller Journale. Die eignen Aufsätze sind von verschiedener Güte, und lassen sich mehrentheils recht gut lesen. Die Auszüge aus den besten deutschen Journalen können allenfalls denjenigen nützlich seyn, welche diese Journale nicht selbst lesen. Die das thun, werden natürlich diese Auszüge überschlagen.

Fy.

Göttingisches Magazin für Wissenschaften und Litteratur. Herausgegeben von G. Chr. Lichtenberg und G. Forster. IV. Jahrgangs 1stes Stück. 176 Seiten. 2tes Stück 152 Seiten in 8. mit Kupfern. 1785. Göttingen, bey Dieterich.

Der Inhalt dieser beyden Stücke ist 1) Ehrenrettung Sülly's gegen Linguet von Hrn. Commerf. Patje in Hannover. König Heinrich IV. liebte die schöne Gemahlinn des Prinzen von Conde, eine gebohrne Prinzessin von Montmorency. Der Prinz, der sich diese Liebe des schon alternden Königs gefährlicher vorstellte, als sie war, nahm darüber Anlaß, Paris und Frankreich mit seiner Gemahlin heimlich zu verlassen. Da sagt nun Linguet in seinen Annalen, daß Sülly, des Königs großer Minister, den Prinzen vor der Flucht mit der Bastille bedroht, und auch dem König zu diesem Schritt gerathen habe, um ihm dadurch den Besitz der Prinzessin zu sichern. Weil nun dieses ein Flecken in dem Charakter des rechtschaffenen Mannes gewesen seyn würde, so sucht der Verf. ihn gegen diese Beschuldigung zu vertheidigen. Er thut dieß, hauptsächlich aus den eignen Memoires des Sülly, mit soviel Wahrscheinlichkeit, daß es scheint, Linguet lege dem Sülly

Hände

Handlungen und Worte unter, an die er nicht gedacht haben könne. Der V. verräth eine sehr detaillirte Kenntniß der französischen Geschichte der damaligen Zeit. 2) Reise nach dem Rößtrapp und seinen Felsenbrüdern in der Grafschaft Regenstein am Unterharz im Sept. 1783 — von Chr. Fr. Schröder — ein schauderhaftes Granitgebirg, dessen Felsenspitzen eine Höhe von 500 bis 800 Fuß haben sollen, das von einem Spiel der Natur, das dem Eindruck eines Pferdefußes ähnlich sieht, seinen Namen hat, wovon die Fabel Stoff zu einer Bürgerschen Romanze gegeben hat. 3) Hrn. H. Käſtners geometrische Erläuterung über Jos. Wadgwoads Thermometer, Phil. Trans. Vol. 72. 4) des Hrn. Audit. Friedrichs Brief aus Tanger, von da aus er über Cadix, Spanien und Frankreich seine Rückreise von Gibraltar antrat. Er betrifft meistens das Privatleben der Mauren. 5) Ueber die Klapperschlange, ein Brief des Hrn. Leibmed. Michaelis an den Hrn. Prof. Lichtenberg. Der Verf. glaubt, daß sie blos den warmen Ländern der neuen Welt eigen seye. Sie soll nie über 8 Schuh lang werden, die sie länger beschreiben, verwechseln sie mit der schwarzen Schlange. Viele Klappern sind ein Zeichen einer alten, aber wenige deswegen nicht einer jungen Schlange, weil sie solche auch oft verliehren. Sie lieben alte Gemäuer und Steinklippen: Maryland, Virginien und Nordcarolina wimmeln davon; man geht ihrentwegen nicht leicht ohne Laternen in den Hof. Des Winters liegen sie zu hundert in Steinritzen in einander geschlungen, wo man sie mit leichter Mühe tödtet. In der Gefangenschaft essen und trinken sie nichts und leben doch viele Monathe lang, und nehmen sogar an Länge und Dicke zu, weil sie ihre Beute ganz verschlingen, die sehr langsam verdaut wird. Und doch sondern sie bey ihrer langen Gefangenschaft jeden Tag frisches Gift ab, aber weder Urin noch Koth. Sie sind äußerst langsam und schwerfällig, nur im Schießen auf ihre Beute sind sie schnell, das können sie aber nicht, ohne sich erst aufzuwinden, und dazu brauchen sie Zeit; sie können auch nie über ein Drittheil ihrer Länge schießen, folglich sind sie in geringer Entfernung unschädlich. Auch unbeleidigt beißen sie zuweilen; Katzen sogleich, Hunde aber später, von Hühnern aber, Mäusen und Tauben lassen sie sich beißen, auch lecken sie die ihnen zugeworfenen Thiere. Frösche und Eichhörnchen sind ihre Hauptnahrung. Man findet oft beym Erwachen Klapperschlangen unschädlich bey sich im

Bette

Bette liegen. Sie lassen sich leicht zahm machen, und kommen auf den Ruf ihres Wärters. Man kann sie zergliedern, und oft bebt das Klopfende fort. Doch Erschütterung ist ihnen tödtlich, z. E. wenn sie ein Hund schleudert, oder sie auf einem Wagen gefahren werden. Durch den letzten Fall verlohr der V. 2 Klapperschlangen im 6ten Monathe auf der Reise von London nach Deal. Schweine sind ihre größten Feinde, fressen sie und sterben doch nicht von ihrem Gifte. Es ist falsch, daß sie nicht hörten. Sie tödten auch, ohne vorher zu klappern. Sie melken die Kühe auf der Weide aus; auch schleichen sie den Eyern nach. Daß ein natürliches Instinct die ganze thierische Schöpfung gegen sie warne, kann man gar nicht sagen. Viele Thiere äußern nicht die geringste Furcht vor ihnen. Ihren unangenehmen Geruch und betäubende Ausdünstung kann man nicht leugnen. Versuche davon an Menschen und Thieren. Die meisten wurden in oder neben dem Schlangenkasten matt und krank, und erholten sich wieder in freyer Luft. Das hat inzwischen die Klapperschlange auch mit den Vipern und schwarzen Schlangen gemein. Neure Beyspiele von der sogenannten Zauberkraft der letztern, Thiere an sich zu ziehen, welche aber gar nicht vom Gifte abhängt. Häufige Erfahrungen von den Wirkungen ihres Bisses an Menschen und Thieren, nebst den Symptomen und der Zeit ihres Todes — Verschiedenheiten, die der Verf. noch nicht erklären kann. Sonderbar ist es auch, daß die Klapperschlange von ihrem eigenen Bisse stirbt. Der Verf. erwartet noch 6 neue Klapperschlangen, um an denselben seine Beobachtungen fortzusetzen. 6) **Beyträge zum Studio der Alten in der Insektengeschichte, von Brandis.** Aristoteles beschreibt B. 4. Cap. 2. seiner Thiergeschichte, die Art von Taschenkrebsen, die Linne cancer cursor nennt, und B. 4. Cap. 7. die Cicaden, nach sehr richtigen Beobachtungen, welche Stellen Linne und Fabricius nicht gekannt haben. Jedoch, dergleichen Bemerkungen über verkannte Einsichten des Aristoteles in die Geschichte der Insekten, werden wir vom Hrn. Pr. Schneider in seiner Ausgabe desselben mehrere zu erwarten haben. 7) **Ueber die ausgebrannten Vulcane, besonders in Deutschland.** Wir schreiben blos den Schluß ab — „Wollte man jede Vertiefung in die Erde für einen Crater, jeden Kranz von Bergen für einen vulcanischen Kessel ansehen, so würden am Ende nur die ganz flachen ebnen Halden von Vulcanen leer bleiben. 8) **Des Herrn**

Haas

Haas in London Einrichtung, bey der Smeatonſchen Luftpumpe das groſſe Bodenventil alsdann noch zu haben, wann die bereits ſtark verdünnte Luft ſolches nicht mehr zu thun im Stande iſt, nebſt einem Vorſchlag zu fernerer Verbeſſerung dieſer Luftpumpe von G. C. Lichtenberg. 9) Fortſetzung des Orbis pictus, mit einem Blatt Chodowieckiſcher Zeichnungen weiblicher Bedienten, von der Kammerjungfer bis zur Waſchmagd. Ein herrlicher Beytrag zur Charakteriſtik ſolcher Hülfsperſonen für Romanſchreiber und Theaterdichter, ſonderlich in Anſehung ihrer Sprache — der eigentliche Commentar aber zu dieſen Figuren ſoll noch folgen.

Im zweyten Stück leſen wir, nach einer Fortſetzung der Ehrenrettung Süllys, 1) einen Brief des Hrn. Leibmed. Michaelis über ein Thiergeſchlecht der Urwelt. Zuerſt die Geſchichte und Ueberſicht der bekannten Entdeckungen groſſer Thierknochen am Ohio, in Siberien, Frankreich und Deutſchland, die in verſchiedenen Cabinetten gezeigt werden. Die erſten wurden 1739 von Hrn. v. Longueuil von den Ufern des Ohio nach Paris geſchickt. Der V. konnte Unſicherheit wegen nicht ſelbſt den ſalzichten Sumpf am Ohio beſuchen, aus dem die meiſten Reliquien gezogen worden; fand aber deren viele in Philadelphia auf einem Boden und in Wallkill in New-York, und will, wie er ſchreibt, im Sommer Leute von Philadelphia aus, an den Ohio, und von Neuyork nach Wollkill ſchicken, um mehrere Schätze für ihn auszugraben und nach Deutſchland zu ſchicken. Nun die Meynungen der Gelehrten, die das Thier, von dem dieſe Knochen herkommen, für ein Wallroß, Flußpferd, oder für einen Elephanten halten. Wogegen aber der V. es aus der Gröſſe und Proportion der Theile und Structur der Zähne, wahrſcheinlich zu machen ſucht, daß es keines von dieſen allen und auch keins fleiſchfreſſendes Thier geweſen, ſondern eine eigene verlohren gegangene Gattung ſey, die er einſtweilen Mamout Gipentens nennen will. 2) Schreiben des Hrn. Conduct. Wolkmann zu Cuxhafen an Hrn. Pr. Lichtenberg — über die Entſtehung der vielen Sanddünen und Sandbänke zwiſchen Dünkirchen und Cuxhaven. Weil der V. fand, daß ein Gemiſche von 8 Theilen Feuerſteln, 3 Theilen Auſterſchalen und 1 Theil von dunkelm Violatmuſchelſchalen, im Mörſer zerſtoſſen, ein Pulver gebe, das dem Gemiſche dieſes Sandes ähn-

lich sey; so schloß er daraus, daß derselbe aus Kieselerde und Kalkerde bestehe. Weil nun die französische und niederländische Küste ganz Kalkstein ist, mit horizontalen Lagen von Feuerstein gemengt, welche letzte aber keine Strata continua sind, sondern aus einzelnen, durch Wellen und Frost leicht herausgetriebenen Steinen bestehen, so nimmt der V. an, daß die Meereswogen durch Zerreibung und Läugnalen dieser Steine den Küstensand bilden. 4) Des Hrn. Vicebergshauptmanns v. Trebra Beschreibung einer Druse im Andreasberger Gebirge, am Harze, beobachtet den 20 und 21 Jan. 1785 — muß von bergverständigen ganz gelesen werden; sie bezieht sich auf Zeichnungen, die bey unserm Exemplar fehlen. 5) Des Hrn. R. Michaelis Zusatz zu seinem Mosaischen Rechte, warum hat Mose in seinem Gesetz nichts vom Kindermord? — Weil der Kindermord bey dem mosaischen Rechte ein beynahe moralisch unmögliches Verbrechen war, und dies um deswegen, weil die gewöhnlichen Triebfedern des Kindermords hier alle wegfielen, nehmlich die mit der unehelichen Niederkunft verknüpfte unauslöschliche Schande, und verlohrne Hoffnung der Ehe, indem der Schwängerer die geschwächte Israelitin vielmehr heyrathen mußte, bürgerliche und Kirchenstrafen, indem nicht die mindeste Strafe, nicht einmal ein Sündopfer, auf eine uneheliche Niederkunft gesetzt war, obwohl heimliche Umzucht, durch die der künftige Bräutigam betrogen wurde, diesen berechtigen konnte, seine Braut zurück zu schicken, und Unmöglichkeit das Kind zu ernähren, eben weil der Vater die Mutter heyrathen mußte. Kindermord erfolgt fast nie ohne unehelichen Beyschlaf; und auch der war bey den Israeliten seltener, weil sie früher heyratheten; indem alle Ursachen des Nicht- oder Spätheyrathens, Luxus und Aufwand, lästige Wittbencassen (die der V. nicht mit Unrecht unter die Erschwerungsursachen der Heyrathen rechnet) Standesungleichheit, da der Mann sogar ohne Nachtheil seine Leibeigene heyrathen konnte, wegfielen; und weil die mehrere Absonderung der Geschlechter weniger Anlaß zur Verführung gab, und es auch an stehenden Armeen, vieljährigen Expectanten künftiger Versorgung und unbewehrten Dienern fehlte, da vielmehr die Israeliten ihre Knechte um ihres eignen Nutzens willen gerne heyrathen ließen. Endlich mußte sich eine geschehene Schwängerung, nach den mosaischen Gesetzen, jüdischen Eltern beynahe von selbst entdecken; folglich konnte kein Kindermord zur Ver-

heim.

heimlichung derselben statt haben; der überdem der Geschwächten keinen Nutzen brachte, indem ihr das Kindbett Vortheil, Unzucht aber ohne Niederkunft Nachtheil brachte. Wir müssen noch manches übergehen, was der bekannte Scharfsinn des Hrn. Ritters für seine Meynung zu nutzen gewußt hat; ingleichen die Betrachtung, warum diese Verhüthungsursachen des Kindesmords bey uns nicht mehr anzuwenden sind. Es ist die weitläuftigste, aber auch bey weitem wichtigste Abhandlung des ganzen Stücks, die außer den Gränzen ihres Thema, überhaupt in die Beurtheilung der bekannten Preisaufgaben eingreift, die Schwierigkeiten mancher gethanen Vorschläge anzeigt, und von jedem gelesen zu werden verdient, der bisher auf diese Sachen aufmerksam gewesen ist. Der Hr. V. verspricht in einem folgenden Stück eine Revision der vielen eingelaufenen und ihm zur Mitbeurtheilung vorgelegten Preisschriften; und von wem könnte man wohl solche befriedigender erwarten, als von ihm?

pk.

Deutsche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde. Oder moralische Schilderungen der Menschen, Sitten und Staaten unsrer Zeit. Erster Band. 1784. Zweyter Band. 1785. Jeder von 51 Bog. ohne Zugaben und Reg. in 4.

Zeitungen liegen sonst außer dem Gesichtskreis der A. d. B. Blätter aber, die mit den gewöhnlichen Zeitungen weiter nichts als den Titel und die Folge von Nachrichten aus verschiedenen Orten, gemein haben, und blos diese Ueberschrift führen, um desto leichter gewisse Kenntnisse, Grundsätze und Nachrichten unter eine Classe von Lesern zu bringen, für die sie bestimmt sind, verdienen doch wohl darin eine Erwähnung. Und dies ist der Fall mit der Beckerschen deutschen Zeitung für die Jugend. Man irrt sich, wenn man sich hier eine Zeitung im gewöhnlichen Verstand, nur etwan in einem Vortrag, der sie der Jugend lesbar macht, und mit denen für sie nöthigen Erläuterungen, denkt. Dergleichen Artikel sind nicht völlig von derselben ausgeschlossen, und fast möchte man wünschen, daß derselben mehrere vorkämen, und daß sie da, wo sie vorkommen, z. E. zu Anfang eines jeden Jahrgangs,

nicht so im gedrängten und blühenden Styl erzählt würden, daß sie zwar erfahrnen Zeitungslesern, schwerlich aber der Jugend durchaus verständlich sind. Hauptsächlich aber enthält diese Zeitung Nachrichten für das bürgerliche Leben, Beyspiele von Glück und Elend, vom weisen Betragen in dem letzten, von edlen und schlechten Handlungen, von Anstalten zur Minderung des menschlichen Elends und zur Verbreitung der Toleranz und Aufklärung, von Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens u. s. w. fast durchgehends aus Privatcorrespondenz zusammengesetzt. Daß uns eine Zeitung dieser Art noch abgehe, und doch ihren mannichfaltigen Werth und Nutzen habe, ist nicht zu leugnen. Sie macht uns mit manchen guten Einrichtungen unsers deutschen Vaterlands, mit den Begebenheiten und Tugenden unsrer Brüder vom Mittelstande, die sich durch das Gewühl politischer Gerüchte nicht hindurcharbeiten können, bekannt, heilt die Unzufriedenheit mit der Menschheit, straft Stolz, Intoleranz oder Thorheit durch Publicität, befördert vieles Gute durch Bekanntmachung edler Beyspiele, oder guter Vorschläge, erweckt öffentliches Mitleiden durch Darstellung eines unbekannten Gegenstandes, kurz, sie ist eine eigentliche Zeitung für den deutschen Bürger und Menschenfreund. Sie hat jetzt noch einige Mängel, die der V. gewiß verbessern und seiner Zeitung mehrere Vollkommenheit geben wird, wenn er seine Correspondenten durch alle Provinzen Deutschlands vertheilt haben wird. Jetzt scheint er in gewissen Orten z. E. in Mühlhausen, sehr schreibselige Freunde zu haben, die ihm Kleinigkeiten genug einschicken, da sie ihm hingegen in andern Gegenden abgehen, und seine Zeitung mangelhaft lassen. Auch würde er dann bey einer allgemeinen Theilnehmung an deren Vervollkommnung, in den Stand gesetzt werden, unbedeutende Nachrichten, z. E. was eine arme Bauersfrau bey dem und jenem Hauskreuz gesagt oder gethan habe, oder daß ein Kaufmann bey einem Todesfall kein schwarzes Kleid getragen habe u. s. w. zu übergehen. Daß eine Zeitung fürs bürgerliche Leben, die aus Privatbriefen gesammlet wird, nicht auch zuweilen gemißbraucht werden sollte, dem und jenem eine unangenehme Stunde zu machen, ist nur bey der äußersten Vorsicht zu vermeiden. Wir haben auch gesehen, daß es nicht an Leuten fehlt, die dem V. Nachrichten in dieser Absicht einschicken; doch müssen wir auch die Discretion desselben rühmen, mit der er bey Erwähnung einer solchen hämischen Nachricht von einem

einem Schulmann, Namen des Orts und des Mannes verſchwiegen hat. Er wird dieſe ſeine Behutſamkeit noch mehr billigen, wenn er erfahren wird, daß ſein Einſender ſeine eigne Schande durch die Schande ſeines Nachfolgers auslöſchen wollte. Wir wünſchen ſehr, daß dieſe Zeitung an allen Orten immer mehr Freunde finden möge, die dieſelbe durch Mittheilung der Bekanntmachung würdiger Nachrichten, immer vollſtändiger machen. Vier mühſam verfertigte Regiſter, die aber billig auf einen ganzen Jahrgang, nicht auf einzelne Quartale ſich erſtrecken ſollten, über die Begebenheiten, über die Perſonen, zur Wiederholung der Urtheile, welche die Leſer über ſie gefällt haben, über die guten Lehren, welche in den Begebenheiten liegen, und über die erklärten Wörter und Sachen, vermehren die Nutzbarkeit dieſer Zeitung um vieles.

Zſ.

Salomo, oder Lehren der Weisheit. Geſammelt und herausgegeben von J. K. Lavater. Winterthur, bey Steiner und Komp. 1785.

Dieſe Sentenzen ſind aus verſchiedenen alten und neuen Schriftſtellern, und den Papieren Anonymer (Zeitgenoſſen und Kompatrioten des Herausgebers?) gezogen, von ſehr ungleichem Werth und Gehalt. Auch unter den Sentenzen der Anonymen ſind viele gute und brauchbare, nützliche Beyträge zur Sittenlehre und Menſchenkenntniß. Aber viele andere ſind gemein, halbwahr, oder nur in einem ſehr eingeſchränkten Sinn wahr; z. B. „So viel Worte des Volks, ſo viel „Sprüche der Weisheit.“ Worte des Volks ſind hier Sprüchwörter oder Urtheile von Menſchen, die Aufſehen machen. Die meiſten Sprüchwörter ſind wahr. Allgemeine Stimme des Volks, wo ſie über den Werth eines Regenten, Lehrers u. ſ. w. entſcheidet, trügt ſelten. Aber in manchem andern Verſtand iſt dieſe Sentenz falſch. S. 140. bringt der Herausgeber ſelbſt die Sentenz vor: „Ein Beweis eines „mittelmäßigen Kopfs iſt immer citiren.“ Wie viel kömmt auf den Inhalt des geſagten an, wenn man das mit Sicherheit in einzelnen Fällen ſoll beſtehen können! Nie citiren verräth oft einen ſtolzen, aufgeblaſenen und alſo auch ſicherlich mittelmäßigen Schriftſteller. In hiſtoriſchen Sachen

z. B. wo es auf Belege deſſen, was behauptet wird, ankömmt, ſind Citationen ſehr nothwendig. Aber auch bey andern Gelegenheiten kann ſie gewiß ein trefflicher Kopf nöthig finden. Leſſings Sentenz iſt wohl würdig neben dieſer zu ſtehen: Es muß ein kleiner Geiſt ſeyn, der ſich Wahrheiten zu borgen ſchämt. Rec. iſt auch auf Sentenzen geſtoßen, die ſich wohl kaum vertheidigen laſſen, als: Sentenzen werden wie die Dichter gebohren, nicht gemacht; ſo viel wahre Lebensbeſchreibungen, ſo viel ſanguiniſche Bücher der Bibel (nicht mehr, und nicht weniger?). Kluge Leute wiſſen was an einem Jüngling iſt, wie ſie ihn ſehen die Naſe ſchneuzen. (Das Naſeſchneuzen hat alſo auch wohl ſeine Phyſiognomie? Wenn ſie ihn allererſt auf dem Abtritt ſähen, wie dann?) Zur Steuer der Wahrheit müſſen wir beyher erinnern, daß nicht der Herausgeber, ſondern der Verf. der Lebensläufe nach aufſteigender Linie dieſe Weisheitslehre zuerſt vorbrachte.

Der Werth eines großen Theils der hier geſammelten Sentenzen iſt ſchon ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden entſchieden. Alſo nur noch ein paar Anmerkungen über die Anzeigen der Quellen, woraus ſie geſchöpft ſind. S. 55. hätte ſtatt Büſchings Sokrates gemeint werden können. Die Namen der Urheber ſind zuweilen fehlerhaft citiert. S. 67. §. 368. ſoll ſtatt Xorio Xario ſtehen, oder vielmehr Melanchthon, der ſich unter dieſem Namen verſteckt hat. Der Sammler, der die Sentenz S. 67. §. 387. vielleicht in Gotthard Heldeggers Trochiscis Socraticis fand, hielt Cordub. für einen Namen und ſetzte ſtatt Cordubenſis Korduba. Den Juden Ben Siro verwechſelt er mit einem franzöſiſchen Schriftſteller Benſyrade (oder Benſerade nach einer richtigern Orthographie.) S. 53. Den Kirchenvater Bernhardus hielt er für den Bernard. Wir gedenken durch dieſe Erinnerungen indeß weder den Werth guter Sammlungen lehrreicher, allgemein verſtändlicher, und aus der Natur der Dinge geſchöpfter Sentenzen, noch auch den individuellen Werth dieſer Sammlung zu verringern. Aber ſorgfältiger eingerichtet ſollte er gewiß ſeyn.

Joh.

Joh. Toblers — Paratomios. Gelegentliche meiſt praktiſche Wünſche und Urtheile bey neuerlichem Bücherleſen. Zürich, bey Füßly. 1784.

Den Titel Paratomios haben dieſe gelegentliche Gedanken Hrn. Toblers über einige meiſtens neue Schriften, vermuthlich daher, weil ſie in den Nebenſtunden des Hrn. Verfaſſers, die er von ſeinen Predigergeſchäfften (prieſterlichen Functionen) erübrigen konnte, zu Papier gebracht ſind. R. ſtimmt einem Theil dieſer Bemerkungen und Wünſchen meiſt gern bey, beſonders den Gedanken über Alexanders von Joch, Eberhards, Johnſons und Semlers Schrifften; obgleich auch nicht abzuſehen iſt, warum ſie gerade mußten gedruckt werden. Jeder nicht ganz undenkende Kopf wird bey den Büchern, die er lieſet, einige ſolche gelegentliche Bemerkungen machen, wohin ſollte es gehen, wenn jedermann alles drucken ließe? Als Anhang ſind Beleuchtungen zweyer Stellen des N. T. nebſt dem Anhang einer Ueberſetzung der Ilias beygefügt. Ueber die Stelle 2 Tim. 1, 7. bemerkt Hr. T. daß σωφρονισμος eigentlich Zurechtweiſung zu bedeuten ſcheine. In der Stelle Heb. 1, 14. ſoll σωτηρια überhaupt Rettung von allerley Uebeln bedeuten. Er ſucht zu zeigen, daß, wenn wir dieſes annehmen, die Stelle einen ſehr leichten und deutlichen Zuſammenhang mit dem, was folget, bekomme. Gegen die Gründe, die der Leſer ſelbſt nachſehen mag, ſcheint doch wohl eingewendet werden zu können, daß der Parallelismus es noch glaublicher, und der Tenor dieſer Epiſtel wahrſcheinlicher mache, Paulus verſtehe durch διαθηκη hier die Geſetzgebung, und durch κληρονομια σωτηριας die Wohlfahrt und Beſeligung, welche im A. B. der Antheil des Beobachters und Erfüllers des Geſetzes, und unter der neuen Oekonomie eine Wohlthat des Meſſias war, die er in größerm Maße ſeinen Reichsangehörigen mittheilte, alſo Befreyung von ſittlicher Verderbniß und ihren ſchlimmen Folgen. Einmal ſcheint Kap. 2, 2. δι' αγγελων λαληθεις λογος das Geſetz, welches durch die Engel auf Sina gegeben worden, zu bedeuten. Und R. glaubt, daß ſich dieſe Erklärung auch aus andern Stellen der Briefe Pauli ſehr wohl rechtfertigen laſſe. Noch bemerkt Hr. T. daß es glaublich ſey, Paulus ſchreibe an Paläſtiniſche Judenchriſten, und bringt ziemlich plauſible Gründe bey. R. wünſchte aber zu hören, was ſich gegen die Gründe derer, die in der entgegengeſetzten

Meynung sind, sagen lasse? Es ist doch gewiß, daß Paulus mit den palästinischen Christen nie einige Gemeinschaft gehabt, vielmehr bey ihnen übel angeschrieben war. Ueberdem macht er in dieser Epistel von der Version der LXX Gebrauch, und citirt Kap. 10, 5. eine Stelle, die nach dem hebräischen Text angeführt, zu seinem Zweck ganz unnütz war.

Gz.

Beyträge zu einer Bibliothek fürs Volk. Dritter Band. Herausgegeben von Joh. Christoph Fröbing, Conrector. — — Hannover, 1785. 376 S. in 8.

Luther, oder kleine Geschichte der Kirchenverbesserung. Ein Lesebuch für die Volksjugend; von J. Chr. Fröbing. — — Hannover, 1785. 88 S. in 8.

Die Bibliothek fürs Volk, deren Verf. sich nun auf dem Titelblatt nennt, bleibt in Ansehung ihres Werths sich noch immer gleich, und zweckmäßig. Der gegenwärtige Band enthält folgende 5 Rubriken.

I. Gute Menschen; wie in den vorhergehenden Bänden. Nicht jede aufgestellte Person ist wichtig, doch keine Erzählung ganz unnütz, und mancher eingemischte Wink sehr heilsam; nur muß man dabey nicht vergessen, für wen das Werk eigentlich bestimmt ist. In der Vorrede werden die Quellen angezeigt, aus welchen die Nachrichten geschöpft sind.

II. Moralische Abhandlungen. Hier findet man etliche Gespräche über die Processe und über die Unzucht, oder hauptsächlich über die unglücklichen Folgen der außerehelichen Umarmung und Kinderzeugung. Sie enthalten sehr heilsame, der Fassung des großen Haufens, und dem Bedürfniß unsrer Zeit, angemessene Lehren und Warnungen, welche selbst von Leuten aus bessern Ständen beherzigt zu werden verdienen. Sonderlich kann man Jünglingen, die einen Hang zur Wollust zeigen, gleichwohl noch keine ganz verderbene Seele haben, die letztern Gespräche empfehlen. Hin und wieder vermißt man

man den allmähligen Uebergang zur Sinnesänderung, als welche zuweilen zu ſchnell erfolgt.

III. Warnungen, Vorſchläge und kleine hiſtoriſche Nachrichten.

IV. Einige Hausmittel. Das wider den Bandwurm, iſt zwar ſchon bekannt, doch noch nicht unter den Landleuten. Die Hauptſache beſteht in Farrenkrautwurzel, deren Kräfte auch den älteſten Aerzten nicht unbekannt waren. Billig hätte der Verf. jedes vorgeſchlagene Kraut etwas genauer, wenigſtens mit dem lateiniſchen Namen bezeichnen ſollen, wie bey dem Farrenkraut geſchahe. Da er S. 226 große Behutſamkeit bey den ſogenannten Hausmitteln anempfiehlt, vor Quackſalbern und Pfuſchern S. 271 warnt, auch die großen einem Arzt nothwendigen Kenntniſſe namhaft macht; ſo werden ſich manche Leſer wundern, daß er ſelbſt bald darauf einige ſehr unzuverläßige Hausmittel vorſchlägt, darunter eins S. 282. aus dem guten Vorrath einer alten Köchin herrührt. Eine kurze Zurechtweiſung für Leute, die nicht immer einen gehörigen Unterſchied zu machen verſtehen, wäre zur Abwendung eines etwanigen Mißverſtandes, hier wohl nicht überflüßig geweſen.

V. Luther, oder kleine Geſchichte der Kirchenverbeſſerung. Dieſen Aufſatz wollte der Verf. Anfangs nur auf ein Paar Bogen einſchränken; da er aber erfuhr, daß ſein für den gegenwärtigen Band beſtimmter Unterricht im Seidenbau, von vielen Leſern der daſigen Gegend, nicht verlangt, ſondern für überflüßig *) gehalten würde, ſo ließ er ihn ganz weg, und arbeitete jenen weitläuftigen aus, ſo daß er als ein beſonderes Büchelchen kann angeſehen werden, wie er dann auch unter dem oben angeführten Titel beſonders verkauft wird. Eben daher achtet ſich Recenſ. verbunden, etwas länger dabey zu verweilen.

Es war ein guter Einfall, durch ein kleines hiſtoriſches Leſebuch, das auch in der Volksbibliothek füglich einen Platz einnehmen konnte, die Kinder, ſelbſt manche ältere Leute, mit Luthern, vom welchem ſie oft hören, und mit der durch ihn

*) Das iſt nun ſehr ſonderbar, eine Anweiſung zu einem ſo nützlichen Nahrungszweig kann wohl nicht überflüſſig ſeyn. Sonderlich im Hannöverſchen weiß man noch wenig auf dem Lande davon.

veranlaßten Kirchenverbeſſerung, näher bekannt zu machen. Daß der Verf. dabey etwas weit ausholt, und von der Stiftung der chriſtlichen Religion anfängt, auch einige eben nicht hieher gehörende Dinge einſtreuet, verdient keinen Tadel: er bekam dadurch Gelegenheit, den Verſtand der Kinder mit einigen Kenntniſſen zu bereichern, ſo wie durch die eingeſtreuten Ermahnungen und Winke in ihren Herzen gute Geſinnungen hervorzubringen. Der Gang, welchen er bey der Erzählung nimmt, iſt der Sache angemeſſen, alles ziemlich anſchaulich dargeſtellt, und nichts erhebliches ausgelaſſen; doch hätte er wohl S. 70. eine kurze Nachricht von dem, was auf die Uebergabe der augſpurgiſchen Confeſſion erfolgte, einſchalten können. Nur bey der Einkleidung ſcheint er ſehr oft ſeinen Standpunkt vergeſſen zu haben. Er ſchrieb nach Anzeige des Titels für die Volksjugend, und zwar aus dem niedern Pöbel, ſonſt hätte er ſie S. 55. nicht beſchuldigen können, daß ſie die Melodie des Liedes: Eine veſte Burg iſt unſer Gott, durch ihr unanſtändiges Geſchrey verunſtalte; daß ſie den Kuh- und Schweinehirten bisher den Doctortitel beygelegt habe S. 46. u. dgl. (Warum hat er durch ſolche Stellen gleichſam laut erklärt, daß das Leſebuch für Kinder von beſſern Ständen weder beſtimmt noch brauchbar ſey?) Gleichwohl ſcheint die Schreibart für jene unwiſſenden Kinder ſehr oft zu gekünſtelt und unverſtändlich, wenigſtens nicht immer zu ihrer Faſſung ganz herabgeſtimmt zu ſeyn. Dahin gehören z. B. folgende Blümchen und Ausdrücke: blutige Thränen, oder Blut weinen S. 4 und 6; Quaalen, mit denen die Teufel kaum bekannt ſind S. 6. (dies kann ſonderbare Begriffe veranlaſſen!) Mönche verließen die dicken Mauern und kehrten in die Welt zurück S. 71; der Beſchützer frommer Ehen lächelte ihnen ſeinen Segen zu S. 72; die Prieſter wurden zu buhleriſchen Räubern der Unſchuld und jungfräulichen Ehre manches Lämmchens, das in dem heiligen Prieſtergewande des an Gottes Stelle da ſitzenden Seelenvaters keinen Wolf vermuthete S. 52; er merkte den Fußtritt des Todes in der Nähe S. 75. u. dgl. Auch ſtößt man auf Sätze, welche für den eingeſchränkten kindiſchen Begriff viel zu unbeſtimmt vorgetragen, oder gar unerwieſen ſind, z. B. daß Gott ſeinen Kindern die Vergehungen ihres ſchwachen Herzens um Chriſti Willen vergebe, aber daß die römiſchen Biſchöfe jede gebeichtete Vergehung fürchterlich beſtrafen, und zwar mit dem Fegfeuer S. 32; daß die Juden bey begangenen

Ue-

Uebertretungen Opferthiere geschlachtet haben, um bey deren Blute sich an den (dem) Göttlichen zu erinnern, der künftig einmal mit seinem Tode den Menschen Vergebung der Sünden erwerben sollte S. 4. (Daran hat weder Moses, noch ein Jude bey seinem Opfer, jemals gedacht.) Selbst der Ursprung des Aberglaubens wird S. 10. viel zu unbestimmt aus der Ueppigkeit und dem Stolz der römischen Bischöfe hergeleitet. Man weis ja aus der Kirchengeschichte, daß lange vorher, ehe Rom stolze und üppige Bischöfe hatte, schon viel Aberglauben unter den Christen im Schwange gieng. Auch der Vorwurf, welcher den Kindern S. 81. gemacht wird, ist ohne Grund, nehmlich wenn Luther wissen sollte, wie sie oft seinen Katechismus auswendig lernen, ohne den Sinn zu verstehen, so würde er es bedauern, daß er für sie vergeblich gearbeitet habe. Die Schuld liegt ja nicht an den Kindern, wenn sie den Katechismus, in welchem veraltete unverständliche Ausdrücke vorkommen, nicht verstehen; oder wenn ihr Schulmeister aus Faulheit oder aus Unwissenheit, sich blos damit begnüget, daß sie durch Hülfe nachdrücklicher Schläge, die Hauptstücke auswendig lernen.

Möchten doch dergleichen Flecken aus diesem an sich brauchbaren Lesebuch für die Volksjugend, weggeblieben seyn! Die am Schluß S. 87 beygefügte Bitte, daß die Kinder auch die Katholiken lieben sollen, steht am rechten Ort; nur hätte ihnen billig dabey gerade heraus, aber nicht so ängstlich versteckt, sollen gesagt werden, daß nicht blos sogenannte Lutheraner, sondern auch Katholiken u. s. w. an dem Lohn der Tugend und der zu erwartenden Glückseligkeit Antheil haben. Denn eben der unter gemeinen Leuten, gar noch bey manchen Predigern, herrschende unsinnige Wahn, als könnten nur die Protestanten, oder gar blos die Lutheraner, ausschliessungsweise selig werden, ist ein aus dem Pabstthum zu uns herübergekommener falscher Dünkel, erstickt die Keime der allgemeinen Menschenliebe, und ist eine unglückliche Quelle des Religionshasses, der Verketzerung und der Verfolgungssucht.

Jt.

Nach-

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Holſtein vom 19ten May 1786.

Zu Kiel iſt den Profeſſoren Olivarius, Heinze und Wiggers ihr bisheriger Gehalt erhöhet worden.

Ebendaſelbſt iſt Hr. M. Hensler zum außerordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt.

Am 16ten May wurde daſelbſt das 50jährige Jubiläum der Doktor- und Profeſſorwürde des Senioris der Univerſität, Herrn Etatsrath Kannegießer, erſten Profeſſoris der Medicin, gefeyert. Das Merkwürdigſte dabey iſt, daß der würdige Greis noch immer der vollkommenſten Munterkeit des Geiſtes und der beßten Geſundheit genießt, welches Glück wohl in einem ſo hohen Alter wenigen Gelehrten zu Theil wird. Er hielt ſeine Rede mit einer Lebhaftigkeit, daß man ſie eher vor eine Antritts- als vor eine Jubelrede gehalten haben ſollte.

In verſchiedenen politiſchen und gelehrten Zeitungen hat man fälſchlich den Profeſſor der Medicin zu Kiel, Herrn Georg Heinrich Weber, als geſtorben angegeben. Dieſe Nachricht iſt indeſſen Gottlob! ungegründet. Wahr aber iſt es, daß er dem Tode ſehr nahe geweſen, und nur durch den unermüdeten Eifer des großen Kieliſchen Arztes, Herrn Etatsrath Berger, gerettet worden iſt. Wenige Aerzte haben vielleicht bey ihrer anſcheinenden Todesgefahr ſo große Beweiſe der Liebe ihrer Mitbürger erhalten, als hier geſchah. Alle Einwohner der Stadt, Vornehme und Geringe, nahmen daran den lebhafteſten Antheil, und es wurden, nach ſeiner glücklich erfolgten Wiederherſtellung, viele Gelübde bezahlt, welche deshalb geſchehen waren. Selbſt die Judenſchaft zu Kiel ſtellte an den gefährlichſten Tagen ſeiner Krankheit feyerliche Gebete an, welche mit vieler Empfindung abgefaßt waren, und ihr eben ſo ſehr, als dem Prof. Weber zur Ehre gereichen.

Schreiben aus Wien vom 10 Jun. 1786.

Ich mag nicht zweifeln, daß Sie schon vieles und verschiedenes von der so hoch angerühmten Reformation in Oesterreichs Staaten, seitdem Joseph II. darinnen den Zepter führt, sowohl in öffentlichen Blättern, als auch Privatnachrichten gelesen haben. Was für ein Urtheil über die so häufigen Umänderungen, Abschaffungen, Einführungen, oder will man sie Reformen nennen, gilt mir einerley, abzuschlüssen seye, mögen auch Sie als Wahrheitsfreund und Kenner, ob Sie schon ein Ausländer sind, so gut als der Patriot einsehen, für den ich mich anerkenne. Schmeicheley ist mein Fehler nicht! hievon sind Sie aus unserm vertrauten Briefwechsel bereits überzeugt; und ich darf Sie nicht neuerdings erinnern, daß mich weder für diesmal ein blinder Patriotism antreibe, unsre inländischen Früchte darum, weil sie unter Josephs Aufsicht gepflanzt worden wären, schlechterdings anzurühmen. — Die edelste Absicht des Kaisers, seine Unterthanen zu beglücken, ist offenbar. — Für diese danke ich ihm, und mit mir ein jeder gutgesinnter Patriot. — Nur darf man es dem Patrioten nicht verargen, wenn er auf die Mittel, durch welche vorgemerkte Absicht erreicht werden solle, einen Blick hinwirft, und sie wohl auch untersucht, ob sie wirklich zur Erreichung des besten Endzwecks entweder unmittelbar, oder doch mittelbar beytragen. — Für heute will ich mich in dieser Sache auf einen einzigen Gegenstand einschränken: er betrifft die Umänderung der Schulferien für die studierende Jugend in Oesterreichs Staaten.

Laut Verordnung dd. 29 May 785 sollen für die Schulferien in Zukunft die zwey Monathe Julius und August bestimmt seyn. Bis hieher waren es der September und October. Also nichts anders, als eine Zeitumänderung! — Ob aber diese auch so wichtig seye, daß man es für nöthig hielt, sie dem Monarchen einzurathen, ist eine Frage, die ich mit nein zu beantworten mir getraue. Sie sollen meine dießfälligen Gründe in folgenden Zeilen lesen.

In der Verordnung heißt es freylich, daß solche Umänderung, um der studierenden Jugend ihre Verwendung zu erleichtern, getroffen worden wäre. Hier sind des Hofdekrets eigne Worte: Se. Majestät haben es der Verwendung der Jugend zuträglicher erachtet, die Schulferien vom September und Oktober auf die Monathe Julius

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Holſtein vom 19ten May 1786.

Zu Kiel iſt den Profeſſoren Olivarius, Heinze und Wiggers ihr bisheriger Gehalt erhöhet worden.

Ebendaſelbſt iſt Hr. M. Heinsler zum außerordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt.

Am 16ten May wurde daſelbſt das 50jährige Jubiläum der Doktor- und Profeſſorwürde des Seniorii der Univerſität, Herrn Etatsrath Kannegießer, erſten Profeſſoris der Medicin, gefeyert. Das Merkwürdigſte dabey iſt, daß der würdige Greis noch immer der vollkommenſten Munterkeit des Geiſtes und der beſten Geſundheit genießt, welches Glück wohl in einem ſo hohen Alter wenigen Gelehrten zu Theil wird. Er hielt ſeine Rede mit einer Lebhaftigkeit, daß man ſie eher vor eine Antritts- als vor eine Jubelrede gehalten haben ſollte.

In verſchiedenen politiſchen und gelehrten Zeitungen hat man fälſchlich den Profeſſor der Medicin zu Kiel, Herrn Georg Heinrich Weber, als geſtorben angegeben. Dieſe Nachricht iſt indeſſen Gottlob! ungegründet. Wahr aber iſt es, daß er dem Tode ſehr nahe geweſen, und nur durch den unermüdeten Eifer des großen Kieliſchen Arztes, Herrn Etatsrath Berger, gerettet worden iſt. Wenige Aerzte haben vielleicht bey ihrer anſcheinenden Todesgefahr ſo große Beweiſe der Liebe ihrer Mitbürger erhalten, als hier geſchah. Alle Einwohner der Stadt, Vornehme und Geringe, nahmen daran den lebhafteſten Antheil, und es wurden, nach ſeiner glücklich erfolgten Wiederherſtellung, viele Gelübde bezahlt, welche deshalb geſchehen waren. Selbſt die Judenſchaft zu Kiel ſtellte an den gefährlichſten Tagen ſeiner Krankheit feyerliche Gebete an, welche mit vieler Empfindung abgefaßt waren, und ihr eben ſo ſehr, als dem Prof. Weber zur Ehre gereichen.

Tf.

Schrei-

Schreiben aus Wien vom 10 Jun. 1786.

Ich mag nicht zweifeln, daß Sie schon vieles und verschiedenes von der so hoch angerühmten Reformation in Oesterreichs Staaten, seitdem Joseph II. darinnen den Zepter führt, sowohl in öffentlichen Blättern, als auch Privatnachrichten gelesen haben. Was für ein Urtheil über die so häufigen Umänderungen, Abschaffungen, Einführungen, oder will man sie Reformen nennen, gilt mir einerley, abzuschlüssen seye, mögen auch Sie als Wahrheitsfreund und Kenner, ob Sie schon ein Ausländer sind, so gut als der Patriot einsehen, für den ich mich anerkenne. Schmeicheley ist mein Fehler nicht! hievon sind Sie aus unserm vertrauten Briefwechsel bereits überzeugt; und ich darf Sie nicht neuerdings erinnern, daß mich weder für diesmal ein blinder Patriotism antreibe, unsre inländischen Früchte darum, weil sie unter Josephs Aufsicht gepflanzt worden wären, schlechterdings anzurühmen. — Die edelste Absicht des Kaisers, seine Unterthanen zu beglücken, ist offenbar. — Für diese danke ich ihm, und mit mir ein jeder gutgesinnter Patriot. — Nur darf man es dem Patrioten nicht verargen, wenn er auf die Mittel, durch welche vorgemerkte Absicht erreicht werden solle, einen Blick hinwirft, und sie wohl auch untersucht, ob sie wirklich zur Erreichung des besten Endzwecks entweder unmittelbar, oder doch mittelbar beytragen. — Für heute will ich mich in dieser Sache auf einen einzigen Gegenstand einschränken! er betrifft die Umänderung der Schulferien für die studierende Jugend in Oesterreichs Staaten.

Laut Verordnung dd. 29 May 785 sollen für die Schulferien in Zukunft die zwey Monathe Julius und August bestimmt seyn. Bis hieher waren es der September und October. Also nichts anders, als eine Zeitumänderung! — Ob aber diese auch so wichtig seye, daß man es für nöthig hielt, sie dem Monarchen einzurathen, ist eine Frage, die ich mit nein zu beantworten mir getraue. Sie sollen meine diesfälligen Gründe in folgenden Zeilen lesen.

In der Verordnung heißt es freylich, daß solche Umänderung, um der studierenden Jugend ihre Verwendung zu erleichtern, getroffen worden wäre. Hier sind des Hofdekrets eigne Worte: Se. Majestät haben es der Verwendung der Jugend zuträglicher erachtet, die Schulferien vom September und Oktober auf die Monathe Julius

lius und August zu übertragen und mit dieser Veränderung sogleich im gegenwärtigen Schuljahre den Anfang solchergestalt zu machen, daß der laufende Lehrkurs u. s. w. Darinnen also, weil man es der Verwendung der Jugend zuträglicher erachtet, sollen vorgemerkte zwey Monathe zu Schulferien bestimmt seyn. Aber wie? Dürfte man nicht auch muthmaßen, daß die Haupttriebfeder solcher Umänderung vielmehr die Bequemlichkeit einiger unsrer Lehrer gewesen, die in den Sommermonathen sich ihrer angewöhnten Badkur gebrauchen wollen? — Doch meinetwegen seye es auch, daß solche Umänderung blos darum, weil man sie der Verwendung der Jugend zuträglicher erachtete, veranlaßt und abgeschlossen worden seye. — Ich will diesen Beweggrund, weil er vorgeschützt wird, weder bestreiten noch bezweifeln! Nur möchte ich gern wissen, in was eigentlich diese Zuträglichkeit, solche Erleichterung bestünde? — In der Hofverordnung wird hierauf kein Wink gegeben. Will man Muthmaßungen gelten lassen, wie man es wirklich thun muß, wenn die Gesetze den Endzweck nicht bestimmen; so glaube ich, daß solche Umänderung darum vorgegangen, weil man in den heißen Sommermonathen minder aufgelegt ist, dem Studium obzuliegen. —

Wenn wir unter einem heißern Himmelsstriche, z. B. in Italien oder Spanien wohneten, sodann dürfte angemerkter Vorwand zum Sechblatte dienen. — Allein Sie, mein Freund, wissen es doch, daß Oesterreichs Staaten, außer dem mayländischen Bezirke, so heftigen und durchdringenden Sonnenstrahlen nicht ausgesetzt seyn, daß sie für sich selbst die Jugend ermüden, ihre Aufmerksamkeit bey den Vorlesungen entkräften, oder sie wohl ganz und gar zum Nachsinnen untüchtig machen sollen? — Wenn ja die Zuhörer öfters in den Kollegien einschlummern, und auf die Lesung ihrer Lehrer minder achtgeben, konnte vielleicht hierüber eine nähere Ursache, als die Sonnenhitze angegeben werden. — Ich würde gewiß nicht irren, wenn ich die Quelle in der Undeutlichkeit, Verworrenheit, in dem Kauen und wohl auch unverständlichen Vortrage mancher Professoren aufsuchen wollte. Wenn der Lehrer seiner abzuhandelnden Materie einen Schwung zu geben weiß, und wenn sein Vortrag annehmlich ist; ich wette, daß in Voraussetzung dessen kein Zuhörer, wenn er anders wißbegierig ist, (jene, die ihren Körper nur aus einem mechanischen Triebe in die Schule schleppen, soll man ohnehin nicht

zäh-

hülfen) weder zur zweyten Nachmittagsstunde der Schlaf jemal anwandeln solle. — Allein wenn trockne, materielle Lehrer, die ihr Amtsgeschäfft nur nach den Stunden abmessen, und mit Pedantereyen die Ohren ihrer nach Aufklärung lechzenden Schüler ermüden, wäre es Wunder, wenn diese auch bey strengster Kälte aus Langeweile gähnen müßten? — Oder hat man wohl diesen Hauptstein des Anstoßes, welcher der Aufmerksamkeit der studierenden Jugend im Wege steht, in unsern Schulen gehoben? — Sind unsre Universitäten wohl mit lauter zum Lehrfache tauglichen Männern besetzt? — Wenn die Klagen der Schüler wider manche ihrer Lehrer nicht allgemein wären, könnte man meine Aussage bezweifeln. Glauben Sie ja nicht, daß ich der Mann sey, der Verdienste mißkennt oder sie herabsetzen will. — Ich kenne einige recht biedere Männer und überaus geschickte Professorn. Die Folge dieses meines Kenntnisses ist, daß ich sie geziemend verehre und hochschätze! Allein es giebt unter diesen an der Zahl so häufigen Lehrern auch manche Stümper und Leute von einem so geringen Schrotte, daß sie sich vielmehr α) zu Novizenmeistern, β) Quacksalbern, γ) Landwirthen und δ) Marktschreyern schicken würden, als daß sie fähig seyn sollten, a) aufgeklärte Theologen oder Volkslehrer, b) nützliche Aerzte, c) geübte Juristen, und d) gründlich denkende Philosophen zu bilden. Wollen Sie, mein Freund, von der Wahrheit dieser meiner Sage sich persöhnlich überzeugen, dürfen Sie nur nach unsrer Residenzstadt Wien, oder nach Prag, diesen ihnen näher gelegenen Ort kommen. Die Lyzeen will ich gar nicht in Anschlag bringen! Denn in so lang die Hauptuniversitäten mit tüchtigen Männern nicht durchaus besetzt sind, ist leicht zu begreifen, daß man so etwas von den übrigen Akademien um so weniger hoffen könne. Also nur nach Wien oder Prag dürfen Sie kommen, und beym ersten Zusammentritte mit Schülern von allen vier Fakultäten sollen Sie von der Wahrheit meiner Aussage überzeugende Beweise mündlich anhören. — Wenn Sie sich aber mit einer schriftlichen Erklärung begnügen lassen wollen, haben Sie nur die Güte, ihrem Freunde den Auftrag zu machen, und ich werde bey nächster Gelegenheit ihnen ein dießfälliges, nach dem Originale zu kopirendes Gemälde überschicken. — Vor jetzo werfe ich nur die Frage auf, ob es der Verwendung unsrer Jugend nicht zuträglicher gewesen wäre, wenn man ihr allererst geschickte Lehrer gegeben hätte, die sie mit Begierde

anhö-

aufhören würde, als daß man die Herbstferien in Sommervakanzen ungeändert hat? — — Bey allen wohlgeordneten Verbesserungen muß man doch erstens die nächste Veranlassung zu Fehlern aufheben. Ist diese einmal gehoben oder auf die Seite geräumt, sodann mag man zur Entfernung der übrigen Irrungsgelegenheiten vorschreiten. Allein bey unsern österreichischen Reformen wählt man gemeiniglich das Widerspiel! — Nebendinge schafft man ab, oder verändert sie; und wesentliche Fehler oder Mängel berührt man weder mit einem Finger. Zum Beweise dessen mag die vorgemerkte Verordnung über die veränderten Schulferien dienen.

Die Ferien waren von jeher bey allen Universitäten und Lyzäen gewöhnlich, so wie sie auch von den Landesfürsten bestätigt worden waren. Es ist einleuchtend, daß Ferien zur Erholung der studierenden Jugend eingeführt worden seyn, und daß sie aus dem nämlichen Beweggrunde annoch jetzo bestehen. — Nun — ich frage, ob der Endzweck der Ferien wohl erreicht werde, wenn die Jugend zur Zeit vorgemerkter Sommermonathe keine Unterhaltung, keine Lustbarkeit, keine Erholung findet? — Sie, mein Bester, wissen es doch, daß die ländlichen Unterhaltungen, deren unsre Jugend zur Zeit der Schulferien genießen will, keine andern sind, als Jagd, Vogelfang, Fischerey, Weinlese u. s. w. Derley Ergötzlichkeiten aber mögen auch nur in den Herbstmonathen Platz finden. Gewiß — unsre alten Vorgänger, welche die zwey Herbstmonathe zu Schulferien bestimmten, scheinen allerdings, in der Sache auf den Endzweck mehr gesehen haben, als unsre heutigen Reformatoren in Oesterreichs Staaten. — Meinetwegen zwar konnten die Schulferien im Sommer oder im Winter, im Frühlinge oder im Herbste seyn — oder man mochte sie auch vollends aufheben; ich würde dabey weder gewinnen noch Schaden leiden! Wenn nur für die gute Sache Nutzen gestiftet würde, wäre ich zufrieden! Aber?

Man macht jetzt bey uns in Studiensachen freylich Plane über Plane! aber es ist kein System — keine Dauer. Was der eine aufbaut, reißt der andre um. — In diesem Jahre vermehrt man die Anzahl der Lehrer, und im nachfolgenden schmälert man sie zum Nachtheile der studierenden Jugend ein. — Der größte Nachtheil aber für das Studienwesen ist dieser, daß man bey der so aufgehäuften Vervielfältigung der Plane den Hauptplan außer Auge läßt. Er besteht,

steht, nach meiner Einsicht, darin, daß man planmäßige Professoren, d. i. solche Lehrer, von deren tiefer Einsicht, Beurtheilungskraft, zweckmäßiger Verwendung, ausgebreiteter Belesenheit, u. s. w. man überzeugende Beweise in Händen hat, anstelle — und, was ich annoch hinzuzusetzen muß, ist, daß man sie auch nach Verdiensten belohne. Eine solche Verfügung müßte gewiß viel nützlicher seyn, gleichwie sie auch ohne Vergleich nothwendiger wäre, als die ganze Umänderung der Schulferien.

* * *

Unter dem Titel: Annalen des Braunschweig-Lüneburgischen Churlands kündigen Hr. Landsyndicus Jacobi, zu Zelle, und Hr. Protosyndicus Kraus zu Lüneburg eine Quartalschrift an, welche dahin abzwecken soll, „die Zeitgenossen mit allen einheimischen merkwürdigen Vorfällen im „Zusammenhange bekannt zu machen, Landeskunde zu verbreiten, Aufklärung, Industrie und Landescultur befördern zu „helfen, Vaterlandsliebe zu erwecken und zu stärken, und „dem künftigen Geschichtschreiber vorzuarbeiten.“ Die Ausführung wird unter zwey Abtheilungen geschehen: 1) „alles, „was den gegenwärtigen physikalischen, politischen, ökonomischen, litterarischen und selbst moralischen Zustand der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande betrifft. 2) Aeltere Volksgeschichte, hauptsächlich in Rücksicht ihres Einflusses auf die „heutige Verfassung. Jedes Stück wird wenigstens 7 bis 8 Bogen auf Schreibpapier gedruckt, enthalten, und mit 1787 anfangen.

* * *

Hr. Inspector Fabri schreibt jetzt die Hallische Zeitung, wodurch dieselbe eine verbesserte Einrichtung erhalten hat.

* * *

Da man mein im Jahre 1783 gedrucktes Handbuch der klassischen Litteratur in verschiedene Gymnasien und Schulen als Leitfaden des Unterrichts einzuführen gewürdiget hat, und der auch dadurch beförderte Absatz desselben zur Ostermesse künftigen Jahres eine zweyte Auflage nothwendig macht, so werde ich mich allen denen Lehrern sehr verbunden erkennen, die mir zur Ergänzung, Berichtigung und Verbesserung dieses Buches, die von ihnen bey Gelegenheit des Unterrichts ge-

machten Bemerkungen mangelhafter, unrichtiger, oder irgend einer Verbesserung bedürftiger Stellen, so bald möglich, in Briefen mitzutheilen, die Gefälligkeit haben wollen. Braunschweig d. 17. Juli 1786.

J. J. Eschenburg.

* * *

An die Beförderer des Guten und Schönen.

Die Gesellschaft Patrioten und Verehrer großer Männer, welche bereits laut der Ankündigung vom 1sten Jun. 1785 mit der Errichtung eines Monuments zum Andenken Leibnitzens, Lamberts und Sulzers, sich beschäftigt, ist nunmehr entschlossen, die vierte Seite dieses öffentlichen Denkmals mit dem Brustbilde des verstorbenen Weltweisen Moses Mendelssohn auszufüllen. Aber die bisher eingelaufenen und subscribirten Beyträge sind noch bey weitem zur Ausführung des Werks nach dem ersten Plane nicht hinreichend, und um so weniger zu dessen Ausführung nach dem zweyten Plane. Es werden daher die ächten Patrioten und Schätzer wahrer Verdienste, denen die aufmunternde Verewigung großer Männer, die Deutschland hervorgebracht und gebildet, keine gleichgültige Sache ist, nochmals zur Theilnehmung an diesem wichtigen Werke eingeladen und um ihre Unterstützung ersucht. Der künftigen Beschreibung und Abbildung des Denkmals wird die Liste derer, bey welchen ihr Gefühl für das Vaterland sich in Thätigkeit geäußert, vorgedruckt werden. Man ist auch so frey, die unten benennte Männer, als vorausgesetzte Freunde der erwähnten Weltweisen und Beförderer des Guten und Schönen, aufzufordern, daß sie die Mühe des Colligirens übernehmen und die gegen ihre Quittung eingehende Beyträge nebst genauer Benennung der Beyträger höchstens binnen sechs Monathe einem der unten angezeigten Berliner Collecteurs zuschicken mögen. Bey einer solchen Wahl Deutscher Männer als die gegenwärtige ist, bedarf es wohl einer Entschuldigung, daß man ihnen keine Anerbietung von merkantilischer Provision für ihre Mühe mache? — Berlin den 17ten Febr. 1786.

Engel. Nicolai. Biester. M. Herz.
D. Friedländer. J. D. Ihlg.

Es

* * *

Es iſt meine Erklärung, wegen einiger Recenſionen Maynziſcher Schriften, welche des LXVIſten Bandes Iſtem Stücke der Allg. deutſ. Bibl. beygefügt iſt, auch in das Journal für Deutſchland 1785. 12tes Stück S. 541. eingerückt worden. Ich weiß aber nicht, durch welchen ungluͤcklichen Zufall, mein Namen und das Datum, Berlin den 13ten März unter die erſte Note S. 542. geſetzt worden iſt. Vermuthlich hat beydes am Ende der Erklärung geſetzt werden ſollen, wohin es gehöret. Um alles Mißverſtändniß zu vermeiden, erkläre ich hiermit öffentlich, daß dieſe Note nicht von mir iſt, und daß ich überhaupt von dem, was im Erzſtiffte Maynz vorgehet, oder nicht, weiter nicht Notiz nehme, als in ſofern es Wiſſenſchaften und Litteratur betrifft. Leipzig den 13ten May 1786.

Friedrich Nicolai.

* * *

In der Leipziger Jubilate-Meſſe 1786. ſind beym Verleger dieſer Bibliothek folgende neue Bücher fertig geworden.

Aufſätze, betreffend die ruſſiſche Geſchichte von J. K. M. d. K. a. R. 1ſter bis 3ter Theil, 8. 2 Rthlr. 4 Gr.

Beſchreibung der K. Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam, aller daſelbſt befindlichen Merkwürdigkeiten, und der umliegenden Gegend. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Mit Grundriſſen von Berlin, Potsdam und von dem neuen Schloſſe bey Potsdam, und einer neuen Karte der Gegend um Berlin, 3 Bände gr. 8. 5 Rthlr 12 Gr.

— — Anhang dazu, oder Nachricht von den Baumeiſtern, Bildhauern, Kupferſtechern, Malern, Stukkaturern, und andern Künſtlern, welche vom XIIIten Jahrhundert bis jetzt in und um Berlin ſich aufgehalten haben, und deren Kunſtwerke daſelbſt noch vorhanden ſind, gr. 8. 10 Gr.

Bibliothek, allgemeine deutſche, LXIVten Bandes 2tes Stück, bis LXVIten Bandes 2tes Stück, gr. 8. 3 Rthlr. 18 Gr.

— der Großfürſten Alexander und Conſtantin von J. K. M. d. K. a. R. 3ter bis 5ter Theil. Mit einem Kupfer von D. Chodowiecki. 8. 2 Rthlr.

Briefe die neueſte Litteratur betreffend. 5ter und 6ter Theil. Neue Auflage. 16 Gr.

Chalmers, G., Schätzung der Stärke von Großbritannien, während der gegenwärtigen und der vier vorigen Regierungen, und des Verlustes seines Handels in einem jeden Kriege seit der Revolution. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen von V. A. Heinze. gr. 8. 1 Rthlr.

Eberhards, Joh. Aug., Sittenlehre der Vernunft zum Gebrauche von Vorlesungen. 8 12 Gr.

Erzählungen und Gespräche von J. K. M. d. K. a. R. 3ter bis 5ter Theil, mit einem Kupfer von D. Chodowiecki. 8. 2 Rthlr.
(ist einerley mit der Bibliothek des Großfürsten.)

Geschichte des Fräuleins von Rosenbaum. 2 Bände. 8. 1 Rthlr.

Haygarths, D., Untersuchung, wie die Pocken verhütet werden können, aus dem Englischen übersetzt von D. J. E. L. Cappel, gr. 8. 8 Gr.

Hermanns, Benedikt Franz, Beyträge zur Physik, Oeconomie, Mineralogie, Chemie, Technologie und Statistik, besonders der russischen und angränzenden Länder. 1ster Band. gr. 8. 1 Rthlr.

Lavaters, Joh. Casp., Geist, aus seinen eigenen Schriften geschildert, gr. 8. 14 Gr.

Meiers, J. J., patriotische Phantasien. 4ter Band. gr. 8. 20 Gr.

— — ebendieselben ordin. 8. 14 Gr.

v. Nicolai, Ludw. Heinr., vermischte Gedichte, 9ter Band mit einem Kupferblatt von J. W. Meil, 8. 12 Gr.

Nicolai, Fr., Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweitz VIIter Band, mit einem Kupfer, gr. 8. 1 Rthlr.

— — Untersuchung der Beschuldigungen des Herrn Professor Garve wider meine Reisebeschreibung durch Deutschland und die Schweitz. Nebst einigen Erläuterungen, die nützlich, auch wohl gar nöthig seyn möchten. gr. 8. 12 Gr.

v. Partatius, Karl, Standrede beym Leichenbegängnisse Sr. Excell. Hrn. N. A. von Pomeiske, K. Preuß. Generallieutenante, 4. 2 Gr.

Priestley, Joseph, Liturgie und Gebetsformeln zum öffentlichen Gottesdienst für Christen von allen Konfessionen. Nebst einer Vorrede über die Möglichkeit und den Werth eines allgemeinen christlichen Gottesdienstes, von A. H. Pistorius, gr. 8. 10 Gr.

Reiewitz, Fr. G., Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Besserung der öffentlichen Erziehung, Vten Bandes 4tes Stück. 8. 6 Gr.

von Rochow, F. E., Katechismus der gesunden Vernunft, oder Versuch in faßlichen Erklärungen wichtiger Wörter nach ihren gemeinnützigsten Bedeutungen, u. mit einigen Beyspielen begleitet. 8. 6 Gr.

Schmids, Konrad Arnold, des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen, mit einem Kupfer von J. W. Meil, gr. 8. 4 Gr.

Treumanns, G. F., Katechisationen, 1 Theil. 8. 8 Gr.

Wiegleb, Johann Christian, Handbuch der allgemeinen Chemie. Zwey Bände. Zwote neuberichtigte und vermehrte Auflage, gr. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

— — Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken, 2ter Theil mit Kupfern, gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Kupfer-

Kupferſtiche.

Neuer Grundriß der K. Reſidenzſtädte Berlin, von Oesfeld gezeichnet, und von Sotmann geſtochen. 1786. 4 Gr.
Grund der Stadt Potsdam von Oesfeld gezeichnet, 1786. 4 Gr.
Grundriß der beyden Geſchoſſe des neuen Schloſſes bey Sansſouci, worinnen die Zimmer numeriret ſind, die den Fremden gezeigt werden. 1786. 4 Gr.
Neue ſehr genaue Karte der Gegend etwa zwey Meilen um Berlin, gezeichnet von Oesfeld, und geſtochen von L. Schmid, 1786. 8 Gr.

Bildniſſe.

Bildniß des Hrn. Kanzley-Direktor Goekingk nach Graf von E. Henne geſtochen. 8. 6 Gr.
— des Hrn. Prof. C. D. Ebeling in Hamburg, von Beyel geſtochen. 4 Gr.
— des Hrn. Rathsherrn N. A. J. Kirchhoff in Hamburg, von Beyel geſtochen. 8. 4 Gr.
— des Hrn. Prof. M. C. Sprengel in Halle, von Beyel geſtochen. 8. 4 Gr.
— des Hrn. Rath und Prof. Max. Stoll in Wien v. E. Henne geſtochen. 4 Gr.

* * *

Predigten für chriſtliche Landleute auf alle Sonn- und Feſttage des ganzen Jahrs nach den gewöhnlichen Evangelien.

Unter dieſem Titel bin ich willens zur Oſtermeſſe 1787, ein Predigtbuch für den gemeinen Mann und Landmann herauszugeben, theils zu ſeiner eignen Privaterbauung, theils für Küſter und Schulhalter zum Vorleſen in der Kirche, wo es üblich iſt. Die Predigten werden Betrachtungen über Wahrheiten enthalten, die den Fähigkeiten und Bedürfniſſen des gemeinen Volks zur Belehrung und Beruhigung angemeſſen ſeyn ſollen. Es haben Perſonen, deren Urtheil Werth hat, geurtheilt, daß das Gebetbuch für chriſtliche Landleute, welches ich zu Oſtern 1785. herausgegeben habe, ſeiner Abſicht gemäß ſey. Nach ebendenſelben Grundſätzen und in dem nämlichen Tone, d. i. mit beſtändiger Rückſicht auf das, was dem gemeinen Mann nützlich und verſtändlich iſt,

habe ich auch diese Predigten ausgearbeitet. Klein-Schönebeck den 9ten April 1786.

R. Dapp,

Prediger zu Klein-Schönebeck, Schöneiche und Münchehofe bei Berlin.

Diese Sammlung von Predigten für Landleute bey durch ähnliche Arbeiten für Landleute rühmlich bekannten Herrn Verfassers, werde ich in meinem Verlage unter folgenden Bedingungen auf Vorauszahlung drucken lassen:

1) Das Werk wird aus 69 Predigten, auf die Sonntage, auf die in Königl. Preuß. Landen gefeyerte Festtage, aus einer Bußpredigt und zwey Erndtepredigten bestehen. Es soll in einem Band in 4to aus leserlicher, sogenannter Mittelschrift gedruckt werden.

2) Die Vorausbezahlung ist 1 Rthlr. 4 Gr. Konventionsmünze, oder 1 Thlr. 6 Gr. Brandenb. Courant. Nachher wird diese Predigtsammlung 1 Thaler 16 Gr. kosten.

3) Es wird in der Ostermesse 1787 erscheinen, bis dahin steht die Vorauszahlung offen, und die Pränumerationsgelder werden Postfrey gesendet; dagegen werden die Exemplarien auch bis Berlin, Stettin und Leipzig frachtfrey geliefert; an andern Orten wird von den Herren Vorauszahlern die Fracht vergütet. Für diejenigen, welche nach baarer Einsendung der Pränumerationsgelder keinen Schein verlangen, und mir in Berlin, Stettin und Leipzig eine Addresse geben, wohin die Exemplarien abzuliefern sind, will ich die Ablieferung sogleich richtig besorgen, sobald das Werk herauskömmt. Diejenigen aber, welche Scheine bekommen, können die Exemplarien nicht eher erhalten, bis sie die Scheine zurücksenden.

4) Diejenigen Herren, welche Pränumerationen sammlen wollen, haben folgende Vortheile zu geniessen. Wer auf sieben Exemplare das Pränumerationsgeld baar einsendet, bekömmt das achte umsonst. Wer auf zwölf pränumerirt, bekömmt ausser diesen zwey umsonst. Wer auf zwanzig pränumerirt, bekömmt ausser diesen vier Exemplare umsonst. Sollte jemand eine noch grössere Anzahl Exemplarien sammlen, so wird man den Umständen gemäs sich auch wohl um einen noch grössern Vortheil billigermassen vergleichen.

5) Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. Es werden daher alle Herren Sammler ersucht, die leserlich geschriebenen Namen und Titel längstens im Anfange des Märzes 1787 einzusenden. Berlin den 1. May 1786.

Friedrich Nicolai.

Beför-

Beförderungen.

Hr. Prof. Wucherer am akademiſchen Gymnaſium in Carlsruhe, iſt bereits im December des vorigen Jahrs, zum Fürſtlichen Rath ernannt worden.

1786.

Hr. Rath und Profeſſor Caſparſon in Caſſel iſt an des Marquis de Luchet Stelle zum beſtändigen Sekretair der Geſellſchaft der Alterthümer mit einem Gehalte von 150 Thlrn. ernannt worden.

Der geheime Rath Herr Schubart in Nürchwiz bey Zeiz, iſt vom Kaiſer in Adelſtand, als adler Herr von dem Kleefelde, erhoben worden.

Der Oekonom Hr. Amtsrath Riem, der ſich bisher in Schleſien aufhielt, hat den Ruf als praktiſcher und beſtändiger Secretär der Leipziger ökonomiſchen Societät erhalten und angenommen. Er wird in Dresden wohnen.

Hr. Prof. Eichmann zu Jena hat den Ruf nach Helmſtädt abgelehnt, und geht als Regierungsrath nach Altenburg.

Hr. Paſtor Ringeltaube zu Warſchau iſt als Superintendent und Hofprediger nach Oels gegangen.

Der bisherige außerordentliche Profeſſor der Arzneywiſſenſchaft in Göttingen, Hr. Johann Heinrich Fiſcher, iſt zum ordentlichen Profeſſor ernannt worden.

Todesfälle.

Die Nachricht in des LXVIIſten Bandes Iſtem Stück, daß der berühmte Herr D Hirzel zu Zürch geſtorben wäre, iſt ungegründet. Dieſer vortreffliche Mann lebt noch.

Am 18ten März ſtarb in Leipzig Hr. M. Johann Gottfried Scharfenberg, außerordentlicher Profeſſor der Philo-

Philosophie, einer unſerer beſten Bibelerklärer, nach einer langen auszehrenden Krankheit im 43ſten Jahre ſeines Alters.

Den 24ſten März ſtarb zu Emmendingen im Breisgau Hr. D. Wilhelm Ludwig Willius, Markgräfl. Badiſcher Rath und Landphyſikus der Markgrafſchaft Hochberg, Mitglied der Kaiſerl. Königl. naturforſchenden Geſellſchaft, Verfaſſer der phyſikaliſchen Beſchreibung der Markgrafſchaft Hochberg, eines Hebammenkatechismus, und verſchiedener Aufſätze in den Actis naturae curioſorum, im 60ſten Jahre ſeines Alters.

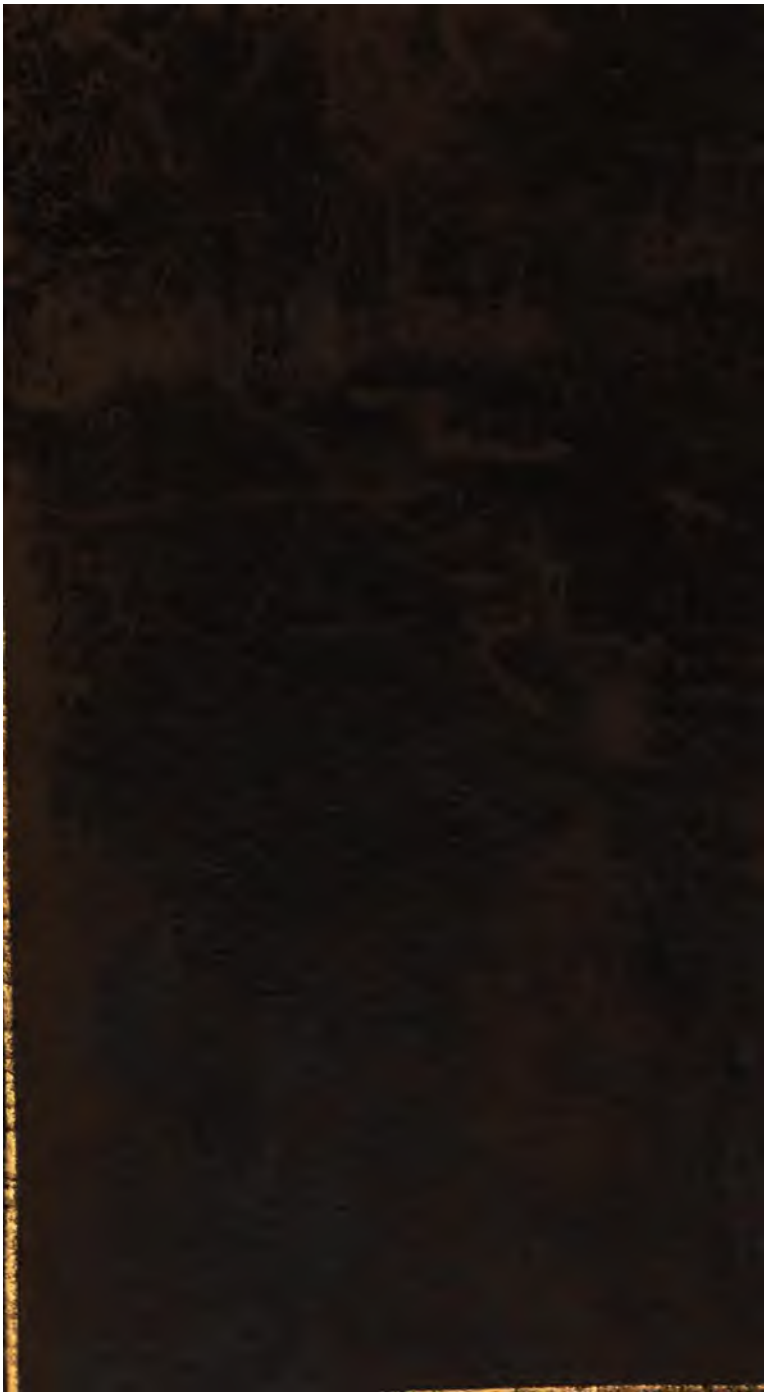
Am 1ſten April ſtarb in Wien Hr. Ignatz Parhamer, Exjeſuite, K. K. Rath, Oberdirektor der ſämmtlichen Waiſenhäuſer in den K. K. Staaten, Beyſitzer der milden Stiftungsbefkommiſſion, infalirter Propſt zu Lakr in Ungarn, und Pfarrer zu U. L. F. am Rennwege, in ſeinem 71ſten Lebensjahre.

Am 9ten April ſtarb in Bern der würdige älteſte Sohn des großen Hallers, Herr Gottlieb Emanuel von Haller, des großen Raths des Freyſtaats Bern, und regierender Landvogt zu Nyon, im 51ſten Jahre ſeines ruhmvollen Lebens. Seine Bibliothek der Schweitzergeſchichte in ſechs Bänden iſt im Manuſcripte fertig, und itzt wird am 4ten Theile gedruckt.

Druckfehler.

In des LXVII Bandes I Stück.

Im Regiſter, unter No. 4. Ratſchky und Blumenauer l. Blumauer, ſo auch S. 125. Z. 3. v. u. — unter No 6. Rimmann l. Rinmann, und S. 172. l. S. 171. — unter No. 7. Hayen l. Hayne, Erdmann l. Ehrmann. Eben ſo im Buche S. 204 und 221. S. 234. Z. 8. von unten den l. denn. S. 254. Z. 7. v. u. Genetiv l. Genitiv.

In des LXVII Bandes II Stück.

S. 448. Z. 1. Verlage l. Verlage.